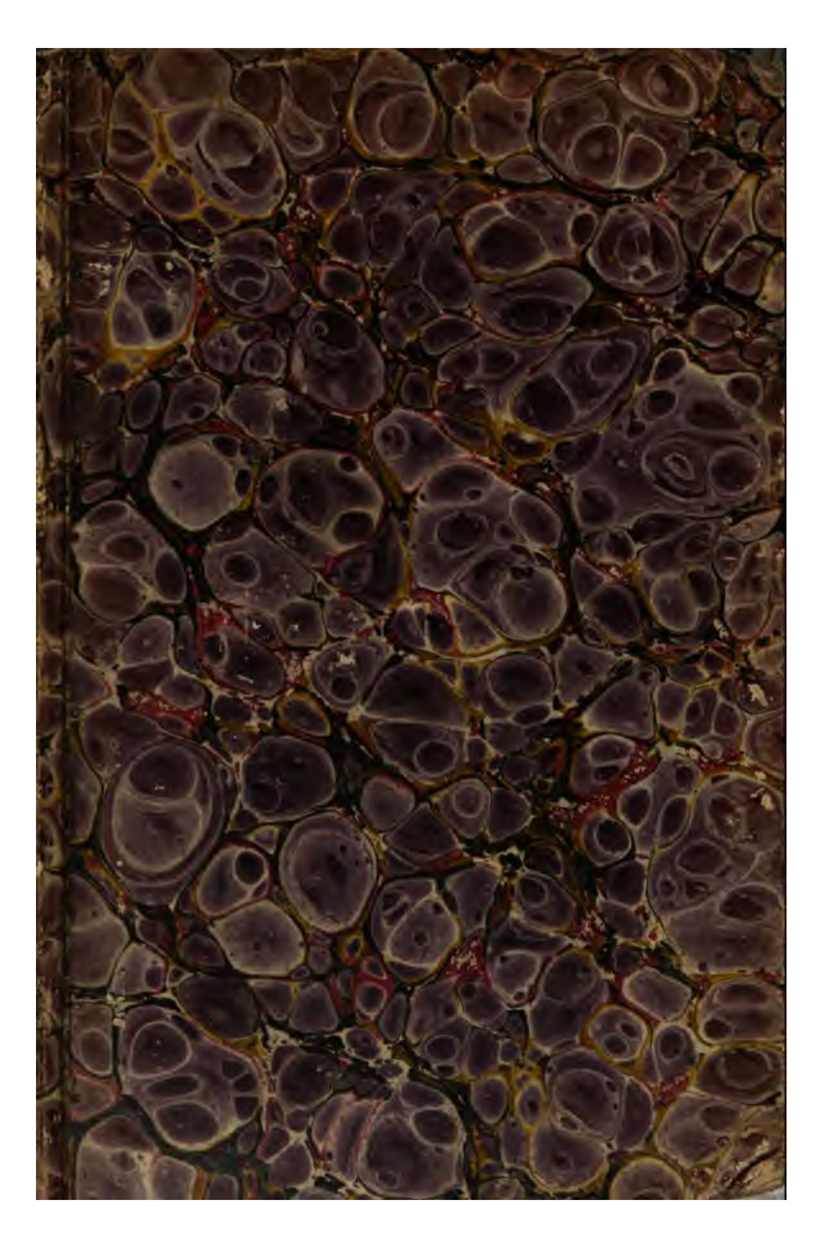
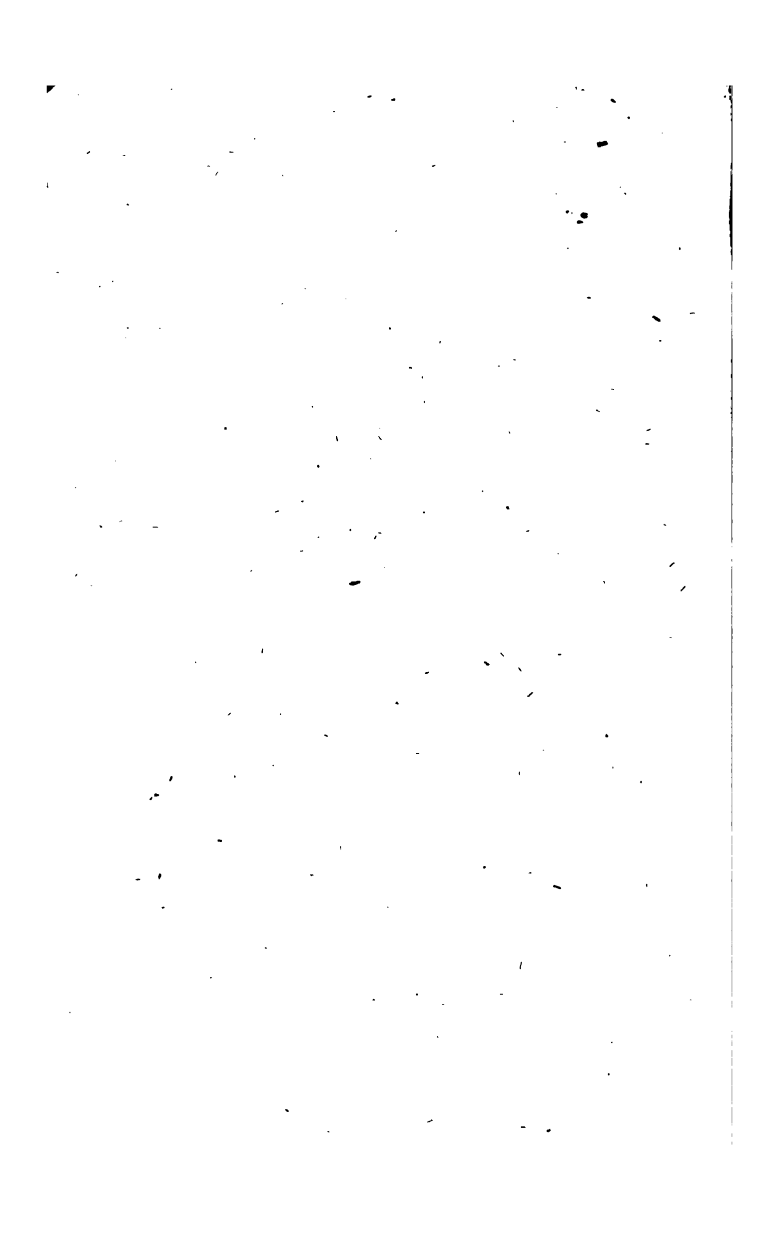


S. H. Glenn


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Siebenzehntes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Erster Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

I. Jak. Heemskerks und Wilh. Barenz nördliche Entdeckungsreise und merkwürdige Schicksale.
II. Merkwürdige Abenteuer vier Russischer Bootsmänner auf Spitzbergen.
III. Vasko de Gama's Reise nach Ostindien.
IV. Traurige Schicksale der Frau Godin Desodonais.
V. Bonteku's Abenteuer auf einer Reise von Holland nach Ostindien.

Erste Sammlung
merkwürdiger
Reisebeschreibungen
für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Erster Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

I. Jak. Heemskerks und Wilh. Barenz nördliche Entdeckungsreise und merkwürdige Schicksale.

II. Merkwürdige Abenteuer vier Russischer Bootsmänner auf Spitzbergen.

III. Vasko de Gama's Reise nach Ostindien.

IV. Traurige Schicksale der Frau Godin Desodonais.

V. Bonteku's Abenteuer auf einer Reise von Holland nach Ostindien.

Vorbericht

zur zweiten Ausgabe.

Die Verbesserungen, welche dieses Werk bei gegenwärtiger neuen Ausgabe erhalten hat, bestehen theils in Auslassungen minder unterhaltender und minder lehrreicher Stellen, theils in sorgfältiger Berichtigung der Sprache und der Schreibart. Der Verfasser schmeichelt sich, hiedurch das Werkchen dem ehrenhaften Beifalle, den es gleich bei seiner Erscheinung erhielt, und der ihm bis heute geblieben ist, um etwas würdiger gemacht zu haben. Außer einer Französischen Uebersetzung desselben, die zu Frankfurt am Main veranstaltet wurde, ist kürzlich eine neuere und sorgfältigere zu Paris unter folgendem Titel erschienen:

Bibliothèque géographique et instructive des jeunes gens, ou Recueil de Voyages intéressans dans toutes les parties du monde, par Campe.

Braunschweig, im Herbstmonde 1804.

Vorbericht

zur ersten Ausgabe.

Ich äußerte vor einigen Jahren die Meinung, »daß unter allen möglichen Lesereien, die man der Jugend in die Hände geben könnte, wol keine in jeder Betrachtung für sie nützlicher sein dürfte, als eine Sammlung anziehender und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen, dergleichen wir noch keine hätten.« — »Denn,« fügte ich hinzu, »wenn irgend etwas recht eigentlich dazu geschickt ist, in einem jungen Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Menschenkenntniß auf eine leichte und angenehme Weise zu erweitern, den Hang zu abenteuerlichen Ansichten des menschlichen Lebens und zu arkadischen Träumereien, zu welchen so viele andere Modebücher ihn einladen, zu schwächen, ihm frühzeitig einen heilsamen Ekel gegen das faselnde, schöngeisterische, empfindelnde, Leib und Seele nach und nach entnervende Geschwätz der besagten Modebücher, und dagegen einen wünschenswürdigen Geschmack an ernsthaften und nützlichen Unterhaltungen einzuflößen: so sind es gewiß solche Reisebeschreibungen, bei deren Auswahl und Verfertigung man, sowol in Ansehung

der Sachen, als auch des Vortrages, dieses jugendliche Alter und jene Zwecke einzig und allein im Gesicht gehabt hätte.« Ich schloß dieses Urtheil mit dem Versprechen, daß ich gelegentlich eine solche Sammlung veranstalten wolle, wenn ich anders finden würde, daß befugte Urtheiler hierin meiner Meinung wären.

Wenn sich nun aus den vielen schriftlichen Auffoderungen, welche seitdem an mich ergangen sind, überall etwas schliessen läßt, so ist es Dieses, daß man meine Gedanken beifallswürdig gefunden habe, und daß die Ausführung derselben von Vielen gewünscht werde. Ich habe mich daher bereitwillig finden lassen, diesen Wunsch zu erfüllen.

Ein anderer Beweggrund, mit dieser Sammlung gerade jetzt hervorzutreten, war dieser. Meine Kinderbibliothek ist nunmehr zu sechs Bändchen angewachsen, und der Beifall, womit man dieses Werk von Anfang an beehrte, hat sich, wie der Verleger mir versichert, bis auf diesen Tag unverändert erhalten; welches auch daraus zu erhellen scheint, daß sie nicht nur vor einigen Monaten von einem namenlosen Bücherräuber in Aurich nachgedruckt, sondern auch ein zweiter und dritter Nachdruck derselben theils von dem Edeln von Trattner in Wien, lediglich zur Beförderung der menschenfreundlichen Absichten Sr. römisch-kaiserlichen apostolischen Majestät*),

*) So sagt dieser edle Herr ausdrücklich in seiner Ankündigungsschrift. Sollte nicht die Nachwelt, wenn nicht so viele andre Denkmähler von Josephs Regierung zu ihr kämen, aus dieser Lästerung schliessen müssen, daß die

theils von dem in gleicher Bedeutung edlen Christoph Torricella in Troppau, gleichfalls unter allerhöchstem Schutze und zur Beförderung des menschenfreundlichen Aufklärungsgeschäfts in den östreichischen Staaten, öffentlich angekündiget worden. Allein, so wahrscheinlich es auch hiedurch wird, daß man die Fortsetzung dieses kleinen Werks gern sehen würde, so kann ich selbst doch nicht umhin, zu glauben, daß die Jugend mit kleinen dichterischen und prosaischen Stücken sittlichen Inhalts, dergleichen die Kinderbibliothek bisher enthalten hat, nunmehr hinreichend, vielleicht schon zum Ueberfluß, versorgt sei, und daß ein größerer Vorrath davon aus mehr als einer Ursache schädlich werden könnte. Denn ungeachtet ich mich nach meinen jedesmahligen Einsichten bemüht habe, in diese kleinen Aufsätze eine gesunde und nahrhafte Seelenspeise zu legen, so mußte ich sie doch, aus bekannten Gründen, zu sehr mit Naschwerk aufstutzen, wenn ich die Genießlust der kleinen Menschen reizen und einem bei sittlichen Gerichten nur zu leicht entstehenden Ekel vorbauen wollte. Naschwerk aber soll man sparsam genießen, und nicht zur täglichen Speise machen. Deßwegen hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, den künftigen Theilen der Kinderbibliothek einen andern Inhalt unterzuschieben, von dem kein Mißbrauch dieser Art zu besorgen steht.

Und so entstand diese Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, welche nunmehr an die

---

menschenfreundlichen Absichten Sr. römisch-kaiserlichen Majestät auf etwas abgezielt hätten, was — meine Hand sich weigert niederzuschreiben.

Stelle des bisherigen Inhalts der Kinderbibliothek tritt, und also zwar eine Fortsetzung dieses Werks, aber nach veränderten Zwecken ist.

Die zwölf ersten Bändchen der Kinderbibliothek waren für drei Zeiträume der Kindheit, d. i. für sechs-, zehn- und zwölfjährige Kinder bestimmt, und hatten eine sich hierauf beziehende Abtheilung erhalten. Allein nach meiner jetzigen, auf reifere Erfahrung und Einsicht gegründeten Ueberzeugung sollte die Bildung der Kinder durch Bücher eigentlich erst gegen das Ende der Kindheit ihren Anfang nehmen. Ich konnte also für ganz junge Kinder nichts mehr schreiben, weil ich jetzt auf das innigste überzeugt bin, daß alles Lesen und schulmäßige Lernen diesem Alter zuverlässig schädlich, und dem Gange, den die Natur bei der Entwickelung der Kindheit beobachtet, allemahl zuwider ist. Die Gründe dieser Ueberzeugung habe ich in einer besondern Abhandlung über die allzufrühe Ausbildung der Kinder dargelegt, die man im fünften Bande der allgemeinen Revision des gesammten Erziehungswesens lesen kann. Auch aus diesem Grunde mußte der Plan meiner Kinderbibliothek geändert werden.

Und so weiß man denn nun auch, was für Leser ich diesem Werke wünsche, nämlich keine junge, sondern solche Kinder, welche sich dem jugendlichen Alter nähern. Danach habe ich den Ton der Erzählung abgemessen; und wenn ja etwas von Kenntnissen aus der Erd- und Weltbeschreibung dabei vorausgesetzt wird, so sind es solche, die man heutiges Tages, leider! schon bei jedem achtjährigen Kinde der gesitteten Stände anzutreffen gewohnt ist. Und

ich schreibe dieses Werk für solche, welche wenigstens zwei Jahre älter sind, als diese.

Was übrigens den Plan dieses Werks betrifft, so werde ich unter allen Reisen, die ich kenne, die anziehendsten aussuchen, und mit Weglassung Dessen, was für die Jugend nicht gehört, nur Dasjenige erzählen, was sie zu gleicher Zeit vergnügen und unterrichten kann. In Ansehung der Thatsachen und Begebenheiten werde ich mich genau an meine Quellen halten; aber ich werde zugleich an den Faden einer jeden Erzählung so viel gemeinnützliche Kenntnisse zu knüpfen suchen, als es, ohne sie ermüdend zu machen, nur immer geschehen kann. Ich war anfangs gesonnen, mich an eine Zeitordnung zu binden und mit den Entdeckungsreisen der Portugiesen nach Indien den Anfang zu machen; allein die ersten Europäer, welche fremde Welttheile besuchten und beschrieben, waren größtentheils erbärmliche Beobachter; und ich fand bald, daß es, bei dem Reichthum an bessern Nachrichten aus jenen Weltgegenden, sich der Mühe nicht lohne, den jungen Lesern mit diesen, größtentheils dürren, und mit unvollständigen Beobachtungen oder fabelhaften Erzählungen durchwebten Reisebeschreibungen die Zeit zu verderben. Ich gab daher jenen Vorsatz auf, und setzte mir dagegen zum Ziel, meine jungen Leser, bei verstecktem Plane und unter beständiger Abwechselung, nach und nach in alle Weltgegenden zu leiten, und dabei unter mehren Reisebeschreibern jedesmahl denjenigen zu unserm Führer zu wählen, welcher mir der unterhaltendste und zugleich der sicherste scheinen würde. Ich habe indeß geglaubt, auch von den ältern, minder reichhaltigen Reisen diejenigen beschrei-

ben zu müssen, welchen wir die merkwürdigsten Entdeckungen zu verdanken haben, wie z. B. die von Vasko de Gama. Zuweilen werde ich Bemerkungen aus mehren Reisebeschreibungen in eine einzige zusammentragen, wie das schon im gegenwärtigen ersten Theile hie und da geschehen ist. Zuweilen werde ich auch wol die Beschreibung kleiner Reisen einschieben, die ich selbst theils schon gemacht habe, theils, wenn Zeit und Umstände es vergönnen werden, von Zeit zu Zeit zu machen gesonnen bin.

Die im gegenwärtigen ersten Theile beschriebenen Reisen sind aus folgenden Quellen geschöpft:

Heemskerks Entdeckungsreise nach Spitzbergen und Nova Zembla, und die merkwürdigen Abenteuer vier Russischer Bootsleute, aus Herrn Adelungs Geschichte der Schifffahrten und Versuche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China; Vasko de Gama's Reise nach Ostindien, aus dem ersten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Die traurigen Schicksale der Frau Godin Desodonais sind aus einem Briefe ihres Gatten geschöpft worden, welcher in dem Schlözerschen Briefwechsel vom Jahr 1775 steht. Den Inhalt vom letzten Abschnitt, welcher Wilhelm Isbrand Bonteku's merkwürdige Abenteuer auf einer Reise nach Ostindien enthält, habe ich aus dem achten Bande der allgemeinen Historien der Reisen zu Wasser und zu Lande entlehnt, und ihn den Zwecken, wozu ich hier schreibe, gemäß bearbeitet.

Wie lange übrigens diese Sammlung, dafern sie Beifall finden sollte, fortgesetzt werden wird, das werden die Aufklärer des südlichen und westlichen Deutschlands, die Nachdrucker, bestimmen, die, was andern Menschen das Liebste ist, Ehre und Rechtschaffenheit aufopfern, um das ihnen verhaßte Eigenthumsrecht zu zernichten und eine Gemeinschaft der Güter einzuführen, die in den erleuchteten Zeiten des Faustrechts galt.

Trittow, den 1sten August 1785.

I.

Jakob Heemskerks und Wilhelm Barenz

nördliche Entdeckungsreise

und

merkwürdige Schicksale.

1.

Einleitung.

Ich fange damit an, ihr jungen Freunde, euch in sehr kalte und öde Gegenden zu führen. Unsere erste Reise soll *nämlich* nach Spitzbergen und Nova Zembla gehn; ihr wißt doch schon, was das für Länder sind, und wo sie liegen?

Aber laßt euch die Mühe nicht verdrießen, sie noch einmahl auf der Karte aufzusuchen, damit euch die Lage derselben, während meiner ganzen Erzählung, unverrückt vor Augen schwebe. Ihr könnt die erste die beste Karte der beiden Halbkugeln unserer Erde dazu gebrauchen.

Seht ihr, da über Norwegen hinauf, nach dem Nordpol zu, eine ziemlich große und etliche kleinere Inseln neben einander liegen? Das ist Spitzbergen. Wenn der Name auch nicht dabei stände, so könntet ihr doch nicht fehlen, weil es unter allen bekannten Ländern am weitesten gegen Norden liegt. Man hat nicht immer gewußt, daß da — so mitten im Eismeere — noch ein Land sei; auch weiß man, die Wahrheit zu sagen, noch jetzt nicht gar viel davon. Was man aber bis jetzt davon weiß, und wer es zuerst entdeckt haben mag, das sollt ihr Alles erfahren, wenn ihr nur weiter lesen wollt.

Nun senkt euren Blick von da, und zwar schief nach der rechten Hand zu, ein wenig herab, bis nahe an die nördliche Küste von Asien. Da werdet ihr eine andere, noch viel größere Insel liegen sehen, und die ist Nova

Zembla. Die Russen nennen sie zwar Nowaja Semlja, d. i. Neuland, aber weil der erste halb Lateinische halb Russische Name nun einmahl gebräuchlich ist, so wollen wir ihn beibehalten.

Diese Insel wird durch eine Meerenge von Asien abgeschnitten, welche man Waigatz nennt. Seht doch einmahl nach, ob auch die wol auf eurer Karte angegeben ist? Sollte es nicht sein, so müßt ihr euch darüber nicht wundern, denn es ist noch nicht gar lange her, daß man noch zweifelhaft war, ob Nova Zembla mit Asien zusammenhange oder eine Insel sei.

Macht nun einmahl die Augen zu, und versucht, ob ihr euch die Lage dieser beiden Länder wol so lebhaft vorstellen könnt, als wenn ihr noch beide Augen darauf geheftet hättet. So müßt ihr es immer machen, so oft ihr ein Land, einen Fluß oder einen Ort auf der Karte angesehn habt; so mahlt ihr euch die Karten nach und nach in den Kopf, und dann könnt ihr die von Papier, die man nicht immer bei sich hat, zur Noth entbehren. Ich verlasse mich übrigens darauf, daß ihr euch bei der Lesung dieser Reisebeschreibungen gewöhnen werdet, jedes vorkommende Land und jeden vorkommenden Ort, deren Lage ihr noch nicht vollkommen im Gedächtnisse habt, immer wieder von neuen auf der Karte aufzusuchen. Sonst würdet ihr mit viel geringerem Nutzen lesen, als ich wünsche, daß ihr thun möget.

Daß es in den Ländern, wovon hier die Rede ist, sehr kalt sein müsse, das würdet ihr wol von selbst schon vermuthen, wenn ihr es auch noch nie gehört hättet, weil ihr seht, daß sie so weit gegen Norden liegen. Wenn ich euch nun vollends sage, daß daselbst, während eines großen Theils des Jahrs, die Sonne gar nicht aufgeht, und es also in dieser Zeit unaufhörlich Nacht

ist*): so wird auch die fürchterliche Kälte, die da herrschen muß, noch begreiflicher sein. Wollt ihr also je einmahl dahin reisen, etwa um einer Wallfisch- oder Robbenjagd beizuwohnen, so vergeßt nicht, euch mit warmen Kleidungsstücken zu versorgen; sonst würdet ihr es da nicht aushalten können.

Aber es ist Zeit, daß ich euch mit den Personen, deren Reise und Schicksale ich euch erzählen will, und mit der Absicht bekannt mache, welche sie in eine so unfreundliche Weltgegend führte. — Ihr wißt doch Alle, wo Ostindien liegt, und durch welche Meere man von Europa dahin zu schiffen pflegt? Nun nehmt noch einmahl die Weltkarte vor euch, und bemerkt, welch ein gewaltig weiter Umweg es ist, wenn man z. B. aus Holland, erst durch den Kanal, dann im Atlantischen Weltmeere vor Frankreich, Spanien und Portugal vorbei, nach den Kanarischen Inseln, von da an der Afrikanischen Küste hinunter nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und dann auf der andern Seite von Afrika wieder hinauf, etwa nach der Insel Java, und von da wol gar noch weiter hinauf nach China und Japan segelt, um etwa Chinesischen Thee oder Japanisches Gold einzutauschen. Statt eines so langen Weges hätten die Europäer nun gar zu gern einen kürzern, und zwar gleichfalls zu Wasser gehabt, denn mit einem Landwege nach so weit entlegenen Län-

*) Diese lange Nacht währt in Spitzbergen vom 18ten des Weinmonats bis zum 4ten Hornung. Dahingegen herrscht in dieser Gegend vom 4ten Mai bis zum 2ten August ein immerwährender Tag, weil in dieser Zeit die Sonne daselbst gar nicht untergeht. In Nova Zembla ist der lange Tag sowol, als auch die lange Nacht schon etwas kürzer.

dern war ihnen wenig gedient. Warum? das mögt ihr selbst errathen. Da legte nun Dieser und Jener, besonders in Holland, die Weltkarte vor sich hin, guckte sie an, und dachte: wie? wenn man da bei Norwegen hinauf, dann rechts über Lappland, dem Europäischen und Asiatischen Rußland hin bis ans Ende von Asien schiffte, und dann zwischen Asien und Amerika wieder hinuntersegelte? Das wäre doch ein viel kürzerer Weg? — Allerdings; und das muß versucht werden! sagten Andere, rüsteten eilig Schiffe aus, und segelten darauf los.

Ihr werdet denken, nichts sei leichter gewesen, als diese Fahrt ausfindig zu machen, welche man die nordöstliche Durchfahrt zu nennen pflegt. Aber übereilt euch nicht in eurem Urtheile; denn so leicht das Ding auch aussieht, so schwer hat man es gefunden; und ich muß euch nur zum voraus sagen, daß man bis auf den heutigen Tag noch nicht fertig damit geworden ist. »Das wäre! — Und was in aller Welt kann die Leute denn gehindert haben, ihre Absicht zu erreichen?« Ein einziger verdrießlicher Umstand: wenn sie da oben über Rußland hinkamen, so saßen ihre Schiffe auf einmahl fest, und sie mußten Gott danken, wenn sie nur sich wieder losarbeiten und zurückfahren konnten, woher sie gekommen waren. Ich wills euch deutlicher sagen: das Meer da oben ist, der erstaunlichen Kälte wegen, voller Eis, welches bald in großen Stücken, wie Berge, umherschwimmt, bald sich an einander schließt, und fest steht, als wenn bei uns ein Teich zugefroren ist. Und seht, deßwegen wird es eben das Eismeer genannt. Begreift ihr nun, warum es so leicht nicht ist, einen Weg dadurch zu finden?

Zweimahl hatten die Holländer schon versucht, diese

nordöstliche Durchfahrt zu bewerkstelligen, aber jedesmahl vergebens. Jetzt beschlossen sie, als brave Männer, die sich durch Schwierigkeiten nicht gleich abschrecken lassen, einen dritten Versuch zu wagen. Es wurden zwei Schiffe dazu ausgerüstet. Zum Befehlshaber derselben wurde Jakob Heemskerk ernannt. Die unter ihm dienenden Obersteuermänner waren Wilhelm Barenz auf dem einen, und Johann Cornelius Ryp auf dem andern Schiffe. — In dem folgenden Kapitel werden wir sie abfahren sehen.

2.

Abfahrt von Amsterdam. Entdeckung der Bäreninsel und der Insel Spitzbergen.

Es war zu Anfange des Maimonats im Jahr 1596, als unsere Seefahrer von Amsterdam aus unter Segel gingen. Den 18ten steuerten sie bei Vlieland, einer der Inseln, von welchen die Südersee eingeschlossen wird, vorbei, und segelten in die Nordsee. Wind und Wetter waren günstig; daher gings denn auch, als flögen sie davon, und vier Tage darauf hatten sie schon die Schetlandischen oder Hitlandischen Inseln im Gesicht, die ihr da oben im Deutschen Meere zwischen Schottland und Norwegen auf der Karte von Europa finden könnt. Stellt euch vor, über hundert Deutsche Meilen in vier Tagen! Das mußte rasch gehn!

Die Fahrt ging immer gerade auf den Nordpol zu. Einige Tage darauf waren sie schon der Insel Island gegenüber, in derjenigen Gegend des nördlichen Weltmeers, über welche man, in Gedanken, wie ihr wißt, den nördlichen Polzirkel gezogen hat. Am ersten des Sommermonats, also vierzehn Tage nach ihrer Abreise

von Vlieland, hatten sie schon den 70sten Grad der nördlichen Breite *) zurückgelegt; und an diesem Tage blieb ihnen zum erstenmahle die Nacht aus. Denn nun waren sie bis dahin gekommen, wo, in dieser Jahrszeit, die Sonne einige Monate lang gar nicht untergeht, sondern immer über dem Gesichtskreise stehen bleibt, indem sie an demselben in 24 Stunden rund herumzulaufen scheint. Stellt euch, ihr lieben Leser, einmahl etwas lebhaft vor, wie sonderbar Einem dabei zu Muthe sein müsse, wenn man aus einem Lande kommt, wo Tag und Nacht beständig mit einander abwechseln, und sich nun auf einmahl in eine Gegend versetzt sieht, wo die Sonne des Abends am Himmel stehen bleibt, und die ganze Nacht durch eben so helle, als am Tage scheint! Nun sollte man wol meinen, in einer solchen Gegend müsse es, in derjenigen Jahrszeit wenigstens, in welcher die Sonne dort gar nicht untergeht, unausstehlich heiß sein, weil wir bei uns im Sommer es meistentheils den Nächten zu verdanken haben, daß die Luft, nach einem schwülen Tage, sich wieder abzukühlen pflegt. Aber nein! In diesen hohen nördlichen Gegenden hat man, trotz des immerwährenden Sonnenscheins, sich in der wärmsten Jahrszeit so wenig über Hitze zu beschweren, daß vielmehr unsern Reisenden vor Kälte die Zähne im Munde klapperten. Sonderbar! Woher das doch wol kommen mag? Denkt einen Augenblick darüber nach, ob ihr das wol schon von selbst zu begreifen in Stande seid. Wo nicht, so leset nur weiter.

Das kommt daher, weil die Sonne hier mitten im

*) Ich setze voraus, daß meine jungen Leser wissen, was unter der Länge und Breite unserer Erdkugel verstanden wird.

Sommer ungefähr so niedrig am Himmel steht, wie bei uns in den kurzen Wintertagen. Da können also auch ihre Strahlen nur so von der Seite oder schief auf diese Weltgegend fallen. Nun wißt ihr aber wol, daß es in einem Zimmer viel heißer wird, wenn die Sonne ihm gerade gegen über steht, als wenn sie nur so von der Seite darauf scheint. Ihr begreift also auch, daß es da oben, trotz des ununterbrochenen Tages, auch im Sommer nicht viel wärmer werden könne, als es etwa bei uns an einem schönen Wintertage ist.

Und nun wirds euch nicht mehr wundern, wenn ihr hören werdet, daß unsere Reisende sich bald darauf mitten unter großen Eisschollen befanden, welche weit und breit das Meer bedeckten. Es war am 5ten des Sommermonats, als Diejenigen, welche auf dem Verdecke waren, auf einmahl ein großes Geschrei erhoben, und ihre Gefährten herbeiriefen, um eine ungeheure Menge Schwäne zu sehen, welche daher geschwommen kämen. Alle liefen herbei und freueten sich schon zum voraus auf die schönen Braten, die das geben würde, wenn sie Gelegenheit hätten, ein Paar Dutzend davon zu schießen. Aber als sie die Augen weit aufgerissen und einen Augenblick unverwandt hingesehen hatten, wurden sie gewahr, daß ihre Gefährten — sich geirrt, und Eisschollen, die mit Schnee belegt waren, für Schwäne angesehen hatten. Bald darauf waren sie mitten darunter. Den Heißhunger nach Schwanenbraten mußten sie sich denn wol vergehen lassen.

Ein paar Tage vorher hatten sie eine andre sonderbare Erscheinung, und zwar am Himmel gehabt. Sie sahen nämlich auf einmahl drei Sonnen am Himmel stehen; und was dieses Schauspiel noch wunderbarer machte, das waren drei Regenbogen, welche sich in der Gegend

dieser Sonnen durchkreuzten. Und was mochte denn Das zu bedeuten haben? Hat man in jenen nördlichen Gegenden etwa wirklich mehr als Eine Sonne? Oder ging es bei Dem, was diese Leute hier zu sehen glaubten, etwa nicht mit rechten Dingen zu, wie die alten Weiber sprechen? Ich will euch das Ding erklären, wenn ihrs noch nicht wißt.

Auch bei uns sieht man wol zuweilen zwei, drei oder mehr Sonnen, auch wol zur Nachtzeit eben so viele Monde am Himmel stehen, die man Nebensonnen und Nebenmonde zu nennen pflegt. Das kommt nun daher. Es befinden sich zuweilen solche Dünste in dem Dunstkreise, welche die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, sondern von welchen sie, wie von unsern Spiegeln, zurückprallen. Dergleichen Dünste machen daher eine Art von Spiegel aus; denn indem die Sonnenstrahlen von ihnen zurückgeworfen werden, und in unsere Augen fallen, so sehen wir auf ihnen das Bild der Sonne, oder wenn es Strahlen des Mondes waren, das Bild des Mondes. Gewöhnlicherweise pflegt eine solche Lufterscheinung bei uns sich im Winter zu ereignen, und zwar zu einer Zeit, wenn viele feine Dünste in der Luft zu kleinen Eistheilchen gefroren sind.

Unsere Seefahrer schifften nun einige Tage lang durch lauter Eisschollen hin, welche, je weiter sie kamen, immer größer und dicker wurden. Am 9ten des Sommermonats entdeckten sie Land. Sie sahen auf ihren Karten nach, um zu erfahren, was für eins es wol sein möchte; aber diese zeigten ihnen an der Stelle, wo sie sich jetzt befanden, nichts. Sie merkten also, daß es ein noch unbekanntes Land sein müsse.

Man steuerte darauf zu, und sah nun deutlicher, daß es eine, ungefähr 5 Meilen lange, Insel wäre. Nach-

dem sie die Schiffe vor Anker gebracht hatten, stieg ein Trupp von ihnen in die Schaluppe, und fuhr ans Land. Das erste, was sie hier erblickten, war eine große Menge Meweneier, die sie fleißig einsammelten, um einen Abendschmaus davon zu halten. Hernach kletterten sie, um sich umzusehn, auf einen Berg, der so steil war, als wenn er mit Fleiß nach dem Bleiloth wäre ausgehauen worden. Es wurde ihnen sauer; indeß kamen sie doch glücklich hinauf. Aber nun war die Frage, wie sie wieder hinunter kommen sollten? Daran schienen sie beim Hinaufklettern nicht gedacht zu haben; und das war sehr unbesonnen von ihnen gehandelt. Nicht ohne Schaudern blickten sie hinab, und sahen nunmehr mit Reue, wie viel sie, ohne Noth, gewagt hatten; denn zur Vergrößerung der Gefahr standen am Fuße des steilen Berges lauter spitzige Felsenstücke, auf welche sie gar unsanft niedergefallen sein würden. Indeß, was war zu thun? Sie waren nun einmahl oben, und mußten wieder hinab. Da half kein Zagen; als brave Leute faßten sie ein Herz, legten sich auf die Knie oder auf den Bauch, und rutschten — Alle glücklich hinunter. Barenz, welcher in der Schaluppe geblieben war und ihnen zusah, hatte sie schon Alle für verloren gehalten.

Am folgenden Tage erblickten sie ein gräßliches vierfüßiges Ungeheuer, zwölf Fuß lang, mit langen weißen, zottigen Haaren, und mit einem Rachen voll scharfer Zähne, aus welchem es dumpfe, fürchterlich brummende Töne hervorgurgelte. Meine jungen Leser errathen wol schon, was für ein Thier dies Ungeheuer gewesen sei. Es war ein weißer Bär, dergleichen es nur in den nördlichsten Gegenden giebt. Diese unterscheiden sich von einem gemeinen Bären, theils durch ihre Größe, indem sie, wie schon gesagt, gegen zwölf Fuß

lang sind, theils durch ihre weiße Farbe, theils durch ihre größere Raubgier, indem sie ohne Unterschied Menschen und Thiere anfallen, um sie aufzufressen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Fischen, Seehunden und todten Wallfischen. Sie leben daher an den Küsten und auf dem Treibeise des Eismeers; und können schwimmen und untertauchen, wie die Enten.

Aber so fürchterlich dieses Thier auch immer sein mag, so hatte das Schiffsvolk doch Lust, es mit ihm aufzunehmen. Sie beschlossen, nicht etwa es von fern zu erschießen, sondern darauf loszugehn, ihm eine Schlinge um den Hals zu werfen, und es so entweder zu erdrosseln oder lebendig zu fangen. Muthig sprangen sie in die Schaluppe und ruderten ihm entgegen. Aber da sie näher gekommen waren, fanden sie es so grimmig, daß sie den Plan mit der Schlinge aufgeben mußten. Sie fielen es hierauf mit Aexten und andern scharfen Werkzeugen an. Der Kampf war hitzig und dauerte lange. Zwei ganzer Stunden mußten sie sich mit ihm herumbalgen, bis ihnen endlich gelang, ihm den Kopf vom Rumpfe zu hauen.

Da fiel der große Esel hin,
So lang und breit er war.

Sie schleppten den todten Körper ans Schiff, und zogen ihm die Haut ab. Von dem Fleische bereiteten sie eine Mahlzeit, fanden es aber nicht nach ihrem Geschmacke, ungeachtet Andere es so wohlschmeckend als Rindfleisch wollen gefunden haben. Indeß was ißt man nicht, wenn man sich jenseits des Polkreises unter lauter Eisschollen befindet, wo keine Früchte wachsen, und wo keine Fleischer wohnen, von welchen man Kälber- oder Schöpsenfleisch kaufen könnte!

Dieser glücklich geendigte Bärenkampf gab Anlaß,

daß man die Insel, bei der man sich jetzt befand, die Bäreninsel nannte. Wenn ihr auf der Weltkarte über Norwegen hinauf nach Spitzbergen hinseht, so werdet ihr sie da liegen sehn. Vielleicht steht der Lateinische Name: insula ursorum, dabei.

Am folgenden Tage lichteten sie die Anker, und steuerten abermahls nordwärts. Gegen Abend, d. i. zu der Zeit, da bei uns, aber nicht in jener Gegend, der Tag sich zu Ende neigt, sahen sie etwas Großes auf dem Meere schwimmen, welches sie anfangs für ein Schiff, nachher für eine kleine Insel hielten. Da sie aber näher kamen, bemerkten sie, daß es — ein todter Wallfisch war, auf welchem eine große Menge Mewen saßen, die sich sein Fett, oder auch seine Läuse wohlschmecken ließen. Schade, daß ihr noch nie einen Wallfisch gesehen habt, um euch so recht lebhaft vorzustellen, was das für ein Anblick sein müsse, ein so ungeheures Geschöpf zu sehn! Ich kenne ihn freilich auch nur aus Beschreibungen und Abbildungen; aber laßt doch sehen, ob ich euch nicht einen und den andern Umstand von ihm erzählen kann, den ihr vielleicht noch nicht recht gewußt, oder schon wieder vergessen habt.

Die eigentliche Heimath des Wallfisches ist das Eismeer, sowol beim Nordpole, als auch beim Südpole; doch finden sie sich auch nicht selten in wärmeren Meeren ein. Er ist das größte aller bekannten Thiere. Vor Zeiten tödtete man deren viele, die über hundert, ja wol zweihundert Fuß lang und siebenzig bis achtzig breit waren; jetzt aber, da man jährlich ein paar tausend Stück derselben erlegt, wird ihnen nicht mehr Zeit gelassen, zu einer so ungeheuren Größe anzuwachsen. Sie pflegen daher heutiges Tages nur etwa sechzig bis siebenzig Fuß lang zu sein. Der Kopf ist das größte Stück an seinem Kör-

per, und beinahe die Hälfte des Ganzen; aber sein Schlund ist nur vier Zoll breit, daher er auch nur von Häringen und einem Meergeziefer, das man Wallfischaas nennt, leben kann. Sein Fell ist schwarz, einen Zoll dick, hin und wieder mit einzelnen Borsten besetzt, und häufig mit Seepflanzen, Korallen und Muscheln bewachsen. Es gleicht einer aufgesprungenen Borke, und es hält sich eine Art von Läusen darin auf, die ungefähr einen Zoll lang sind, und welche von den Mewen herausgepickt werden, so oft der Wallfisch aus dem Wasser hervorragt. Nach Verhältniß seines ungeheuren Körpers hat er nur sehr kleine Augen, welche am Ende des Kopfes, unterwärts nach dem Bauche hin liegen, und nicht größer als Ochsenaugen sind. Oben auf dem Kopfe hat er zwei Löcher, durch welche er das eingeschluckte Wasser, wie Springbrunnen, in die Luft bläs't. Sein Oberkiefer enthält Das, was wir Fischbein nennen, welches so groß und schwer ist, daß die ganze Schiffsmannschaft angespannt werden muß, um es auf das Schiff hinauf zu winden. Die Unterkinnlade besteht aus zwei mächtig großen Knochen, die zehn Fuß und darüber lang, beinahe einen Fuß breit und einen halben Fuß dick sind. Bei Hamburg, Altona und andern Orten, wo man jährlich Wallfischfänger ausschickt, gebraucht man diese Knochen zu Thorwegspfosten, oder man sägt sie in Stücke und rammelt sie, wie Pfähle, an solchen Stellen ein, wo Keiner fahren oder reiten soll. Das ganze Thier besteht größtentheils aus Speck, und dies ist es, wonach seine Feinde, die Menschen, hauptsächlich trachten; denn aus diesem Specke macht man bekanntlich Thran. Uebrigens hat der Wallfisch warmes Blut, gebiert seine Jungen lebendig, wie andere Säugthiere, und nährt sie auch aus seinen Brüsten mit Milch.

Mit der Erlegung eines Wallfisches geht es so zu. An den beiden Springbrunnen, die er durch das Ausblasen des Wassers verursacht, erkennt man den Ort seines Aufenthalts, wenn er nicht etwa über der Oberfläche des Wassers sichtbar ist. Sobald man nun gewahr wird, daß einer in der Nähe ist, steigen die Wallfischjäger in Schaluppen und Böte, und rudern auf ihn los. Vorn im Schiffe steht der Harpuner, das ist, derjenige Mann, der mit der Harpune bewaffnet ist. Diese ist ein Wurfspieß von Eisen, mit zwei Widerhaken und mit einem hölzernen Stiel versehen und mit einem Stricke befestiget. Sobald man nun dem Ungeheuer nahe genug gekommen ist — welches mit der äußersten Behutsamkeit geschehen muß, weil es durch einen einzigen Schlag mit dem Schwanze das Schiff zerschmettern würde, — wirft ihm der Harpuner mit der größten Kraft, deren er fähig ist, den Wurfspieß in den Leib. Kaum ist dies geschehn, so begiebt der Wallfisch sich auf die Flucht, indem er gemeiniglich nach dem Grunde des Meers, und zwar mit solcher Geschwindigkeit eilt, daß man das Seil der Harpune kaum so geschwind nachlaufen lassen kann. Das Boot, worin die Leute sind, wird dabei oft so schnell fortgerissen, als wenn es vom Sturmwinde dahingetrieben würde. Die Oberfläche des Meeres färbt sich dabei von Blut. Lange wühlt und tobt der verwundete Wallfisch im Abgrunde, bis er endlich vor Ermattung sich nach Luft sehnt, und deßhalb wieder an die Oberfläche kommt. Sogleich empfängt man ihn mit langen und spitzigen Spießen, die man ihm in den Leib stößt, und wie Bäume darin sitzen läßt, so daß er zuletzt das Ansehn eines Wäldchens gewinnt. Endlich, wenn er sich völlig verblutet hat, bleibt er todt auf der Oberfläche des Wassers liegen, und ragt,

wie eine Insel, darüber hervor. Dann werden Stricke daran befestiget, und alle Schaluppen und Böte vorgespannt; und so schleppt man ihn nach dem Schiffe hin, welches man bugsiren nennt.

Nun tritt das Schiffsvolk auf den todten Wallfisch hin, und haut ihm den Speck und die Oberkiefer oder das Fischbein aus. Andere winden das Ausgehauene in die Höhe, schneiden den Speck in Stücken, und packen ihn in Tonnen. Ist man auf der einen Seite des Wallfisches damit fertig, so wird er umgewandt, um das Nämliche auf der andern Seite zu thun. Das Fleisch und die Knochen läßt man liegen, die beiden Knochen der Unterkinnlade ausgenommen, die man auch auf das Schiff windet und sie daselbst aufstellt, da denn mehr als ein Faß voll Thran aus denselben rinnt. Das Fleisch wird eine Beute der Raubvögel und der weißen Bären.

Ich hoffe, meine wißbegierigen jungen Leser werden mir diese kleine Ausschweifung nicht übel nehmen. Jetzt kehre ich wieder zu unsern Seefahrern zurück.

Am 17ten und 18ten des genannten Monats mußten sie sich durch sehr viel Treibeis arbeiten, indem sie immer weiter gegen Norden segelten; worauf sie abermahls an eine kleine Insel kamen. Dies war eine von denen, die ihr über der Bäreninsel unter Spitzbergen liegen seht. Sie sahen daselbst nichts, was erzählt zu werden verdiente, und fuhren weiter.

Am folgenden Tage entdeckten sie abermahls Land; und dies war dasjenige, was man nachher Spitzbergen genannt hat, weil man auf demselben viele spitzige Berge hervorragen sieht. Unsere Seefahrer hielten es für einen Theil von Grönland, worin sie sich aber irrten.

Am 21sten warfen sie im Gesicht des Landes Anker.

Ein Theil des Schiffsvolks ruderte in den Böten nach der Küste, um Ballast einzuholen. Was unter diesem Namen verstanden werde, wißt ihr schon; aber wenn ihr, wie ich vermuthe, mit Nachdenken leset, so wird euch wahrscheinlicherweise die Frage einfallen: warum man denn jetzt erst daran dachte, Ballast einzunehmen, nachdem man schon einige hundert Meilen zurückgelegt hatte? Wer unter euch sich getrauet, die Frage zu beantworten, der mache das Buch zu, und sage uns seine Meinung.

Getroffen, lieber Freund! — denn ich sehe im Geist, daß jeder meiner jungen Leser sogleich mit der Antwort fertig sein wird: »das rührte daher, daß ein Theil von Dem, was das Schiff bei seiner Abfahrt beschwerte, z. B. Brennholz und Lebensmittel, nun schon verbraucht war; es mußte also an die Stelle dieser verzehrten Dinge etwas Anders gelegt werden, damit das Schiff wieder seine gehörige Schwere bekäme.« Ich finde diese Antwort vollkommen richtig, und fahre fort.

Da die Bootsleute Steine und Felsenstücke genug zusammengetragen hatten, und nun eben in Begriff waren, die Böte damit zu beladen, so kam ein großer weißer Bär auf sie zugeschwommen, welcher ganz die Miene hatte, als wenn er ihnen den Krieg ankündigen wollte. Unsere Bootsleute, welchen das Herz an der rechten Stelle saß, beschlossen, seine Ankunft nicht erst abzuwarten, sondern ihm muthig entgegenzurudern. Es geschah. Jetzt begegneten sie einander, und nun begann ein fürchterlicher Kampf. Schießgewehre waren damahls noch nicht so gemein, als jetzt. Unsere Kämpfer — die in den Böten versteht sich — waren daher auch nur mit Spießen, Aexten und andern dergleichen Waffen versehn, womit sie ihrem Feinde tapfer zusetzten. Allein

der Bär hatte ein so gewaltig dickes Fell, daß die meisten Spieße darauf zerbrachen, oder krumm wurden. Daneben versüchte er einigemahl zu entern, das heißt, das feindliche Fahrzeug festzuhalten und Bord an Bord zu kämpfen. Statt der Enterhaken, deren man sich sonst dazu bedient, gebrauchte er seine Pratzen, die er mit solcher Gewalt an das Vordertheil des einen Bootes schlug, daß, wenn der Schlag die Mitte des Schiffes getroffen hätte, das Unterste vermuthlich zu oberst würde gekehrt worden sein. Endlich mußte er dennoch unterliegen. Todt schleppte man ihn an Bord, und zog ihm die Haut ab, welche diesmahl dreizehn Fuß lang war.

3.

Beschreibung von Spitzbergen. Reise von da nach Nova Zembla.

Dieses Land ist eins der ödesten und kältesten in der Welt. So weit man von der See her sehen kann, folgt ein spitziger Berg auf den andern, und diese Berge bestehen theils aus Eis und Schnee, theils aus Sand und Steinen. Außer einigen Kräutern und Moos, welche hie und da hervorkeimen, wächst auf der ganzen Insel nichts, kein Strauch, kein Baum. Nur im Heu- und Erntemonat hat man da Etwas, was einem Sommer einigermaßen ähnlich sieht; aber auch dieses Pröbchen von einer angenehmen Jahrszeit wird oft von rauhen Winterauftritten unterbrochen. Der Himmel ist fast beständig trübe. Gewitter sind unter diesem Himmel etwas sehr Seltenes. Die lange Winternacht, welche, wie schon erwähnt worden, hier beinahe vier Monate währt, wird durch häufige und hellflimmernde Nordlichter einigermaßen erträglich.

Unter den wenigen Kräutern, welche hier wachsen, zeichnen sich besonders das Löffelkraut und der Sauerampfer aus. Nicht ohne eine besondere wohlthätige Absicht scheint die Hand der Vorsehung gerade diese hierher gesäet zu haben; denn sie sind ein treffliches Mittel gegen den Scharbock, eine Krankheit, von der die Seefahrer, besonders in diesen nördlichen Gegenden, so viel zu leiden haben.

Die Bewohner dieses unfreundlichen Landes sind, außer mancherlei Wassergeflügel, weiße Bären, Rennthiere und Füchse, welche hier theils weiß, theils blau sind, und deren Pelzwerk sehr geschätzt wird. Von den weißen Bären habe ich schon oben geredet. Das Rennthier ist eins der brauchbarsten und nützlichsten Geschöpfe unter der Sonne; nur Schade, daß es in keiner andern, als in nördlichen Gegenden gedeihen will. Der Lappländer lebt fast ganz allein von ihm. Die Milch und das Fleisch des Rennthiers geben ihm Speise, das Fell desselben dient ihm theils zur Kleidung, theils zur Verwahrung seiner Hütte gegen Wind, Kälte und Regen; es ist sein Lastthier, und, vor seinen Schlitten gespannt, vertritt es die Stelle des besten Pferdes. Aus den Hörnern und Knochen dieses Thiers macht er allerhand Werkzeuge, aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Flaschen und Beutel aus der Blase. Und, was das Bewundernswürdigste ist, dieses so nützliche Thier ist unter allen das genügsamste, unter allen am leichtesten zu ernähren. Es bedarf zu seinem Unterhalte nichts, als Moos und trocknes Laub, und auch von diesem braucht sein Herr keinen Vorrath für den Winter einzusammeln. Es weiß Beides selbst zu finden, auch wenn die Erde mit dem tiefsten Schnee bedeckt ist. Es kratzt, um sich diese kärgliche Nahrung zu verschaffen, den Schnee mit

den Füßen weg, und nicht lange, so ist sein Hunger gestillt. Wer erkennet hier nicht die Weisheit der Vorsehung, die diesem Thiere, welches sie für den kalten, unfruchtbaren Norden bestimmte, so leicht zu befriedigende Bedürfnisse gab!

Uebrigens gleicht das Rennthier unserm Hirsche, nur daß es etwas kleiner ist, kürzere Beine und etwas anders gebaute Geweihe hat. Auch die weiblichen Rennthiere sind damit geschmückt, welches bei den Hirschen nicht ist.

Menschen giebts auf Spitzbergen ganz und gar nicht; desto mehr aber sind die Küsten des Landes, das Meer und das darauf befindliche Eis mit Geschöpfen bevölkert, die man hier bei uns nicht kennt, und von welchen ich euch daher einige nennen und beschreiben muß. Da sind z. B. außer den Wallfischen, der Robbe oder Seehund, das Wallroß, der Schwerdtfisch, der Haifisch und andere.

Der Robbe oder Seehund, den man auch wol Seekalb nennt, liebt, wie der Wallfisch, die nördlichen Gegenden, wo er sich des Sommers auf dem Lande, des Winters auf dem Eise und im Wasser aufzuhalten pflegt. Sein Kopf gleicht einem Hundskopfe mit abgeschnittenen Ohren. Das Maul und die Nase sind ihm mit Haaren bewachsen, welche den sogenannten Spürhaaren unserer Katzen gleichen. Ein kurzes glänzendes Haar bedeckt die übrigen Theile seines Leibes. Er hat nur zwei kurze Vorderfüße, die er zum Gehen oder vielmehr zum Fortrutschen gebrauchen kann, denn seine Hinterfüße, die zwei kleinen Fischschwänzen gleichen, sind nach dem Schwanze hingebogen, und dienen ihm, wie Floßfedern, nur zum Rudern. Seine Länge beträgt vier bis acht Fuß. Der dicke Speck dieses Thieres giebt

gleichfalls Thran, daher man, wenn es mit dem Wallfischfange nicht glücken will, eine Herde Seehunde todtzuschlagen pflegt, um sich schadlos zu halten. Einige Schiffe segeln auch recht eigentlich in der Absicht hin, um eine Ladung von Seehundsspeck einzuholen. Diese Thiere liegen, besonders wenn die Sonne scheint, in großer Menge auf dem Eise, und schnarchen. Hier geht man, mit Keulen bewaffnet auf sie los, und da sie mit ihren beiden kurzen Beinen nicht geschwind entfliehen können, so ist es leicht, ihrer viele zu erlegen. Man schlägt sie auf die Nase, wo sie, wie die Hunde, am empfindlichsten sind. Durch einen solchen Schlag werden sie zwar betäubt, aber nicht getödtet, denn sie haben ein sehr zähes Leben. Man hat Beispiele, daß einem Seehunde schon fast aller Speck vom Leibe geschnitten war, als das Gerippe desselben noch heftig um sich biß. Ihre Nahrung besteht in Meergras oder Seetang und Fischen. Uebrigens ist dieses Thier für die armseligen Polmenschen, d. i. Diejenigen, welche gegen die Pole zu wohnen, wie z. B. die Grönländer, ein sehr wichtiges Geschöpf, weil es, wie den Lappländern das Rennthier, ihr Alles ist. Sie essen sein Fleisch, unterhalten ihre Lampen mit seinem Thran, bekleiden sich, ihre Wohnungen und ihre Kähne mit seinem Felle u. s. w. Auch bei uns macht man von dem Felle desselben Jagdtaschen und Tabakstaschen für Jäger und Landleute, und beschlägt die Reisekoffer damit *).

Das Wallroß gleicht dem Robben, nur daß es viel größer und stärker, ungefähr so dick und lang als ein

*) Abbildungen vom Wallfische, vom weißen Bären, vom Seehunde und vom Wallrosse, könnt ihr in vielen Büchern, unter andern in Funk's Naturgeschichte sehn.

Ochs ist, einen viel dickern und rundern Kopf und zwei große Hauer im Maule hat, die wol eine Elle und darüber lang sind. Diese Zähne werden, wegen ihrer außerordentlichen Weiße, noch höher geschätzt, als Elfenbein. Die Wallrosse liegen gleichfalls herdenweise auf dem Eise, oder auch im Wasser, und schnarchen. Wenn sie angegriffen werden, vertheidigen sie sich herzhaft, stehen auch Eins dem Andern treulich bei, suchen mit ihren großen Zähnen die Böte zu fassen und umzustürzen, und brüllen dabei wie die Ochsen. Wenn man ihnen, der Uebermacht wegen, weichen muß, so verfolgen sie das Boot mit solchem Eifer, daß sie oft unter sich in Streit gerathen, indem eins dem andern vorzueilen sucht. Man tödtet sie bloß um ihrer Zähne willen; denn Speck haben sie nicht, und ihr Fleisch ist ungenießbar.

Der Schwertfisch gehört gleichfalls unter die merkwürdigen Bewohner des Eismeeres. Wenn er völlig ausgewachsen ist, mißt er achtzehn bis zwanzig Fuß, und ist an zwei Zentner schwer. An der obern Kinnlade ragt ihm ein langer und breiter Knochen wie ein Schwert hervor, nur daß er eingekerbt ist, und daher einer Säge gleicht. Deswegen hat man diesen Fisch auch wol zuweilen Sägenfisch genannt. Er ist des Wallfisches Erbfeind, und setzt demselben mit seiner scharfen Säge so lange zu, bis er ihn erlegt hat. Dann, sagt man, nimmt er zu seiner Beute bloß die Zunge des Wallfisches, und läßt das Uebrige liegen. Wenn daher die Wallfischjäger gewahr werden, daß ein Schwertfisch mit einem Wallfische in Kampf ist, so hüten sie sich wohl, ihn zu stören. Sie sehen vielmehr geruhig zu, weil sie wissen, daß sie, in diesem Falle, ihre Mühe sparen können. Zuweilen macht der Schwertfisch seinen erlegten Feind den Menschen streitig, und schleppt die

große Masse eine Strecke fort, ungeachtet einige Schaluppen voll Menschen sie nach der entgegengesetzten Richtung fortzuziehen bemüht sind.

Von dem fürchterlichen Haifische, der auch in andern Meeren lebt, habe ich schon in der Entdeckung von Amerika eine Beschreibung gemacht. Es sei mir daher erlaubt, meine jungen Leser darauf zu verweisen. Und nun wieder zurück zu unsern Reisenden.

Diese segelten einige Tage an der Küste des öden Landes herum, legten sich an verschiedenen Stellen vor Anker, und fuhren in Böten ans Land. Da sie aber überall nichts fanden, das eines längern Dableibens werth gewesen wäre, so beschlossen sie, ihre Reise fortzusetzen, um, wo möglich, die große Absicht zu erreichen, in der sie abgesandt waren.

Aber nun entstand die Frage: wohin sie ihren Lauf von da aus eigentlich nehmen sollten? und hierüber waren die beiden Steuermänner in ihren Meinungen getheilt. Cornelius, der eine von ihnen, behauptete, daß man noch weiter gegen Norden steuern müsse, in der Hoffnung, ein vom Eise freies Meer zu finden; Barenz hingegen, der andere Steuermann, war einer entgegengesetzten Meinung. Dieser glaubte nämlich, daß sie schon zu hoch gegen Norden gesegelt wären, und daher von nun an wieder etwas südlich steuern müßten. Es wurde lange darüber gestritten. Endlich, da sie sich nicht vereinigen konnten, wurde beliebt, daß Jeder seiner Einsicht folgen, und segeln solle, wohin es ihm beliebe. So wurden also beide Schiffe von einander getrennt. Cornelius lief nach Norden, Barenz nach Süden, Beide in der Absicht, sich nachher gegen Osten zu wenden. Wir für unser Theil wollen den Ersten seinem Schicksale überlassen, und uns zu dem Letzten

halten. Vielleicht, daß wir am Ende doch noch erfahren, wie es Jenem wird gegangen sein.

Die Trennung der beiden Schiffe geschah am 1sten des Heumonats. Von diesem Tage an bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor. Wir überhüpfen also diese Zeit, indem wir unsern jungen Lesern zum Beschlusse dieses Kapitels nur noch melden, daß man an dem letztgenannten Tage ein Land zu Gesichte bekam, von dem man fand, daß es Nova Zembla war.

4.

Aufenthalt auf der Küste von Nova Zembla. Das Schiff geräth in große Noth.

Die Absicht des Schiffers ging nunmehr dahin, das nördliche Ende dieses Landes zu umschiffen, und dann, wo möglich, seine Fahrt wieder gegen Osten zu richten. In dieser Absicht segelte er längs der Küste hinauf. Allein, ungeachtet es mitten im Sommer war, so konnte man doch, der vielen Eisschollen wegen, welche das Meer bedeckten, kaum aus der Stelle kommen, und mußte daher oft anhalten. Dies widerfuhr ihnen unter andern bei einer kleinen Insel, welche an der westlichen Küste dieses Landes liegt und die Kreuzinsel genannt wird. Zwei Kreuze, welche auf dieser Insel stehn, und vermuthlich von Wallfischjägern, welche diese Gegend zu besuchen pflegen, dahin gepflanzt wurden, haben ihr den Namen zugezogen.

Als man hier vor Anker lag, stieg der Schiffer Heemskerk mit einigen Matrosen in die Schaluppe, und fuhr nach der Gegend hin, wo die Kreuze standen. Sie setzten sich bei dem einen derselben nieder, um auszuruhen; und da sie nachher auch das andre besehen

wollten, wurden sie plötzlich zweier Bären gewahr, die sich unter demselben gelagert hatten. Die Gesellschaft, welche unbewaffnet war, erschrak nicht wenig über diesen Anblick. Die Bären traten unterdeß auf die Hinterbeine, um zu sehen, was es gebe, weil sie weiter riechen, als sehen können. Sobald sie Menschen merkten, liefen sie ihnen entgegen, um sie anzugreifen. Nun standen den Bootsleuten die Haare vollends zu Berge, und sie liefen, was sie laufen konnten, um die Schaluppe zu erreichen. Allein der Schiffer, welcher beherzter war, und daher auch mehr Gegenwart des Geistes hatte, hielt sie an, und schwur, daß er dem Ersten dem Besten, welcher laufen würde, seinen Haken in den Leib stoßen wolle. Wenn wir einzeln laufen, sagte er, so wird Einer oder der Andere von uns ergriffen werden; bleiben wir aber zusammen, und machen ein vereinigtes Geschrei, so werden die Unthiere nicht das Herz haben, uns anzugreifen. Man folgte ihm, und es geschah, wie er gesagt hatte. Sie gelangten glücklich zur Schaluppe. Seht, junge Freunde, wozu es gut ist, das Herz an der rechten Stelle zu haben! Furchtsamkeit stürzt öfter in Gefahr, als Muth.

Man fuhr fort, immer weiter an der Küste hinauf zu segeln, indem man sich unablässig zwischen großen Eisfeldern durcharbeiten mußte. So oft sie nicht weiter kommen konnten, befestigten sie das Schiff an einer Eisbank, und lagen so lange daran still, bis etwa der Wind eine neue Oeffnung gemacht hatte. Dann segelten sie weiter, bis sie abermahls aufgehalten wurden. Damit ihr euch aber von der Größe solcher Eisbänke einen Begriff machen möget, so wisset, daß man eine derselben ausmaß, und sie 52 Klafter dick fand, indem sie 36 Klafter tief im Wasser ging und 16 Klafter hoch

über dasselbe hervorragte. Und das war bei weiten noch nicht eine der stärksten. Man behauptet, daß solche Eisberge zuweilen wol hundert Klafter hoch über dem Meere hervorstehen. Denkt einmahl, hundert Klafter! Das ist viel höher, als der höchste Thurm, den ihr je gesehn habt.

Als das Schiff noch an dieser Eisbank lag, hörte der Schiffer, der des Abends in dickem Nebel auf dem Verdecke ging, auf einmahl neben sich ein gewaltiges Schnauben, und, da er hinsah, erblickte er einen Bären, der sich bemühte, an Bord zu kommen. Er rief: Leute her! und augenblicklich rannte Alles aufs Verdeck. Das allgemeine Geschrei, welches beim Anblick des Bären entstand, jagte dem Thiere so viel Furcht ein, daß es von seiner Unternehmung abließ, und hinter Eishügel schlich. Es dauerte indeß nicht lange, so kam er wieder. Allein da man auf seiner Hut war und vier Mann mit Schießgewehr bereit standen, so empfing er einige Schüsse, wodurch er bewogen wurde, die Flucht zu ergreifen. Er verlor sich im Nebel und Schnee, und wurde nicht wieder gesehn.

Am 10ten August brach das Eis, und die Schollen fingen an zu gehen. Nur diejenige, an welcher das Schiff vor Anker lag, stand unbeweglich fest, ungeachtet andere vorbeitreibende Eisbänke mit großer Gewalt daran stießen. Daraus sah man, daß dieser Klumpen auf dem Grunde des Meeres ruhen mußte. Und nun begreifen meine lieben Leser, wie man erfahren konnte, daß dieser Eisberg 36 Klafter tief unter Wasser stand. So bald man nämlich wußte, daß er auf dem Grunde des Meeres ruhete, so brauchte man nur das Senkblei auszuwerfen, um die Dicke desselben unter dem Wasser zu erfahren.

Von nun an stand und brach das Eis wechselsweise, und unsere armen halberfrornen Abenteurer mußten sich, so oft das Eis in Bewegung war, durchzuarbeiten suchen, so gut sie konnten. Sie schwebten dabei stündlich in Gefahr, von antreibenden Eisbänken zertrümmert zu werden, und es wurde viel Vorsicht und viel Geschicklichkeit in der Lenkung des Schiffes erfodert, um dieser oft erneuerten Gefahr glücklich auszuweichen. Sie erhielten dabei von Zeit zu Zeit Zusprüche von Bären, vor welchen sie eben so sehr, als vor den gewaltigen Eisschollen, auf ihrer Hut sein mußten. Es kam einigemahl zu harten Kämpfen, aber die Menschen behielten den Sieg.

Unter unaussprechlich vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich das nördliche Ende des Landes, und fingen an, es zu umschiffen. Einige von der Schiffsgesellschaft, die ans Land geschickt waren, und einen spitzigen Berg erstiegen, glaubten zu bemerken, daß das Meer nach Osten hin frei vom Eise wäre. Das war eine Freude für die armen Leute, die sie kaum zu ertragen vermochten. Sie eilten, so sehr sie konnten, diese glückliche Entdeckung dem Schiffer mitzutheilen; und das Schiff erscholl von Frohlocken über die erfreuliche Nachricht. Gute Männer! mäßiget eure Freude; menschliche Hoffnungen sind oft trüglich; wer weiß, wie bald die eurige wieder dahinschwinden kann!

Sie schwand leider! schon am nächsten Tage. Denn da man anfing, nach der Gegend hinzusteuern, wo das Meer gestern offen zu sein schien, fand man Alles mit Eisbänken so besetzt, daß man gezwungen war, sich wieder nach der Küste von Nova Zembla zurück zu arbeiten. Der Versuch wurde noch einigemahl wiederholt, aber immer vergebens. Jetzt gaben sie den Zweck ihrer

Reise, eine nordöstliche Durchfahrt nach China zu finden, völlig auf; und ihr höchster Wunsch war nun der, daß es ihnen nur möglich sein möchte, an der östlichen Küste von Nova Zembla wieder hinab zu segeln, und so das feste Land von Asien zu erreichen. In dieser Absicht fingen sie an, so oft die Eisfelder in Bewegung waren, gegen Süden zu steuern. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als die Eisschollen das Schiff dergestalt drängten, daß man alle Augenblicke einer Zertrümmerung desselben entgegen sah. Bald wurde das Vordertheil, bald das Hintertheil desselben von dem Grundeise in die Höhe getrieben, bald stand es wieder im Gleichgewichte und fest, wie eingemauert.

Am 29sten, da das Schiff in einer solchen Lage stand, versuchte man, die aufgethürmten Eisschollen mit eisernen Brechstangen und andern Werkzeugen zu trennen und von einander zu brechen: aber wie wäre das bei der entsetzlichen Dicke des Eises möglich gewesen! — Am 30sten fing das Eis wieder an in Bewegung zu gerathen; ein kalter schneidender Wind, mit Schneegestöber untermischt, warf die losgerissenen Schollen gegen das Schiff; fürchterlich thürmten sie sich an demselben auf; das Schiff krachte, und man erwartete fast in jedem Augenblicke, daß es bersten würde. Weil die Eisschollen unter dem Schiffe sich mehr auf derjenigen Seite häuften, von welcher der Strom herkam, als auf der andern Seite, so neigte sich das Schiff anfänglich sehr, und nun war zu besorgen, daß es umgeworfen werden würde; aber endlich häuften sich die Schollen auch auf der andern Seite an, und das Schiff richtete sich wieder auf und stand auf den Eisbänken, als wenn es mit Winden oder andern Maschinen wäre in die Höhe gewunden worden. Jetzt stießen noch mehr Eisschollen

zu denen, die schon am Vordertheile des Schiffes lagen, und hoben dasselbe vier bis fünf Fuß höher, als das Hintertheil; jetzt drängten andere sich an das Hintertheil des Schiffes, wo das Steuerruder ist, und dieses Steuerruder zerbrach in Stücken. Der Wind heulte; das mit Eis überzogene Tauwerk des Schiffes klapperte; das Schiff selbst krachte in allen seinen Fugen; das Eismeer rund umher brüllte unter dem entsetzlichen Kampfe der Eisberge, die sich an einander drängten und sich wechselseitig in die Höhe schoben.

Junger Leser! der du vielleicht bei kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens die Geduld verlierst, wirf einen Blick auf den grauenvollen Zustand unserer armen Reisenden, wie sie, erstarrt von Kälte, und in banger Erwartung Dessen, was da kommen sollte, noch immer beschäftigt sind, jedes mögliche Mittel zur Erhaltung des Schiffes und zu ihrer eigenen Rettung zu versuchen, ohne in unthätige Muthlosigkeit hinzusinken; und schäme dich deiner eigenen Weichlichkeit, und fange an, dich durch geduldige Ertragung kleiner Beschwerlichkeiten stark und männlich zu gewöhnen, damit du dermahleinst den größern Beschwerden und Gefahren des Lebens, welche auch für dich gewiß nicht ausbleiben werden, Muth und Standhaftigkeit entgegensetzen könnest!

Unsere Seefahrer, welche die gänzliche Zerstörung ihres Schiffes alle Augenblicke erwarten mußten, brachten die Schaluppe und ein Boot aufs Eis, um, wenn jenes zertrümmert werden sollte, wenigstens diese zu retten. In dieser hoffnungslosen Lage blieb man bis zum zweiten des Herbstmonats, an welchem das Schiff durch den Drang der Eisschollen noch höher gehoben wurde. Es krachte dabei laut, und bekam sogar schon an einigen Orten Oeffnungen. Da der nahe Untergang des

Schiffes hiedurch immer wahrscheinlicher wurde, so lud man dreizehn Tonnen Zwieback, nebst zwei kleinen Tonnen Wein ins Boot, um sie ans Land zu ziehn. Am 3ten nahm der Drang des Eises zu. Der äußerste Balken am Hintertheile des Schiffes, woran das Steuerruder gesessen hatte, sonderte sich ab; das dicke Ankertau und ein anderes neues Tau, womit man das Schiff an einer Eisbank befestiget hatte, zerrissen, wie Zwirnsfäden; das Schiff selbst widerstand indeß noch immer der Gewalt des Eises, welches in der That zu bewundern war. Am 5ten wurde es ganz auf die Seite geworfen, aber auch hiedurch noch nicht zertrümmert. Weil man indeß nicht hoffen konnte, daß es der Gewalt noch länger widerstehen würde, so fuhr man fort, die unentbehrlichsten Dinge — Pulver, Blei, Feuerzeug, Flinten, Zwieback, Wein — nebst verschiedenen Werkzeugen und einem alten Segel, ans Land zu bringen. Von dem Segel machte man daselbst ein Zelt, um die geborgenen Sachen darunter zu verwahren.

Einige Bootsleute, welche zwei Meilen tief ins Land gegangen waren, kamen mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß sie daselbst einen Fluß mit süßem Wasser, und an den Ufern desselben eine Menge Treibholz vorgefunden hätten. Unter diesem Namen versteht man Bäume, welche Wind und Meer auf der Küste des festen Landes loszureißen und den kalten Ländern im Eismeere, wo kein Holz mehr wächst, zuzuführen pflegen. Abermahls eine wohlthätige Veranstaltung der alles regierenden Vorsehung! Diese Nachricht machte Hoffnung, daß es ihnen möglich sein werde, den langen schrecklichen Winter in diesem kalten und öden Lande auszuhalten; und es wurde daher beschlossen, eine Hütte daselbst zu bauen, um sich gegen die grim-

mige Kälte und gegen die Angriffe der wilden Thiere nach Möglichkeit zu verwahren. Von Stund an wurde daran gearbeitet, diesen Plan ins Werk zu richten. Allein die große Kälte, verbunden mit heftigen Winden und Schneegestöber, setzte ihrer Arbeit so viele Hindernisse in den Weg, daß vier volle Wochen verflossen, bevor sie damit zu Stande kamen. Unterdeß ereignete sich noch Eins und das Andere, welches erzählt zu werden verdient.

Am 15ten z. B. sah Der, welcher auf dem Schiffe Wache hielt, drei Bären herankommen. Er machte Lärm, und das Schiffsvolk bewaffnete sich, um sie zu empfangen. Etwas fern vom Schiffe stand auf dem Eise eine offene Tonne mit eingesalzenem Fleische; dieses roch der eine Bär, watschelte hin, und wollte eben kosten, was für Fleisch es wäre, als ihm vom Schiffe her eine Kugel durch den Kopf flog, wovon er todt zur Erde stürzte. Der zweite Bär stand betroffen still, wunderte sich, betrachtete seinen hingesunkenen Gefährten, beroch ihn, und fand darauf für gut, sich in aller Stille zurückzuziehn. Sein zweiter Gefährte war unterdeß hinter einen Eishügel geschlichen. Das Ding mußte indeß anfangen, ihm in seinem Bärenkopfe zu wurmen, denn gleich darauf war er wieder da, und zwar auf den Hinterfüßen, auf welche sie sich, wenn sie angreifen wollen, zu stellen pflegen.

In dieser kriegerischen Stellung kam er gerade auf die Bootsleute los. Allein diese waren noch auf ihrer Hut, und ehe der zottige Ritter es sich versah, hatte er auch eine Kugel in dem Leibe. Das nahm er gewaltig übel, wie man aus seinem Brummen schließen mußte; allein er fand doch für gut, sich mit so groben Leuten nicht weiter einzulassen, und trollte ab. Den

erlegten Bären weideten sie nachher aus, und stellten ihn auf die Füße, um zu sehen, ob Luft und Kälte ihn vielleicht zur Dörrleiche oder Mumie machen würden, damit sie ihn einst, wenn sie das Glück haben würden, aus ihrem jetzigen Elende befreit zu werden, mit nach Holland nehmen könnten.

Die Kälte stieg von Tage zu Tage zu einem so hohen Grade, daß man unter dem ersten Verdecke des Schiffes, wo die Küche war, sich nicht mehr erwärmen konnte. Man sah sich daher genöthiget, den Feuerherd in dem untersten Schiffsraume anzulegen. Das hatte aber die Folge, daß das ganze Schiff mit einem so dicken Rauche angefüllt wurde, daß Unsereiner geglaubt haben würde, darin ersticken zu müssen. Den 23sten starb der Schiffszimmermann, und man begrub ihn in der Spalte eines Berges, weil die Erde zu fest gefroren war, als daß man ein Grab hätte machen können. Das ganze Schiffsvolk bestand jetzt noch aus sechzehn Personen, von welchen oft Einer oder der Andre krank war.

Gegen das Ende dieses Monats wurde die Kälte so heftig, daß man die Arbeit an der Hütte von Zeit zu Zeit einstellen mußte, weil den Leuten die Glieder erstarrten, und das Treibholz, wovon sie den Baubedarf nehmen mußten, unter tiefem Schnee vergraben lag. Um indeß das Werk doch einigermaßen zu fördern, brach man auf dem Schiffe die bretternen Wände der Kajüten los, die Seiten der Hütte damit zu bekleiden und ein Dach davon zu machen. Darüber verstrichen abermahls vierzehn Tage, an welchen es oft so unglaublich kalt war, daß die härtesten Bootsleute nicht so weit gehen konnten, als das Schiff lang war, ohne Gefahr zu laufen, vor Kälte umzukommen. Das Schiff blieb dabei nach wie vor in seiner hoffnungslosen Lage, die Tage

wurden immer kürzer, die Nächte immer länger, der klägliche Zustand der armen Leute immer bedauernswürdiger.

5.

Winteraufenthalt auf Nova Zembla. Eine wunderbare Erscheinung.

Es war am zwölften des Weinmonats, als die Hälfte des Schiffsvolks sich aufmachte, um die nun beinahe fertig gewordene Hütte zu beziehen. Aber noch hatten sie kein Stück Bette darin, noch konnte kein Feuer darin angemacht werden, weil es an einem Rauchfange fehlte. Denke, lieber junger Leser, was die armen Männer dabei auszustehn hatten! Und doch ertrugen sie ihr hartes Schicksal mit Geduld und Standhaftigkeit, fuhren fort, an der Hütte zu bessern, und noch mehr Bedürfnisse von dem Schiffe einzuholen, und erleichterten sich dadurch ihr Elend, so gut sie konnten.

Unter den Lebensmitteln, an deren Erhaltung ihnen so viel gelegen sein mußte, befanden sich auch verschiedene Tonnen Bier. Allein auch dieses Labsal sollte ihnen nicht zu Gute kommen. Denn indem man es nach der Hütte bringen wollte, fror es zu Eisklumpen, so daß die Fässer, selbst solche, die mit eisernen Reifen belegt waren, davon zerplatzten. Das kann uns ungefähr einen Begriff von der Heftigkeit der Kälte geben, die damahls herrschte. Man hob indeß die gefrornen Bierklumpen sorgfältig auf, ungeachtet man gleich beim ersten Versuche fand, daß sie, wenn man sie beim Feuer aufthauen ließ, Geschmack und Kraft verloren hatten.

Den 24sten begaben sich auch die übrigen Schiffsleute, an der Zahl acht, nach der Hütte; doch mußte

Einer von ihnen auf einem Schlitten gefahren werden, weil er Krankheits halber nicht zu gehen vermochte. Gott begleite dich, du armer kranker Mann, in die Hütte des Jammers, wo du keine von allen den Bequemlichkeiten finden wirst, deren du jetzt so sehr bedarfst, und deren wir Andern uns zu erfreuen haben, so oft die Vorsehung uns auf Siechbette legt! — Sie zogen auch die Schaluppe mit unbeschreiblicher Mühe nach der Hütte hin, weil auf dieser allein die Hoffnung ihrer künftigen Rettung beruhete, dafern sie den langen fürchterlichen Winter überleben sollten. Denn an die Erhaltung des großen Schiffs, welches zwischen dem Eise steckte, war gar nicht mehr zu denken.

Noch genossen sie täglich einige Stunden lang des erfreulichen und erquickenden Sonnenlichts; allein auch dieses Glück, das einzige, was ihnen jetzt noch Trost verlieh, sollte aufhören. Täglich sank die Sonne immer tiefer und tiefer hinab; jetzt stand sie nur noch eine Handbreit über dem Gesichtskreise. Man eilte daher, so sehr man konnte, den Rest der Lebensmittel, der Segel und des Tauwerks nach der Hütte zu fahren. Als in dieser Absicht ein Theil der Mannschaft noch einmahl nach dem Schiffe ging, erblickte der Schiffer, welcher sie anführte, drei Bären, die auf die Bootsleute zukamen, und erhob ein lautes Geschrei, um sie zu erschrecken. Die Bootsleute ließen sogleich die Stricke fahren, womit sie den Schlitten zogen, und suchten sich zu retten, indem sie nach dem Schiffe liefen. Heemskerk hingegen und Einer, welcher eben so viel Herz hatte, als er, bewaffneten sich, bevor sie das Schiff zu erreichen suchten, mit zwei Hellebarden, welche sie auf dem Schlitten fanden. Sie wandten sich hierauf nach der andern Seite des Schiffes, wo die Bären nicht waren, und ka-

men glücklich an Bord. Die Bären wurden rasend, da sie sahen, daß die Beute ihnen entgangen war, und liefen gerade auf das Schiff los, um es zu ersteigen. Nun hatte man oben zwar noch Schießgewehr, aber damahls waren die Schlösser an den Flinten noch so unbequem eingerichtet, daß das Anzünden des Pulvers auf der Pfanne nicht durch Hülfe eines Feuersteins, sondern einer brennenden Lunte geschahe. Unglücklicherweise hatte man nun kein Feuerzeug bei der Hand, und die zwei Hellebarden waren nicht hinreichend, drei Bären damit abzuhalten. Man schickte also geschwind einen Matrosen in die Schiffsküche, um Feuer anzuschlagen, und einen andern, um Piken zu suchen. Allein in der Eile wollte das Feuer nicht fangen, und die Piken schienen sich versteckt zu haben. Unterdeß bestrebten sich die grimmigen Thiere mit großer Gewalt, das Schiff zu ersteigen, und sie würden ihre Absicht gewiß erreicht haben, wenn man nicht den Einfall gehabt hätte, ihnen Holz und andere Dinge, die auf dem Verdecke lagen, an den Kopf zu werfen, wodurch sie jedesmahl bewogen wurden, nach der geworfenen Sache zu laufen, wie ein Hund, der das Hingeworfene zu holen gelernt hat. Endlich warf man dem größten unter ihnen eine Hellebarde in die Schnauze, welches ihm so wenig gefiel, daß er augenblicklich abtrollte. Die beiden kleinern folgten ihm nach, und so konnten die Bootsleute sich wieder vor den Schlitten spannen und nach der Hütte zurückkehren.

Einige Tage darauf erlegte man einen weißen Fuchs, den man braten ließ. Man fand, daß er ungefähr wie ein Kaninchen schmecke.

Am vierten des Reifmonats oder Novembers blieb ihnen endlich die Sonne ganz aus, und nun begann die lange traurige Nacht, deren Ende man kaum zu erleben

hoffen konnte. Aber so wie die gütige Vorsehung in jeden Kelch voll Leiden, den sie den Sterblichen reicht, immer einige lindernde Tropfen süßen Trostes zu träufeln pflegt, so hatte sie auch dieses Uebel mit einigen tröstenden Umständen verbunden, die es einigermaßen erträglich machen konnten. Denn erstens nahmen an eben dem Tage, da die Sonne nicht mehr zum Vorschein kam, auch die Bären Abschied von dieser nächtlichen Gegend, vermuthlich den Winter in südlichern Ländern zuzubringen; zweitens trat nunmehr der Mond an die Stelle der Sonne, und lief eben so, wie vorher diese, rund am Gesichtskreise herum, ohne unterzugehen; drittens war der Himmel fast unablässig von so herrlichen Nordlichtern erleuchtet, daß es davon beinahe so hell, als an einem trüben Tage, war. Das Alles tröstete denn unsere armen Freunde, und hielt sie für den Mangel des erfreulichen Tageslichtes einigermaßen schadlos.

Aber nun kostete es Mühe, die Zeit der Nacht von der des Tages zu unterscheiden, besonders wenn ein trüber Himmel die Stelle verbarg, wo der Mond und die Sterne zu sehen waren. Zwar hatten sie eine Wanduhr vom Schiffe mitgenommen, aber diese stand, der strengen Kälte wegen, still. Zum Glücke hatten sie auch eine Sanduhr mitgebracht, welche zwölf Stunden lief, bevor sie umgekehrt werden durfte. Diese dreheten sie daher sehr regelmäßig um, damit sie immer wüßten, in welcher Zeit sie lebten. Zu gleicher Zeit bereiteten sie eine Nachtlampe, die sie, in Ermangelung des Oels, mit geschmolzenem Bärenfette unterhielten.

Am sechsten stieg die Kälte zu einer so unbeschreiblichen Höhe, daß man gar kein Mittel mehr fand, sich zu erwärmen. Das größtmögliche Feuer, welches man in der Hütte unterhielt, war nicht im Stande, zu ver-

hindern, daß sogar der Spanische Wein, den sie mitgebracht hatten, und der bekanntlich ungemein hitzig ist, zu einem Eisklumpen fror. Das Feuer schien damahls seine Hitze verloren zu haben; auch die nächsten Gegenstände wurden nicht mehr davon erwärmt; denn, wenn man die Füße daran hielt, so fühlte man erst dann ein wenig Wärme, wenn die Strümpfe durchgebrannt waren; und auch dieses würde man nicht gemerkt haben, wenn man es nicht gerochen hätte. Still und hoffnungslos lag die Gesellschaft um das Feuer her; Einer warf dem Andern matte und mitleidsvolle Blicke zu, weil man besorgen mußte, daß die Kälte noch höher steigen, und dann ihrem Leben ein klägliches Ende machen würde.

Am folgenden Tage, an welchem die Kälte nicht im mindesten nachließ, wurde beschlossen, die Steinkohlen von dem Schiffe zu holen, weil diese eine größere Hitze geben, als Holz, und auch nicht so bald ausbrennen, als dieses. Dieser Vorsatz wurde unter unbeschreiblichen Beschwerden ausgeführt, und auf den Abend machten sie ein so großes Feuer damit an, daß die Hütte wirklich gut erwärmt wurde. Diese Wärme that ihnen so wohl, daß sie dieselbe auf alle Weise zu vermehren und zu unterhalten suchten. Sie verstopften daher, indem sie sich vergnügt zu Bette legen wollten, den Rauchfang, und schwatzten noch eine Zeitlang, lustiger als jemahls, im Bette mit einander. Aber bald verlor sich ihre Lustigkeit, und es wurde ihnen gar wunderlich zu Muthe. Sie empfanden Alle Schwindel und Betäubung, und waren unfähig, sich zu helfen, weil sie nicht im Stande waren, sich aufzurichten. Zum Glück hatten zwei von ihnen noch so viel Kraft, daß sie nach der Thür und dem Rauchfange hinkriechen konnten, um beide schnell zu eröffnen. Dies geschah noch zu rechter Zeit, aber

Derjenige, welcher die Thür aufmachte, wurde ohnmächtig, und fiel mit dem Gesicht in den Schnee. Das war jedoch ein Glück für ihn, denn durch die Kälte des Schnees, durch die frische Luft, und durch etwas Essig, womit man ihn besprengte, wurde er wieder zu sich selbst gebracht. Die nun eindringende kalte Luft rettete zugleich Allen das Leben.

Ihr merkt wol, meine jungen Leser, was an diesem Unfalle Schuld sein mochte — der eingesperrte Kohlendampf. Solche Dämpfe haben schon manchem Menschen das Leben gekostet. Noch etwa vor vier Wochen wurden in der Gegend, wo ich wohne, zwei gesunde, starke Bauermädchen davon erstickt, welche einen Topf voll Kohlen mit sich in ihre Schlafkammer genommen hatten, um sich die Betten zu wärmen. Am andern Morgen fand man sie Beide todt. Seid durch diese Beispiele gewarnt, ihr jungen Freunde! Hütet euch vor eingesperrten Dämpfen jeder Art, besonders vor Kohlendämpfen. Duldet künftig keine Kohlenbecken in euren Zimmern, und leidet nicht, daß man die Rauchröhre an eurem Windofen zuschiebe, so lange noch eine einzige glühende Kohle übrig ist. Mancher stirbt eines plötzlichen Todes, von dem man glaubt, der Schlag habe ihn gerührt; untersuchte man die Sache genauer, so würde man vielleicht finden, daß er an einer Feuerkieke oder an einem zugemachten Ofen gestorben sei. Laßt euch warnen, ihr Lieben, und duldet dergleichen Mißbräuche wenigstens in demjenigen Zimmer nicht, welches ihr das eurige nennen dürft!

Und nun sei es mir, zur Vermeidung einer ermüdenden Weitläufigkeit, vergönnt, die Geschichte vieler einzelnen Tage, die an Noth und Elend einander völlig gleich waren, zusammenzuziehn, und nur das Merkwürdigste davon zu erzählen. Dahin gehört, daß man eine

genaue Eintheilung der Lebensmittel vornahm; daß man eine Fuchsfalle verfertigte, worin man manchen schönen weißen Fuchs lebendig fing, sich an dem Fleische desselben labte, und von den Fellen Mützen und andere Kleidungsstücke verfertigte; daß der Schiffswundarzt in einer großen Tonne ein Bad veranstaltete, worin sie sich von Zeit zu Zeit baden mußten, welches sowol zur Wiederherstellung der Kranken, als auch zur Erhaltung der Gesundheit für die Uebrigen diente; daß die Hütte oft ganz verschneit war, so daß man sich wieder herausgraben mußte, um Luft zu bekommen; daß ihnen, sogar in der erwärmten Hütte, die Schuhe an den Füßen so hart wie Horn froren, so daß sie sich derselben nicht mehr bedienen konnten; daß sie daher eine Fußbekleidung von Fellen machten, die sie über drei bis vier Paar Strümpfe anlegten, um die Füße nur einigermaßen warm zu erhalten, und daß sie, sogar in ihren Betten, sich oft nicht anders zu erwärmen wußten, als daß sie Steine heiß machten, und sich diese einander zureichten.

So ging ihnen das Jahr zu Ende; und das folgende 1597ste Jahr brach unter gleichem Elende an. Die Lebensmittel nahmen merklich ab, und man mußte zu einer abermahligen Verminderung der täglichen Gaben schreiten, ungeachtet die Eßlust durch die fortdauernde grimmige Kälte täglich wuchs. Dennoch verloren diese unglücklichen Menschen noch nicht allen Muth; die Gewohnheit milderte ihre Leiden, und die Hoffnung einer möglichen Errettung, nach überstandenem Winter, gab ihnen Stärke, sie zu ertragen.

Am fünften Jänner fiel ihnen des Abends ein, daß es das Dreikönigsfest wäre. Sie hatten den Tag mit vielen beschwerlichen Arbeiten hingebracht, indem sie den hohen Schnee aus dem Wege geschaufelt, Holz eingeholt

und es gespalten hatten. Sie wünschten daher, nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten, einmahl einer kleinen Erquickung zu genießen, und der Schiffer, der ihnen nach Vermögen dazu behülflich sein wollte, gab ihnen zwei Pfund Mehl und etwas Oel, um eine Art von Pfannkuchen daraus zu machen. Wie ihnen das schmeckte! Wie froh sie dabei wurden! O ihr, die ihr zehn, zwanzig und mehr ausgesuchte Schüsseln nöthig habt, wenn eure verwöhnten Begierden befriediget werden sollen, seht her auf diesen frohen Schmaus von zwei Pfund Mehl und etwas Oel, und lernt, wie wenig der unverderbte Mensch bedarf, um satt und froh zu werden, und erschreckt bei dem Gedanken, wie weit ihr euch in eurer ganzen Lebensart von dem schlichten Wege der Natur, der zugleich der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit ist, verirrt habt! Unsere genügsamen Seemänner waren diesen Abend vergnügter, als ihr bei euren köstlichsten Gastmahlen zu sein pflegt, und dazu bedurften sie nur eines Pfannkuchens ohne Butter und Eier! Sie gingen in ihrer guten Laune gar so weit, daß sie, nach damahliger Sitte am Dreikönigsfeste, einen König unter sich wählten. Das Loos, wonach die Wahl entschieden wurde, fiel auf den Konstabel, welcher also an diesem Abend König von Nova Zembla, d. i. von einem Lande wurde, welches über 200 Meilen in Umfange hat.

Allmählig fing man an zu merken, daß Tag und Nacht, welche bis dahin in eins geschmolzen zu sein schienen, sich wieder absonderten und kenntlich machten. Auch wurde man eine Röthe in der Luft gewahr, welche eine Vorläuferinn der Sonne zu sein schien, und ihnen daher ein sehr frohes Schauspiel gewährte: Die Tage waren auch nicht mehr völlig so kalt, als vorher; denn wenn man ein gutes Feuer in der Hütte unter-

hielt, so fielen große Stücken Eis von den Wänden herab, und thaueten auf, wenn sie zwischen Betten zu liegen kamen, welches vorher, auch bei dem größten Feuer, nie geschehen war. Von dieser Zeit an gingen sie täglich aus, und übten sich im Gehen, Laufen und Werfen, um die Glieder wieder gelenksam zu machen.

Am vierundzwanzigsten, da eben ein heller und schöner Tag war, ging der Schiffer Heemskerk mit zwei Gefährten nach der Küste hin, um zu sehen, wie es mit dem Eise stände. Plötzlich entdeckte Einer von ihnen ein Stück von der Sonnenscheibe, welches über den Gesichtskreis hervorragte, und die Freude, welche die guten Leute bei diesem Anblick empfanden, läßt sich mit Worten kaum beschreiben. Sie eilten in vollem Laufe zurück, um die frohe Zeitung in der Hütte zu verkündigen. Die Freunde vernahmen sie mit Entzücken; nur Barenz, der sich auf sternkundige Rechnungen verstand, schüttelte den Kopf, und zog die Wahrheit der Beobachtung in Zweifel, weil, seinen Ausrechnungen nach, die Sonne erst nach vierzehn Tagen sichtbar werden konnte. Allein was geschah? Drei Tage nachher, da der Himmel wieder heiter war, stand, zur unaussprechlichen Freude der Gesellschaft, die ganze Sonne rund und schön über dem Gesichtskreise, und schoß ihre lieblichen Strahlen über die noch starre Wintergegend hin. Was das für ein Anblick war! Wie ihnen das Herz dabei vor Freude klopfte!

Barenz war erstaunt; er rechnete noch einmahl, und fand von neuen, daß die Sonne Unrecht habe, schon jetzt hervorzukommen, weil sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur in derjenigen Gegend, in welcher sie sich damahls befanden, erst nach vierzehn Tagen zum ersten Mahle wieder sichtbar werden mußte. Er überzeugte

seine Gefährten von der Richtigkeit seiner Rechnung, und die ganze Gesellschaft erstaunte nun mit ihm. Ihre Augen bezeugten, daß die Sonne wirklich vor ihnen dastände, und die Berechnung zeigte ihnen die Unmöglichkeit der Sache; wem sollten sie nun glauben? ihrem Verstande, oder ihren Augen?

Abergläubige Leute würden mit der Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung geschwinder fertig geworden sein! Das ist ein Wunder! würden diese ausgerufen haben; uns zum Besten hat Gott den Lauf der Natur geändert, und seiner Sonne geboten, ihren Gang zu beschleunigen, um uns früher sichtbar zu werden, als es natürlicher Weise hätte geschehen können. Da seht ihr nun, ihr Ungläubigen, die ihr Alles, was in unsern Tagen am Himmel und auf Erden geschieht, aus natürlichen Ursachen erklären wollt, daß Gott auch noch heutiges Tages zum Besten der Gläubigen Wunder verrichtet, und daß es gottlos ist, aus eurer Philosophie, Sternkunde und Naturlehre erklären zu wollen, was die Hand Gottes unmittelbar selbst gethan hat! —

Gesetzt nun, ihr, meine guten jungen Freunde, wäret selbst dabei zugegen gewesen, hättet die Sonne mit euren eigenen Augen gesehn, und die Richtigkeit der Rechnung des ehrlichen Barenz mit eurem eigenen Verstande erkannt: was würdet ihr dazu gesagt haben? Mir däucht, ich sehe es euch an, daß ihr dabei in große Verlegenheit würdet gerathen sein. Ich will euch ehrlich sagen, was ich dabei gedacht haben würde.

»Ich weiß nicht, würde ich zu mir selbst gesagt haben, ob mein Verstand oder meine Sinne trügen, aber Das weiß ich zuverlässig, daß ich keinen Grund habe, zu glauben, daß der große und weise Schöpfer die Ordnung seiner Weltmaschine um meinetwillen unter-

brechen werde. Was bin ich Wurm, oder was sind hundert andere meiner Mitwürmer auf Erden, wenn wir uns gegen die Unermeßlichkeit des Weltalls und gegen die ungeheuren Zahlen anderer Geschöpfe in andern Weltkörpern halten — was sind wir, um uns einzubilden, daß Gott, um einer Handvoll solcher Würmer willen, die schöne Ordnung seiner großen Weltmaschine stören, und Wunder verrichten werde, die auf nichts Großes, und allgemein Wohlthätiges abzwecken, sondern nur zu Gunsten einiger wenigen Geschöpfe geschehen würden? Wenn ich Etwas, was ich nicht zu erklären weiß, für ein Wunder halten soll, so müßte mir zuvörderst irgend eine sehr große und erhabene Absicht einleuchten, welche der Schöpfer dabei haben könnte. Da nun das aber hier nicht der Fall ist, so will ich das Unbegreifliche dieses Vorfalls lieber für eine Folge meiner Unwissenheit, als für eine übernatürliche Wirkung halten. Was ich nicht zu begreifen vermag, das können mir vielleicht andere Leute erklären, welche gelehrter und einsichtsvoller sind, als ich. Diese will ich gelegentlich darüber zu Rathe ziehen, und bis dahin die ganze Sache unentschieden lassen.«

Vermuthlich dachte Barenz eben so; denn ich finde in seinem Tagebuche nicht, daß er die Sache für ein Wunder gehalten habe. Wol aber zeichnete er sie sorgfältig auf, um dermahleinst, wenn es dem Himmel gefallen sollte, ihn nach Holland zurückzuführen, das Urtheil der Sternkundigen darüber einzuziehen. Und daran that er sehr vernünftig, denn ohne diese seine Vorsicht wäre die ganze Sache vielleicht unbekannt und also auch ununtersucht geblieben; und wenn Einer oder der Andere unter uns einmahl einen ähnlichen Vorfall erlebte, so würden wir ihn noch immer nicht zu erklären wissen.

»Also kann man ihn doch jetzt erklären?« Allerdings, ihr lieben Leser; und wenn ihr wollt, so könnt ihr — im Kleinen, versteht sich — dasselbe Wunder in eurer Stube nachmachen. »O geschwind!« Nicht zu hitzig, ihr kleinen Leute, sonst möchte der Versuch verunglücken. Nehmt einmahl die Oberschale von einer Theetasse, und legt ein Stück Geld hinein. Stellt euch hierauf so, daß ihr etwa bis mitten in die Schale, aber nicht bis auf den Grund derselben, wo das Geldstück liegt, hinabsehen könnt. Nicht wahr, nun seht ihr von dem Gelde nichts? Aber Geduld! Jetzt gießt Jemand das Oberschälchen voll Wasser, ihr aber bleibt auf eurer Stelle stehen, und — o Wunder! auf einmahl seht ihr bis auf den Grund der Tasse, und seht zugleich das Geld, welches ihr vorher nicht sahet. Wie in aller Welt mag das doch zugehn?

Diejenigen unter euch, welche schon etwas von der Naturlehre gelernt haben, wissen den Grund davon; den Uebrigen kann ich hier nur vorläufig sagen, daß diese wunderbare Erscheinung von der Brechung der Lichtstrahlen herrührt, wovon sie künftig mehr hören werden, wenn man anfangen wird, auch sie mit der jetzt genannten angenehmen Wissenschaft bekannt zu machen. So oft nämlich die Lichtstrahlen aus einer dünnen Materie in eine dichtere übergehn, z. B. aus der Luft ins Wasser, so werden sie gebrochen, das heißt, sie nehmen eine andere Richtung an, oder gehen einen andern Gang. Geschieht aber Dieses, so zeigen sich die von ihnen erleuchteten Gegenstände an einem andern Orte als demjenigen, wo sie wirklich sind. Hier z. B. sieht man das Stück Geld in der Mitte der Tasse, ungeachtet es eigentlich auf dem Boden derselben liegt. Nun braucht man nur zu wissen, daß diejenige Luft,

welche unsere Erde zunächst umgiebt, viel dichter ist, als die höhere Himmelsluft, so begreift man leicht, daß die Sonnenstrahlen, indem sie, aus der obern feinern, in die untere dickere Luft unsers Dunstkreises übergehn, gleichfalls gebrochen werden, und daß wir daher die Sonne, bei ihrem Aufgange sowol als auch bei ihrem Untergange, immer etwas höher am Himmel sehen müssen, als sie jedesmahl wirklich steht. So oft wir sie daher des Morgens aufgehen sehn, so ist sie das noch nicht selbst, sondern nur ihr Bild, welches wir im Dunstkreise erblicken, so wie wir jetzt das Stück Geld in dem Wasser an einem Orte sehen, wo es wirklich auch nicht ist. Eben dies geschieht des Abends beim Untergange der Sonne; denn auch da ist sie wirklich schon unter den Gesichtskreis hinabgesunken, wenn wir ihr Bild noch hell und klar am Himmel glänzen sehn.

Begreift ihr nun, woher es kam, daß man die Sonne auf Nova Zembla vierzehn Tage früher wieder sah, als es nach Barenz Ausrechnung hätte geschehen müssen? Der sternkundige Mann hatte Recht, denn er rechnete den wirklichen Standort der Sonne aus; aber die Augen seiner Gefährten hatten auch Recht, denn sie sahen das Bild der Sonne, welches sich von der wirklichen Sonne nicht unterscheiden läßt. Und wo bleibt nun das Wunderbare in dieser Erscheinung?

Eben so verschwinden alle die Fratzen der Feen- und Gespenstermährchen, sobald man sie mit einer aufgeklärten Vernunft beleuchtet!

Fortgesetzter Aufenthalt auf Nova Zembla. Anstalten zur Abreise.

Keine Rosen ohne Stacheln; keine Freude ohne Leid! Das ist ein Sprüchwort, welches sich durchs ganze

menschliche Leben bestätiget. Auch unsere Freunde auf Nova Zembla mußten jetzt die Wahrheit desselben erfahren; denn zu eben der Zeit, da die wiederkehrende Sonne sie in Entzücken setzte, hatten sie das Unglück, einen ihrer Gefährten, welcher schon eine Zeitlang krank lag, durch den Tod zu verlieren. Sie begruben ihn mit Leidwesen im Schnee.

Auch stellten sich nunmehr die Bären wieder ein, und die Füchse, ihre bisherige Wintergesellschaft, machten ihnen Platz. Einer der erstern, der sie bei ihrer Hütte anfiel, und den sie glücklich erlegten, war so feist, daß sein Fett, welches sie zur Unterhaltung der Lampen ausschmelzten, über hundert Pfund wog.

Die Kälte hatte nun schon einigemahl merklich nachgelassen, aber sie kehrte eben so oft mit erneuerter Stärke zurück. In der Mitte des Hornungs war sie größer und unerträglicher als jemahls. Diese unerwartete Verschlimmerung würde die ganze Gesellschaft muthlos gemacht haben, wenn nicht die Hoffnung, aus ihrem Elende endlich einmahl erlöset zu werden, sie wieder aufgerichtet hätte.

Ihre größte Sorge war immer die, einen hinlänglichen Vorrath von Brennholz anzuschaffen. Die Aufsuchung und Herbeiholung desselben war mit den allergrößten Beschwerden verbunden, denn es mußte nicht nur weit hergeholt, sondern auch unter Bergen von Schnee hervorgesucht und durch eben so hohen Schnee bis zur Hütte fortgeschleppt werden. Aber was ist für die Kräfte des Menschen zu schwer, wenn er von Muth beseelt und von der Noth getrieben wird!

Einst, da sie nach überstandener Last des Tages schon auf ihrem Lager der Ruhe pflegten, kam ein Bär an ihre Hütte, und kündigte seine Gegenwart und

seine Absicht durch ein gräßliches Brummen an. Alle sprangen auf, ergriffen Schießgewehr und drückten auf den Bären ab. Aber unter allen Flinten war keine einzige, welche losgehen wollte, weil das Pulver naß geworden war. Ein trauriger Zufall! das Ungeheuer stieg unterdeß die Stufen herab, welche in den Schnee gemacht waren, und kam bis an die Thür, die es erbrechen wollte; allein der Schiffer stellte sich an dieselbe, und hielt sie so fest, daß der Bär seine Absicht nicht erreichen konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen zog er ab, kam aber bald darauf, als wenn er sich eines Bessern besonnen hätte, zurück, stieg auf das Dach der Hütte, und fing so schrecklich an zu brummen, daß Allen die Haare zu Berge standen. Er machte sich an den Rauchfang, und wandte so viel Kraft an, ihn einzureißen, daß man alle Augenblicke erwarten mußte, ihn von oben herab in die Hütte stürzen zu sehn. Urtheilt selbst, junge Leser, wie ihnen dabei zu Muthe sein mußte! Aber die Vorsehung wachte auch diesmahl über ihr Leben. Der Bär mußte sein Unternehmen aufgeben; doch zerriß er zuvor das Segel, womit die Hütte bedeckt war, und zog sich hierauf, nach einer außerordentlichen Verwüstung, zum zweiten Mahle zurück.

Die strenge Kälte dauerte fort bis zum 15ten des Wandelmonats, April genannt. An diesem Tage besuchten sie das Schiff, und fanden es noch in eben der traurigen Lage, worin sie es verlassen hatten. Das Eis, worin es steckte, war zu einer erstaunlichen Dicke angeschwollen, und stellte die sonderbarsten Figuren dar. Hier erhob sich ein Thurm, dort schien es ganze Straßen voll Häuser gebildet zu haben; hier hatte es ein Bollwerk, dort einen Wall aufgeworfen. Weiter hin schien das Meer sich allgemach zu öffnen und vom Eise

frei zu werden. Dies erweckte bei allen die Hoffnung und den Wunsch einer baldigen Abreise: allein Heemskerk hatte beschlossen, erst das Ende des Maimonats abzuwarten, damit man ihm nicht dereinst den Vorwurf machen möge, daß er die Hoffnung, das Schiff gerettet zu sehn, aus ängstlicher Sorgfalt für sein Leben zu früh aufgegeben habe.

Das Ende des Mai's erschien; allein das Schiff steckte noch immer fest. Das Eis, womit es eingeschlossen war, schien auf dem Grunde zu ruhn, denn es stand unbeweglich still, so oft auch die entfernteren Eisfelder zerbrachen und von dem Winde fortgeführt wurden. Jetzt gab der Schiffer Befehl, die Schaluppe und das Boot, welche unter Schnee verschüttet lagen, auszugraben, um sie zu der langen und höchst-gefährlichen Reise, die sie darin unternehmen wollten, nach Möglichkeit auszurüsten. Das waren süße Töne in den Ohren der Bootsleute, welchen keine Gefahr so groß und fürchterlich schien, als die, ihr ganzes Leben in dieser gräulichen Wintergegend hinbringen zu müssen. Allein ihre Kräfte waren sehr geschwächt, und es kostete unbeschreibliche Anstrengung, die beiden Fahrzeuge aus dem tiefen Schnee hervorzuziehn. Oft sanken ihnen die Arme; aber die Worte des Schiffers, »wenn ihr nicht Bürger von Nova Zembla bleiben und in kurzen euer Grab in diesem Schnee finden wollt, so müßt ihr die Fahrzeuge, auf welchen die ganze Hoffnung unserer Befreiung beruhet, in Stand zu setzen suchen,« tönten wie ein Donner in ihre Ohren und gaben ihnen Kraft, selbst das Unmögliche möglich zu machen.

Indeß verstrich über dem Geschäft der Ausbesserung und Ausrüstung dieser kleinen Schiffe der ganze Maimonat. Oft wurden sie während der Arbeit von Bären

angefallen, und mehr als einmahl geriethen sie dabei in die größte Gefahr, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden. Oft wurde die Witterung milder und das Meer fing an vom Eise gereinigt zu werden, oft führte wieder ein einziger Nordwind die grimmigste Kälte zurück, und das Meer wurde von neuen weit und breit mit Eisfeldern und Eisbergen bedeckt.

In den ersten Tagen des Junius führte man die Fahrzeuge über das Eis nach dem Schiffe hin, um sie, wenn Alles fertig sein würde, von da weiter bis nach dem Ende des Eises hinzuziehn und sie dann ins Meer zu lassen. Die folgenden Tage brachte man damit zu, die Hütte zu räumen, und Alles, was ihnen auf ihrer gefahrvollen Reise nützlich werden konnte, vorläufig gleichfalls nach dem Schiffe zu bringen. Dies war ungefähr der halbe Weg bis zu dem Orte, wo das Wasser offen war.

Während dieser Arbeit überfiel sie ein heftiger Sturm, mit Schnee, Schlossen und Regen begleitet, den man hier lange nicht erlebt hatte. Das Wetter war so entsetzlich, daß man Alles stehen und liegen lassen mußte, um sich in die Hütte zu flüchten. Allein auch hier blieb keine Stelle trocken; denn da sie das bretterne Dach zur Ausbesserung der Fahrzeuge verbraucht, und statt seiner nur ein Segeltuch ausgespannt hatten, so drang der starke Regen durch, und die Hütte stand voll Wasser. Do wurde auch diese Beschwerlichkeit mit Geduld überstanden, und am folgenden Tage fuhr man fort, alle übrige Sachen aus der Hütte nach dem Schiffe zu bringen.

Am 11ten des Sommermonats stand ihnen ein neues Unglück bevor, und zwar das größte, welches ihnen jetzt begegnen konnte. Alle Lebensmittel, und was sonst

zu ihrer Reise unentbehrlich war, waren jetzt an Bord des Schiffes gebracht, und die beiden Fahrzeuge, worin sie abzureisen gedachten, lagen daneben. Auf einmahl erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man nichts anders erwarten konnte, als daß das Eis zerbrechen und das Schiff mit Allem, was darin war, zertrümmern und in den Abgrund senken würde. Und geschah dies, so war kein Mittel zu ihrer Rettung mehr zu erdenken. — Aber auch dieses Ungewitter zog glücklich vorüber.

Um so viel freudiger schritten sie daher zu der letzten sauren Arbeit, die ihnen noch übrig war, bevor sie die Fahrzeuge nach dem Wasser ziehen und sich einschiffen konnten. Diese bestand darin, daß sie erst einen Weg von dem Schiffe bis zum Wasser bahnen mußten. Das Eis hatte nämlich, wie wir schon wissen, lauter Berge und Thäler gebildet, über welche man die Fahrzeuge unmöglich wegziehen konnte. Diese mußten also erst geebnet werden; und das war in der That keine leichte Arbeit. Sie gingen indeß mit Aexten und Hacken frisch daran, hatten während der Arbeit noch einen harten Kampf mit einem Bären, den sie besiegten, und kamen endlich auch mit diesem mühseligen Geschäfte glücklich zu Stande.

Barenz und der Schiffer Heemskerk hatten unterdeß eine Nachricht von ihren bisherigen Schicksalen aufgesetzt. Eine Abschrift derselben steckten sie in ein Büchschen, und ließen dasselbe, zur Nachricht für Diejenigen, welche etwa nach ihnen hieher verschlagen werden sollten, auf dem Schiffe zurück. Sie hatten darin den Ort bezeichnet, wo ihre Hütte stand, und die Mittel beschrieben, durch welche sie sich zehn Monate lang in dieser gräulichen Gegend erhalten hatten.

Man sieht hieraus, daß diese Männer die Pflicht der Menschenliebe ehrten, weil sie das Schicksal Derer zu erleichtern suchten, welche etwa, wie sie, das Unglück hätten, hier überwintern zu müssen. Aber selbsterlebte Noth macht allemahl mitleidig und geneigt zu jedem Werke der Menschlichkeit, und das ist eben eine von den Ursachen, warum der gute Gott seine Menschen von Zeit zu Zeit mit Trübsalen heimzusuchen pflegt. — Zwei andere Abschriften dieser Nachricht vertheilte der Schiffer auf die beiden Fahrzeuge, damit, wenn das eine etwa verunglückte und das andere glücklich nach dem festen Lande käme, man der Erzählung der alsdann noch übrigen Mannschaft Glauben beimessen möge. Er ließ daher, zu desto größerer Beglaubigung, die ganze Schiffsgesellschaft diese Nachricht unterschreiben.

Jetzt wurden die Fahrzeuge nach dem Wasser gezogen. Dann fuhr man Alles, was zur Ladung bestimmt war, gleichfalls auf Schlitten dahin. Man hatte aber die Vorsicht gehabt, alle Waaren, die von der Nässe verderben konnten, in Segeltuch zu wickeln, welches man mit Theer getränkt hatte, damit das überspritzende Wasser ihnen nicht so leicht schaden möge. Die ganze Ladung bestand in sechs Ballen feiner Tücher, einer Kiste voll leinen Zeug, zwei Ballen Sammt, zwei kleinen Kisten voll Gold, zwei Tonnen mit Takelwerk und Wäsche des Schiffsvolks, dreizehn Tonnen Zwieback, einer Tonne Käse, einer kleinen Tonne Speck, zwei Tonnen Oel, sechs Tonnen Wein, zwei Tonnen Weinessig und den Kleidern des Schiffsvolks. Diese vielen Sachen hatten nur so eben Raum in den Fahrzeugen.

7.

Abreise von Nova Zembla. Unzählbare Gefahren und Mühseligkeiten.

Es war am 14ten des Sommermonats 1597, früh um sechs Uhr, als sie sich einschifften und unter Segel gingen. Zwei von ihnen, nämlich Barenz und ein Bootsmann, mit Namen Andris, waren krank. Von diesen hatte man in jedes Fahrzeug Einen gelegt, damit man für Jeden derselben um so vielmehr Sorgfalt haben könne, wenn das Schiffsvolk beider Fahrzeuge sich darin theile.

Voll Muth und Freudigkeit traten sie nun eine Reise an, welche, so lange die Welt stand, wol noch nie ihres Gleichen gehabt hatte. Denn sie unternahmen nichts Geringeres, als dieses: in zwei elenden offenen Fahrzeugen eine Fahrt von zweihundert deutschen Meilen unter einem Himmelsstriche, welcher mitten im Sommer unserm Winterhimmel gleicht, und in einem Meere zu machen, welches voller Eisbänke war, die bald fest standen, bald vom Sturmwinde losgerissen und gegen einander geworfen wurden. Und das mit so ausgemergelten Körpern, mit Kräften, die von überstandenen Mühseligkeiten schon so sehr geschwächt waren! In der That, man muß erstaunen, wenn man sich die Größe der gefahrvollen und unbeschreiblichen mühseligen Unternehmung in ihrem ganzen Umfange denkt!

Der Ort, wo sie überwintert hatten, war, wie wir wissen, auf der östlichen Seite des Landes. Der kürzeste Weg von da nach dem festen Lande wäre der gewesen, an dieser östlichen Küste hinab gegen Süden zu segeln. Allein Heemskerk wählte — ich weiß nicht

gewiß, warum? vermuthlich aber deßwegen, weil er Ursachen hatte, zu vermuthen, daß das Meer auf der westlichen Seite von Nova Zembla freier sein würde, als das auf der östlichen Seite — er wählte also, sage ich, einen weit längern Weg. Er beschloß nämlich, erst wieder nördlich zu halten, um die nördlichste Spitze von Nova Zembla, oder das sogenannte Eiskap zu segeln, und dann erst auf der andern, westlichen Seite des Landes hinab gegen Süden zu steuern.

Dem zufolge hielt er also bei ihrer Abreise gegen Norden. Allein sie waren noch nicht gar weit gekommen, als sie schon von Eisbänken dergestalt umschlossen wurden, daß sie nicht weiter segeln konnten. Ein trauriger Anfang, den abergläubige Leute nicht ermangelt haben würden, für eine schlimme Vorbedeutung zu halten! Nicht so unsere Freunde, die braven Holländer, welche Männer, und keine abergläubige alte Weiberchen waren! Diese legten sich so lange ans Eis vor Anker, bis es wieder in Bewegung gerieth, um ihnen Platz zu machen, und sie nützten die Zwischenzeit, Schnee am Feuer zu schmelzen, um Trinkwasser zu bekommen. Anstatt also, daß sie sich durch dieses erste Hinderniß von der Ausführung ihres Vorhabens hätten können abschrecken lassen, bemüheten sie sich vielmehr, einigen Vortheil daraus zu ziehn; und das war vernünftig von ihnen gehandelt!

Auch sahen sie sich bald darauf im Stande, weiter zu segeln. Der Wind ward ihnen günstig, und die Ruderer strengten ihre Kräfte dermaßen an, daß sie schon am dritten Tage die nördlichste Spitze des Landes erreichten. Mit den beiden Kranken wurde es indeß je länger je schlimmer, ungeachtet Barenz auf die Frage: wie er sich befinde? zur Antwort gab, daß es sich mit ihm bessere, und daß er dem Tode diesmahl noch zu entgehen

hoffe. Er fragte: ob man bei dem Eiskap wäre? und da man das bejahete, so wünschte er aufgehoben zu werden, um das Vorgebirge noch einmahl in Augenschein zu nehmen. Er konnte sich Zeit dazu nehmen, denn die Fahrzeuge geriethen um diese Zeit abermahls zwischen Eis, welches sie still zu liegen zwang.

Am folgenden Tage, da sie zwischen dem Eise hinsegelten, rannten die Eisbänke auf eine so schreckliche Weise gegen die Fahrzeuge, daß dem Schiffsvolke die Haare zu Berge standen, weil man mit jedem Stoße den Untergang erwarten mußte. Das Eis hatte hier, vermuthlich eines reißenden Meerstroms wegen, einen so starken Schuß, daß man weder ihm geschwind genug auszubeugen, noch es durch Stangen von den Schiffen abzuhalten vermochte, und es ging so dicht, daß man schlechterdings kein Mittel sah, sich aus demselben herauszuarbeiten. Auch den Beherztesten entfiel dabei der Muth; sie hielten sich sammt und sonders für verloren, und sie fingen schon an, Abschied von einander zu nehmen. Zwar zeigte sich ihnen noch ein einziges Mittel zur Rettung; aber alle ihre Bemühungen, sich desselben zu bedienen, blieben fruchtlos. Es stand nämlich nicht gar weit von ihnen festes Eis, welches sie aufnehmen und vor den umherschwimmenden Schollen sichern konnte: sie fanden es jedoch unmöglich, sich mit den Fahrzeugen bis dahin durchzuarbeiten. Aber seht, meine Kinder, wie ein einziger entschlossener und muthiger Mann oft der Schutzengel vieler andern Menschen werden kann! Van Veer, Einer aus der Gesellschaft, der schon bei verschiedenen andern Gelegenheiten sich recht brav gezeigt hatte, beschloß auch diesmahl, sich in die augenscheinlichste Todesgefahr zu stürzen, um, wo möglich, das Leben seiner Gefährten zu retten. Mit dem Ende eines Taues in

der Hand, sprang er aus dem Fahrzeuge, hüpfte, wie ein Frosch, von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere, und erreichte endlich, wider Aller Erwarten, glücklich das feste Eis. Nun zog er das Tau an, und die Fahrzeuge, welche an einander lagen, folgten dem Zuge, und gelangten auf diese Weise gleichfalls an das Eis. Viel Glück, braver van Veer, zu der Freude, die du empfinden mußtest, deine Gefährten alle durch dich gerettet zu sehn!

Man sorgte zuerst für die Kranken, trug sie in Tüchern auf das Eis, und legte ihnen Sachen unter, damit sie darauf ruhen könnten. Hierauf luden sie alles Uebrige aus, und zogen zuletzt die Fahrzeuge selbst aufs Eis, weil solche durch die Schollen so sehr beschädiget worden waren, daß sie einer großen Ausbesserung bedurften. Diese nahmen sie zuerst vor; dann gingen sie an den Strand, womit das feste Eis, worauf sie sich gerettet hatten, zusammenhing, um Vogeleier für die Kranken zu suchen. Allein sie konnten nur einiger Vögel habhaft werden.

Am folgenden Morgen sahen sie weit und breit das Meer mit Eise bedeckt. Ein sehr niederschlagender Anblick! Schien es doch, als wenn es ihnen bloß deßwegen geglückt wäre, bis hieher zu kommen, damit ihr Zustand nur noch hüfloser würde, und damit sie unter ihrem Elende desto früher erliegen möchten! Fast beneideten die Gesunden den kranken Andris, da sie sahen, daß es sich mit ihm zu Ende neigte, weil sie nicht umhin konnten, ihn glücklich zu preisen, daß er von allen Mühseligkeiten nun bald erlöset werden würde. Barenz, welcher davon reden hörte, versicherte, daß sein Ende auch nicht mehr fern sei. Allein, da er zu eben der Zeit noch mit vieler Aufmerksamkeit eine Karte nachsah,

die van Beer von denjenigen Gegenden dieses Landes, die sie gesehn, verfertigt hatte, so glaubte man nicht, daß er sich wirklich so schlimm befinde, und redete von andern Dingen. Barenz legte hierauf die Karte weg, und foderte zu trinken. Aber kaum hatte er getrunken, als er plötzlich sein Haupt neigte, und zum großen Leidwesen der ganzen Gesellschaft verschied. Man verlor in ihm einen braven Gefährten und einen einsichtsvollen Steuermann, auf dessen Geschicklichkeit ein großer Theil der Hoffnung beruhete, daß ihre gefahrvolle Unternehmung ein glückliches Ende erreichen würde. Der Bootsmann Andris starb kurz danach.

Vier traurige Tage lang mußten sie hier im Schnee und Eise liegen bleiben, weil die Eisfelder, welche das Meer bedeckten, fest wie eine Mauer standen. Am fünften Tage blies ein Südostwind, und man sah das Wasser offen. Sogleich wurde eingepackt; man spannte sich vor die Fahrzeuge, und zog sie auf 50 Schritt weit nach dem Wasser. Aber kaum hatte man sie flott gemacht, als man sie schon wieder über andere Eisbänke, welche ihnen noch im Wege lagen, mit unbeschreiblicher Mühe fortziehen mußte, bis man endlich so glücklich war, an ein freies und schiffbares Wasser zu kommen. Und nun segelte man, wiewol nicht ohne öftere neue Unterbrechungen, weiter.

Am fünfundzwanzigsten, da man abermahls an einem Eisfelde still liegen mußte, entstand ein heftiger Sturm. Das Eis, an welchem die Fahrzeuge befestiget waren, zerbrach, und die Stücke wurden aus einander getrieben. Die kleinen Schiffe selbst, die nunmehr los waren, wurden auf das hohe Meer gejagt, indem sie alle Augenblicke in Gefahr waren, bald zwischen treibenden Eisbänken zertrümmert, bald vom Sturmwinde umgeworfen zu werden. Das Schiffsvolk bot alle ihm

noch übrige Kräfte auf, um wieder nach der Küste zu gelangen, und da diese Absicht durch bloßes Rudern nicht erreicht werden konnte, so wagte man, das Focksegel, d. i. ein kleineres, am Vordermast befestigtes Segeltuch, aufzuziehen. Allein der Fock- oder Vordermast des Boots wurde vom Sturmwinde zerbrochen, und man sah sich daher gezwungen, das große Segel zu Hülfe zu nehmen, wenn man der Schaluppe folgen und nicht allein ins weite Weltmeer fortgetrieben werden wollte. Kaum hatte man dieses aufgezogen, als der Wind mit solcher Heftigkeit hineinblies, daß das Fahrzeug gewiß würde umgestülpt sein, wenn man das Segel nicht augenblicklich gestrichen, d. h. wieder herabgelassen hätte. Schon hatte das Boot auf allen Seiten Wasser geschöpft, und die Leute in demselben hatten ihren Untergang schon für unvermeidlich gehalten. Aber wohl ihnen, daß sie dennoch Gegenwart des Geistes genug behielten, um in dem Augenblicke, da sie sich für verloren hielten, noch auf ihre Rettung bedacht zu sein! Denn noch war die Zeit nicht da, die der Himmel zu ihrer Sterbestunde bestimmt hatte. Plötzlich verwandelte sich der Sturm aus Süden in einen gemäßigten Nordwestwind, der ihre Fahrt nach dem festen Eise an der Küste begünstigte, wobei sie denn auch endlich glücklich wieder ankamen.

Allein da sie sich hier nach der Schaluppe umsahen, fanden sie dieselbe nirgends. Man hoffte indeß, daß nur der dicke Nebel, welcher die Luft erfüllte, sie vor ihren Augen verberge, und fuhr an dem Eise hin, um sie aufzusuchen. Aber umsonst. Man fing schon an, sie für verloren zu halten, als van Veer, der das Boot anführte, einige Schüsse that, worauf man die Freude hatte, eine Antwort durch Gegenschüsse zu vernehmen. Durch dieses Mittel, welches schon oft bei ähnlichen

Gelegenheiten angewandt worden ist, fand ein Fahrzeug das andere glücklich wieder.

Sie setzten hierauf ihre mühselige Reise fort, und kamen am folgenden Tage bei einem Eisfelde vorbei, welches mit unzähligen Wallrossen bedeckt war. Eine solche Menge von diesen Thieren hatten sie noch nie zusammen gesehn. Es würde der Mühe werth gewesen sein, Jagd darauf zu machen, wenn man in einer Lage, als diejenige war, worin unsere Reisende sich befanden, zu so etwas Lust haben könnte. Ueberdas, warum sollten sie diese Thiere unnützer Weise tödten, da sie Das, warum man sie zu tödten pflegt, ihre Zähne, weder jetzt zu gebrauchen wußten, noch mitnehmen konnten? Sie begnügten sich daher, unter eine Flucht von Zugvögeln zu schießen, die ihnen in ebendieser Gegend aufstießen, und die ihnen mehr werth waren, als alle Wallroßzähne. Sie hatten das Vergnügen, ein ganzes Dutzend derselben zu erlegen.

Am achtundzwanzigsten, da sie abermahls an festes Eis gekommen waren, und von umherschwimmenden Eisschollen sehr gedrängt wurden, legten sie sich bei jenem vor Anker, luden Alles, was in den Fahrzeugen war, aus, zogen hierauf die Fahrzeuge selbst aufs Eis, machten ein Zelt von einem Segeltuche und legten sich zur Ruhe, nachdem sie einen Mann zur Wache ausgestellt hatten. Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu Statten; denn um Mitternacht fanden sich drei große weiße Bären ein, welche ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet haben würden, wenn die Wache sie nicht zu rechter Zeit bemerkt, und die schlafenden Gefährten durch ein lautes Geschrei von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtiget hätte. Man tödtete hierauf eins dieser Unthiere, und die beiden andern ergriffen die Flucht

Aber am folgenden Tage kehrten sie zurück. Einer derselben packte den getödteten Bruder mit dem Rachen an, und schleppte ihn weit fort auf eine Eisspitze, wo Beide über ihn herfielen, und anfingen, ihn zu fressen. Man schoß nach ihnen, und sie verließen ihren Fraß. Vier Personen begaben sich nach dem Orte hin, und fanden zu ihrer Verwunderung, daß sie den sehr großen Körper in so kurzer Zeit um die Hälfte schon verschlungen hatten. Diese vier Männer waren kaum im Stande, die noch übrige Hälfte fortzutragen; und ein einziger Bär hatte den ganzen Körper fortgeschleppt. Dieser Umstand kann uns zum Maßstabe dienen, um uns von der außerordentlichen Stärke dieser Thiere einen Begriff zu machen.

Weil der Wind an diesem und den beiden folgenden Tagen sehr heftig aus Westen blies, so sahen sie sich gezwungen, auf dem Eise liegen zu bleiben. Sie waren diese Zeit über noch verschiedenen andern Anfällen von Bären ausgesetzt; aber durch Wachsamkeit und Muth erhielten sie jedesmahl den Sieg.

Die Nacht vom ersten bis zum zweiten des Heumonats war eine der gefahrvollsten und mühseligsten unter allen, die sie bis jetzt erlebt hatten. Abends gegen neun Uhr stießen die Eisschollen, bei einem starken Westwinde, mit solcher Heftigkeit gegen das feste Eis, daß derjenige Theil desselben, worauf die Fahrzeuge und das Schiffsvolk waren, sich absonderte und fortschwamm. Das größte Unglück hierbei war zuvörderst, daß alle Ballen und Fässer auf dem Eise lagen, und daß die meisten derselben beim Auseinandergehn desselben ins Wasser fielen. Aber das war noch nicht Alles. Diejenige Seite des losgerissenen großen Eisstücks, auf der die Fahrzeuge standen, war dem Meere zugekehrt, von

wannen neue Eisschollen unablässig herangetrieben wurden, die sich brachen, und in jedem Augenblicke die Fahrzeuge zusammt den dabei befindlichen Menschen zu zertrümmern oder zu überschütten droheten. Man mußte daher die Fahrzeuge in möglichster Geschwindigkeit auf die andere Seite der schwimmenden Eisbank, die dem Lande zugekehrt war, fortzuziehn suchen. Allein das Eis brach ihnen dabei mehr als einmahl unter den Füßen. Das Boot, nebst den damit beschäftigten Leuten, wurde fortgerissen. Der Mast desselben zerbrach, und das ganze Fahrzeug wurde von dem Drange des Eises so beschädiget, daß es leck ward. Die Leute mußten sich von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere zu retten und das halb zertrümmerte Boot hinter sich herzuziehn suchen.

Zu noch größerem Unglücke lag ein Kranker darin, den die braven Kameraden nicht im Stiche lassen wollten, ungeachtet Jeder mit der Rettung seines eigenen Lebens genug zu thun hatte. Mit sichtbarer Lebensgefahr wagten sie sich zu ihm, luden ihn auf und sprangen mit ihm von einer Scholle auf die andere, bis sie endlich glücklich nach der Schaluppe kamen. Seht da, ihr jungen Freunde, was unverderbtes Gefühl der Menschlichkeit vermag! Indeß der reiche und selbstsüchtige Wollüstling mit zusammengeschrumpftem Herzen sich kaum entschließen kann, dem ausgehungerten Bruder einige Brocken von seinem Ueberflusse zuzuwerfen, oder seine Blöße mit einem abgelegten Kleidungsstücke zu decken, setzen arme, von Hunger, Kälte und Elend entkräftete Bootsleute ihr Alles — ihr Leben aufs Spiel, um einen kranken Gefährten zu retten, der ihnen nur zur Last war, und von dem zu vermuthen stand, daß ers doch nicht lange mehr machen würde! Das heißt menschlich sein!

Das mußte ein Schauspiel abgeben, bei dem selbst Engel hätten Freudenthränen weinen mögen! Die Vorsehung segnete diese schöne That. Es gelang ihnen, wider Aller Erwarten und Hoffen, nicht nur sich selbst und ihren Kranken, sondern auch die Fahrzeuge zu retten und sie wiederum aufs feste Eis zu ziehn. Auch von den verlorengegangenen Ballen und Fässern wurde Eins und das Andere geborgen; der Sturmwind legte sich, und, wie es immer zu gehen pflegt, nach dem Ungewitter folgte Sonnenschein.

8.

Fortgesetzte gefahrvolle Reise an der Küste von Nova Zembla. Beschreibung der Samojeden. Glückliche Ankunft an der Küste von Rußland.

Indeß die Hälfte der Mannschaft mit der Ausbesserung der sehr beschädigten Fahrzeuge beschäftiget war, gingen die Uebrigen über das Eis nach dem Lande, um Holz, und besonders einen Baum zu suchen, der die Stelle des zerbrochenen Mastes ersetzen könnte. Sie waren so glücklich, Beides zu finden; denn auch hier war Treibholz hergeführt. Sie fanden sogar ordentlich behauenes Holz, und Keile zum Spalten, woraus sie schließen konnten, daß Menschen hier gewesen waren. Wie groß wurde ihnen das Herz bei dieser Bemerkung, und wie eilten sie, mit den Keilen in der Hand, die Gefährten davon zu benachrichtigen! Zwar konnte es ihnen im Grunde wenig helfen, zu wissen, daß vielleicht vor einigen Jahren ein Russischer Wallfischfänger in dieser Gegend vor Anker gelegen habe; aber die bloße Vorstellung, an einem Orte zu sein, wo schon Menschen gewesen waren, machte ihnen Freude. So gewiß ist es, daß Gott die Menschen unter einander durch unsichtbare heilige

Bande der Natur verbunden hat, die da machen, daß sie sich nach menschlicher Gesellschaft sehnen, und daß Einer dem Andern werth ist, auch wenn sie keinen Nutzen von einander haben!

Am fünften des Heumonats starb der kranke Bootsmann, dessen die Uebrigen sich so menschenfreundlich angenommen hatten.

Erst am neunten ging das Eis auseinander. Alsobald wurden die Fahrzeuge wieder befrachtet, und man ging von neuen unter Segel. Aber ich besorge, daß ich meinen jungen Lesern Langeweile machen würde, wenn ich fortfahren wollte, jede neue Widerwärtigkeit, mit welcher die armen Leute zu kämpfen hatten, eben so umständlich, als bisher, zu erzählen. In Grunde waren es immer ungefähr die nämlichen Auftritte, die nämlichen Mühseligkeiten und Gefahren, die ich nun schon oft genug beschrieben habe. Bald wurden sie von Eisschollen gedrängt; bald mußten sie die Fahrzeuge über große Eisbänke wegziehn, um sie an einer andern Stelle wieder in offenes Wasser zu lassen; bald hatten sie Streit mit Bären, bald wurden sie von einem Heer von Wallrossen verfolgt, die sie mit ihren langen Zähnen aufzuspießen droheten. Lauter Gefahren, in welchen wir sie schon mehr als einmahl gesehn haben. Ich glaube daher, dies Alles füglich übergehen zu können, und bitte meine lieben Leser, sich in Gedanken nach der letzten südlichen Spitze von Nova Zembla zu verfügen, und mir zu vergönnen, ihnen da, bis zur Ankunft unserer armen Abenteurer, Eins und das Andere von einer gewissen sonderbaren Menschenart zu erzählen, die in den Sommermonaten von dem festen Lande herüberzukommen pflegen, um hier der Jagd obzuliegen. Man nennt sie Samojeden.

Diese ziemlich ausgebreitete Völkerschaft bewohnt eine große Strecke von der Küste des Eismeers, sowol in dem Europäischen, als vornehmlich in dem Asiatischen Rußland. Sie gehört zu derjenigen Menschenart, welche man Polmenschen zu nennen pflegt, d. i. solche, die in der Gegend des nördlichen Polkreises und weiter hinauf, nach dem Nordpole zu, wohnen, wie die Eskimo's oben in Amerika, die Grönländer, die Lappen, in dem Norwegischen, Schwedischen und Russischen Lappland, die Samojeden und die Ostiaken oder Baschkiren, welche in dem Asiatischen Rußland wohnen.

Die Samojeden, wie die übrigen jetzt genannten Polmenschen, sind klein von Gestalt, indem sie nicht viel über vier Fuß zu wachsen pflegen, und dabei gelb und schmutzig von Farbe. Sie haben kurze Beine, dicke Köpfe, eine platte, unangenehme Gesichtsbildung, kleine, aber längliche Augen, große Ohren, platte Nasen mit großen Seitenflügeln und weiten Nasenlöchern, große weite Mäuler mit kleinen häßlichen Zähnen, unförmlich dicke Bäuche, aber nur magere Schenkel und dünne Arme. Ihr schwarzes Kopfhaar ist borstig, und hängt ihnen, wie Lichter, auf die Schultern herab. Die Männer haben wenig oder fast gar keinen Bart; aber ob er ihnen von Natur fehlt, oder ob sie ihn ausraufen, ist noch nicht ausgemacht.

Hier habt ihr einen Samojeden und eine Samojedinn in ihrer Winter- und Sommerkleidung.

Ihr seht, daß es schwer ist, Mann und Frau von einander zu unterscheiden, weil sie weder an Gestalt noch an Kleidung sehr verschieden sind, außer daß einige Weiber, oder, wie Andere erzählen, nur die jungen Mädchen, ihr Kopfhaar in zwei oder drei Flechten binden, die sie herabhangen lassen. Was ihr unter ihren Füßen

seht, sind eine Art hölzerner Schlittschuh, die aber hier viel zu klein vorgestellt sind, weil sie so lang, als der ganze kleine Kerl, zu sein pflegen. Unter diese haben sie ein Stück Rennthierfell befestiget, und zwar so, daß die Haare nach hintenzu gehn. Diese verhüten, daß sie rückwärts gleiten, indem sie Eis- und Schneeberge ersteigen, und die Schlittschuhe selbst dienen ihnen zum geschwinden Fortrutschen. Ihre Kleidungsstücke bestehen im Winter aus Rennthierhäuten, die sie mit den Sehnen eben dieses Thieres zusammenzunähen wissen. Die Sommerkleidung, in welcher das andre Paar hier abgebildet ist, besteht aus Pinguinfellen *), woran man die Federn gelassen hat. Zum Taschentuche brauchen sie dünne Birkenrinde, die sie zu diesem Behufe bei sich führen.

Beide Geschlechter waschen und baden sich niemahls, sind daher voller Schmutz und riechen unausstehlich. Auch in ihren Hütten, die von Baumrinde und Fellen gemacht sind, herrscht die größte Unreinlichkeit und ein unausstehlicher Gestank. Das Aas von Ochsen, Hämmeln, Pferden und andern Thieren, die sie auf den Straßen finden, oder die ihnen gegeben werden, hängt darin umher und wird roh von ihnen verzehrt. Auch pflegen sie das Blut geschlachteter Rennthiere so warm zu trinken, als es aus den Adern kommt.

Ein Mann kann, nach ihren Sitten, so viele Weiber nehmen, als er will; selten aber nimmt einer mehr als fünf, und die meisten haben nur zwei. Diese kau-

---

*) Der Pinguin oder die Fettgans ist ein Wasservogel, so hoch wie ein Schwan, aber noch einmahl so dick, an der Brust mit einem großen Beutel oder Kropf versehn, sehr feist und schwerfällig.

fen sie den Vätern für Rennthiere ab, und man versichert, daß eine einzige oft mit hundert und mehr Rennthieren bezahlt werde. Sie können sich nach Belieben wieder von ihnen scheiden; aber das Kaufgeld erhalten sie in diesem Falle nicht wieder.

Ihr Reichthum besteht in Rennthieren. Diesen, nebst der Fischerei im Sommer, und der Jagd im Winter, haben sie ihren Unterhalt zu verdanken. Die Fische essen sie gleichfalls roh.

Sie glauben zwar ein höchstes Wesen, und einen mächtigen Teufel, aber sie beten weder jenes, noch diesen an. Außerdem haben sie ihre Hausgötzen, die sie, ich weiß nicht wie, zuweilen zu Rathe ziehn. Auch die Sonne und den Mond halten sie für Untergottheiten. Von der Unsterblichkeit der Seele ist ihnen etwas bekannt, sie halten aber dafür, daß der abgeschiedene Geist aus einem Körper in den anderen wandere. Gottesdienstliche Gebräuche sollen sie ganz und gar nicht haben. Alle sind einander gleich, nur daß sie die Alten höher achten, als Andere. Sie haben also auch kein Oberhaupt und keine Gesetze, nur daß sie der Russischen Regierung jährlich eine Abgabe an Pelzwerk entrichten.

Man sieht, daß ihre ganze Lebensart in hohem Grade elend genannt zu werden verdient; und doch — wer sollte es glauben! — preisen sie sich vorzüglich glücklich, und verlangen nicht, mit andern und zwar gesitteten Völkern zu tauschen. Das macht, sie haben keine andere Bedürfnisse und keine andere Begierden, als solche, die sie selbst befriedigen können. Junger Deutscher! ahme ihnen hierin nach. Gewöhne dich zu einer einfachen Lebensart, damit du wenig bedarfst, um vergnügt zu sein, und schaffe dir nützliche Fertigkeiten und Geschicklichkeiten an, damit du Das, was du bedarfst, dir

künftig selbst erwerben könnest. Dann wirst auch du in deinem Stande und unter deinem Volke keinen Andern zu beneiden jemahls Ursache haben.

Und nun ist es Zeit, daß wir uns wieder nach unsern Freunden, den Holländern, umsehn.

Es war am dritten August, als sie endlich nach unzähligen gefahrvollen Mühseligkeiten das südliche Ende dieses unfreundlichen Landes erreichten, Alle äußerst entkräftet, Alle vom Scharbock ergriffen, der sie, noch ehe sie das feste Land erreichen konnten, gänzlich aufzureiben drohete. Aber es ist ein eben so wahres, als tröstendes Sprüchwort: wenn die Noth am größten ist, so ist Gottes Hülfe am nächsten. Das erfuhren sie auch hier. Denn da sie zum letzten Mahl aus Land gingen, fanden sie eine Menge Löffelkraut. Es war ihnen bekannt, daß der Genuß desselben, besonders wenn es ungekocht gegessen wird, den Scharbock heile. Sie fielen also darüber her, und fingen an, aus vollen Händen davon zu essen. Die Wirkung übertraf Alles, was sie je davon gehört hatten; sie war schnell und erstaunlich. Einigen von ihnen waren die Zähne schon so los gewesen, daß sie keinen Zwieback mehr genießen konnten — denn der Scharbock greift vornehmlich das Zahnfleisch an — jetzt konnten sie wieder käuen und essen, was ihnen beliebte, oder besser, was sie hatten. Und das war nicht viel, denn ihre Vorräthe waren größtentheils verzehrt.

Und nun machten sie sich fertig, durch die Straße Waigatz nach dem festen Lande hinüberzusegeln.

Diese Ueberfahrt ging anfangs gut von Statten; je mehr sie sich aber dem Lande näherten, desto mehr nahm auch das Eis wieder zu, so, daß sie einige Mahl wieder davon eingeschlossen und zuweilen gezwungen wurden,

in die hohe See zu stechen. Indeß erblickten sie am vierten die Küste von Rußland, und am fünften hatten sie dieselbe glücklich erreicht. Man stieg ans Land, um, wo möglich, etwas Lebensmittel aufzutreiben. Aber die Gegend war unbewohnt, und trug nichts, als Gras und etwas wildes Gesträuch.

Einige unter ihnen wünschten, daß man nun die Reise zu Lande fortsetzen möchte; allein von da bis Kola, einer kleinen Stadt am weißen Meere, wo sie hoffen durften, ein Holländisches Schiff vorzufinden, war es noch so weit! das Land so wüst! und ihre Kraft so erschöpft! Diese Gründe waren überwiegend; sie beschlossen also, die Reise in ihren Fahrzeugen fortzusetzen.

Aber alle ihre Lebensmittel waren, bis auf etwas Zwieback, welcher verschimmelt war, gänzlich aufgezehrt. Einige von ihnen nahmen daher einen todten Seehund mit, welchen sie auf dem Eise fanden, und der schon ganz in Fäulniß übergegangen war. Als sie ihn aber verzehren wollten, hielten die Andern sie davon ab, weil sie wußten, daß eine so unnatürliche Speise ihnen das Leben kosten würde. Man begnügte sich also mit etwas verschimmeltem Zwieback, und segelte weiter.

9.

Fahrt nach dem weißen Meere. Beschreibung der Lappen; glückliche Rückreise nach Amsterdam.

Am 12ten wurden sie durch den Anblick einer Russischen Barke erfreut, welche mit vollen Segeln ihnen entgegen kam. Man erreichte dieselbe bald, und der Schiffer ging bei ihr an Bord. Er erkundigte sich, wie weit es noch bis Kandnoes — einer Insel beim Eingange in das weiße Meer — sei? Allein die Russen

verstanden ihn nicht. Da sie indeß aus dem Namen Kandnoes schlossen, daß der Schiffer wissen wollte, wie er steuern müsse, um dahin zu kommen, so holten sie einen Kompaß, und zeigten ihm die Richtung, die er zu nehmen habe. Heemskerk nahm hierauf ein Stück Geld in die eine Hand, und zeigte mit der andern auf eine Tonne Fische, welche in der Barke stand. Dies verstanden die Russen; sie nahmen das Geld, und überließen ihm dafür 200 Stück Fische, nebst einigen kleinen Kuchen. Die halbverhungerten Holländer waren über diesen Einkauf hocherfreut, und eilten, sich zu laben. Der ganze Vorrath wurde in gleiche Theile getheilt, und Jedem freigestellt, mit dem seinigen hauszuhalten, wie er wollte.

Am 13ten hatten sie das Unglück, daß die beiden Fahrzeuge durch einen großen Sturm von einander getrennt wurden. Dieser hatte sich nicht so bald gelegt, als ein dicker Nebel es ihnen vollends unmöglich machte, sich einander wiederzufinden. Heemskerk war in dem Boote, und hielt dasselbe so nahe als möglich an der Küste; die Schaluppe schien aufs hohe Meer verschlagen zu sein. Unter traurigen Besorgnissen über das Schicksal der Gefährten, segelten sie vier Tage hinter einander fort, als sie abermahls einer Russischen Barke begegneten. Da sie zu derselben kamen, bot die darauf befindliche Mannschaft ihnen von freien Stücken ein Boot an, welches sie mit Dank annahmen. Die Russen wollten ihnen zu verstehen geben, daß sie ihre Gefährten, an der Zahl sieben, in der Schaluppe gesehn hätten. Da man sie aber nicht verstand, hoben sie sieben Finger auf und zeigten auf das Boot, um zu erkennen zu geben, daß sie sieben Männern in einem eben solchen offenen Fahrzeuge begegnet wären. Jetzt begriff man sie; und

da der Schiffer durch Geberdensprache auch die Gegend erforscht hatte, wo die Gefährten von ihnen waren gesehen worden, so richtete er seinen Lauf dahin, und ließ aus allen Kräften rudern und segeln, um sie wieder einzuholen.

Am 18ten erreichten sie endlich das längst gewünschte Vorgebirge der Insel Kandnoes am Eingange des weißen Meeres, aber die Schaluppe war leider! nirgend zu sehen gewesen. Jetzt stand ihnen noch eine gefährliche Fahrt bevor. Von Candnoes nämlich mußten sie, bei starkem Winde und hohen Wellen, quer durch das weiße Meer bis an die westliche von Lappländern bewohnte Küste desselben segeln, welches noch eine Reise von 40 Meilen war. Aber für Leute, welche schon so viele und mancherlei Gefahren überstanden hatten, konnte nichts mehr abschreckend sein. Sie wagten es also, mit ihrem kleinen offenen Boote in dieses gefährliche Meer zu stechen, und nach dreißig Stunden hatten sie dasselbe glücklich durchschnitten.

Sie entdeckten bald einige kleine Häuser an der Küste, und gingen daselbst ans Land. Diese Häuser wurden von dreizehn Russen bewohnt, welche zwei Lappen mit ihren Weibern und einem Kinde bei sich hatten. Die Lebensart dieser Russen war sehr einfach, denn sie nährten sich bloß von Fischen, die sie täglich fingen; die armen Lappen hatten noch viel weniger zu beißen. Denn diese mußten sich mit den Ueberbleibseln und Köpfen der Fische begnügen, welche die Russen ihnen zuwarfen, und die sie, wie die Hunde, mit vieler Unterthänigkeit auflasen. Den Holländern that dieser Anblick weh im Herzen. Sie, welche selbst so lange elend gewesen waren, fühlten sich, so oft sie Andere leiden sahen, von mitleidiger Theilnehmung durchdrungen.

Aber hier mußten sie es beim bloßen Bedauern bewenden lassen, weil es nicht in ihrer Gewalt stand, das Schicksal der armen Lappen zu verbessern.

Weil uns der Faden unserer Geschichte jetzt in eine Gegend geführt hat, wo schon zerstreute Lappen wohnen, so wird es, hoffe ich, meinen wißbegierigen jungen Lesern nicht unangenehm sein, auch von diesem Volke hier eine kurze Beschreibung zu finden. Ich sage meinen wißbegierigen; denn, ich muß es nur gestehen, für andere schreibe ich nicht. Sollte also Jemand dies Buch in die Hand genommen haben, der nur abenteuerliche Geschichten zu lesen, aber keine nützliche Kenntnisse einzusammeln wünscht, so bitte ich denselben, es je eher je lieber wieder wegzulegen, und sich an den Erzählungen meiner Mutter Gans zu ergetzen, welche den geistreichen jungen Herren und Damen dieser Art eine bessere Unterhaltung gewähren werden.

Die Lappen haben mit den oben beschriebenen Samojeden manche Aehnlichkeit, sowol in ihrer Bildung, als auch in ihrer Lebensart; doch scheinen sie sich den gesitteten Völkern schon um Vieles mehr zu nähern. Auch sie sind schmutzbräunlich von Farbe, welche theils von ihrer Unreinlichkeit, theils von dem Rauche herrührt, worin sie in ihren Hütten leben. Sie haben kurzes, schwarzes Haar, breite Gesichter, eingefallene Backen, spitziges Kinn, großen Mund und triefende Augen, und sind klein von Körperbau. Was ihre Lebensart betrifft, so wissen sie nichts von Ackerbau, nichts von Handwerken und Künsten, und wollen nichts davon wissen. Denn das einzige Geschäft, wovon wenigstens die Meisten unter ihnen sich nähren, ist die Viehzucht; und die einzige Thierart, deren sie warten und welche

alle ihre Bedürfnisse befriediget, ist das Rennthier. Dies ist ihr Alles; ich habe schon oben davon geredet.

Das Hauptgeschäft der Lappen, die Viehzucht, verstattet ihnen nicht, immer in einer und ebenderselben Gegend zu wohnen. Sie ziehen daher mit ihren Herden umher, indem sie im Sommer die nördlichsten, im Winter die südlichsten Gegenden besuchen. Wollten sie dies auch nicht thun, so müßten sie doch, weil ihre Rennthiere sie dazu zwingen würden, die, wenn sie in der einen Gegend Alles aufgezehrt haben, sich von selbst anschicken, in eine andere zu ziehn, und nicht zurückgehalten werden können.

Ihre Häuser sind von der Art, daß sie sie leicht mit sich führen können. Sie bestehen nämlich aus Pfählen, die sie in die Runde aufstellen, und zwar so, daß sie nach oben zu sich gegen einander neigen. Diese bedecken sie mit einem Schwedischen groben Tuche, oder mit Rennthierfellen, oder, in Ermanglung beider, mit Fichtenzweigen. Die inwendigen Seiten beteppichen sie mit allerhand Kleidungsstücken. In der Mitte einer solchen Hütte ist ihr Herd, und über demselben eine Oeffnung im Dache, welche zum Schorstein und zugleich zum Fenster dient.

In einer solchen Hütte haben zwanzig Menschen Platz, vorausgesetzt, daß sie nicht so viel Raum nöthig haben, als wir Andern, die wir gewohnt sind, daß Jeder sein besonderes Zimmer für sich habe. Die Stühle, Ruhebänke und Betten der Lappen sind — Fichten- oder Tannenzweige, über welche man Rennthierfelle ausgebreitet hat.

Zur Fortschaffung ihrer Sachen, wenn sie aus einer Gegend in die andre ziehn, bedienen sie sich einer Art Schlitten, die wie kleine Schiffe gebaut sind. Die

davor gespannten Rennthiere laufen viel schneller und anhaltender, als unsere Pferde, bergauf bergab. Vor Zeiten trug man sich mit der Fabel, daß diese Thiere keines Zaums bedürften, sondern daß ihr Herr ihnen nur den Ort, wo er hin wolle, ins Ohr sage. Jetzt aber weiß man, daß diese, wie manche andre wunderbare Erzählung, die ehemahls für wahr gehalten wurde, eine grobe Erdichtung ist. Der Lappe selbst bedient sich, um geschwinder fortzukommen, eben solcher Schrittschuhe von Holz, dergleichen ihr schon oben an der Abbildung der Samojeden gesehn habt. Diese bestehen in einem, drei bis vier Fuß langen, aber schmalen Brette, das wie ein Schiff nach vorn zu krumm und spitzig gebogen ist. Ein solches Brett binden sie unter jeden Fuß, und in jede Hand nehmen sie einen Stab, der sich unten mit einem flachliegenden Rade endiget, damit er nicht in den Schnee eindringen möge. Durch Hülfe solcher Schrittschuhe und solcher Stäbe gleiten sie, ohne jemahls einzusinken, über den tiefsten Schnee mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß sie Bären und Wölfe einholen können. Die Normänner, Finnländer und Samojeden bedienen sich ebendieses wohlersonnenen Hülfsmittels.

Die Schweden und Dänen haben sich zwar bemüht, die Lappen in der kristlichen Religion zu unterrichten, aber es herrscht doch gleichwol noch viel Aberglaube und Abgötterei unter ihnen; und Wen kann das befremden, der da weiß, daß unter den Kristen selbst noch leider! so viel von beiden gefunden wird? Vornehmlich bemerkt man, daß alle wilde, halbwilde und unerleuchtete Menschen sich viel mit einem oder mehren bösen Geistern zu schaffen machen, welchen sie eben so viel, oft noch mehr Macht und Gewalt zutrauen, als dem guten Gott selbst. Sie scheuen sich mehr vor jenen,

als vor diesem, und es ist ihnen wichtiger, jene, als diesen, zu Freunden zu haben. Daher suchen sie jenen bösen Geistern, oder wie sie in der Sprache der Kristen heißen, jenen Teufeln, zu Gefallen zu leben, sie durch allerlei abergläubische Mittel zu versöhnen, und durch allerlei Fratzen ihren Willen zu erforschen und sich ihres Beistandes zu versichern. Das Letztere nennt man zaubern oder hexen.

Unter den Lappen, wie unter allen andern dummen Menschen in allen Ländern, hat es von jeher viele Betrüger gegeben, die sich die Dummheit und den Aberglauben ihrer Landsleute zu Nutze machten, und sich für Zauberer und Hexenmeister ausgaben, die durch Hülfe böser Geister zukünftige Dinge vorhersagen, und über andere Menschen Gutes und Böses verhängen könnten. Die Lappländischen Betrüger dieser Art bedienen sich zu dieser abgeschmackten Gaukelei einer gewissen Trommel; aber die Schwedische Regierung, welcher die meisten Lappen unterworfen sind, hat ihnen den Gebrauch derselben bei Lebensstrafe untersagt.

Nur Schade, daß Aberglauben und Dummheit durch Verbote und Strafen nicht getilgt werden können; Belehrung in früher Jugend ist das einzige sichere Mittel dagegen. Alles, was man durch Strenge auszurichten vermochte, ist, daß die abergläubigen Lappen ihre dummen Alfanzereien jetzt im Verborgenen treiben, und um so viel lüsterner danach sind, weil man sie ihnen verboten hat. Man suche sie gescheiter zu machen, und ihr Glaube an Zauberer, Gespenster und Teufeleien wird, ohne Verbot, von selbst verschwinden.

Seht, meine Kinder — denn warum sollte ich meine jungen Leser, auch wenn sie zum Theil schon Jünglinge und Jungfrauen sind, nicht so nennen, da ich

mir bewußt bin, daß ich es eben so gut mit ihnen meine, als wenn ich ihr leiblicher Vater wäre? — seht, sage ich, wozu es gut ist, Reisebeschreibungen zu lesen! Hier lernt ihr im Vorbeigehn, was ihr künftig von solchen Menschen halten müßt, die euch von abergläubischen Dingen, von Gespenstern, Erscheinungen, Hexereien, Geisterbeschwörungen, Wunderkuren, Schatzgraben, Goldmacherei und andern dergleichen schönen Siebensachen vorschwatzen werden; dieses nämlich, daß solche Leute entweder Betrüger und Schurken, oder Pinsel sind, und daß man in beiden Fällen ihnen weder sein Ohr noch seinen Beutel leihen muß. Je finsterer es noch in einem Lande ist, desto mehr hört man von solchen Fratzen; wird es heller darin, werden Vernunft und Wissenschaften angebaut: weg ist der ganze abergläubische Kram! Wenigstens getraut man sich nun nicht mehr, ihn öffentlich zur Schau auszustellen, und selbst Diejenigen, welche noch einfältig genug sind, daran zu glauben, schämen sich, es zu gestehn, weil sie fühlen, daß sie sich lächerlich dadurch machen würden. Aber wieder zu unsern Lappen!

Einige derselben sind reich. Außer einigen tausend Rennthieren, die ihren größten Reichthum ausmachen, besitzen diese auch allerlei Kostbarkeiten an Silber, z. B. silberne Ringe, Schnallen, Löffel, Becher u. s. w. Auch ist nunmehr der Gebrauch des Geldes bei ihnen eingeführt. Aber bei ihrer unsteten Lebensart pflegen sie diese ihre Kostbarkeiten häufig zu vergraben, und wenn sie dann etwa darüber hinsterben, so werden die vergrabenen Schätze selten wieder gefunden. Diese reichern Lappen ziehen in den gebirgigen Gegenden umher, wo sie die meiste Nahrung für ihre Herden finden, und werden deßwegen Berglappen genannt. Andere, welche

keinen solchen Reichthum an Rennthieren besitzen, leben in den Wäldern, und nähren sich meistentheils von Fischen und Vögeln, halten auch wol Kühe und Schafe; und diese nennt man Waldlappen. Diese letztern sind treffliche Bogenschützen.

Der begüterte Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seiner Hütte und schläft, als daß er sich mit irgend einer Arbeit befassen sollte. Die Armen hingegen legen sich auf hundert kleine Künste, verfertigen Schlitten, mit allerlei Figuren aus Horn und Zinn geziert, machen Löffel, Kästchen, Schachteln, Körbe, Bogen und allerhand Werkzeuge. So macht also auch hier, wie überall, der Reichthum faul, die Armuth thätig und geschickt.

Die Weiber der Lappen haben vornehmlich mit Verfertigung der Kleidungsstücke für die ganze Familie zu thun. Zum Kochen werden sie nicht gebraucht; das thun die Männer selbst. Dahingegen müssen Jene Felle zubereiten und feinen Draht aus Zinn ziehn, um die Gürtel, die Kleider und die Schlittengeschirre damit zu zieren.

Mit dem Heirathen halten es die Lappen gerade wie bei uns die Könige und die Fürsten. Nicht die jungen Leute selbst, sondern ihre Aeltern beschließen, wann und Wen sie heirathen sollen; und sie sehen hiebei nicht darauf, ob die beiden Leute sich zu einander passen und einander lieben können, sondern bloß auf Das, was Jedes mitbringt. Wenn die Aeltern sich eine Schwiegertochter ausgesucht haben, so gehen sie mit ihrem Sohne, er mag wollen oder nicht, nach des Mädchens Aeltern, und versorgen sich vorher mit Brantwein. Dieser wird zuerst dargeboten, und nimmt man ihn an, so ist das ein gutes Zeichen. Jetzt fängt man an zu handeln. Der Vater des jungen Mannes er-

klärt sich, was er den Aeltern der Braut und den nächsten Anverwandten derselben an Geld und Gütern schenken will, und die Aeltern der Braut bestimmen von ihrer Seite den Brautschatz, den sie ihrer Tochter mitgeben wollen, und die Verwandten der Braut zeigen gleichfalls die Gegengeschenke an, die man von ihnen zu erwarten habe. Wird dies Alles von beiden Seiten genehmiget, so geht die Heirath vor sich; wo nicht, so müssen die Aeltern der Braut den Brantwein bezahlen, den man ihnen mitgebracht hat. Zur Hochzeit bringt ein jeder Gast ein von ihm bereitetes Gericht mit. Diese Gerichte werden alle zusammengeschüttet, und von der Masse ißt ein Jeder nach Gefallen.

Die Kinder der Lappen werden frühzeitig gegen alles Unangenehme abgehärtet. So lange sie noch jung sind, hängt man sie in einer kleinen Maschine, die einer Wiege gleicht, unter das Dach der Hütte in den Rauch. An diese Maschine sind zwei Schnüre gebunden, womit man sie zuweilen hin und her bewegt. Uebrigens giebt man diesen Leuten das Lob, daß sie sich äußerst angelegen sein lassen, ihre Kinder zu allen unter ihnen gebräuchlichen Arbeiten anzuhalten. Vermuthlich aber machen die Reichen unter ihnen, so wie unter uns, auch hievon eine Ausnahme; denn sonst müßte diese ganze Völkerschaft schon längst eine der arbeitsamsten geworden sein. Der allverderbende Reichthum!

Die meisten Lappen stehen unter Schwedischer, einige unter Dänischer*), andere unter Russischer Oberherr-

*) Seit 1814, wo Norwegen von Dänemark an Schweden hat abgetreten werden müssen, sind mit demselben auch die bis dahin dem Dänischen Zepter unterworfen gewesenen Lappen Schwedische Unterthanen geworden.

Anm. z. neust. Auflage.

schaft. Diejenigen, welche unsere Holländer an der westlichen Küste des weißen Meeres fanden, waren Russische Lappen, und zwar von denen, welche armuthshalber den daselbst zerstreut wohnenden Russen Sklavendienste verrichten, um nur ihr Leben zu erhalten.

Genug von ihnen!

Nachdem unsere Holländischen Freunde hier ein Gericht frische Fische und eine Mehlsuppe eingenommen hatten, die ihnen herrlich schmeckten, gingen sie etwas weiter ins Land, um Löffelkraut einzusammeln. Die ganze Gegend war wüst und unangebaut; doch erblickten sie von fern zwei Männer auf einer Anhöhe, woraus sie schlossen, daß außer ihren heutigen Wirthen, den dreizehn Russen, doch wol noch mehr Menschen da sein müßten. Bei dieser Bemerkung ließen sie es bewenden, und verfügten sich wieder nach dem Boote.

Die beiden Männer auf der Anhöhe nahmen denselben Weg, und es währte nicht lange, so waren sie gleichfalls bei dem Boote. Aber wer vermag die Freude zu beschreiben, welche sich auf einmahl der ganzen Gesellschaft bemächtigte, da man sah, daß diese beiden Männer keine andere als — zwei von ihren Freunden aus der Schaluppe waren; Das war ein Frohlocken! ein Händedrücken! ein Glückwünschen! Doch das mögt ihr euch selbst ausmahlen. Ich! für meinen Theil, begnüge mich, nur noch hinzuzufügen, daß die Schaluppe mit den übrigen Gefährten auch nicht lange ausblieb, und daß man diesen frohen Tag des Wiedersehens mit einer festlichen Mahlzeit feierte, die, ungeachtet sie nur aus Fische:: und Brot bestand, ihnen Allen köstlicher schmeckte, als Unsereinem die ausgesuchtesten Leckerbissen.

Als sie am folgenden Morgen wieder unter Segel gingen, begegneten sie Fischern, wurden aber vom Win-

de abgehalten, Etwas von ihnen zu erhandeln. Diese ehrlichen Leute merkten ihre Verlegenheit, und warfen ihnen unentgeltlich einen Stockfisch zu. Seht, ihr jungen Menschen, so giebt es, Gott sei Dank! unter allen Himmelsstrichen und in allen Ständen Leute, welchen die Pflichten der Menschlichkeit heilig sind, und die sie gern und ohne Eigennutz erfüllen! Solcher Beispiele muß man sich erinnern, so oft man schlechter Menschen lieblose und ungerechte Handlungen. sieht, damit man nicht in Versuchung gerathe, um einiger solcher Menschen willen die ganze Menschheit für böse und lieblos zu halten.

Sie schifften weiter, und trafen gegen Abend andere Fischer an, von welchen sie auf Russisch gefragt wurden: wo ihr Crabbel, d. i. ihr Schiff, wäre? Man antwortete mit zwei Russischen Worten, die man schon gelernt hatte: Crabbel propal — das Schiff ist verloren gegangen! Hierauf erwiederten Jene: Cool brabante Crabbel, woraus man schloß, daß sie sagen wollten, zu Kola wären Brabantische oder Holländische Schiffe; eine Nachricht, die ihnen große Freude machte.

Um so viel mehr suchten sie ihre Fahrt aus allen Kräften zu beschleunigen. Allein ein heftiger Wind, der am folgenden Tage blies, nöthigte sie, ans Land zu gehen. Hier trafen sie eine kleine Familie von Lappen in einer elenden Hütte an, von welchen sie die Bestätigung der Nachricht erhielten, daß zu Kola drei Holländische Schiffe lägen, von welchen zwei eben in Begriff wären, fortzusegeln. Aus Besorgniß, daß sie vielleicht zu spät dahin kommen möchten, bewogen sie einen Lappen, einen der Bootsleute zu Lande nach Kola zu führen. Dies geschah; und am dritten Tage sah man den Lappen, jedoch ohne seinen Gefährten zurückkom-

men. Da man schon voller Unruhe darüber war, zog der Lappe einen Brief an den Schiffer Heemskerk hervor, den man begierig eröffnete, und folgenden Inhalt fand:

„Man sei erstaunt, zu hören, daß er und seine Leute, die man schon lange verloren-gegeben habe, noch am Leben seien. Man freue sich über diese unerwartete Nachricht herzlich, und werde eilen, ihnen mit allerhand Erquickungen, so geschwind als möglich, entgegenzukommen."

Der Brief war unterschrieben Johann Cornelius Ryp.

Nun überließ man sich zuvörderst der Freude über den angenehmen Inhalt dieses Schreibens, dann warf man die Frage auf, wer dieser Johann Cornelius Ryp wol sein möchte? Doch wol nicht gar, riefen Einige aus, der Steuermann des andern Schiffs, welches mit uns aus Holland segelte, und bei Spitzbergen sich von uns trennte? — Unmöglich! sagten Andere; wie könnte der noch am Leben sein, da wir, die wir lange nicht so weit gegen Norden fuhren, als er, dem Tode mit so vieler Mühe entgangen sind! Der Name war indeß der nämliche. Glücklicher Weise erinnerte sich der Schiffer, daß er noch einen Brief besitze, den Cornelius ehemahls an ihn geschrieben habe. Der Brief wurde hervorgesucht, beide wurden mit einander verglichen, und es zeigte sich — daß beide von einer und ebenderselben Hand geschrieben waren. Neue Ursachen zu einer Freude, die sie alles überstandene Ungemach vergessen machte! Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da sie den Mann und seine Gefährten wieder von Angesicht zu Angesicht sehen sollten.

Diese mit Sehnsucht erwartete Zeit kam endlich auch heran. Man erblickte von fern einen kleinen Kahn,

und als er näher kam, entdeckte man in ihm unter lautem Jauchzen den Steuermann Cornelius mit dem abgesandten Bootsmann. Man betrachtete sich von beiden Seiten als Todte, die wieder auferstanden wären; um so viel inniger aber war ihre Freude über dies unerwartete Wiedersehen.

Cornelius hatte eine Tonne Rostocker Bier, nebst Wein, Brantwein, Zwieback, Fleisch, Speck, Lachs, Zucker und andern Erfrischungen, mitgebracht, die unsere Freunde nun schon seit langer Zeit nicht mehr gekostet hatten. Man schmausete also einmahl wieder königlich, ging darauf erquickt und neugestärkt wieder unter Segel, und langte zwei Tage darauf glücklich bei Cornelius Schiffe an, welches eine halbe Meile unter Kola auf einem Flusse ebendesselben Namens vor Anker lag. Und hier gab es nun ein neues Fest, da das beiderseitige Schiffsvolk sich wiedersah, sich erkannte, und sich wechselsweise seine ausgestandenen Abenteuer erzählte.

Meine Leser wünschen hier vielleicht zu erfahren, was für Schicksale Cornelius mit seiner Mannschaft unterdeß gehabt habe; allein es thut mir leid, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen kann, weil ich nichts davon aufgezeichnet finde.

Nachdem man sich gegenseitig lange genug gefreut, und mit seinen wunderbaren Schicksalen einander unterhalten hatte, ruderte man vollends nach Kola, und erhielt von dem dasigen Russischen Statthalter die Erlaubniß, die beiden Fahrzeuge in die dortige Börse zu bringen, wo sie, als ein Denkmahl ihrer langen und wunderbaren Reise, stehen bleiben sollten. Nun mag der Zahn der Zeit unterdeß wol stark daran genagt haben; aber die Ueberbleibsel davon sieht man daselbst vermuthlich noch bis auf diesen Tag.

Den 15ten des Herbstmonats gingen sie bei Cornelius Ryp an Bord, um die Rückreise nach Holland anzutreten. Man lichtete unmittelbar darauf die Anker; und sie langten, ohne daß sich weiter etwas Merkwürdiges ereignet hätte, den 1sten des Reifmonats 1597 zu Amsterdam in eben der Kleidung und mit eben den Mützen von weißen Fuchsfellen an, welche sie auf Nova Zembla getragen hatten. Ihr Anblick erregte Verwunderung, und die Erzählung ihrer Schicksale allgemeines Erstaunen.

II.

Merkwürdige Abenteuer
vier
Russischer Bootsmänner
auf
Spitzbergen.

Ein Anhang
zur
vorhergehenden Erzählung.



Wenn die vorstehende Erzählung meinen jungen Lesern Vergnügen gemacht hat, so darf ich hoffen, daß ihnen die Zugabe einer kleinen Geschichte ähnlichen Inhalts gleichfalls nicht unangenehm sein werde. Hier ist sie!

In der Russischen Stadt Mezen, am Weißen Meere belegen, rüstete ein Kaufmann im Jahre 1743 ein Schiff aus, um es nach Spitzbergen auf den Wallfisch- oder Robbenfang zu senden. Dies Schiff hatte einen so anhaltenden günstigen Wind, daß es schon am achten Tage nach seiner Abfahrt in der Gegend von Spitzbergen ankam. Die Absicht des Schiffers war, unter diesem Lande hinzusegeln, und sich dann an die westliche Küste desselben zu legen, wohin auch die Schiffe anderer Völker in gleicher Absicht sich zu wenden pflegen. Allein plötzlich drehete sich der Wind, und man konnte nicht verhindern, daß das Schiff an die östliche Küste verschlagen wurde.

Diesen Zufall sah man höchst ungern; denn man wußte aus wiederholter Erfahrung, daß auf dieser Seite des Landes mehr Eis, als auf der andern, zu sein pflegt. Dies bestätigte sich auch gar bald; denn es währte nicht lange, so sahen sie sich rund umher mit mächtigen Eisbänken umgeben, zwischen welchen das Schiff wie eingemauert sitzen blieb.

Meine jungen Leser wissen nun schon aus der vorigen Erzählung, was es mit einem solchen Festsitzen im Eise für eine Bewandniß hat. Ich kann also der Mühe

überhoben sein, eine abermahlige Beschreibung davon zu machen.

Man sah bald, daß die Lage des Schiffes höchst gefährlich sei, und wenig oder gar keine Hoffnung übrig lasse, daß es gerettet werden könne. Die Frage war also nur, was die Mannschaft zu thun habe, um, wo möglich, nur ihr Leben davon zu tragen.

Das Land, welches man im Gesichte hatte, war nicht eigentlich die große Insel Spitzbergen selbst, sondern eine an der östlichen Küste derselben liegende kleinere Insel, welche man Ostspitzbergen nennt. Auf der Homannischen Karte von Rußland könnt ihr sie neben dem eigentlichen Spitzbergen deutlich liegen sehn. Es ist von den beiden größern Inseln die kleinere.

Indem man nun die große Frage: was zu thun sei? in Erwägung zog, erinnerte sich der Steuermann, daß vor einigen Jahren gewisse Leute aus der nämlichen Stadt Mezen, woher sie selbst gekommen waren, sich entschlossen hatten, auf dieser Insel zu überwintern; daß sie in dieser Absicht alles zu einer Hütte erfoderliche Holz mit sich genommen und ihren Entschluß wirklich ausgeführt hatten. Man zweifelte nicht, daß die Hütte noch da stände, und man beschloß, sie aufzusuchen und in Besitz zu nehmen.

In dieser Absicht rief der Steuermann — Alexey Himkof war sein Name — drei Bootsmänner auf, ihn zu begleiten, indem er selbst ans Land gehen wollte, um diesen Vorsatz auszuführen. Die Namen der drei Männer waren: Ivan Himkof, Stepan Scharapof und Feodor Weriguin. Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich ihnen diese geringen Leute so namentlich zuzähle; aber nur Geduld! Ich hoffe es zu erleben, daß man vor diesen jetzt noch unberühmten Na-

men das Haupt entblößen, und in diesen schlichten Bootsmännern Helden ehren wird, die mehr Achtung verdienen, als Mancher, welcher Schlachten gewann. Der Kampf mit Widerwärtigkeiten ist nämlich auch ein Kampf; und der Sieg darüber, den man durch Geduld und Standhaftigkeit davon trägt, verdient seinen Lorbeerkranz so gut, oft noch mehr, als ein anderer, der durch Menschenblut erkauft wird. Also weiter!

Bei ihrer Abreise vom Schiffe nahmen sie folgende Sachen mit: eine Flinte, ein Horn mit zwölf Schüssen Pulver und eben so viele Kugeln, eine Axt, einen kleinen Kessel, einen Beutel mit zwanzig Pfund Mehl, ein Feuerzeug, ein Stück Lunte, ein Messer, eine Blase voll Rauchtabak und — vier hölzerne Tabakspfeifen. Auch dies erzähle ich euch so umständlich nicht umsonst; die Folge wird mich rechtfertigen; wo nicht, so mögt ihr sagen, daß ich euch wie ein altes Mütterchen vorerzählt habe. Aber les't erst weiter!

Mit diesen wenigen Sachen bepackt, und noch etwa einen Stecken in der Hand, stiegen sie aus dem Schiffe auf das Eis. Der Weg von da bis nach der Küste mochte ungefähr eine gute halbe Deutsche Meile betragen; aber dieser Weg war mißlich. Er ging nämlich über Eisschollen, die noch nicht an einander festgefroren waren, sondern durch die wallenden Meereswogen hin und her geschaukelt wurden. Da mußten sie also von einer Scholle auf die andere springen, und sich jedesmahl wohl in Acht nehmen, daß sie nicht zu kurz sprangen oder abgleiteten, sonst war's um sie gethan. Sie bestanden indeß dieses erste Abenteuer glücklich, und langten, ohne irgend einen Unfall, auf der Insel an.

Ein ödes Land, voll Schnee, Eis und unfruchtbarer Felsen! Sie wanderten eine Strecke darauf fort, und

nicht lange, so wurde die gesuchte Hütte glücklich gefunden. Sie stand ungefähr eine Viertelstunde vom Gestade, und man merkte mit Vergnügen, daß die schadhaften Stellen derselben noch einer Ausbesserung fähig waren. Ihre Länge betrug fast sechs Klafter, und ihre Breite und Höhe jede drei. Sie hatte ein kleines Vorgemach, folglich auch zwei Thüren, eine, um dieses Vorzimmer, die andere, um die eigentliche Stube zu verschließen; eine Einrichtung, welche viel dazu beitragen konnte, die Wärme in dem Zimmer zu erhalten, wenn man eingeheizt hatte. Hiezu fand man in diesem Zimmer noch einen Ofen von Lehm, nach Russischer Bauart, d. i. eine Art von Backofen ohne Schorstein. Solche Oefen sind in Rußland sehr gebräuchlich, und sie dienen dem Landmanne nicht nur zum Einheizen, sondern auch zum Kochen, und zugleich — zur Bettstelle, indem ein Theil der Familie auf denselben zu schlafen pflegt. Zum Abzuge des Rauchs hat man kleine Oeffnungen in den Wänden des Zimmers angebracht, und diese mit Schiebern versehen, um sie nach Bedürfniß zu öffnen oder zuzuschieben. Diese Löcher vertreten zugleich die Stelle der Fenster, und sie bewirken, daß der Rauch in einer solchen Russischen Stube sich nie tiefer herabsenkt, als bis zur Höhe eines sitzenden Menschen.

Unsere vier Russen waren sehr erfreut, diese Hütte gefunden zu haben, und brachten, um sie einzuweihen, die erste Nacht, so gut sie konnten, darin zu. Mit Anbruch des folgenden Tages machten sie sich auf, um die angenehme Nachricht von der gefundenen Hütte nach dem Schiffe zu bringen. Sie kamen an den Strand; aber wer vermag das Entsetzen dieser armen Leute zu beschreiben, da sie nicht nur das Meer weit und breit offen, sondern auch — das Schiff verschwunden sahn!

Ein heftiger Sturm, der die Nacht hindurch geweht hatte, war die Ursache dieser Widerwärtigkeit.

Sie standen eine Zeitlang ganz betäubt, und warfen einer dem andern Blicke voll Bekümmerniß und Schrecken zu. Endlich ermunterten sie sich durch die Hoffnung, daß das Schiff vielleicht nur vom Sturmwinde verschlagen sei, und wieder zurückkehren werde. — Aber eitle Hoffnung! Es kehrte nie zurück; auch in Rußland hat man nie wieder etwas davon erfahren; es war also ohne Zweifel untergegangen.

Sobald unsere vier Russen zu dieser schrecklichen Gewißheit gekommen waren, so übersahen sie ihren ganzen hülflosen Zustand mit Schaudern. Unter einem so rauhen Himmelsstriche, auf einer wüsten Insel, mit einem so kleinen Vorrathe von Mehl und mit so wenigen Hülfsmitteln zu ihrer Vertheidigung gegen wilde Thiere und zur Erwerbung irgend einer menschlichen Nahrung, fern von aller menschlichen Gesellschaft, und fast ohne Hoffnung einer möglichen Erlösung leben zu sollen — das war eine Vorstellung, welche auch den beherztesten Mann mit Schrecken erfüllen konnte.

Aber unsere Russen waren Männer, die da wußten, daß durch Winseln und Wehklagen nichts ausgerichtet wird. Sie erholten sich also bald von ihrer anfänglichen Betäubung, und fingen an zu überlegen, was sie zu thun hätten, um bei aller Hülflosigkeit ihres Zustandes ihr Leben so lange zu fristen, als es Gott gefallen werde. Das Erste, woran sie in dieser Absicht denken mußten, war die Ausbesserung der schadhaften Hütte. Als Russen, welche gewohnt sind, sich, ohne Hülfe eines Zimmermanns, ihre Wohnungen selbst zu erbauen, konnte es ihnen nicht schwer fallen, das Schadhafte derselben wieder herzustellen, sobald sie nur die benöthigten Stoffe,

Holz und Moos zum Ausstopfen der Ritzen, hatten. Aber woher dieses auf einer kahlen, mit Schnee und Felsen bedeckten Insel, auf welcher man nicht einmahl Gesträuch, vielweniger Bäume sah?

Die Vorsehung hatte indeß für Beides schon gesorgt. Unter dem Schnee und zwischen den Felsen fanden sie Mooses die Fülle, und an dem Strande erblickten sie hier und da Ueberbleibsel gescheiterter Schiffe und — zu ihrer großen Freude auch Treibholz, welches zum Theil aus großen Bäumen mit Wurzel und Aesten bestand. Ich habe von diesem Treibholze schon in der vorigen Erzählung geredet.

Noch machten sie eine andere Entdeckung, die ihnen nicht weniger Freude verursachte. Sie bemerkten nämlich, daß es sehr viele Rennthiere auf dieser Insel gab, die hier von Moos lebten. Weil nun der Hunger sich bei ihnen zu regen begann, so wandten sie einen der zwölf mitgebrachten Schüsse sogleich dazu an, eins dieser Thiere zu erlegen, welches ihnen auch mehre Tage Nahrung gewährte. Und nun schritten sie mit gestärktem Muth und neuer Kraft zur Ausbesserung der Hütte, womit sie denn auch in einigen Tagen glücklich zu Stande kamen.

Ihre zweite Sorge war die Herbeischaffung eines nöthigen Vorraths von Brennholz, um sich in ihrer Wohnung gegen die grimmige Kälte zu schützen. Ich enthalte mich billig, euch von dieser Kälte hier abermahls eine Beschreibung zu machen. Ihr habt sie schon in der vorhergehenden Erzählung hinlänglich kennen gelernt.

Auch dieses Geschäft ging gut von Statten, und da sie von Zeit zu Zeit wieder ein Rennthier schossen, so waren ihre vornehmsten Bedürfnisse befriediget, und ihr Zustand war für Leute, die sich durch keine weich-

liche und wollüstige Lebensart verwöhnt hatten, noch ziemlich erträglich. Aber wie lange konnte dieses währen? Pulver und Blei gingen zu Ende, und andere Waffen hatten sie nicht; womit sollten sie nun die Rennthiere erlegen? Noch mehr, wie sollten sie sich gegen die Angriffe der weißen Bären schützen, von welchen sie alle Augenblicke angefallen zu werden besorgen mußten, weil sie Spuren derselben schon häufig in ihrer Nachbarschaft bemerkt hatten?

Jetzt also fing ihre Noth erst eigentlich an, und jetzt galt es, Kopf und Herz zu haben, um in dieser unbeschreiblich großen Verlegenheit den Muth nicht sinken zu lassen, sondern neue Hülfsmittel zur Erhaltung ihres Lebens zu ersinnen. Denkt einmahl nach, ihr jungen Freunde, was wol ihr an der Stelle dieser unglücklichen Männer würdet erfunden haben, um sowol den Hunger, als auch die fürchterlichen Bären von euch abzuhalten? Ich gebe euch drei Tage Zeit dazu; denn länger dürfen unsere Leute auch nicht warten, weil ihr letzter Schuß schon verschossen ist, und sie also jetzt von dem letzten Rennthiere zehren.

Ihr denkt vielleicht, sie hatten eine Axt, womit sie sich im Nothfall gegen die Bären wehren konnten? Schon gut; aber diese konnte jedesmahl nur Einer von ihnen führen, und wie glücklich hätte dieser hauen müssen, wenn er seinen Bären jedesmahl auf den ersten Hieb hätte erlegen sollen. Gelang ihm aber dieses nicht, so ließ ihm der Bär nicht Zeit, einen zweiten Hieb zu vollführen, und so war er, so waren auch seine unbewaffneten Gefährten verloren. Und wenn nun vollends zwei, drei oder mehr Bären auf einmahl kamen: wie da?

Aber wir wollen das Unmögliche annehmen, wollen einmahl voraussetzen, daß die einzige Axt hinreichend

gewesen wäre, sie gegen alle Anfälle der Bären zu sichern, so waren sie zwar von dieser Seite geschützt; aber woher nun den nöthigen Unterhalt? Wie wollten sie den Rennthieren beikommen, welche nicht, wie die Bären, selbst angreifen, sondern vor dem Angreifenden mit einer solchen Geschwindigkeit fliehen, daß kein Mensch sie einzuholen im Stande ist? — Vielleicht sagt ihr weiter: laß sie Spieße, laß sie Bogen und Pfeile machen, um mit jenen sich gegen die Bären zu vertheidigen, und mit diesen Rennthiere zu schießen! Leicht gesagt; aber auch gethan? Sollten Spieße und Pfeile brauchbar sein, so mußten sie eine scharfe eiserne Spitze haben; aber unsere armen Abenteurer hatten kein anderes Eisen, als ihr einziges Beil, ihr einziges Messer und einen einzigen Stahl zum Feueranschlagen: lauter ganz unentbehrliche Werkzeuge, an welchen die Erhaltung ihres Lebens hing; wie durften sie Eins oder das Andere derselben aufopfern? Und hätten sie auch anderes Eisen gehabt, konnten sie es schmieden, da sie weder Amboß, noch Zange, noch Hammer hatten?

Ihr seht, daß ihre Verlegenheit die größte war, die man nur erdenken kann, und ich gestehe gern, daß auch ich hier an meinem Pulte kein Mittel zur Rettung dieser armen Leute zu ersinnen weiß. Aber der Mensch ist ein bewundernswürdiges Geschöpf, unerschöpflich an Hülfsquellen, sobald er nur von Bedürfnissen angespornt und von der Noth getrieben wird. Und seht, bloß daran liegt's, daß wir, die wir hier zwischen unsern vier Wänden von keiner Noth etwas wissen, uns so unfähig fühlen, Etwas zu erdenken, was jenen armen Leuten Schutz und Unterhalt gewähren konnte. Aber man sollte uns nur in ihre ganze bedrängte Lage versetzen, und ich bin versichert, auch wir würden reich an An-

schlägen sein, und Hülfsmittel ersinnen, die wir jetzt mit aller Anstrengung unsers Geistes nicht zu finden vermögen. Freilich würde dazu auch dieses erfodert, daß die allesregierende Vorsehung unser Nachdenken segnete, und Umstände herbeiführte, die uns zur Erfindung solcher Hülfsmittel behülflich wären. Aber der Mensch thue nur das Seinige, und vertraue Gott, dann darf er zuversichtlich hoffen, daß die göttliche Vorsehung das Uebrige thun werde. Laßt uns diese großen Wahrheiten in dem ferneren Schicksale unserer armen Russen recht augenscheinlich bestätiget sehn.

Ueberzeugt, daß man, auch in dem hoffnungslosesten Zustande, nicht die Hände in den Schooß legen und in unthätige Verzweiflung hinsinken müsse, gingen sie an den Strand und suchten — sie wußten selbst nicht eigentlich was. Hier fanden sie unter einigen andern Trümmern ehemahls gescheiterter Schiffe, die das Meer wieder ausgeworfen hatte, ein schlechtes Brett; aber an diesem Brette einen großen und dicken eisernen Haken, nebst einigen gleichfalls starken Nägeln; ein unbedeutender Fund für *uns*, die wir so etwas, so bald wir es gebrauchen, alle Tage haben können, aber für *sie* ein Schatz, den sie sicher nicht gegen eine Tonne Goldes würden haben vertauschen wollen.

Sie fanden noch eine zweite Kostbarkeit, die *wir* freilich nicht des Aufhebens werth achten würden, die aber *ihnen*, welche jetzt bloß auf den wirklichen, nicht auf den eingebildeten Werth der Dinge sahn, viel schätzbarer, als der unschätzbare Edelstein in der Portugiesischen Krone war. Es war — eine etwas starke und biegsame Tannenwurzel.

Mit diesen großen Schätzen eilten sie nun wieder ihrer Hütte zu. Beim Zurückgehn stießen sie auf einen

dicken, ziemlich harten und oben platten Stein, den sie gleichfalls mitnahmen. Dieser sollte ihnen zum Amboß dienen. Der gefundene große Haken war an seinem äußersten Ende rund und stark, und weiter unten hatte er ein Loch, vermuthlich um ihn annageln zu können. Man fing damit an, ihn ins Feuer zu legen, um ihn glühend zu machen, und verfertigte unterdeß eine Zange von Rennthiergeweihen, um ihn, wenn er durchgeglühet sein würde, damit anzufassen. Sobald dieses geschehen war, legte man den glühenden Haken auf den Amboß, und trieb in die darin befindliche Oeffnung den stärksten Nagel, um diese Oeffnung zu erweitern. Man machte ihn abermahls glühend, hieb hierauf mit dem Beile das dünnere gekrümmte Ende des Hakens ab, trieb nachher in die erweiterte Oeffnung des dicken Endes einen Stock, und man hatte — einen Hammer!

Jetzt schmiedeten sie das abgehauene gekrümmte Ende des Hakens zu einer geraden Spitze, schliffen und schärften dieselbe nachher auf Steinen, befestigten sie mit Riemen von Rennthierhäuten an einem dicken und langen Aste von einem der Bäume, welche das Meer herbeigeführt hatte, und es entstand — eine Lanze. Ein zweites Werkzeug dieser Art wurde aus einem der großen Nägel geschmiedet.

Nunmehr kam es darauf an, zu versuchen, ob diese Waffen auch wol die Probe halten würden? Und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ein großer weißer Bär, der unsere Fremdlinge ausgekundschaftet hatte, näherte sich ihrer Hütte, und so bald man seiner gewahr wurde, beschloß man, ihm beherzt entgegenzugehn. Es geschah. Zwei, welche sich mit den Lanzen bewaffnet hatten, traten auf, rannten ihm mit den Spitzen in den weit aufgesperrten Rachen, und hatten, ungeachtet das Unge-

heuer sein Mögliches that, sich wieder frei zu machen, doch endlich, wiewol mit genauer Noth, das Glück, es zu erlegen. Die Helden wischten sich den Schweiß ab, und man schleppte die Beute nach der Hütte.

Das Fleisch des Bären diente ihnen nun auf eine Zeitlang zur Speise, und sie fanden es so wohlschmeckend, als Rindfleisch, es sei nun, daß es wirklich eine Aehnlichkeit damit hatte, oder daß der Hunger es ihnen würzte. Sein großes zottiges Fell gewährte ihnen ein Mittel mehr, sich in ihrer Hütte gegen die Kälte zu schützen. Noch fanden sie in den Bestandtheilen seines Körpers Etwas, welches ihnen den größten Nutzen zu versprechen schien, und worauf sie daher ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Das waren die Flechsen und Sehnen des Thiers. Sie fanden nämlich, weil sie jetzt angefangen hatten, mit Allem, was ihnen vorkam, allerlei Versuche anzustellen — eine Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann! — sie fanden, sage ich, daß diese Flechsen, wie dicker Zwirn oder Bindfaden, sich in mehre dünne Fäden zertheilen ließen; eine Entdeckung, die ihnen jetzt die größte Freude und in der Folge eben so großen Nutzen gewährte.

Indem sie weiter darüber nachdachten, bemerkten sie auf einmahl, daß sie durch Hülfe dieser Flechsen sich ein Werkzeug zur Erlegung der Rennthiere bereiten könnten, und sogleich legten sie Hand ans Werk. Es bedurfte nur einer kleinen Nachhülfe mit dem Messer, um der neulich gefundenen Tannenwurzel die Gestalt eines Bogens zu geben, und die Flechsen waren sehr geschickt, die Stelle einer tüchtigen Sehne zu vertreten. Nun fehlte es nur noch an Pfeilen; aber auch mit diesen kam man bald und glücklich zu Stande. Aus vier

Nägeln schmiedete man eben so viel Pfeilspitzen, schärfte sie durch Abschleifen und befestigte sie mit Bindfaden von Bärenflechsen an Tannenstäbchen, deren anderes Ende man mit Federn von Wasserhühnern und Meerschwalben befiederte. Bogen und Pfeile waren fertig.

Ich wiederhole es: der Mensch ist ein erstaunliches Geschöpf; er weiß aus Allem Vortheil zu ziehn; er weiß sich in alle Lagen und Umstände zu fügen und in allen Verlegenheiten zu helfen, wenn er den schönen, großen, heiligen Schatz, den der Schöpfer in seine Seele gelegt hat — die Vernunft! nur nicht ungebraucht und ungenützet liegen läßt. Seid stolz darauf, ihr jungen Freunde, daß ihr Menschen seid; aber ehret auch die hohe menschliche Natur in jedem Andern, der euer Bruder, der ein Theilnehmer an den erhabenen und bewunderuswürdigen Fähigkeiten ist, mit welchen der allgemeine Vater der Menschen dieses sein Lieblingsgeschöpf auf Erden ausgerüstet hat!

Wer hätte geglaubt, wenn die Erfahrung es nicht gewiesen hätte, daß ein elender eiserner Haken, einige Nägel und eine Tannenwurzel vier Männern mehre Jahre lang Schutz gegen zehnmahl stärkere grimmige Thiere und Unterhalt die Fülle verleihen könnten? Und doch geschah es so. Denn unsere wackern Russen, mit den beiden Spießen bewaffnet, nahmen es jetzt mit jedem Bären auf, und durch Hülfe der von ihnen verfertigten vier Pfeile erlegten sie in der Zeit, die sie auf diesem öden Eilande zubrachten, nicht weniger — als zweihundert und funfzig Rennthiere, eine große Menge weißer und blauer Füchse ungerechnet. Leser, wird dir das Herz nicht groß bei dem Gedanken, daß die Bootsmänner mit dir von einerlei Geschlechte waren? Nicht? Nun so gehe hin, und erkrieche und er-

schleiche dir eins von jenen schimmernden Unterscheidungszeichen, die, wenn sie nicht durch auszeichnende Verdienste erworben werden, dem Menschenkenner nur ein Merkmahl mehr sind, daß der sich damit Blähende nicht verdiene, ein Mensch zu sein! —

Den dringendsten Bedürfnissen unserer Freunde war nunmehr glücklich abgeholfen. Sie konnten sich gegen ihre fürchterlichen Feinde, die Bären, wehren, und sie konnten Rennthiere und Füchse erlegen, um ihren Hunger zu stillen. Wasser schöpften sie entweder aus den Quellen, welche hie und da zwischen den Felsen hervorsprudelten, oder sie schmelzten, wenn die Kälte alles Wasser in Eis verwandelt hatte, den Schnee, und versorgten sich auf diese Weise mit Getränk. Gleichwol fehlte ihnen noch Manches, um ihres Daseins in dieser unfreundlichen Weltgegend nur einigermaßen froh zu werden.

Sie hatten zwar Holz, um ihre Hütte zu erwärmen, aber sie mußten sparsam damit umgehn, weil man nicht mit Gewißheit voraussehen konnte, ob wohlthätige Stürme sie mit Treibeis jedesmahl von neuen wieder versorgen würden. Sie hatten einen kleinen Kessel, aber da dieser ihr einziges Gefäß war, dessen sie zum Schöpfen und Aufbewahren des Wassers und zum Schneeschmelzen auf keine Weise entbehren konnten, so wäre es zu viel gewagt gewesen, wenn sie diesen auch zum Kochen hätten gebrauchen wollen. Sie mußten sich daher begnügen, ihr Fleisch nur ein wenig zu rösten, und es dann ohne Brot und Zugemüse zu genießen. Aber wenn man eine solche Kost Tag für Tag, Morgens, Mittags und Abends genießt, so könnt ihr denken, daß man endlich anfangen müsse, sich nach einer Veränderung zu sehnen. Die strebsamen Männer strengten

daher abermahls ihren Verstand an, um irgend Etwas zu erfinden, welches die Stelle des Brots für sie vertreten könnte; und auch diesmahl blieb ihr Nachsinnen keineswegs fruchtlos.

Sie fingen damit an, einen Theil ihres vorräthigen Fleisches an die Decke ihrer Hütte in den Rauch zu hängen. War es hinlänglich durchgeräuchert, so hingen sie es an dem auswendigen Dache auf, doch so, daß es von Bären und Füchsen nicht erreicht werden konnte. Hier wurde es nun von der Luft und von dem Winde dergestalt ausgetrocknet, daß sie es zu ihrem frischen Fleische anstatt des Brotes essen konnten. Diese Verfahrungsart gewährte einen doppelten Vortheil; sie verhütete den Ekel an ihrer täglichen Fleischspeise, und diente zugleich zum Mittel, ihr überflüssiges, Fleisch für die Zukunft aufzuheben.

Ein neues Bedürfniß! Die lange traurige Winternacht nahete heran, die, wie wir aus der vorhergehenden Erzählung wissen, in dieser Weltgegend beinahe vier Monate währt. Was sollten sie nun machen, wenn sie keine Lampe hatten? Und wie sollten sie es anfangen, um eine Lampe zu bekommen? Es dürfte vielleicht Jemand denken: laß sie nur ihr Feuer unterhalten, dieses wird ihnen Wärme und Licht zugleich gewähren! Wol wahr; aber wie? wenn unglücklicher Weise ihnen das Feuer einmahl ausging, wie sollten sie es wieder anmachen? Ihr Feuerzeug konnte ihnen nur so lange dazu dienen, als sie Lunte hatten, und das Bißchen, welches sie davon mitgebracht hatten, ging zu Ende. Das Verfahren der Wilden, sich durch das Reiben zweier Hölzer Feuer zu verschaffen, war ihnen vielleicht nicht bekannt. Aber war es auch, so werden doch besondere Handgriffe und eine besondere Uebung dazu erfodert,

welche unsere Russen unmöglich haben konnten. Es gehört dazu auch zweierlei Holz, weiches nämlich und hartes, und das, was diese Leute hatten, war nur einerlei, und zwar durchwässertes Tannenholz. Also auch zur Unterhaltung des Feuers und zur Verhütung der Gefahr, es jemahls zu verlieren, war eine Lampe ihnen höchst unentbehrlich.

Sie strengten daher noch einmahl ihre ganze Erfindungskraft an, um auch diesem so großen und so dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Glücklicher Weise hatten sie in irgend einer Gegend der Insel eine Stelle bemerkt, welche eine fette Erde oder Thon enthielt. Diese im Vorbeigehn gemachte Beobachtung war ihnen genug; und sie schritten sogleich zum Versuch, ob sich aus diesem Thone nicht ein Gefäß formen ließe, welches ihnen zur Lampe dienen könnte. Sie kneteten den Thon, gaben ihm die Form einer Lampe, und ließen ihn am Feuer trocknen. Sobald dieses geschehen war, versahen sie das Gefäß mit einem Tochte, den sie aus alten Lappen bereiteten, und füllten es, statt des Oels, mit Rennthierfette an. Jetzt wurde die Lampe angezündet; aber kaum fing das darin befindliche Fett an, zu schmelzen, als sie den Kummer hatten, zu sehen, daß es den zu lockern Thon durchdrang und tropfenweise herabfiel. Das war ein eben so unerwarteter als trauriger Strich durch ihre Rechnung!

Aber sie ließen sich dadurch nicht abschrecken. Sie dachten vielmehr auf Mittel, die Zwischenräume des lockern Thones, welche das Fett durchließen, auszufüllen. In dieser Absicht verfertigten sie ein neues Gefäß, ließen es zuvörderst an der Luft wohl trocknen, machten es darauf im Feuer glühend, und warfen es endlich in gekochtes Mehl, welches sie glücklicher Weise noch nicht

verbraucht hatten. Dieses in kochendem Wasser aufgelös'te Mehl drang in jeden kleinen Zwischenraum des Thons und verstopfte ihn. Sie ließen hierauf die Lampe trocken werden, und da sie nun abermahls einen Versuch damit anstellten, hatten sie die unbeschreibliche Freude, zu sehn, daß das Mittel geholfen hatte, daß die Lampe fest geworden war und kein Fett mehr durchließ. Zu noch größerer Befestigung klebten sie durch Hülfe des Kleisters an die Außenseite der Lampe ein Stück Leinwand, welches einer von ihnen aus seinem Hemde dazu hergab. Aus Besorgniß aber, daß dieses, für ihre ganze jetzige Wohlfahrt so überaus wichtige Gefäß durch irgend einen Zufall zerbrochen werden könnte, verfertigten sie sogleich noch ein paar andere, um bei einem solchen Vorfalle nicht in Verlegenheit zu gerathen. Den nöthigen Tocht bereiteten sie von ihren Hemden und von altem Takelwerk, welches sie unter den Schiffstrümmern am Strande gefunden hatten.

Bis hieher haben wir an dem Beispiele dieser braven Leute gesehn, was Aufmerksamkeit, Nachdenken und Strebsamkeit vermögen; jetzt werden wir Gelegenheit haben, von ihnen zu lernen, wie wichtig es in manchem vorkommenden Falle für unsere Glückseligkeit sei, auch auf eigene und Anderer Erfahrungen geachtet zu haben.

Unsere guten Russen fingen an, den Scharbock zu bekommen. Es ist bekannt, daß diese Krankheit, der die Seefahrer so oft unterworfen sind, um so viel fürchterlicher zu sein pflegt, je weiter man in den kalten Erdgürteln hinauf gegen die Pole zu reiset. Sie bestehet in einer Fäulniß im Geblüt, die sich zuerst und vornehmlich dem Zahnfleische mittheilt, dann aber sich durch den ganzen Körper verbreitet, und Den, der da-

mit behaftet ist, in hohem Grade krank und elend macht. Es war vorauszusehen, daß unsere Russen in kurzer Zeit von diesem Uebel dergestalt würden angegriffen werden, daß sie sich nicht mehr von der Stelle würden bewegen, geschweige denn ausgehen, Rennthiere schießen, Bären erlegen oder Holz einholen können. Und war es dahin erst mit ihnen gekommen, so war ihr Untergang entschieden, so mußten sie, hülflos und elend, vor Kälte, Hunger und Durst, des jämmerlichsten Todes sterben. Eine entsetzliche Aussicht!

Was half ihnen nun die bisherige Anstrengung ihres Verstandes, ihre Aufmerksamkeit auf Alles, was ihnen nützlich werden konnte, ihre ausdauernde Geduld, ihr Vertrauen auf Gott, ihr Muth — wenn nicht zu diesen schönen und unentbehrlichen Tugenden noch Etwas hinzukam, ohne welches sie in vielen Fällen nicht hinreichen würden, uns aus mancher großen Verlegenheit zu ziehn? Dieses Etwas ist — gesammelte Kenntniß und Erfahrung. Unser eigener Verstand kann nicht Alles erfinden, unser bester Fleiß kann nicht Alles leisten, und Gottes gütige und weise Vorsehung hilft nicht durch Wunder, sie schafft bloß Mittel, uns zu helfen, sie führt, wenn wir ihr vertrauen und unser Mögliches thun, diese Mittel zu rechter Zeit herbei; uns aber gebührt es, darauf zu merken, die Dinge in der Welt nach ihren Eigenschaften und Wirkungen kennen zu lernen, eigene und Anderer Erfahrungen darüber aufmerksam zu sammeln, und in dem uns von Gott verliehenen Gedächtnisse zu verwahren, um sie zu rechter Zeit wieder hervorzurufen. Dann segnet Der, dem das Streben seiner Menschen nach Vollkommenheit und Glückseligkeit angenehm ist, den Gebrauch solcher Mittel, und — uns wird geholfen.

Zum Glück für die Uebrigen hatte Einer von unsern vier Russen sich von Jugend auf gewöhnt, auf eigene und Anderer Erfahrungen sorgfältig zu achten, und jede gute Kenntniß, die er in seinem Stande zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, seinem Gedächtnisse tief einzuprägen, auch wenn er nicht voraussehen konnte, wozu sie ihm einmahl nützen würde. Dies war der Jüngste unter ihnen, Ivan Himkof, des Steuermanns Pathe. Zu seinem und seiner Gefährten großen Glücke fand dieser in seinem Gedächtnisse, unter mehren nützlichen Kenntnissen, die er eingesammelt hatte, auch einige Mittel gegen den Scharbock angeschrieben, wovon glaubwürdige Leute ihm versichert hatten, daß man sie heilsam befunden habe. Er rieth also den Gefährten, seinem Beispiele zu folgen, und sich täglich, auch wenn die Witterung noch so rauh, die Kälte noch so grimmig wäre, viel Leibesbewegungen zu machen; denn, fügte er hinzu, welcher unter uns dem Triebe zur Ruhe und zum Schlafe nachgiebt, und sich nur einige Tage lang auf die faule Seite legt, der wird nachher, wenn er auch gern wollte, nicht wieder aufstehen und sich rühren können. Dann, sagte er, müssen wir so viel Löffelkraut, als wir unter Schnee und Eise nur immer aufzukratzen vermögen, beizutreiben suchen, und, wohlverstanden! roh verzehren; denn so soll es, wie ich immer gehört habe, am allerwirksamsten sein. Aber das räth sich ja von selbst, weil wir es doch nicht kochen könnten, auch wenn wir wollten. Ferner müssen wir, so oft wir ein Rennthier erlegen, uns bequemen, das warme Blut desselben zu trinken; denn so machen es unsere ehemahligen Nachbaren, die Samojeden, und ich habe mir oft sagen lassen, daß sie dies nicht des Wohlgeschmacks wegen, sondern deßwegen thun,

weil sie aus Erfahrung wissen, daß auch das ein Mittel gegen den Scharbock ist. Endlich habe ich von ebendiesen Samojeden gehört, daß sie in derselben Absicht Fische und Fleisch tüchtig durchfrieren lassen, und dann Beides roh genießen. Fische bemerke ich nun zwar an unserer Küste nicht, und wenn es deren auch noch so viele gäbe, so könnten wir sie doch nicht fangen, weil wir keine Werkzeuge dazu haben; aber wir haben, Gottlob! Fleisch; von diesem wollen wir von Zeit zu Zeit etwas durchfrieren lassen und roh genießen, so sehr sich auch unsere an solche Speise nicht gewöhnte Natur dagegen sträuben mag. Bei Arzeneimitteln muß man nicht fragen, wie sie schmecken? sondern, wozu sie gut sind? Also frisch, Freunde, meinem Beispiele gefolgt, und auf! um Löffelkraut zu suchen.

Zwei seiner Gefährten, der Steuermann und der zweite Bootsmann, folgten seinem Rath und befanden sich wohl dabei. Der Vierte von ihnen, Feodor Weriguin, ein feister und daher auch träger Mann, konnte es unmöglich von sich erhalten, ein Gleiches zu thun. Er blieb so gern auf seinem weichen und warmen Lager in der Hütte liegen, indeß die Andern in tiefem Schnee umherwadeten; und das Rennthierblut zusammt dem rohen Fleische war seinem zärtlichen Gaumne so sehr zuwider, daß er sich unmöglich entschließen konnte, Theil daran zu nehmen. Und die Folge davon war diese: die drei Ersten blieben gesund und stark! Ivan Himkof besonders, der sich am meisten übte, erlangte bald eine solche Fertigkeit im Laufen, daß er es nachher mit dem schnellsten Pferde aufnehmen konnte; Feodor Weriguin hingegen, der unterdeß der Ruhe pflegte, wurde von Tage zu Tage vom Scharbock mehr ergriffen, konnte in kurzer Zeit gar nicht mehr ausgehn, konnte sich end-

lich ganz und gar nicht mehr rühren, nicht einmahl so viel rühren, daß er die Hand hätte zum Munde bewegen können, so daß seine mitleidigen Gefährten sich genöthigt sahen, ihn wie ein neugebornes Kind zu füttern. Und in diesem jämmerlichen Zustande blieb er ganzer sechs Jahre lang, bis der Tod seinem Leiden ein Ende machte.

Das war abermahls ein überaus lehrreicher Zug in unserer Geschichte. Man sieht daraus, wie nöthig es ist, dem Rathe erfahrner Leute zu folgen, und man kann zugleich daraus lernen, wie höchst schädlich Trägheit und Verzärtelung in jeder Lage des Lebens sind. Der Mensch gleicht dem Wasser; so lange dieses fließt, bleibt es frisch; kaum hat es einige Tage still gestanden, so ist es verdorben, in Fäulniß übergegangen. So der Mensch, sobald er sich der trägen Ruhe überläßt. Thätigkeit, Thätigkeit, ihr jungen Freunde, ist das einzige sichere und allgemeine Mittel, uns an Leib und Seele gesund und froh zu erhalten! Faule Gemächlichkeit hingegen stürzt uns unvermeidlich in Krankheit, Unzufriedenheit und Elend. Merkt euch diese goldene Lehre!

Und sollte besonders Einer oder der Andere unter euch einmahl ein Seemann werden, der wisse — was ich von mehren alten und erfahrnen Seeleuten gelernt habe — daß es kein besseres Mittel giebt, sich gegen Scharbock und andere Seekrankheiten zu schützen, als in beständiger Thätigkeit zu bleiben, und der Neigung zur Ruhe und zum Schlafe, die man auf dem Meere stärker als auf dem Lande zu empfinden pflegt, so wenig als möglich nachzugeben. Ich hörte einst von dem Führer eines Russischen Kriegsschiffes, welches schon seit geraumer Zeit in See war, daß er keinen einzigen

Scharbockkranken an Bord hätte, und da ich ihn ersuchte, mir das Mittel zu nennen, welches seine Leute so gesund erhalten hätte, antwortete er: »Vermeidung der trägen Ruhe, Leibesbewegung und Munterkeit des Geistes! Ich sorge dafür, fügte er hinzu, daß meine Leute, so oft sie nicht zu arbeiten haben, auf dem Verdecke tanzen müssen, und ich habe immer gefunden, daß das ein gutes Mittel ist, sie gesund zu erhalten.«

Unsere Helden — von nun an aber rede ich nur von den drei Rüstigsten unter ihnen; der Vierte war für sich und für die Gesellschaft verloren, sobald er sich der Trägheit ergeben hatte — unsere drei Helden also hatten nun schon manchen sauren Berg glücklich erstiegen, aber noch war ihnen mancher andere zu ersteigen übrig. Ihre Hemden waren theils zu Tocht schon verbraucht, theils mußten sie dazu erspart werden, ihre Schuhe und Strümpfe waren abgetragen, um ihre übrigen Kleidungsstücke sah es nicht viel besser aus, und die größte Strenge des Winters war vor der Thür. Sie mußten also nothwendig darauf denken, den Abgang ihrer Kleidungsstücke durch andere zu ersetzen. Und woher nun diese?

Sie hatten freilich Felle von Bären, Rennthieren und Füchsen, aber diese waren ungegerbt. Wie sollten sie es anfangen, um sie geschmeidig und brauchbar zu machen? Und wenn sie hiemit auch zu Stande kamen, wie sollten sie, welche keine Schneider und Schuster waren, noch mehr, welche keine Schere, keine Nadeln, keinen Pfriem, keinen Zwirn und keinen Pechdraht hatten, wie sollten sie es anfangen, um Kleider, Schuhe oder Stiefel daraus zu machen? Abermahls eine schwere Aufgabe!

Sie fingen damit an, erst auf Mittel zu denken,

die Felle zu gerben. In dieser Absicht legten sie einige derselben mehre Tage lang in Wasser, um sie recht durchweichen und in Fäulniß gerathen zu lassen. Dann versuchten sie, die dadurch losgewordenen Haare auszuziehn und abzuschaben, und dieses gelang. Hierauf rieben sie das kahl gemachte, aber noch nasse Leder so lange zwischen ihren Händen, bis es unter dem Reiben trocken wurde. Nun schmierten sie es mit Rennthierfett ein, und rieben es von neuen, wodurch es endlich so weich und geschmeidig wurde, daß es sich bequem verarbeiten ließ. Dies sollte zu Schuhen und Stiefeln dienen.

Aber nun gebrauchten sie auch rauhes Pelzwerk zu Kleidern, um sich gegen die grimmige Kälte zu schützen. Die rohen Häute konnten sie hiezu abermahls nicht gebrauchen, sie mußten also noch eine zweite Art von Gerberei erfinden, wodurch die Häute geschmeidig gemacht wurden, ohne ihre Haare zu verlieren. Sie dachten darüber nach, machten einen Versuch, und zu ihrer großen Freude gelang auch dieser. Sie ließen nämlich die hiezu bestimmten Felle nicht länger, als einen Tag, im Wasser liegen, um sie nur erst durchweichen zu lassen, dann verfuhren sie auf die vorige Weise, nur daß sie die Haare nicht ausrauften. So verschafften sie sich in wenigen Tagen gute Stoffe zu Schuhen, Stiefeln und Kleidern.

Aber jetzt trat die größte Schwierigkeit hervor. Woher nun Pfriemen und Nähnadeln? Und wenn sie diese hatten, woher dann Pechdraht und Zwirn? Die letzte Frage war am leichtesten gelös't. Sie wußten ja schon, daß sie die Sehnen der Bären und Rennthiere in dickere und dünnere Fäden nach Belieben spalten und auseinander reißen konnten; aber die Nadeln, die Nadeln! Da steckte die allergrößte Schwierigkeit, welche in der That unüberwindlich zu sein schien.

Dennoch wurde sie überwunden. Unsere sinnreichen und emsigen Russen schmiedeten zuvörderst einen Nagel so dünn, daß er einem Drahte glich. Dann machten sie diesen Draht wieder recht glühend, und trieben hierauf ihr Messer, welches sie in dieser Absicht durch Abschleifen scharf zugespitzt hatten, in das eine Ende desselben dergestalt ein, daß es ein längliches Nadelöhr machte, wie man etwa an unsern sogenannten Stopfnadeln sieht. Hierauf hieben sie den abermahls glühend gemachten Draht in der Länge einer Stopfnadel ab, und durch Reiben und Schleifen auf Steinen machten sie nach und nach das abgehauene Ende so glatt, rund und spitzig, daß es vollkommen einer Nadel glich. Der einzige Fehler, den die so von ihnen verfertigten Nadeln hatten, war der, daß das Oehr immer etwas scharf blieb, und daher leicht den Faden zerschnitt. Allein diesem Uebel war nun einmahl nicht abzuhelfen.

Jetzt fingen sie an zu schneidern und zu schustern, daß es eine Lust war, es anzusehen. Der Eine machte ein Paar Stiefeln, der Andere Beinkleider, der Dritte einen Rock von einer ganz neuen Erfindung. Jenen dienten die alten Kleidungsstücke zu Mustern, dieser überließ sich seinem Erfindungsgeiste und erfand ein Kleid, welches dem kalten Erdstriche ihrer Insel nicht angemessener hätte sein können. Er ließ es nämlich nicht, wie unsere Röcke, vorn offen stehn, sondern nähete es fest zu, so daß man es, wie ein Hemde über den Kopf werfen mußte, wenn man es anziehen wollte. Er versah es außerdem mit einer Kappe, welche man über den Kopf ziehen und am Halse zubinden konnte, so daß vor dem Gesichte nur eben eine Oeffnung zum Sehen blieb. Ihr Messer mußte hiebei die Stelle einer Schere vertreten. Diesmahl machten sie lauter Kleider von Pelz-

werk, weil die Zeit der strengsten Kälte herannahete. Gegen den Sommer verfertigten sie andere von gegerbtem Leder, um sich in ihrem Anzuge nach der jedesmahligen Witterung richten zu können.

So wußten diese braven Männer, bei allem Mangel an Werkzeugen und Hülfsmitteln, jedem dringenden Bedürfnisse durch Nachdenken, Fleiß und Emsigkeit glücklich abzuhelfen. Ihr Zustand hätte nun einigermaßen erträglich scheinen können, wenn nicht die Betrachtung, welche sich ihnen oft in ihrer ganzen Bitterkeit aufdrang, daß Einer unter ihnen seine Gefährten überleben, und dann einsam und hülflos allein zurückbleiben, und am Ende kümmerlich würde hinsterben müssen, sie von Zeit zu Zeit wieder schwermüthig gemacht hätte. Der arme Steuermann hatte noch eine Ursache mehr zum Kummer. Er hatte bei seiner Abreise aus Rußland eine Frau und drei Kinder zurückgelassen, die ihm stündlich vor den Augen schwebten. So oft er von den mühseligen Arbeiten des Tages in der Hütte ausruhete, war seine Seele in Rußland, mitunter in dem kleinen Kreise seiner Lieben, und hing mit unaussprechlicher Sehnsucht bald an der treuen Gattin, bald an diesem, bald an jenem seiner geliebten Kleinen. O wie oft standen ihm die Augen noch voll Thränen, wenn die seiner Gefährten schon längst von süßem Schlummer geschlossen waren! Aber kaum galt es wieder, sich zu rühren und thätig zu sein, so war er so gut als Einer auf dem Platze, verbannte jeden kummervollen Gedanken aus seiner Seele, und arbeitete aus allen Kräften, so munter und guter Dinge, als wenn nicht Weib, nicht Kinder jemahls für ihn in der Welt gewesen wären.

Und seht, Kinder, wenn wir unsere Empfindungen so nach Zeit und Umständen einzuschränken, und, sobald

unsere Berufsgeschäfte uns zur Thätigkeit auffodern, sie männlich zu unterdrücken wissen, dann sind sie rechter Art, dann erschlaffen sie nicht, sondern veredlen unsere Seele, und in diesem Falle darf auch der gesetzte Mann sich einer Thräne nicht schämen, die irgend ein menschliches Gefühl ihm einmahl in das Auge preßt. Aber wenn wir von irgend einer, auch noch so guten und edlen Empfindung uns dergestalt überwältigen lassen, daß wir dadurch unfähig zu unsern Berufsgeschäften werden, und in ächzende oder winselnde Unthätigkeit hinsinken, so mögen wir übrigens noch so gute Leute sein, Männer sind wir nicht! Schwache empfindsame Weiberseelen sind wir, in Männertracht, und ist es nicht schimpflich, die Kleidung des stärkern Geschlechts zu tragen, und sich so zu benehmen, als gehöre man zu den schwächern?

Aber wieder zu unsern Russen! Da ihre dringendsten Bedürfnisse nunmehr befriediget sind, so haben wir Zeit, Eins und das Andere von den Eigenthümlichkeiten der Insel zu hören, worauf sie lebten.

Alles, was ich in der vorhergehenden Geschichte von Spitzbergen überhaupt erzählt habe, das gilt auch von dieser kleinen Insel, welche einen Theil davon ausmacht. Ihre Länge beträgt drei und zwanzig Deutsche Meilen, und ihre Breite beinahe eben so viel; aber sie wird, wie ganz Spitzbergen, nicht von Menschen, sondern nur von weißen Bären, Rennthieren, weißen und blauen Füchsen bewohnt. Die ganze Insel ist voller Berge und spitziger Felsen von erstaunlicher Höhe, welche Jahr aus Jahr ein mit Schnee und Eis bedeckt sind. Außer dem heilsamen Löffelkraute, welches hie und da, und dem Moose, welches überall in Ueberflusse vorhanden ist, fanden unsere Freunde auf der ganzen Insel kein

Gewächs. Zwischen den Felsen sprudelt überall Quellwasser hervor, und ergießt sich in kleinen Bächen ins Meer. Flüsse von einigem Belange bemerkten sie nicht. Die lange Winternacht dauert beinahe vier Monate, eben so auch der längste Tag. Der Mond läuft in der Abwesenheit der Sonne, das heißt in der langen Winternacht, ungefähr zwei Monate lang, unablässig am Gesichtskreise herum, ohne unterzugehn, so wie die Sonne es zur Zeit des langen Tages macht. Die hellen Nordlichter sind eine große Wohlthat für diese nördlichen Gegenden in der Zeit, da sie des Sonnenlichts entbehren müssen.

Die Kälte ist hier, wie wir schon wissen, fürchterlich; doch wird sie, wie unsere Russen angemerkt haben, in der Mitte des Reifmonats durch ein anhaltendes Regenwetter unterbrochen, welches bis zu Anfange des Jänners, also ungefähr sieben Wochen währt. In dieser ganzen Zeit regnet es fast unaufhörlich, und dann ist die Witterung ziemlich gelinde, und ungefähr so, als wenn bei uns im Winter Regenwetter einfällt. Von Gewittern erfährt man hier selten etwas. Nur ein einziges Mahl in sechs Jahren hörten unsere Russen einen fernen und dumpfen Donner. Der Schnee häuft sich im Winter zu einer erstaunlichen Höhe an. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß die Hütte, welche drei Klafter hoch war, im Winter gewöhnlicher Weise ganz unter Schnee stand, so, daß sie keinen andern Ausgang hatten, als eine oben an der Decke angebrachte Oeffnung.

Noch haben unsere Russen als etwas Sonderbares angemerkt, daß sie, während ihres ganzen Aufenthaltes auf dieser Insel, nie einiges Ungeziefer an sich verspürt haben, ungeachtet es ihnen unmöglich war, Körper und

Kleider reinlich zu halten, und ungeachtet sie sowol vorher, als auch nachher mit kleinen Geschöpfen dieser Art in ziemlicher Vertraulichkeit lebten. Reisende, welche die Linie durchschnitten, wollen Ebendieses an sich bemerkt haben, und man versichert, daß Bootsleute, welche voller Ungeziefer waren, plötzlich davon befreit wurden, sobald ihr Schiff in jene Weltgegenden kam, aber auch wieder davon heimgesucht wurden, sobald sie auf ihrer Rückreise wieder diesseit dieses Kreises gekommen waren. Ich lasse die Wahrheit und Allgemeinheit dieser Beobachtung dahingestellt sein. Wäre sie indeß gegründet, so verdiente es wohl einer Untersuchung, woher es komme, daß eine Fahrt über die Linie hinaus mit der über den nördlichen Polkreis hin in diesem Betracht einerlei Wirkung hervorbringe?

So viel von der Beschaffenheit des Landes, welches unsere Russen jetzt bewohnten.

Meine lieben jungen Leser muthen mir nun wahrscheinlicher Weise wol nicht zu, daß ich ihnen über das armselige und höchst einförmige Leben, welches diese Leute hier führten, ein vollständiges Tagebuch verfertigen soll. Das wäre mehr gefodert, als ich leisten könnte, weil die armen Leute selbst, die keinen Schreibbedarf hatten und mit der kümmerlichen Erhaltung ihres Lebens genug beschäftigt waren, sich nicht konnten einfallen lassen, die Geschichte eines jeden Tages zu Papier bringen zu wollen. Wir müssen uns also mit der Nachricht begnügen, daß sie dieses traurige Leben über sechs Jahre lang fortsetzten, weil in der ganzen Zeit sich kein Schiff in dieser Gegend sehen ließ. Ueber sechs Jahre lang; man denke, was das sagen will!

Der unglückliche Weriguin hatte in dieser ganzen

langen Zeit für seine anfängliche Trägheit unaufhörlich und zwar sehr schmerzhaft büßen müssen. Ohne sich bewegen, ohne aufstehen, oder das Geringste vornehmen zu können, mußte er beständig da liegen unter großen Schmerzen, und von seinen treuen Gefährten sich füttern und bedienen lassen. Endlich kam der wohlthätige, längst gewünschte Tod, drückte ihm sanft die Augen zu, und befreite ihn von seinen Leiden. Die Gefährten begruben seinen Leichnam im Schnee. Bis dahin hatten sie seiner mit einer Sorgfalt gewartet, die ihnen und der Menschheit Ehre macht. Selbst elend zu sein, Mangel, Noth und Beschwerlichkeiten jeder Art zu leiden, und dann doch noch, mit eigner großer Unbequemlichkeit, eines kranken Bruders zu pflegen, und zwar sechs Jahre lang zu pflegen: Kinder! das will viel sagen. Dazu wird ein Grad von Tugend erfodert, dessen wol nur wenige reiche und im Ueberfluß lebende Menschen fähig wären. Aber so ist's, Widerwärtigkeiten erwecken und stärken Tugenden jeder Art, und eigene Leiden machen mitleidig und hülfreich gegen Andere. O, laßt uns Gott danken, auch wenn er uns Widerwärtigkeiten zuschickt, denn sie sind ein Balsam für unsere kranken Seelen, und machen sie genesen von mancher Schwachheit!

Man sollte denken, die drei Gesunden würden froh gewesen sein, des ihnen so sehr zur Last fallenden Kranken endlich los zu werden; aber nein! sie hätten sein trauriges Leben gern verlängert, hätten die Last, die er ihnen machte, gern noch sechs andere Jahre lang getragen. Denn er war, bei aller seiner Unfähigkeit, etwas für sie zu thun, doch immer eine menschliche Gesellschaft mehr für sie, und wenn man, wie sie, auf einer öden Insel lebt, und sich von der ganzen bewohnten

Welt durch weite Meere abgeschnitten sieht, o dann geizt man nach dem Vergnügen der Gesellschaft, und die bloße Gegenwart eines menschlichen Wesens ist ein unschätzbares Gut für uns. So hat der allgemeine Vater der Menschen seine Kinder alle durch den Trieb der Geselligkeit zu vereinigen gewußt! Hiezu kam bei unsern Russen noch die immer wiederkehrende traurige Betrachtung, daß Einer nach dem Andern so dahinsterben würde, und daß das schreckliche Loos, allein übrig zu bleiben, doch endlich Einen unter ihnen zuverlässig treffen müßte. Man setze sich in die Stelle dieser armen Leute, und fühle, was es mit diesem Gedanken auf sich hatte!

Aber es ist Zeit, das Ende dieser merkwürdigen Geschichte herbeizuführen.

Einst, da sie, um Treibholz aufzusuchen, nach dem Strande gegangen waren, und sehnsuchtsvolle Blicke über das Meer hin nach derjenigen Weltgegend warfen, in welcher ihnen Rußland lag, entdeckten sie ganz unvermuthet — und o, wer vermag das Uebermaß ihrer Freude zu schildern! — ein Schiff, welches in ziemlicher Entfernung von der Insel auf den Wellen schwebte. Sie waren einen Augenblick außer sich vor Entzücken. Aber schnell suchten sie sich wieder zu fassen, weil ihnen der Gedanke in die Seele schoß, daß das Schiff, wenn sie hier unthätig stehen bleiben, und sich einer unmäßigen Freude überlassen wollten, vielleicht davonsegeln und aus ihren Augen auf immer verschwinden könnte. Hurtig rannten sie nach der Hütte, holten Feuer, holten Holz herbei, und machten hier auf einem Hügel, und dort auf einem andern, ein hellloderndes Feuer an, daß Flamme und Rauch gen Himmel stiegen. Einer von ihnen lief, holte ein Rennthierfell, band es wie eine Fahne

an eine lange Stange, und rannte damit an den Strand, um durch die Bewegung dieser ledernen Flagge den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben, daß hier Menschen wären, die um Erlösung fleheten. Glücklicher Weise bemerkte man auf dem Schiffe Beides, das Feuer und die Flagge, und der Schiffer, eingedenk der heiligen Pflicht der Menschlichkeit, steuerte der Küste zu. Jetzt legte sich das Schiff nicht fern vom Strande vor Anker, und jetzt stieß ein Boot mit Männern ab, um zu sehen, was es mit den drei Leuten am Lande für Bewandniß habe.

Stellt euch, wenn ihr könnt, das Entzücken der armen Männer und die Bewunderung der Leute vom Schiffe vor, drei ganz in Leder und Pelzwerk gehüllte menschliche Figuren vor sich zu sehen, und ihr Erstaunen, da sie, die sie selbst Russen waren, auf Russisch von ihnen angeredet wurden, und nun vollends hörten, daß diese armen Geschöpfe hier, auf diesem unwirthbaren Eis- und Schneelande, über sechs Jahre verlebt, und bis dahin sich erhalten hatten!

Das Schiff, welches von Archangel kam, hatte nach Westspitzbergen auf den Wallfischfang segeln sollen. Zum großen Verdruß des Schiffers, allein zum Glück für unsere Bootsmänner, wurde er durch widrige Winde nach Ostspitzbergen verschlagen. So gereicht oft eine kleine Widerwärtigkeit, die den Einen trifft, Einem oder mehren Andern zum Glück und Segen!

Man wurde bald eins, daß unsere drei Robinsone mit allen ihren Habseligkeiten an Bord genommen und so nach Rußland gebracht werden sollten. Der Schiffer verlangte dafür 80 Rubel, die man ihm mit Freuden zugestand. — Junger Leser! übereile dich nicht in deinem Urtheile. Ich sehe es dir an, daß du auf den

Schiffer zürnst, und ihn einen Unmenschen, einen Barbaren schelten willst, weil er fähig war, sich einen solchen Liebesdienst so theuer bezahlen zu lassen. Aber höre erst, was unsere Männer dafür an Bord bringen durften.

Sie waren nämlich in der Zeit ihres Hierseins reich geworden. Ihre gesammelten Schätze, welche ziemlich viel Raum einnahmen, bestanden in folgenden Dingen: 2000 Pfund Rennthierfett, über 200 Rennthierhäute, zehn Bärenfelle und eine große Menge blauer und weißer Fuchsbälge. Hiezu rechne man nun noch ihre ganze Sommer- und Winterkleidung, ihre Spieße, Bogen, Pfeile, ihre Lampen, ihre Axt, die fast bis auf den Stiel abgenützt war, ihr gleichfalls sehr verbrauchtes Messer, ihren Zwirn von Flechsen, ihre Pfriemen und Nähnadeln, welche sie in einem von ihnen selbst verfertigten, ungemein künstlich gearbeiteten knöchernen Büchschen verwahrten, und man wird es so sehr unbillig nicht mehr finden, daß der Schiffer für die Fortschaffung aller dieser Sachen, die in Rußland ihre 2000 Rubel werth waren, sich von so reichen Leuten 80 Rubel bezahlen ließ, da er überdas die drei Personen in Allem frei halten mußte. Er verdient also auch deßwegen nicht, daß man ihn einen Unmenschen schelte; und das war abermahls ein Beispiel, wie leicht man sich in der Beurtheilung seiner Nebenmenschen irren kann, besonders wenn man so rasch dabei verfährt, als junge Leute wol zu thun pflegen.

Alle jetzt benannten Sachen waren nun an Bord gebracht; der Schiffer lichtete die Anker, und unsere Freunde nahmen mit Freuden Abschied von dem Lande, wo sie sechs Jahre und drei Monate lang ein so armseliges und hoffnungsloses Leben geführt hatten. Nach einer Fahrt

von fünf Wochen kamen sie endlich glücklich zu Archangel an.

Bei ihrer Landung ereignete sich noch ein Auftritt, der beinahe übel abgelaufen wäre. Die Frau des Steuermanns Alexey Himkof, die ihren Mann, den sie zärtlich liebte, schon längst als todt beweint hatte, befand sich zufälliger Weise auf der Brücke von Archangel, als das Schiff sich neben derselben vor Anker legte. Sie erblickte ihren Mann auf dem Verdecke, erkannte ihn, that einen lauten Schrei, und sprang von der Brücke hinab, um ihm alsobald in die Arme zu fliegen; aber sie sprang zu kurz und fiel ins Wasser, und nur mit genauer Noth gelang es den Bootsleuten, sie wieder herauszuziehn, bevor sie ertrunken war. Armer Himkof! Welch ein Schicksal wäre das gewesen, wenn du nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten nun gerade dazu hättest zurückkehren müssen, um dein liebes Weib, noch ehe du es umarmt hattest, vor deinen Augen ertrinken zu sehen.

Man sieht hieraus, zu welchen unvernünftigen Handlungen die Leidenschaften verleiten können, wenn man sich denselben ohne Zurückhaltung überläßt.

Unsere Helden traten jetzt ans Land, und zwar in ihrer Spitzbergischen Kleidung. Das zusammengelaufene Volk empfing sie mit Erstaunen und Frohlocken, und Männer von Einsicht ließen bald den Einen, bald den Andern von ihnen zu sich kommen, fragten ihnen jeden einzelnen Umstand ihrer abenteuerlichen Geschichte zu wiederholten Mahlen ab, ließen sich die mitgebrachten Sachen zeigen, und überzeugten sich dadurch vollkommen von der Wahrheit Dessen, was ich hier von ihnen erzählt habe.

III.

Vasko de Gama's
Reise nach Ostindien,
die erste,
welche um Afrika herum vollführt wurde.



Einleitung.

Im funfzehnten Jahrhunderte hatten die Venediger fast allen Handel nach Indien allein an sich gerissen, und sich ausnehmend dadurch bereichert. Den Weg dahin nahmen sie durchs Mittelländische Meer nach Alexandrien in Aegypten, von da nach Suez, auf der Erdenge, welche Asien und Afrika verbindet, von wannen sie durch das Rothe und Arabische Meer nach Kalekut, oder nach einem andern Hafen an der Küste der ersten Ostindischen Halbinsel fuhren. Ich bitte meine jungen Leser, die genannten Meere und Oerter auf der Karte nachzusehn.

Andere Europäische Völker blickten mit neidischen Augen auf die unermeßlichen Reichthümer, welche durch diesen Handel nach Venedig strömten. Gern hätten sie einen Theil derselben abgeleitet; aber dazu war kein anderes Mittel vorhanden, als dieses: einen neuen Weg nach Indien durchs Meer zu finden. Die Portugiesen, damahls ein unternehmendes Volk, fielen zuerst darauf, dieses Mittel zu versuchen, und der neue Weg, den sie ausfindig machen wollten, sollte rund um Afrika herum durch diejenigen Meere gehn, wodurch man, wie meine jungen Leser wissen, jetzt wirklich nach Ostindien zu schiffen pflegt. Die Frage war nur noch, ob eine solche Fahrt auch thulich sei?

Zwar trug man sich mit einer alten Nachricht, daß schon vor grauen Zeiten ein gewisser König von Aegyp-

werk, weil die Zeit der strengsten Kälte herannahete. Gegen den Sommer verfertigten sie andere von gegerbtem Leder, um sich in ihrem Anzuge nach der jedesmahligen Witterung richten zu können.

So wußten diese braven Männer, bei allem Mangel an Werkzeugen und Hülfsmitteln, jedem dringenden Bedürfnisse durch Nachdenken, Fleiß und Emsigkeit glücklich abzuhelfen. Ihr Zustand hätte nun einigermaßen erträglich scheinen können, wenn nicht die Betrachtung, welche sich ihnen oft in ihrer ganzen Bitterkeit aufdrang, daß Einer unter ihnen seine Gefährten überleben, und dann einsam und hülflos allein zurückbleiben, und am Ende kümmerlich würde hinsterben müssen, sie von Zeit zu Zeit wieder schwermüthig gemacht hätte. Der arme Steuermann hatte noch eine Ursache mehr zum Kummer. Er hatte bei seiner Abreise aus Rußland eine Frau und drei Kinder zurückgelassen, die ihm stündlich vor den Augen schwebten. So oft er von den mühseligen Arbeiten des Tages in der Hütte ausruhete, war seine Seele in Rußland, mitunter in dem kleinen Kreise seiner Lieben, und hing mit unaussprechlicher Sehnsucht bald an der treuen Gattin, bald an diesem, bald an jenem seiner geliebten Kleinen. O wie oft standen ihm die Augen noch voll Thränen, wenn die seiner Gefährten schon längst von süßem Schlummer geschlossen waren! Aber kaum galt es wieder, sich zu rühren und thätig zu sein, so war er so gut als Einer auf dem Platze, verbannte jeden kummervollen Gedanken aus seiner Seele, und arbeitete aus allen Kräften, so munter und guter Dinge, als wenn nicht Weib, nicht Kinder jemahls für ihn in der Welt gewesen wären.

Und seht, Kinder, wenn wir unsere Empfindungen so nach Zeit und Umständen einzuschränken, und, sobald

unsere Berufsgeschäfte uns zur Thätigkeit auffodern, sie männlich zu unterdrücken wissen, dann sind sie rechter Art, dann erschlaffen sie nicht, sondern veredlen unsere Seele, und in diesem Falle darf auch der gesetzte Mann sich einer Thräne nicht schämen, die irgend ein menschliches Gefühl ihm einmahl in das Auge preßt. Aber wenn wir von irgend einer, auch noch so guten und edlen Empfindung uns dergestalt überwältigen lassen, daß wir dadurch unfähig zu unsern Berufsgeschäften werden, und in ächzende oder winselnde Unthätigkeit hinsinken, so mögen wir übrigens noch so gute Leute sein, Männer sind wir nicht! Schwache empfindsame Weiberseelen sind wir, in Männertracht, und ist es nicht schimpflich, die Kleidung des stärkern Geschlechts zu tragen, und sich so zu benehmen, als gehöre man zu den schwächern?

Aber wieder zu unsern Russen! Da ihre dringendsten Bedürfnisse nunmehr befriediget sind, so haben wir Zeit, Eins und das Andere von den Eigenthümlichkeiten der Insel zu hören, worauf sie lebten.

Alles, was ich in der vorhergehenden Geschichte von Spitzbergen überhaupt erzählt habe, das gilt auch von dieser kleinen Insel, welche einen Theil davon ausmacht. Ihre Länge beträgt drei und zwanzig Deutsche Meilen, und ihre Breite beinahe eben so viel; aber sie wird, wie ganz Spitzbergen, nicht von Menschen, sondern nur von weißen Bären, Rennthieren, weißen und blauen Füchsen bewohnt. Die ganze Insel ist voller Berge und spitziger Felsen von erstaunlicher Höhe, welche Jahr aus Jahr ein mit Schnee und Eis bedeckt sind. Außer dem heilsamen Löffelkraute, welches hie und da, und dem Moose, welches überall in Ueberflusse vorhanden ist, fanden unsere Freunde auf der ganzen Insel kein

Gewächs. Zwischen den Felsen sprudelt überall Quellwasser hervor, und ergießt sich in kleinen Bächen ins Meer. Flüsse von einigem Belange bemerkten sie nicht. Die lange Winternacht dauert beinahe vier Monate, eben so auch der längste Tag. Der Mond läuft in der Abwesenheit der Sonne, das heißt in der langen Winternacht, ungefähr zwei Monate lang, unabläßig am Gesichtskreise herum, ohne unterzugehn, so wie die Sonne es zur Zeit des langen Tages macht. Die hellen Nordlichter sind eine große Wohlthat für diese nördlichen Gegenden in der Zeit, da sie des Sonnenlichts entbehren müssen.

Die Kälte ist hier, wie wir schon wissen, fürchterlich; doch wird sie, wie unsere Russen angemerkt haben, in der Mitte des Reifmonats durch ein anhaltendes Regenwetter unterbrochen, welches bis zu Anfange des Jänners, also ungefähr sieben Wochen währt. In dieser ganzen Zeit regnet es fast unaufhörlich, und dann ist die Witterung ziemlich gelinde, und ungefähr so, als wenn bei uns im Winter Regenwetter einfällt. Von Gewittern erfährt man hier selten etwas. Nur ein einziges Mahl in sechs Jahren hörten unsere Russen einen fernen und dumpfen Donner. Der Schnee häuft sich im Winter zu einer erstaunlichen Höhe an. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß die Hütte, welche drei Klafter hoch war, im Winter gewöhnlicher Weise ganz unter Schnee stand, so, daß sie keinen andern Ausgang hatten, als eine oben an der Decke angebrachte Oeffnung.

Noch haben unsere Russen als etwas Sonderbares angemerkt, daß sie, während ihres ganzen Aufenthaltes auf dieser Insel, nie einiges Ungeziefer an sich verspürt haben, ungeachtet es ihnen unmöglich war, Körper und

Kleider reinlich zu halten, und ungeachtet sie sowol vorher, als auch nachher mit kleinen Geschöpfen dieser Art in ziemlicher Vertraulichkeit lebten. Reisende, welche die Linie durchschnitten, wollen Ebendieses an sich bemerkt haben, und man versichert, daß Bootsleute, welche voller Ungezieffer waren, plötzlich davon befreit wurden, sobald ihr Schiff in jene Weltgegenden kam, aber auch wieder davon heimgesucht wurden, sobald sie auf ihrer Rückreise wieder diesseit dieses Kreises gekommen waren. Ich lasse die Wahrheit und Allgemeinheit dieser Beobachtung dahingestellt sein. Wäre sie indeß gegründet, so verdiente es wohl einer Untersuchung, woher es komme, daß eine Fahrt über die Linie hinaus mit der über den nördlichen Polkreis hin in diesem Betracht einerlei Wirkung hervorbringe?

So viel von der Beschaffenheit des Landes, welches unsere Russen jetzt bewohnten.

Meine lieben jungen Leser muthen mir nun wahrscheinlicher Weise wol nicht zu, daß ich ihnen über das armselige und höchst einförmige Leben, welches diese Leute hier führten, ein vollständiges Tagebuch verfertigen soll. Das wäre mehr gefodert, als ich leisten könnte, weil die armen Leute selbst, die keinen Schreibbedarf hatten und mit der kümmerlichen Erhaltung ihres Lebens genug beschäftigt waren, sich nicht konnten einfallen lassen, die Geschichte eines jeden Tages zu Papier bringen zu wollen. Wir müssen uns also mit der Nachricht begnügen, daß sie dieses traurige Leben über sechs Jahre lang fortsetzten, weil in der ganzen Zeit sich kein Schiff in dieser Gegend sehen ließ. Ueber sechs Jahre lang; man denke, was das sagen will!

Der unglückliche Weriguin hatte in dieser ganzen

langen Zeit für seine anfängliche Trägheit unaufhörlich und zwar sehr schmerzhaft büßen müssen. Ohne sich bewegen, ohne aufstehen, oder das Geringste vornehmen zu können, mußte er beständig da liegen unter großen Schmerzen, und von seinen treuen Gefährten sich füttern und bedienen lassen. Endlich kam der wohlthätige, längst gewünschte Tod, drückte ihm sanft die Augen zu, und befreite ihn von seinen Leiden. Die Gefährten begruben seinen Leichnam im Schnee. Bis dahin hatten sie seiner mit einer Sorgfalt gewartet, die ihnen und der Menschheit Ehre macht. Selbst elend zu sein, Mangel, Noth und Beschwerlichkeiten jeder Art zu leiden, und dann doch noch, mit eigner großer Unbequemlichkeit, eines kranken Bruders zu pflegen, und zwar sechs Jahre lang zu pflegen: Kinder! das will viel sagen. Dazu wird ein Grad von Tugend erfodert, dessen wol nur wenige reiche und im Ueberfluß lebende Menschen fähig wären. Aber so ist's, Widerwärtigkeiten erwecken und stärken Tugenden jeder Art, und eigene Leiden machen mitleidig und hülfreich gegen Andere. O, laßt uns Gott danken, auch wenn er uns Widerwärtigkeiten zuschickt, denn sie sind ein Balsam für unsere kranken Seelen, und machen sie genesen von mancher Schwachheit!

Man sollte denken, die drei Gesunden würden froh gewesen sein, des ihnen so sehr zur Last fallenden Kranken endlich los zu werden; aber nein! sie hätten sein trauriges Leben gern verlängert, hätten die Last, die er ihnen machte, gern noch sechs andere Jahre lang getragen. Denn er war, bei aller seiner Unfähigkeit, etwas für sie zu thun, doch immer eine menschliche Gesellschaft mehr für sie, und wenn man, wie sie, auf einer öden Insel lebt, und sich von der ganzen bewohnten

Welt durch weite Meere abgeschnitten sieht, o dann geizt man nach dem Vergnügen der Gesellschaft, und die bloße Gegenwart eines menschlichen Wesens ist ein unschätzbares Gut für uns. So hat der allgemeine Vater der Menschen seine Kinder alle durch den Trieb der Geselligkeit zu vereinigen gewußt! Hiezu kam bei unsern Russen noch die immer wiederkehrende traurige Betrachtung, daß Einer nach dem Andern so dahinsterben würde, und daß das schreckliche Loos, allein übrig zu bleiben, doch endlich Einen unter ihnen zuverlässig treffen müßte. Man setze sich in die Stelle dieser armen Leute, und fühle, was es mit diesem Gedanken auf sich hatte!

Aber es ist Zeit, das Ende dieser merkwürdigen Geschichte herbeizuführen.

Einst, da sie, um Treibholz aufzusuchen, nach dem Strande gegangen waren, und sehnsuchtsvolle Blicke über das Meer hin nach derjenigen Weltgegend warfen, in welcher ihnen Rußland lag, entdeckten sie ganz unvermuthet — und o, wer vermag das Uebermaß ihrer Freude zu schildern! — ein Schiff, welches in ziemlicher Entfernung von der Insel auf den Wellen schwebte. Sie waren einen Augenblick außer sich vor Entzücken. Aber schnell suchten sie sich wieder zu fassen, weil ihnen der Gedanke in die Seele schoß, daß das Schiff, wenn sie hier unthätig stehen bleiben, und sich einer unmäßigen Freude überlassen wollten, vielleicht davonsegeln und aus ihren Augen auf immer verschwinden könnte. Hurtig rannten sie nach der Hütte, holten Feuer, holten Holz herbei, und machten hier auf einem Hügel, und dort auf einem andern, ein hellloderndes Feuer an, daß Flamme und Rauch gen Himmel stiegen. Einer von ihnen lief, holte ein Rennthierfell, band es wie eine Fahne

an eine lange Stange, und rannte damit an den Strand, um durch die Bewegung dieser ledernen Flagge den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben, daß hier Menschen wären, die um Erlösung fleheten. Glücklicher Weise bemerkte man auf dem Schiffe Beides, das Feuer und die Flagge, und der Schiffer, eingedenk der heiligen Pflicht der Menschlichkeit, steuerte der Küste zu. Jetzt legte sich das Schiff nicht fern vom Strande vor Anker, und jetzt stieß ein Boot mit Männern ab, um zu sehen, was es mit den drei Leuten am Lande für Bewandniß habe.

Stellt euch, wenn ihr könnt, das Entzücken der armen Männer und die Bewunderung der Leute vom Schiffe vor, drei ganz in Leder und Pelzwerk gehüllte menschliche Figuren vor sich zu sehen, und ihr Erstaunen, da sie, die sie selbst Russen waren, auf Russisch von ihnen angeredet wurden, und nun vollends hörten, daß diese armen Geschöpfe hier, auf diesem unwirthbaren Eis- und Schneelande, über sechs Jahre verlebt, und bis dahin sich erhalten hatten!

Das Schiff, welches von Archangel kam, hatte nach Westspitzbergen auf den Wallfischfang segeln sollen. Zum großen Verdruß des Schiffers, allein zum Glück für unsere Bootsmänner, wurde er durch widrige Winde nach Ostspitzbergen verschlagen. So gereicht oft eine kleine Widerwärtigkeit, die den Einen trifft, Einem oder mehren Andern zum Glück und Segen!

Man wurde bald eins, daß unsere drei Robinsone mit allen ihren Habseligkeiten an Bord genommen und so nach Rußland gebracht werden sollten. Der Schiffer verlangte dafür 80 Rubel, die man ihm mit Freuden zugestand. — Junger Leser! übereile dich nicht in deinem Urtheile. Ich sehe es dir an, daß du auf den

Schiffer zürnst, und ihn einen Unmenschen, einen Barbaren schelten willst, weil er fähig war, sich einen solchen Liebesdienst so theuer bezahlen zu lassen. Aber höre erst, was unsere Männer dafür an Bord bringen durften.

Sie waren nämlich in der Zeit ihres Hierseins reich geworden. Ihre gesammelten Schätze, welche ziemlich viel Raum einnahmen, bestanden in folgenden Dingen: 2000 Pfund Rennthierfett, über 200 Rennthierhäute, zehn Bärenfelle und eine große Menge blauer und weißer Fuchsbälge. Hiezu rechne man nun noch ihre ganze Sommer- und Winterkleidung, ihre Spieße, Bogen, Pfeile, ihre Lampen, ihre Art, die fast bis auf den Stiel abgenützt war, ihr gleichfalls sehr verbrauchtes Messer, ihren Zwirn von Flechsen, ihre Pfriemen und Nähnadeln, welche sie in einem von ihnen selbst verfertigten, ungemein künstlich gearbeiteten knöchernen Büchschen verwahrten, und man wird es so sehr unbillig nicht mehr finden, daß der Schiffer für die Fortschaffung aller dieser Sachen, die in Rußland ihre 2000 Rubel werth waren, sich von so reichen Leuten 80 Rubel bezahlen ließ, da er überdas die drei Personen in Allem frei halten mußte. Er verdient also auch deßwegen nicht, daß man ihn einen Unmenschen schelte; und das war abermahls ein Beispiel, wie leicht man sich in der Beurtheilung seiner Nebenmenschen irren kann, besonders wenn man so rasch dabei verfährt, als junge Leute wol zu thun pflegen.

Alle jetzt benannten Sachen waren nun an Bord gebracht; der Schiffer lichtete die Anker, und unsere Freunde nahmen mit Freuden Abschied von dem Lande, wo sie sechs Jahre und drei Monate lang ein so armseliges und hoffnungsloses Leben geführt hatten. Nach einer Fahrt

von fünf Wochen kamen sie endlich glücklich zu Archangel an.

Bei ihrer Landung ereignete sich noch ein Auftritt, der beinahe übel abgelaufen wäre. Die Frau des Steuermanns Alexey Himkof, die ihren Mann, den sie zärtlich liebte, schon längst als todt beweint hatte, befand sich zufälliger Weise auf der Brücke von Archangel, als das Schiff sich neben derselben vor Anker legte. Sie erblickte ihren Mann auf dem Verdecke, erkannte ihn, that einen lauten Schrei, und sprang von der Brücke hinab, um ihm alsobald in die Arme zu fliegen; aber sie sprang zu kurz und fiel ins Wasser, und nur mit genauer Noth gelang es den Bootsleuten, sie wieder herauszuziehn, bevor sie ertrunken war. Armer Himkof! Welch ein Schicksal wäre das gewesen, wenn du nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten nun gerade dazu hättest zurückkehren müssen, um dein liebes Weib, noch ehe du es umarmt hattest, vor deinen Augen ertrinken zu sehen.

Man sieht hieraus, zu welchen unvernünftigen Handlungen die Leidenschaften verleiten können, wenn man sich denselben ohne Zurückhaltung überläßt.

Unsere Helden traten jetzt ans Land, und zwar in ihrer Spitzbergischen Kleidung. Das zusammengelaufene Volk empfing sie mit Erstaunen und Frohlocken, und Männer von Einsicht ließen bald den Einen, bald den Andern von ihnen zu sich kommen, fragten ihnen jeden einzelnen Umstand ihrer abenteuerlichen Geschichte zu wiederholten Mahlen ab, ließen sich die mitgebrachten Sachen zeigen, und überzeugten sich dadurch vollkommen von der Wahrheit Dessen, was ich hier von ihnen erzählt habe.

III.

Vasko de Gama's Reise nach Ostindien,

die erste,

welche um Afrika herum vollführt wurde.

Einleitung.

Im funfzehnten Jahrhunderte hatten die Venediger fast allen Handel nach Indien allein an sich gerissen, und sich ausnehmend dadurch bereichert. Den Weg dahin nahmen sie durchs Mittelländische Meer nach Alexandrien in Aegypten, von da nach Suez, auf der Erdenge, welche Asien und Afrika verbindet, von wannen sie durch das Rothe und Arabische Meer nach Kalekut, oder nach einem andern Hafen an der Küste der ersten Ostindischen Halbinsel fuhren. Ich bitte meine jungen Leser, die genannten Meere und Oerter auf der Karte nachzusehn.

Andere Europäische Völker blickten mit neidischen Augen auf die unermeßlichen Reichthümer, welche durch diesen Handel nach Venedig strömten. Gern hätten sie einen Theil derselben abgeleitet; aber dazu war kein anderes Mittel vorhanden, als dieses: einen neuen Weg nach Indien durchs Meer zu finden. Die Portugiesen, damahls ein unternehmendes Volk, fielen zuerst darauf, dieses Mittel zu versuchen, und der neue Weg, den sie ausfindig machen wollten, sollte rund um Afrika herum durch diejenigen Meere gehn, wodurch man, wie meine jungen Leser wissen, jetzt wirklich nach Ostindien zu schiffen pflegt. Die Frage war nur noch, ob eine solche Fahrt auch thulich sei?

Zwar trug man sich mit einer alten Nachricht, daß schon vor grauen Zeiten ein gewisser König von Aegyp-

ten, Necho genannt, durch Phönizische Schiffe ganz Afrika habe umschiffen lassen; allein man war nicht so recht gewiß, ob diese Nachricht auch gegründet sei. Viele läugneten geradezu die Möglichkeit einer solchen Unternehmung, und zwar aus Gründen, welche heutiges Tages ein Kind widerlegen kann. Sie bildeten sich nämlich ein, daß Afrika nach Süden hin kein Ende habe, sondern sich bis zu dem Südpol erstrecke, daß es also unmöglich sei, dasselbe zu umschiffen. Daneben hielten sie es, gleichfalls irriger Weise, für ausgemacht, daß derjenige Theil unserer Erdkugel, welchen man den heißen Erdgürtel zu nennen pflegt, von der Sonne dergestalt versengt werde, daß kein Mensch im Stande sei, es darin auszuhalten. Ja, sie besorgten sogar, daß die Sonnenglut in jenen heißen Weltgegenden so groß sein dürfte, daß sie die Schiffe entzünden und mit Mann und Maus zu Asche brennen würde.

Lacht nicht, ihr jungen Freunde, über die große Unwissenheit, die man hiebei an den Tag legte. Damahls kannte man von unserer Erde und von der natürlichen Beschaffenheit derselben noch so wenig, daß wir Alle, wenn wir zu eben der Zeit gelebt hätten, wol nicht viel klüger geurtheilt haben würden. Jetzt, da schon so viel tausend Reisen nach allen Himmelsgegenden hin angestellt, und so viele derselben beschrieben worden sind, ist es keine große Kunst mehr, das Lächerliche jener Besorgnisse einzusehn. Jedes Kind ist jetzt dazu im Stande; aber damahls war es ganz ein anderes.

Dennoch wagten es die Portugiesen, jener abschreckenden Gründe ungeachtet, auf diese wichtige Entdeckung auszugehn. Ihre ersten Bemühungen erreichten

zwar noch nicht den abgezielten Zweck; allein sie erreichten doch Etwas, welches sie hinreichend belohnte. Sie entdeckten nämlich nach und nach die Inseln Porto Santo und Madera, die Azoren, das grüne Vorgebirge und endlich gar das Vorgebirge der guten Hoffnung, als die südlichste Spitze von Afrika. Derjenige, welcher diese letzte Entdeckung vollendete, und das besagte Vorgebirge wirklich umschiffte, war Bartholomäus Diaz.

Die Möglichkeit, um Afrika herum nach Indien zu segeln, schien nunmehr völlig erwiesen zu sein; dennoch gab es Leute, welche dieselbe noch immer bezweifelten, und die Hoffnung, diesen Zweck endlich zu erreichen, noch immer für ein tolles Hirngespinnst hielten. Daß man die Linie durchschneiden könne, ohne von der Sonne verbrannt zu werden, und daß Afrika nicht ins Unendliche fortlaufe, sondern irgendwo aufhöre, also auch umschifft werden könne, durften sie nun freilich nicht mehr läugnen; aber unglücklicher Weise hatte Diaz in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung einen schweren Sturm ausgestanden, und dem Vorgebirge deßwegen den Beinamen tormentoso, das stürmische, gegeben. Das war nun jenen kleinmüthigen Leuten genug, um den Schluß daraus zu ziehen, daß es in dieser Weltgegend immer stürme, und daß es daher unmöglich sei, weiter daselbst vorzudringen. Was doch Kleinmüthigkeit und Furchtsamkeit sich für übereilte Schlüsse erlauben!

Zu jenen kleinmüthigen Zweiflern gehörte indeß nicht der König Emanuel von Portugal, der nicht sobald zur Regierung gelangt war, als er schon mit Eifer darauf dachte, den Plan seiner Vorfahren, Ostindien zur See zu entdecken, völlig auszuführen. Er ließ

daher ungesäumt eine Flotte ausrüsten, und zum Anführer derselben wählte er einen Mann, der die zu einem so großen Unternehmen erfoderliche Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit in hohem Grade besaß. Er hieß Vasko de Gama; und hier ist die Geschichte seiner merkwürdigen Entdeckungsreise!

1.

Reise von Belem nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und von da nach Mosambik, an der östlichen Küste von Afrika.

Die Flotte, welche Vasko de Gama bei dieser Unternehmung anführen sollte, bestand aus drei ziemlich kleinen Schiffen, welche zusammengenommen nicht mehr als 160 Mann an Bord hatten. Die Namen der Schiffe waren St. Gabriel, St. Raphael und Berrio. Die Führer der letzten beiden hießen Paul de Gama, des Vasko Bruder, und Nikolas Nunez. Auf dem St. Gabriel ließ Vasko seine eigene Flagge wehen. Außerdem wurde dieses kleine Geschwader noch von einem Vorrathsschiffe begleitet, dessen Anführer Gonzalo Nunez war.

Es war am 8ten des Heumonats 1497, also fünf Jahre nach der von Kolumbus geschehenen Entdeckung von Amerika, als Vasko de Gama bei Belem, einem unter Lissabon am Tejo liegenden Flecken, die Anker lichten ließ und unter Segel ging. Da mehre Schiffe, welche zusammen nach einerlei Bestimmungsorte abgehn, niemahls sicher sind, daß sie immer beisammen bleiben werden, weil Stürme und andere gewöhnliche Zufälle sie oft von einander zu trennen pflegen, so setzt der Anführer allemahl einen gewissen Ort oder eine gewisse Gegend fest, wo sie sich in solchen Fällen einander

erwarten wollen, um sich wieder zu sammeln. De Gama bestimmte bei seiner Abreise zum nächsten Sammelplatze das grüne Vorgebirge an der westlichen Küste von Afrika.

Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu Statten. Denn, als sie in die Gegend der Kanarischen Inseln gekommen waren, überfiel sie ein heftiger Sturm, in welchem der Admiral selbst von den übrigen Schiffen weit verschlagen wurde. Allein, da nunmehr Jeder wußte, wohin er sich zu wenden hatte, um mit den Uebrigen wieder zusammenzutreffen, so fanden sie sich acht Tage danach an dem festgesetzten Sammelplatze Alle wieder vereiniget. Sie steuerten hierauf nach St. Jago, einer von den Inseln des grünen Vorgebirges, theils um den Schaden auszubessern, den die Schiffe in dem Sturme gelitten hatten, theils um Wasser und andere Erfrischungen einzunehmen.

Die Insel St. Jago, welche noch jetzt den Portugiesen gehört, und die größte von den Inseln des grünen Vorgebirges ist, verdient wol, daß meine jungen Leser sie auf der Karte aufsuchen, weil sie seit kurzen durch zwei wichtige Begebenheiten ungemein merkwürdig geworden ist. Vor nicht langer Zeit nämlich erfuhren die Bewohner dieser Insel eine so schreckliche Hungersnoth, daß 16,000 derselben davon aufgerieben wurden; und in dem Englisch-Amerikanischen Kriege fiel auf einer Rhede dieser Insel ein Treffen zwischen einer Englischen und Französischen Flotte vor, welche beide nach Ostindien bestimmt waren.

Den dritten August lichtete man abermahls die Anker, und fuhr fort, längs der Afrikanischen Küste gen Süden zu steuern. Weil man damahls über die in dieser Weltgegend gewöhnlichen Windstriche noch ganz

und gar keine Erfahrung gesammelt hatte, so war die Schiffahrt daselbst mit vielen Beschwerlichkeiten und Widerwärtigkeiten verknüpft, die man heutiges Tages größtentheils zu vermeiden weiß. Sie brachten daher, mit widrigen Winden und Stürmen kämpfend, drei volle Monate zu, bevor sie von den Inseln des grünen Vorgebirgs bis in diejenige Gegend des Aethiopischen Meeres kamen, in welcher die Insel St. Helena liegt, welche meine jungen Leser gleichfalls auf der Karte von Afrika finden werden. Heutiges Tages kann man diese Reise in einigen Wochen vollenden.

Es war am vierten des Reifmonats oder Novembers, als sie diese damahls noch nicht bekannte Insel zu Gesicht bekamen, und ihr den Namen gaben, den sie noch jetzt führt, ungeachtet sie jetzt nicht den ersten Entdeckern derselben, den Portugiesen, sondern den Engländern gehört. Die Insel selbst ist nicht von großer Wichtigkeit, aber sie ist ihren Besitzern gleichwol viel werth, weil die nach Ostindien fahrenden oder von Ostindien zurückkommenden Engländer sich hier mit frischem Wasser versorgen können.

Auch unsern Reisenden, welche schon seit einiger Zeit großen Mangel an trinkbarem Wasser litten, kam diese Entdeckung wohl zu Statten. Sie fanden auch Einwohner auf dieser Insel, und zwar Schwarze von kleinem Wuchse und unangenehmer Bildung. Diese gingen, nach Art der Wilden in heißen Ländern, größtentheils unbekleidet, nur daß sie ein Thierfell, wie einen Mantel, um die Schultern geworfen hatten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen und in hölzernen Stäben, die am Feuer gehärtet und an den Enden mit Spitzen von Thierhörnern versehen waren. Sie lebten übrigens von Wurzeln, Seethieren, be-

sonders Wallfischen — deren es in dieser Gegend viele giebt — Meergeflügel und wilden Ziegen. Man fand auch Hunde bei ihnen, welche denen in Portugal glichen.

Der Anführer der Flotte ging selbst ans Land, theils um die Beschaffenheit desselben kennen zu lernen, theils um die Lebensart und Sitten der Eingebornen zu beobachten. Er traf im Umhergehn Einen derselben an, welcher Honig suchte — denn hier, wie in ganz Afrika, giebt es sehr viele Bienen, welche vortrefflichen Honig sammeln. Er wollte sich mit ihm unterhalten, aber man verstand von beiden Seiten kein Wort von Dem, was der Eine zu dem Andern sagte. Er nahm ihn hierauf mit an Bord; allein auch hier konnte man nichts von ihm herausbringen. Man behielt ihn die Nacht auf dem Schiffe, und setzte ihn am folgenden Morgen wohlbekleidet ans Land. Die gute Begegnung, die er erfahren hatte, und der Anblick der ihm geschenkten Kleidungsstücke reizten viele Andere, sich gleichfalls nach den Schiffen zu begeben. Der Admiral zeigte ihnen allerlei Spezereien, Gold und Perlen, um zu sehen, was für Mienen sie dabei machen würden, allein er fand, daß ihnen diese Dinge gänzlich unbekannt waren, und daß sie wenig darauf achteten. Er beschenkte sie hierauf mit kleinen Glöckchen, zinnernen Ringen und Rechenpfennigen, worüber sie eine große Freude ausdruckten.

So freundschaftlich indeß der Ton war, auf den man von beiden Seiten gestimmt zu sein schien, so zeigte es sich doch bald, daß diesen schwarzen Herren nicht sehr zu trauen sei. Denn da ein kleiner Trupp Portugiesen sich etwas weiter ins Land hineinwagte, um die Einwohner in ihren Wohnungen zu besuchen, so glaub-

ten sie einige Anstalten zu Feindseligkeiten zu bemerken. Sie hielten es daher für rathsam, sich nach den Schiffen zurückzuziehn. Die Wilden setzten ihnen nach, und es würde wahrscheinlicher Weise zu Thätlichkeiten gekommen sein, wenn nicht der Admiral die Gefahr, welche seinen Leuten drohete, vom Schiffe aus bemerkt hätte, und mit den Böten ihnen zu Hülfe geeilt wäre. Sobald die Schwarzen dieses sahen, liefen sie mit großem Geschrei zurück.

Allein diese scheinbare Flucht war im Grunde wol nur eine Kriegslist, welche zur Absicht hatte, die Portugiesen zum Nachsetzen zu bewegen, um sie nachher zu überfallen. Denn da sie sahen, daß ihnen Keiner folgen wollte, kehrten sie sogleich zurück, und griffen den Admiral und seine Leute mit Pfeilen und andern Waffen grimmig an, wodurch man genöthigt wurde, sich nach den Schiffen zurückzuziehn. Vier Portugiesen wurden verwundet, und der Admiral selbst erhielt eine Verletzung am Schenkel.

Nachdem man sich zwölf Tage hier verweilt hatte, segelte man mit einem Südwestwinde weiter, und schon zwei Tage darauf hatte man die Freude, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erblicken. Allein ein widriger Wind, welcher ihnen jetzt entgegenblies, hinderte sie, sich dem Lande zu nähern, und zwang sie, in die hohe See zu stechen. Erst zwei Tage danach war es ihnen möglich, sich um das Vorgebirge herumzuschwingen. Es geschah dies unter Trompetenschall und vielen andern Freudensbezeigungen. An der Küste des Vorgebirges bemerkte man, wiewol nur von fern, eine Menge großes und kleines Vieh von gutem Ansehn, und Menschen, welche denen auf St. Helena glichen. Allein es belohnt sich nicht der Mühe, meinen Lesern

die wenigen dürftigen Beobachtungen zu erzählen, welche die Portugiesen hier im Vorbeifahren machen konnten, weil wir künftig oft nach diesem Vorgebirge zurückkehren, und von Leuten, welche sich länger daselbst aufgehalten, umständlichere und zugleich bestimmtere Nachricht darüber erhalten werden.

Jetzt steuerten sie längs der östlichen Afrikanischen Küste gegen Nordost. Nachdem sie ungefähr sechzig Meilen weit fortgesegelt waren, legten sie sich in Gesicht des Landes vor Anker, und hatten Gelegenheit, folgende Bemerkungen zu machen. Die Eingebornen glichen denen auf St. Helena und auf dem Vorgebirge. Die Gegend schien reich an Elephanten und Ochsen zu sein. Der letzten bedient man sich hier zum Reiten, nachdem man ihnen ein Kissen von Stroh und einen hölzernen Sattel auf den Rücken gelegt, und ein Holz durch die Nase gezogen hat.

Einige Tage nach ihrer Ankunft erschienen ungefähr neunzig Eingeborne, Einige am Gestade, Andere auf den Bergen. Der Admiral setzte darauf nach dem Lande aus, ließ aber seine Leute sich vorher wohl bewaffnen, damit es ihnen nicht abermahls ginge, wie auf St. Helena. Indem man sich nun dem Lande näherte, ließ er Glöckchen auswerfen, welche die Schwarzen aufhoben, und hierauf so nahe kamen, daß sie deren mehre aus seiner Hand empfingen. Er wagte sich nun mit seinen Leuten ans Land, und tauschte von den Schwarzen elfenbeinerne Armringe für einige rothe Nachtmützen ein. Diese erste Zusammenkunft endigte sich, wie sie angefangen hatte, in vollkommenem Frieden.

Einige Tage danach fanden sich an zweihundert Schwarze ein, welche zwölf Ochsen und vier Schafe mitbrachten, und als die Portugiesen zu ihnen ans Land

gingen, fingen sie an, auf Flöten zu blasen, und dieses Spiel mit einigen Stimmen zu begleiten. Um diese Höflichkeit zu erwiedern, ließ der Admiral seine Trompeter gleichfalls blasen, und seine Leute mußten dazu tanzen. Dies belustigte die Schwarzen sehr, und so verging auch dieser Tag unter lauter Vergnügen und gegenseitigen Freundschaftsbezeigungen.

Aber dieses freundliche Benehmen währte nicht immer, denn da einige Tage danach eine noch größere Menge sich einstellte, und die Portugiesen ihnen einen Ochsen abhandelten, bemerkte man, daß einige junge Schwarze sich mit den Waffen der Alten hinter einem Gebüsche versteckt hielten. Der Admiral, welcher einen hinterlistigen Ueberfall besorgte, befahl hierauf seinen Leuten, sich nach einem sichern Platze zurückzuziehn. Es geschah; die Portugiesen setzten sich in ihre Böte, und fuhren längs dem Ufer nach einem freien Orte hin, wo man weit genug um sich sehen konnte. Die Schwarzen brachen hierauf gleichfalls auf, und gingen, den Böten gegenüber, eben dahin. Hier rotteten sie sich zusammen, und schienen Anstalten zum Gefecht zu machen. Allein der Admiral, welcher menschlich dachte, wollte es gern vermeiden, ein Blutbad unter ihnen anzurichten, und zog sich daher in den Böten nach den Schiffen zurück. Um indeß den muthwilligen Schwarzen einige Ehrerbietung einzuflößen, ließ er ein paar Kanonenschüsse thun, wodurch sie denn auch dergestalt erschreckt wurden, daß sie in größter Unordnung davonliefen und ihre Waffen von sich warfen.

Nach diesem sandte de Gama einige Leute ans Land, welche ein Kreuz nebst einer Säule mit Sr. Portugiesischen Majestät Wappen errichten und durch diese Handlung von dem Lande, wie man sagt, Besitz nehmen

mußten, ungeachtet es schon seine Besitzer hatte, welchen es rechtmäßig zugehörte. Allein die klugen und mächtigen Europäer haben nun einmahl festzusetzen geruht, daß ihre einfältigern und schwächern Brüder in entfernten Welttheilen ganz und gar kein Eigenthum an Lande haben können, daß man daher ohne Umstände ihnen Dasjenige nehmen dürfe, was seit Jahrhunderten das Ihrige war, und daß, um diese Handlung rechtmäßig zu machen, weiter nichts erfodert werde, als daß man der erste Europäer sei, der ein solches Land entdeckt, und unter einigen feierlichen Gebräuchen erkläre, daß man Besitz davon genommen habe. Ich wünsche, daß meine jungen Leser über diese sonderbare Meinung einen Augenblick nachdenken, und sich selbst die Frage vorlegen mögen: ob dieses Verfahren auch wol ein gerechtes und billiges genannt zu werden verdiene?

Die Schwarzen wußten vermuthlich nicht, was das Kreuz und die Säule bedeuten sollten; aber es mußte ihnen doch bedenklich vorkommen, so etwas von fremden Leuten, die sie nicht eingeladen hatten, dahinpflanzen zu lassen. Sie machten sich also, sobald die Portugiesen wieder an Bord waren, darüber her, und rissen Kreuz und Säule vor ihren Augen nieder.

Man segelte weiter, und näherte sich von Zeit zu Zeit wieder der Küste, um das Land in Augenschein zu nehmen. Der Admiral hatte bei seiner Abreise aus Portugal verschiedene Missethäter mitgenommen, um sie bei vorfallender Gelegenheit zu solchen Geschäften zu gebrauchen, welche am meisten mit Lebensgefahr verbunden wären. Von diesen ließ er jetzt zwei an die Küste setzen, mit dem Befehl, daselbst zu bleiben, um das Land und die Bewohner desselben genauer kennen lernen. Er versprach ihnen hiebei, daß er sie bei

seiner Zurückkunft, dafern sie alsdann noch lebten, wieder aufnehmen und nach Portugal zurückführen wolle, da man sie denn von jeder andern Strafe freisprechen werde.

Wie gefällt meinen Lesern diese Züchtigung? Ich für meinen Theil wünschte, daß man darauf denken möchte, jede andere Strafe auf eine ähnliche Weise dergestalt einzurichten, daß der Missethäter nicht für die menschliche Gesellschaft verloren ginge, sondern vielmehr sich für dieselbe nützlich zu machen gezwungen würde. Aber wieder zu unsern Reisenden.

Am 11ten Jänner 1498 legten sie sich abermahls unweit der Küste vor Anker, und der Admiral schickte einige seiner Leute ans Land, um über die Beschaffenheit und die Bewohner desselben Bemerkungen zu machen. Diese wurden sowol von den Eingebornen, als auch von dem Oberhaupte derselben aufs freundschaftlichste aufgenommen. Deßwegen sandte der Admiral dem Letzten aus Erkenntlichkeit ein rothes Wamms, nebst einem Paar Strümpfen und einer Mütze von gleicher Farbe, wie auch ein kupfernes Armband, welches Alles mit großem Vergnügen angenommen wurde. Der dankbare schwarze König lud hierauf den Admiral und dessen Leute ein, in seine Stadt zu kommen, mit der Versicherung, daß ihnen Alles, was sein Land hervorbringe, zu Dienste stehen solle.

Der Admiral nahm diese Einladung zwar nicht für sich, aber doch für einige seiner Leute an. Diese gingen also mit dem Könige fort, dessen Unterthanen ihn in seiner neuen Kleidung überall mit großer Verwunderung betrachteten, und vor Freude in die Hände schlugen. Nachdem sie zur Stadt gekommen waren — wenn man anders mehre zusammenstehende elende Hütten mit die-

sem Namen belegen will — ging Se. schwarze Majestät zuvörderst darin umher, damit die Einwohner ihn in seinem neuen Putze sehen und bewundern sollten. Alsdann verfügte man sich nach seinem Hause, wo eine Henne mit gekochter Hirse zur Mittagsmahlzeit aufgetragen wurde. Man speisete im Angesichte vieler Zuschauer, welche bald ihren schöngeputzten König, bald die weißen Fremdlinge bewunderten. Die Portugiesen verweilten hieselbst bis zum folgenden Tage.

Bei ihrer Rückkehr nach dem Schiffe wurden sie von einigen Schwarzen begleitet, durch welche der König dem Admiral Hühner zum Geschenk schickte. Dieser nannte aus Dankbarkeit die Gegend, wo man ihm so freundlich begegnet war, das Land der guten Leute. Es ist dies ein Theil der Afrikanischen Küste, welche dem südlichen Ende der großen Insel Madagaskar gegenüberliegt.

Man fand unter diesen Leuten bei weiten mehr Weiber als Männer. Vielleicht hatten sie mit benachbarten Völkerschaften blutige Kriege geführt, wodurch ein Theil der streitbaren Männer aufgerieben war. Ihre Waffen bestanden aus langen Bogen, nebst Pfeilen und Wurfspießen mit eisernen Spitzen. Sie führten auch Dolche mit zinnernen Gefäßen und Scheiben von Elfenbein, woraus erhellet, daß außer dem Kupfer auch viel Zinn in diesem Lande sein müsse. Salz bereiteten sie aus Seewasser, welches sie in ausgehöhlten Kürbissen in Gruben trugen, um es daselbst ausdampfen zu lassen, da denn das darin befindlich gewesene Salz zurückbleibt. Es ist bekannt, daß man in mehren Ländern, wie z. B. in Portugal, auf eben diese Weise Salz aus Seewasser zieht. Europäische Leinwand gefiel ihnen so wohl, daß sie für ein Hemde gern eine große Menge Kupfer gaben.

Uebrigens waren sie — was man an so ungebildeten Menschen bewundern muß — so ausnehmend gefällig und dienstfertig, daß sie den Portugiesen das benöthigte Trinkwasser eine Viertelmeile weit aus einem Flusse holten.

Von hieraus schiffte man in dem Kanal zwischen Afrika und Madagaskar fort, und langte acht Tage darauf bei der Mündung eines Stroms an, den wir auf den Karten von Afrika unter dem Namen Kuama finden. Man fuhr auf diesem Strome eine Strecke in den Böten hinauf, und fand überall das Land niedrig und mit starken Bäumen bewachsen. Es begegneten ihnen verschiedene Eingeborne in Kähnen, die mit Segeln von Palmblättern versehn waren, und es gereichte den Portugiesen zu nicht geringer Ermunterung, nun schon Leute vor sich zu sehn, welche den Gebrauch der Segel kannten, dergleichen ihnen bis dahin noch nicht vorgekommen waren. Verschiedene dieser Eingebornen kamen auch nach den Schiffen, gingen ohne Furcht an Bord, und bezeigten sich so vertraut, als ob die Portugiesen alte Bekannte von ihnen gewesen wären. Sie waren von guter Leibesgestalt, aber schwarz, und gingen größtentheils unbekleidet. Eine Art von Schürze, die sie vorhatten, machte ihren ganzen Anzug aus.

Man bezeigte sich freundlich gegen sie, beschenkte sie mit Glöckchen und andern dergleichen Siebensachen. Dies munterte sie auf, in Begleitung vieler Andern wiederzukommen und den Portugiesen Lebensmittel zu bringen. Es befanden sich auch einige Weibsbilder dabei. Diese zeichneten sich von den Männern durch drei Löcher in den Lippen aus, worin sie eben so viele Stücken Zinn, als einen unter ihnen gebräuchlichen Schmuck, hängen hatten. Das gegenseitige Betragen war so freund-

schaftlich, daß einige Portugiesen kein Bedenken trugen, sie nach ihren Wohnungen zu begleiten.

Am dritten Tage ihres Hierseins kamen zwei Vornehme in ihren Böten, den Admiral zu besuchen. Diese waren nicht besser gekleidet, als die Uebrigen; nur daß ihre Schürzen breiter waren. Doch trug der Eine auch auf seinem Kopfe ein mit Seide durchwirktes Schnupftuch, und der Andere eine Kappe von grünem seidenen Zeuge.

De Gama nahm sie freundlich auf, nöthigte sie zu essen, und beschenkte sie mit Kleidungsstücken und andern Sachen; aber man konnte sehen, daß sie sich nicht viel daraus machten. Sie gaben durch Zeichen zu verstehn, daß sie aus einem fremden Lande wären, und daß sie eben so große Schiffe, als diejenigen, worin sie sich jetzt befänden, schon anderwärts gesehen hätten. Der Admiral schloß hieraus, daß er nun bald zu Leuten kommen würde, welche Handel nach Ostindien trieben, und nannte deßwegen den Strom, in dessen Mündung er vor Anker lag, Rio de buenas Sinays, d. i. den Strom der guten Anzeigen.

Die Schiffe, welche nun so lange schon in See gewesen waren, bedurften einer großen Ausbesserung. Man legte sie daher auf die Seite, welches in der Schiffersprache kielholen genannt wird, um sie zu kalfatern, d. i. die Ritzen mit Hanfwerg zu verstopfen, und hierauf mit geschmolzenem Pech und Theer zu beschmieren. Indessen wurden verschiedene von dem Schiffsvolke krank, weil entweder die Luft, oder die Speisen, die sie hier genossen, ungesund waren. Sie kriegten geschwollene Hände und Füße, das Zahnfleisch lief ihnen auf, und gerieth dermaßen in Fäulniß, daß es einen unerträglichen Gestank verursachte, und daß sie nichts ge-

nießen konnten, was gekauet werden mußte. Man wußte kein anderes Mittel, dieser Fäulniß Einhalt zu thun, als sie auszuschneiden, und Viele starben daran. Man sieht, daß diese Krankheit im Scharbock bestand.

Nach vollendeter Ausbesserung der Schiffe segelte man weiter. Acht Tage darauf befanden sie sich im Angesichte einiger Inseln, welche unfern der Küste lagen, und von einer derselben stießen Leute in sieben oder acht Böten ab, näherten sich den Portugiesischen Schiffen, und verlangten, an Bord zu kommen. Man nahm sie willig auf, und sie bezeigten sich außerordentlich zutraulich. Es waren Leute von gutem Wuchse, etwas schwarz, und mit baumwollenem gestreiften Zeuge bekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie Turbane von Leinewand mit Seide und Gold durchwirkt. Sie trugen auch Schwerter und Dolche, und brachten Tonwerkzeuge mit, die sie Sagbars nannten; ihre Sprache war die Arabische. Sie aßen und tranken, was man ihnen vorsetzte, und als Einer, welcher ihre Sprache verstand, sie fragte, wie das Land, von woher sie gekommen waren, heiße? antworteten sie: Mosambik. Sie fügten hinzu, es befinde sich daselbst eine Stadt voll Kaufleute, die nach Indien mit Spezereien, Edelgesteinen und andern Sachen handelten. Sie erboten sich, die Schiffe in den Hafen zu führen, und dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

2.

Aufenthalt zu Mosambik. Reise von da bis nach Kalekut, auf der Malabarischen Küste in Ostindien.

Die Stadt Mosambik, bei welcher unsere Reisenden jetzt vor Anker gingen, liegt auf einer Insel an

der östlichen Küste von Afrika, und zwar unterm 15ten Grade südlicher Breite, d. i. funfzehn mahl funfzehn Meilen jenseit des Gleichers oder derjenigen Kreislinie, welche man, in gleicher Entfernung von den beiden Polen, in Gedanken rund um den Erdball zieht. Man fand, daß sie größtentheils von Arabern bewohnt wurde, welche dem Muhamedischen Glauben zugethan waren, und sowol nach dem Rothen Meere, als auch nach Indien Handel trieben. Dergleichen aus Arabien und dem nördlichen Afrika durch ganz Indien verbreiteten Muhamedern, welche ursprünglich Mauren, auch Sarazenen hießen, pflegt man daselbst den Namen Mohren beizulegen, welchen man bei uns den eigentlichen Schwarzen oder Negern giebt. Diejenigen von dieser Völkerschaft, welche man hier vorfand, bedienten sich damahls zu ihrem Handel ziemlich großer Schiffe, die aber kein Verdeck hatten, und ohne Nägel gebaut waren, indem man das Holzwerk nur mit Seilen aus Kokosschalen verband. Die Segel bestanden aus Matten von Palmblättern. Man fand übrigens, daß sie schon Kompaß und Seekarten kannten, und sich Beider auf ihren Reisen zu bedienen wußten.

Die eigentlichen Eingebornen dieser Gegend sind Schwarze. Ihr Land ist niedrig und ungesund. Alle Häuser, welche man damahls hier vorfand, waren Hütten aus geflochtenen Hürden; nur die Wohnung des Scheikh, d. i. des Oberhaupts oder Fürsten der hier wohnenden Araber, wie auch die Moschee, oder der Muhamedische Tempel, hatten Wände von Lehm.

So fand man es damahls hier. Jetzt, da Mosambik ein Portugiesischer Pflanzort ist, sieht es ganz anders daselbst aus. Denn nunmehr sieht man hier eine große, schöne und wohlbefestigte Stadt mit einem, durch

eine Beifeste beschützten, guten Hafen, welcher den Portugiesen eben so wichtig ist, als den Holländern das Vorgebirge der guten Hoffnung. Denn hier können sie nicht allein alle Nothwendigkeiten zur Fortsetzung ihrer Reise bekommen, sondern sie finden daselbst auch allen Baubedarf zur Ausbesserung ihrer Schiffe, und in dem dortigen Hafen können sie jedesmahl die zur Schiffahrt bequemen Zeiten abwarten. Auch findet man jetzt an diesem Orte ein Pflegehaus für Kranke, welches an guter Einrichtung wenig seines Gleichen haben soll.

Der Scheikh — Andere sprechen dieses Wort auch Schach oder Schah aus — hielt die angekommenen Portugiesen für Mohren oder Türken von einem andern Platze, schickte ihnen daher Geschenke, und bezeigte ein Verlangen, bei ihnen an Bord zu kommen. De Gama sandte ihm zur Dankbarkeit rothe Hüte, kurze Röcke, Korallen, metallene Becken, kleine Schellen und andere dergleichen Dinge, und ließ ihm dabei anzeigen, daß sein Besuch willkommen sein würde. Allein der Mohrische Prinz sah dieses Geschenk mit Verachtung an, und fragte, wozu dergleichen Siebensachen nützten, und warum der General ihm keinen Scharlach sende? De Gama sah daraus, daß er es jetzt nicht mehr mit Wilden zu thun habe, und entschuldigte sich damit, daß er keinen Scharlach mit sich führe.

Um sich indeß auf den angemeldeten Besuch vorzubereiten, ließ er alle Kranken auf die Seite schaffen, und Alle, welche gesund waren, von den andern Schiffen auf das seinige kommen. Diese ließ er zugleich heimlich sich bewaffnen, auf den möglichen Fall, daß der Scheikh oder dessen Leute vielleicht hinterlistig verfahren sollten.

Der Scheikh erschien. Er sowol, als auch sein Ge-

folge waren wohlgeputzt, und trugen Kleider von Seide. Er selbst war lang und hager, hatte eine Art von Hemde an, das ihm bis an die Fersen ging, und über demselben trug er ein Oberkleid von Sammet. Den Kopf hatte er mit einer seidenen Kappe von mancherlei Farben bedeckt, die mit Gold besetzt war. Am Gürtel trug er ein Schwert und einen Dolch, und an den Füßen Schuhe von Seide. Seine Leute hatten Trompeten von Elfenbein und andere Tonwerkzeuge mitgebracht, auf welchen sie bei ihrer Ankunft eine gute Weile spielten, worauf der Admiral den Scheikh in seine Kajüte führte.

Dieser sowol, als auch seine Begleiter ließen sich Alles, was ihnen vorgesetzt wurde, trefflich schmecken. Er fragte den Admiral, ob sie nicht Türken wären, wie ihre weiße Farbe vermuthen lasse, und verlangte ihre Gesetzbücher zu sehn. De Gama erwiederte: sie wären nicht aus der Türkei selbst, sondern aus einem großen Königreiche, welches daran grenze; ihre Gesetzbücher hätten sie nicht bei sich. Er zeigte ihm aber einige Armbrüste und andere Waffen, über deren Wirkung der Mohrenfürst seine Verwunderung zu bezeigen geruhete.

De Gama erfuhr bei dieser Zusammenkunft, daß von da nach Kalekut noch neunhundert Meilen wären, und daß er nothwendig einen Lootsmann *) mitnehmen müsse, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, auf Sandbänke zu gerathen. Er ersuchte den Scheikh, ihm, statt Eines, lieber Zwei derselben zu überlassen,

---

*) Ein der Schifffahrt in einer gewissen Gegend kundiger Mann, welcher weiß, wo gefährliche Stellen sind, und die Schiffe zwischen denselben hinführt.

auf den Fall, daß der Eine etwa krank werden oder gar mit Tode abgehen sollte, und seine Bitte wurde ihm gewährt.

Allein aller dieser scheinbaren Freundschaft ungeachtet, mußte de Gama bald darauf erfahren, daß er große Ursache habe, sich vor diesen Leuten in Acht zu nehmen. Denn durch einen der beiden Lootsmänner, die der Scheikh ihm zusandte, wurde ihm unter der Hand gesteckt, daß dieser treulose Mann damit umgehe, sich der Portugiesischen Schiffe zu bemächtigen, und den Admiral mit seinen Leuten aus der Welt zu schaffen, weil man nunmehr wisse, daß sie keine Türken, sondern Christen wären. Seht da, meine jungen Freunde, wozu Aberglaube und falscher Religionseifer die Menschen verleiten kann! Solche und noch viel schwärzere Beispiele von Unmenschlichkeit gegen fremde Glaubensverwandte, oder solche, welche in Glaubenssachen zu irren schienen, hat die Geschichte der meisten Völker, besonders die der Christen, aufzuweisen. Das ist ein Schandfleck in der Geschichte des christlichen Glaubens, den jeder aufgeklärte und wahre Christ durch eine uneingeschränkte milde Duldsamkeit gegen Jeden, der in Glaubenssachen anders denkt, als er, nach Möglichkeit wieder auszutilgen suchen muß. —

De Gama hielt, nachdem er diese Nachricht eingezogen hatte, für rathsam, sich nach einer kleinen Insel zurückzuziehn, welche ungefähr eine Meile von Mosambik entfernt lag. Allein da der eine Lootsmann noch am Lande war, und da die Schiffe noch nicht alles Wasser eingenommen hatten, dessen sie bedurften, so sah er sich genöthiget, selbst in den Böten nach Mosambik zurückzukehren. Die Art, wie er diesmahl daselbst empfangen wurde, schien die erhaltene Nachricht von den ver-

rätherischen Absichten der Mohren zu bestätigen. Er glaubte daher berechtiget zu sein, ihnen zuvorzukommen, und ließ unter eine Menge derselben, die am Gestade versammelt war, Feuer geben, bemächtigte sich einiger, unter welchen glücklicherweise ein Lootsmann war, mit Gewalt, zerstörte hierauf, da Alles die Flucht ergriffen hatte, ihre Stadt, und ließ sodann die Anker lichten, um seine Reise fortzusetzen.

Das Merkwürdigste, was ihnen auf dieser neuen Fahrt begegnete, bestand darin, daß die beiden mitgenommenen Lootsmänner sich einigemahl hinterlistigerweise bemüheten, die Schiffe irre zu leiten, bald um sie scheitern zu lassen, bald um sie in solche Gegenden zu führen, wo die Mohren sich ihrer bemächtigen könnten. Allein die Wachsamkeit des Admirals wußte die Absicht zu vereiteln, und die Verräther wurden mit Stockschlägen gezüchtiget.

Den 7ten des Wandelmonats oder Aprils kam man bei einer, nahe an der Küste liegenden Insel an, welche Mombassa (Mombaza) heißt, und welche meine Leser auf den gewöhnlichen Karten von Afrika unter dem vierten Grade südlicher Breite finden werden. Diese Insel wird durch einen Strom gemacht, welcher hier in zwei Mündungen sich ins Meer ergießt.

Die Luft in dieser Gegend ist außerordentlich gesund. Denn kaum war man hieher vor Anker gekommen, als Alle, welche zu Masambik krank geworden und noch nicht gestorben waren, plötzlich wieder genesen. Die Insel ist sehr angenehm, voll Pflanzungen, die aus Granatäpfeln, Feigen und Orangenbäumen bestehen. Außer dem schönsten Trinkwasser fand man hier auch Lebensmittel in Menge, besonders Reiß, Hirse, Federvieh und sehr fette Schafe. Die Bewohner der, auf einer felsigen Anhöhe liegenden Stadt waren gleich-

falls Muhameder oder sogenannte Mohren, einige weiß, andere braun. Die meisten Häuser derselben waren von Steinen aufgeführt. Sie selbst, und besonders ihre Weiber, gingen prächtig gekleidet, indem sie in seidenen Kleidern, mit Gold und Juwelen besetzt, einherstolzten. Die Portugiesen merkten hieraus, daß sie den Indischen Quellen des Reichthums immer näher kämen.

Die Insel hatte einen schönen Hafen; allein de Gama hielt es der Klugheit gemäß, die Schiffe außerhalb desselben so lange vor Anker zu legen, bis er erst über die Sitten und Gesinnungen der Bewohner dieses Landes die nöthigen Beobachtungen gemacht haben würde; und es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht nicht überflüssig gewesen war. Denn, nachdem es Nacht geworden, näherte sich ihnen eine Barke mit ungefähr hundert Mann, die mit Schwertern und Schilden bewaffnet waren und an Bord zu kommen verlangten. De Gama ertheilte diese Erlaubniß nur Vieren von ihnen, und auch diese mußten zuvor ihre Waffen niederlegen. Man nahm sie nun höflich auf, und sie berichteten dem Admiral, daß ihr Scheikh oder Fürst ihn den folgenden Tag gleichfalls zu besuchen gedenke. Sie fügten hinzu, es wären verschiedene Christen unter ihnen, und die Schiffe könnten hier eine ganze Ladung von Spezereien einnehmen. Diese Nachricht stimmte mit der Aussage der Lootsmänner überein; man hatte also Ursache, sie für wahr zu halten.

Den folgenden Tag erschienen ordentliche Gesandte des Scheikh, welche den Admiral wegen seiner Ankunft begrüßen und ihm einige Geschenke von Früchten überreichen mußten. Diese wiederholten die Nachricht, daß verschiedene Christen auf der Insel lebten, stellten sich auch, als wenn sie selbst dergleichen wären, und luden

hierauf den Admiral ein, in den Hafen zu kommen, wo man nicht nur alle seine Bedürfnisse befriedigen, sondern ihm die Gelegenheit verschaffen würde, seine Schiffe mit Spezereien und andern kostbaren Waaren zu befrachten.

De Gama, welcher noch keine Ursache zum Mißtrauen hatte, überhäufte die Abgesandten mit Höflichkeiten, schickte sie mit Danksagungen und Gegengeschenken zurück, und ließ zugleich einige seiner Leute ans Land gehn, um Alles selbst in Augenschein zu nehmen. Diese kehrten mit Bestätigungen der erhaltenen Nachrichten zurück, und man machte daher sogleich Anstalt, in den Hafen einzulaufen. Allein, da eins der Schiffe noch vor der Einfahrt auf den Grund stieß, und man sich deßhalb genöthiget sah, die Anker wieder auszuwerfen, so glaubten die an Bord befindlichen Mohren, daß man den Vorsatz, sich des Hafens zu bedienen, wieder aufgegeben habe, und verließen alsbald das Schiff, um wieder an das Land zu gehn. In demselben Augenblicke sah man die beiden von Mosambik mitgebrachten Lootsmänner in die See springen und den Mohren nachschwimmen. Diese nahmen sie in ihre Böte auf, und fuhren darauf mit ihnen ans Land, ungeachtet man sie auf alle mögliche Weise zu bewegen suchte, sie wieder zurückzugeben.

Dies erweckte Verdacht. Es waren noch zwei andere Mohren an Bord, die man gleichfalls von Mosambik mitgenommen hatte. Von diesen hoffte man Licht zu erhalten. Man setzte ihnen daher zu, daß sie gestehen sollten, was ihnen von dem Vorhaben der hiesigen Mohren bekannt geworden sei, und da sie in der Güte nichts bekennen wollten, so setzte man sie einer grausamen Folter aus, um sie zum Reden zu bewegen. Man träu-

felte ihnen nämlich geschmolzenen und siedend-heißen Speck aufs Fleisch. Unter der ihnen dadurch verursachten Marter gestanden sie endlich: »daß die hiesigen Mohren die Absicht hätten, Dasjenige zu rächen, was die Portugiesen an ihren Glaubensgenossen zu Mosambik gethan; daß man deßwegen den Untergang der Schiffe mit den beiden Lootsmännern hätte verabredet gehabt, und daß diese bloß deßwegen geflohen wären, weil sie besorgt hätten, daß ihr Anschlag schon entdeckt wäre.«

Auf diese unangenehme Nachricht gab man den Vorsatz, in den Hafen einzulaufen, auf, und blieb an der Stelle, wo man war, vor Anker liegen. In der Nacht bemerkte die Wache, daß das Ankertau bewegt wurde, und glaubte anfänglich, diese Bewegung rühre von einem Thunfische *) her, deren es in diesem Gewässer viele giebt. Allein bei genauerer Aufmerksamkeit entdeckte man einige Mohren, welche im Schwimmen das Ankertau zu kappen suchten, in der Hoffnung, daß das Schiff alsdann auf den Strand laufen werde. Andere hatten Ebendieses bei den übrigen Schiffen bewerkstelligen wollen; allein sobald sie sahen, daß man sie entdeckt habe, machten sie sich eilig davon.

---

*) Thunfische oder Makrelen finden sich, und zwar in verschiedenen Unterarten, in vielen Meeren. Diejenigen, welche in der Ostsee gefangen werden, sind nicht groß, aber überaus wohlschmeckend. In andern Meeren soll es deren geben, die wol einige Zentner wiegen. Diese sollen eben so gefräßig als der Haifisch sein, und, wie dieser, schwimmende Menschen anfallen. Man erzählt von ihnen, daß sie, um kleinere Fische zu fangen, in großer Geschwindigkeit zirkelförmig herumschwimmen, wodurch ein Strudel entsteht, der die kleinen Fische haufenweise zusammentreibt.

De Gama fand nicht für rathsam, sich bei so feindlichgesinnten Leuten länger aufzuhalten, und segelte weiter. Nach einer Fahrt von ungefähr sieben Meilen entdeckte man zwei kleine Mohrische Schiffe, welche ihnen zu entwischen suchten. Allein man machte Jagd darauf, und eins derselben, welches siebzehn Mohren und eine Menge Gold und Silber an Bord hatte, wurde wirklich eingeholt, und für eine gute Prise, d. i. für eine rechtmäßige Beute erklärt, weil man gegründete Ursachen zu haben glaubte, die Mohren als eine feindselige Völkerschaft zu behandeln. Noch an eben dem Tage langte die Flotte vor Melinda an.

Dieser Ort, welcher achtzehn Meilen nordwärts von Mombassa, und unter dem dritten Grade südlicher Breite auf der Afrikanischen Küste liegt, war ebenfalls eine Pflanzstadt Muhamedischer Handelsleute. Die Stadt liegt auf einer felsigen Anhöhe, und ist mit Wäldern von Palmen, Orangen und andern Fruchtbäumen umgeben. Man fand sie groß, mit breiten Straßen und steinernen Häusern, welche einige Stockwerke hoch, und oben platt waren. Die Portugiesen glaubten einen Europäischen Ort zu sehn.

Die hier wohnenden Mohren schienen Leute zu sein, die durch Handel reich geworden waren. Einige derselben waren mit seidenen, Andere mit baumwollenen Zeugen gekleidet, und auf dem Kopfe trugen sie eine Art von Turban, mit Seide und Gold durchwirkt. Ihre Säbel und Dolche waren schön gearbeitet.

Als etwas Eigenthümliches dieser Leute bemerkte man, daß sie sämmtlich links waren. Man fand übrigens, daß sie gute Reuter und treffliche Bogenschützen wären, und sich unablässig darin übten. Ihr Fürst oder

Scheikh, gleichfalls ein Muhameder, wurde mit größerer Pracht bedient, als die Oberhäupter derjenigen Plätze, wo man vorher gewesen war.

De Gama und seine Leute waren sehr erfreut, eine Stadt zu sehn, die einer Portugiesischen so ähnlich war, und warfen eine Meile davon die Anker aus. Sie erwarteten, daß Leute vom Lande an Bord kommen würden; allein vergebens. Es ließ sich Niemand blicken. Man hatte hier schon Nachricht von der Wegnahme des Schiffes mit den siebzehn Mohren erhalten, und besorgte daher, daß die Portugiesen auch hier feindselig verfahren möchten.

De Gama ließ hierauf einen der gefangenen Mohren, einen alten Mann, welcher versprochen hatte, ihm hier einen Lootsmann zu verschaffen, auf eine der Stadt gegenüber-liegende Sandbank aussetzen, in der Erwartung, daß seine Landsleute ihn von da abholen würden. Dies geschah. Der Alte wurde vor den König der Stadt geführt, dem er anzeigte, daß der Admiral gekommen sei, ein Freundschaftsbündniß mit ihm zu schließen. Dieser bezeigte darüber seine Zufriedenheit, und sandte dem Admiral ein Geschenk, welches aus drei Schafen, einigen Zuckerröhren und Früchten bestand; worauf ein Gegengeschenk von einem Hute, zwei Korallenästen, drei metallenen Becken, zwei Gürteln und verschiedenen Glöckchen erfolgte. Die Portugiesischen Schiffe näherten sich hierauf der Stadt, und legten sich neben vier Fahrzeugen vor Anker, welche von Indischen Christen geführt wurden.

Diese sogenannten Christen waren Leute, welche aus Indien hieher gekommen waren, um Handlung zu treiben. Sie waren bräunlich von Farbe, übrigens aber

wohlgestaltet, trugen lange Röcke von baumwollenem Zeuge, große Bärte und Turbane. Um sie auf die Probe zu stellen, ob sie wirklich Christen wären, ließ man ein Gemählde herbeiholen, welches die Jungfrau Maria und die Apostel vorstellte, und als sie davor niederfielen, um diesen Bildern ihre Verehrung zu bezeigen, so waren sie in den Augen der Portugiesen vollkommene Christen; denn die Verehrung der Heiligen war damahls der wesentlichste Theil der christlichen Religion so wie er es bei vielen schlecht unterwiesenen Katholiken noch jetzt ist. Ob Jemand eine gute Erkenntniß von Gott und seinen Pflichten habe, und ob er sich bestrebe, sein ganzes Leben nach den Vorschriften Jesu Christi einzurichten, danach wurde damahls nicht gefragt, wenn man nur dem Marienbilde und andern Abbildungen sogenannter Heiligen eine abgöttische Ehrfurcht bezeigte. Das war eine traurige Unwissenheit und ein beweinenswürdiger Aberglaube! Gott sei Dank, daß in unsern Tagen ein großer Theil der Christen vernünftigere Begriffe hat, von welchen zu hoffen steht, daß sie sich immer mehr und mehr verbeiten werden.

Den Tag darauf stieß der König von Melinda in einem großen Boote vom Lande ab, und der Admiral, welcher benachrichtiget war, daß der Besuch ihm gelten solle, fuhr ihm in einem mit Flaggen gezierten Boote entgegen. Jener trug ein Kleid von karmosinfarbenem Damaste mit grüner Seide gefuttert, und sein Kopf war mit einer reichen Binde umwunden. Er saß auf einem prächtigen Stuhle, mit seidenen Kissen belegt, und ihm zur Seite stand ein alter Mann, der ein kostbares Schwert mit silberner Scheide trug. Neben ihm lag sein karmosinfarbener Hut auf einem seidenen Kissen. Sein Gefolge bestand aus ungefähr zwan-

zig reich gekleideten Mohren, welche Musik machten, und sich dazu unter andern einer langen Flöte aus Elfenbein bedienten, welche das Mundloch in der Mitte hatte.

Nach einigen gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen mußte der Admiral in des Königs Boot kommen, wo er wie ein Fürst geehrt wurde. Der König betrachtete ihn und seine Leute mit der größten Aufmerksamkeit, und erkundigte sich nach dem Lande, woher er komme, nach dem Namen seines Königs und nach der Absicht seiner Reise. Als der Admiral ihm diese Fragen durch Hülfe eines der Arabischen Sprache kundigen Mannes beantwortet hatte, versprach ihm der König einen Lootsmann nach Kalekut, und lud ihn ein, ans Land zu kommen, um sich in seinem Palaste bewirthen zu lassen. Das Erste wurde mit Dank angenommen, das Letzte aber verbeten; worauf diese Zusammenkunft sich damit endigte, daß de Gama dem Könige diejenigen Mohren schenkte, die er als Gefangene mitgebracht hatte; ein Geschenk, wovon der Muhamedische Fürst zur Ehre seines Herzens versicherte, daß es ihm mehr Vergnügen mache, als wenn der Admiral ihm eine Stadt, wie Melinda, geschenkt hätte.

Der König fuhr hierauf unter die Schiffe, die er mit Verwunderung betrachtete. Sein Vergnügen wurde noch größer, da man ihm zu Gefallen die Kanonen lösete, und er versicherte, daß die Portugiesen ihm ausnehmend wohl gefielen. Da er endlich ans Land zurückkehren wollte, mußte der Admiral ihm zwei von seinen Leuten mitgeben, wofür er ihm seinen eigenen Sohn und einen Kadi, d. i. eine Magistratsperson, zum Unterpfande zurückließ.

Den folgenden Tag begab der Admiral sich in ei-

nem bewaffneten Boote ans Gestade, um die Reiter des Königs zu sehn, welche kriegerische Uebungen anstellten; und nicht lange, so ließ auch der König sich auf einem Tragsessel herbeitragen, um sich abermahls mit ihm zu unterhalten, und noch einmahl zu bitten, sich mit ihm nach seiner Wohnung zu verfügen, weil sein Vater, ein alter, lahmer Mann, ein großes Verlangen trage, ihn kennen zu lernen. Er erbot sich sogar, selbst zusammt seinen Kindern so lange an Bord des Schiffes zu bleiben, bis der Admiral wieder zurückgekehrt sein würde. Allein dieser fand es der Klugheit gemäß, diese dringende Einladung abermahls auszuschlagen, und zwar unter dem Vorwande, daß er keine Erlaubniß dazu von seinem Könige habe.

Es vergingen hierauf zwei Tage, ohne daß der König wieder etwas von sich hören ließ, und de Gama fing schon an, zu besorgen, daß er ihn durch die abschlägige Antwort beleidigt haben möchte, als eine Person von Ansehn erschien, und ihm abermahls Freundschaftsversicherungen von Seiten des Königs brachte. Dieser theilte der Admiral seine Besorgniß mit, welche sich besonders darauf gründete, daß ihm der versprochene Lootse noch nicht zugeschickt war. Der Hofbediente kehrte darauf ans Land zurück, und kurze Zeit danach hatte man das Vergnügen, den Lootsen ankommen zu sehn. Das Betragen des Königs schien also in der That aufrichtig zu sein.

3.

Reise von Melinda nach Kalekut in Indien. Erster Besuch bei dem Könige von Kalekut.

Die Hoffnung, den großen Zweck dieser Reise zu erreichen, war jetzt nicht mehr zweifelhaft. Den ansehn-

lichsten und mißlichsten Theil des Weges nach Indien hatte man nun schon glücklich zurückgelegt, und diejenige Strecke, welche jetzt davon noch übrig war, lief durch Gewässer, welche von handelnden Mohren und Indiern schon häufig waren durchkreuzt worden. Es war daher erlaubt, zu hoffen, daß man auch diese letzte Fahrt glücklich endigen werde.

Den 22sten des Wandelmonats verließ die Flotte ihren Ankerplatz vor Melinda, mit dem Vorsatze, die Küste von Afrika, an der man sich bis hieher immer gehalten hatte, zu verlassen, und unter der Leitung des mitgenommenen Lootsmanns quer durchs Meer zu stechen. Zum Ziel der Reise hatte man, wie uns bereits bekannt ist, den Indischen Handelsplatz Kalekut bestimmt, welcher, wie meine jungen Leser wissen, oder auf der Karte mit leichter Mühe finden werden, auf der ersten ostindischen Halbinsel, und zwar auf der westlichen Küste derselben liegt.

Den 28sten erblickten sie zum erstenmahl wieder den Nordpol oder nördlichen Pol-Stern, welchen sie in langer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Sie merkten daraus, daß sie abermahls den Gleicher oder den Aequator durchschnitten hatten, und sich nun wieder auf der nördlichen Halbkugel der Erde befanden.

Diese letzte Reise ging ungemein glücklich von Statten. Sie durchkreuzten den großen Meerbusen zwischen Afrika und der diesseitigen Halbinsel, dessen Durchschnitt auf siebenhundert Meilen geschätzt wird, in drei und zwanzig Tagen, und zwar ohne Sturm und Ungewitter. Den 17ten Mai entdeckte man Land, welches eine hohe Küste hatte, und ungefähr acht Meilen entfernt war. Der Lootse steuerte hierauf südostwärts, und schloß aus der Beschaffenheit der Witterung, daß sie nahe an der

Indischen Küste wären. Den 20sten entdeckte er die hohen Hügel, welche über Kalekut sind, lief freudig zum Admiral und foderte eine Belohnung, weil er ihn jetzt wirklich nach dem von ihm und seinen Leuten so sehr gewünschten Lande hingeführt habe. De Gama gewährte ihm seine Bitte mit großem Vergnügen; er ließ zugleich ein festliches Mahl für die ganze Schiffsgesellschaft anrichten, und die Schiffe legten sich unter allgemeinem Freudengeschrei in einer Entfernung von zwei Meilen unter Kalekut vor Anker.

So hatte man nunmehr glücklich ausgeführt, was seit vielen Jahren so eifrig gewünscht, so oft vergeblich versucht, und von so Vielen, als ein unvernünftiges Unternehmen, mit Bitterkeit war getadelt worden! Diese Begebenheit hatte die wichtigsten Folgen für ganz Europa. Portugal wuchs dadurch an Macht und Reichthum; es erlangte ansehnliche Besitzungen in Indien, und gewann daselbst das Uebergewicht über die Muhamedaner, welche besonders damahls in diesem Welttheile zu einer für alle andere Völker sehr gefährlichen Macht gelangt waren, und vielleicht von da aus ganz Europa überschwemmt und unterjocht haben würden, wenn die Portugiesen nicht die wichtigste Quelle ihrer Reichthümer abgeleitet, und ihre furchtbare Macht durch glückliche Kriege in Indien gebrochen hätten. —

Sobald man die Anker ausgeworfen hatte, fanden sich einige Indische Fischer bei den Schiffen ein. Sie waren braun von Farbe, und gingen nackt; nur daß sie um die Mitte des Leibes ein Stück Leinwand trugen. De Gama empfing sie freundlich, und ließ ihnen ihre Fische abkaufen. Er befahl hierauf einem der Verbrecher, die er an Bord hatte, mit diesen Leuten ans Land zu gehn, um Nachrichten von dem Platze einzuziehn, und

zu versuchen, was für eine Aufnahme man sich daselbst versprechen dürfe.

Dieser war kaum ans Land getreten, als eine große Menge Volks sich um ihn drängte, ihn begaffte, und hundert Fragen that, die er nicht verstand und also auch nicht beantworten konnte. Man führte ihn hierauf in ein Haus, welches zweien Mohren gehörte, deren einer Bontaybo hieß und Spanisch reden konnte. Dieser, welcher ehemahls zu Tunis gewesen und daselbst mit Europäern umgegangen war, erkannte ihn für einen Portugiesen, und redete ihn mit folgenden seinen Worten an: »der Teufel hole euch, wie seid ihr hieher gekommen?« Er war erstaunt, zu hören, daß man die ganze Reise zur See gemacht habe, und verlangte hierauf zu wissen, warum man denn eigentlich hierher gekommen sei? Der Portugiese antwortete: um Kristen und Spezereien zu suchen. »Aber, fragte Bontaybo weiter, warum senden denn die Könige von Frankreich und Spanien und der Doge von Venedig nicht in gleicher Absicht Flotten aus?« — Weil, versetzte der Andere, der König von Portugal ihnen das nicht erlauben würde. »Da thut er recht daran!« erwiederte der Mohr, und ging mit dem Portugiesen, um den Admiral auf dem Schiffe zu besuchen.

Bei seiner Annäherung rief er demselben laut auf Spanisch zu: »Gut Glück! gut Glück! viel Rubinen! viel Smaragden! Du hast Ursache, Gott zu danken, daß er dich hieher geführt hat, wo alle Arten von Spezereien und Edelgesteinen mit allen Reichthümern der Welt sind.« Der Admiral und seine Leute waren so bestürzt, in einer so weiten Entfernung von Hause Jemand vorzufinden, der ihre Sprache redete, daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Ersterer umarmte

hierauf den Bontaybo, setzte sich mit ihm nieder und erkundigte sich, ob er ein Krist sei?

Meine jungen Leser werden sich vielleicht wundern, daß de Gama einem Manne, den er noch nie gesehen hatte, sogleich beim ersten Worte, welches er mit ihm wechselte, ein Glaubensbekenntniß abfoderte, eine Zumuthung, welche heutiges Tages, besonders wenn sie in Europa geschähe, allerdings befremdend sein würde. Allein in einem wildfremden Lande, und unter Menschen, deren Gesinnung, Religion und Sitten man noch nicht kennt, muß es ja wol erfreulich sein, einen Menschen anzutreffen, der in der milden Lehre Jesu unterwiesen ist, und von dem also zu erwarten steht, daß er, nach den Foderungen dieser Lehre, sanftmüthig, gerecht, milde und menschenfreundlich sein werde. Hiezu kam nun auch noch Dieses, daß man damahls durchgängig in der irrigen Meinung stand, daß der allgemeine Vater der Menschen nur diejenigen unter seinen Kindern, welche Kristen wären, lieben könne, alle andere hingegen nothwendig hassen und zu endlosen Qualen verurtheilen müsse. Auch glaubte man damahls, eben so irriger Weise, steif und fest, daß es unmöglich sei, ein recht guter Mensch zu sein, wenn man nicht ein Krist sei; so wie man auch von einem solchen Menschen weder Liebe und Gerechtigkeit erwartete, noch ihm von seiner Seite Liebe und Gerechtigkeit schuldig zu sein wähnte. Deßwegen war es damahls für Jedermann so sehr wichtig, zu wissen, ob Derjenige, von dem er Gefälligkeiten und Dienstleistungen hoffte, ein Krist sei, oder nicht, und deßwegen ließ auch de Gama dies seine erste Frage an den Bontaybo sein.

Bontaybo gestand freimüthig, daß er ein Muhamedaner sei. Er erzählte, daß er sich zu Tunis nachher zu

Kairo in Aegypten aufgehalten habe, und von da endlich über das rothe Meer nach Indien gekommen sei. Er schloß mit der Versicherung, daß er immer ein großer Freund der Kristen gewesen sei, und sich als einen solchen auch gegen die Portugiesen beweisen werde.

De Gama dankte ihm mit der Versicherung, daß er ihn für seine guten Dienste reichlich belohnen werde. Er erfuhr hierauf, daß der Beherrscher von Kalekut, den man Samorin nannte, sich jetzt zu Panane, einem fünf Meilen von Kalekut entfernten Orte, aufhalte, und Bontaybo rieth ihm, dahin zu schicken, und seine Ankunft melden zu lassen. Der Admiral folgte diesem Rathe, und sobald der Samorin erfahren hatte, daß ein Abgesandter von einem entfernten Könige angekommen sei, ließ er ihn bewillkommen, und sandte ihm einen Lootsen, der die Schiffe nach dem Hafen Padarane führen sollte, weil man bei Kalekut selbst keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede hat. Er ließ dabei sagen, daß er selbst nach Kalekut kommen wolle, um den Admiral daselbst zu empfangen.

Einige von der Schiffsgesellschaft, und unter diesen besonders des Admirals Bruder, waren der Meinung, daß er nicht selbst dahin gehen, sondern einen Andern an seiner Statt schicken müsse, weil man noch nicht wissen könne, was der Samorin vielleicht im Schilde führe, und weil von dem Leben des Admirals das Leben Aller und also der fernere glückliche Fortgang ihrer Reise abhange. Allein de Gama erklärte: es möge ihm bevorstehen, was da wolle, so müsse er doch selbst hingehn, weil er lieber sterben, als zurückkehren wolle, ohne zu Kalekut gewesen zu sein. Er verordnete indeß auf allen Fall, daß, wofern ihm ein Unglück zustoßen

sollte, die Schiffe alsobald zurücksegeln und die Nachricht von der glücklichen Entdeckung Indiens nach Hause bringen sollten.

Er ging hierauf wirklich ans Land, und zwar in einem mit Kanonen bepflanzten Boote, mit fliegenden Flaggen und unter Trompetenschalle. Am Ufer harrete seiner der Kutwal, d. i. der Minister des Samorin, mit 200 Nayren oder Edeln des Landes, nebst einer großen Menge Volkes. Ersterer empfing ihn beim Anlanden mit vieler Höflichkeit, und nöthigte ihn, sich auf einen für ihn dastehenden Tragsessel zu setzen. Er selbst ließ sich auf einem andern nieder; worauf sie von Menschen aufgehoben und sehr geschwind davon getragen wurden. Die Uebrigen folgten zu Fuße.

Man kam zu einer Pagode, das heißt zu einem Indischen Tempel, der einen großen Umfang hatte. Er war von gehauenen Steinen aufgebaut, und mit Ziegeln gedeckt. Ueber dem Eingange hingen sieben Glocken, und vor demselben stand eine Säule aus Metall, von der Höhe eines Mastbaums. Beim Eintritt wurden sie von Männern empfangen, welche vom Gürtel aufwärts nackt gingen, und unterwärts bis an die Knie mit baumwollenem Zeuge bedeckt waren. Unter den Achseln trugen sie etwas von ebendemselben Zeuge, welches durch einen Faden befestiget war, der ihnen über die linke Schulter und unter dem rechten Arme hinlief. Dies waren die Priester des Tempels. Sie standen beim Eingange, und besprengten die Ankommenden mit einem in Wasser getauchten Schwamm, und gaben hierauf Jedem etwas gepulvertes Holz, um es auf den Kopf und die Arme zu streuen.

Der Admiral und seine Begleiter wurden hiedurch zu glauben verleitet, daß dieses Gebäude eine kristliche

Kirche sei, weil das Besprengen mit sogenanntem Weihwasser, d. i. geheiligtem Wasser, und das Bestreuen mit Asche zu den gottesdienstlichen Gebräuchen der Römisch-katholischen Kirche gehört. Man trat nunmehr hinein, und erblickte an den Wänden des Tempels verschiedene gemahlte Bilder von scheuslichem Ansehen, welche vermuthlich Indische Götzen vorstellten. Einige hatten lange Zähne, die ihnen, wie die Hauer eines Ebers, aus dem Munde hervorragten; andere waren mit vier Armen, Alle aber mit furchtbaren Angesichtern vorgestellt. Bei Erblickung dieser widrigen Figuren fingen die Portugiesen an zu zweifeln, daß sie in einer kristlichen Kirche wären; allein da man ihnen hierauf ein anderes, oben in der Mauer des Tempels an einem dunkeln Orte befindliches Bild zeigte, und dabei das Wort Mari aussprach, so fielen sie davor auf die Knie, weil sie es für eine Abbildung der Jungfrau Maria hielten, die, wie meine jungen Leser wissen werden, in der Römisch-katholischen Kirche als eine Mutter Gottes geehrt, und von schlecht unterrichteten Katholiken oft mehr und brünstiger, als das unendliche Wesen selbst, angebetet wird. Ein Einziger unter ihnen hatte noch einige Zweifel dabei, und sagte, indem er niederkniete: wenn das der Teufel ist, so bete ich Gott an; welches den Admiral zum Lächeln bewegte. Die Indier fielen vor diesem Bilde dreimahl mit ausgestreckten Armen der Länge nach zu Boden, und verrichteten darauf ihr Gebet stehend.

Man näherte sich der Stadt. Die Menge des begleitenden Volks nahm erstaunlich zu, und das Gedränge wurde so stark, daß der Kutwal mit den Fremden in ein Haus treten mußte. Hier versammelten sich verschiedene Nayren oder Vornehme, die der König abge-

geschickt hatte, den Admiral zu empfangen, und ihn an den Hof zu führen. Der Zug dahin nahm jetzt seinen Anfang. Auf ein von des Kutwals Bruder gegebenes Zeichen wich die unzählbare Menge der Zuschauer ehrerbietig zurück, und 3000 Bewaffnete begleiteten den Zug. De Gama war über diese prächtige Aufnahme außerordentlich vergnügt, und sagte scherzend zu seinen Begleitern: in Portugal läßt man sich wol nicht träumen, was für Ehre wir hier genießen!

Endlich kam man bei des Königs Palaste an, der zwar größtentheils nur von Lehm gebaut, aber sehr weitläufig und von gutem Ansehn war. Angenehme Gärten, mit Springbrunnen geziert, umgaben ihn, und man mußte, bevor man zu der Wohnung selbst kam, durch fünf große Höfe mit Thoren gehn, wobei zehn Thorhüter genug zu thun hatten, das Volk mit Stöcken zurückzutreiben, um für den feierlichen Einzug der Portugiesen Platz zu machen.

An der Thür des Palastes wurde de Gama von dem Vornehmsten unter den Priestern des Landes, die man Braminen nennt, mit einer Umarmung empfangen und hineingeführt. Das Volk, welches bei dieser Gelegenheit seinen König, der nur selten sichtbar wird, zu Gesicht zu bekommen hoffte, drängte sich hier mit solchem Ungestüm, daß Verschiedene erdrückt wurden. Einigen Portugiesen würde es nicht besser gegangen sein, wenn nicht die Thürhüter unbarmherzig zugeschlagen hätten, um ihnen Platz zu verschaffen. In dem Innern des Palastes erblickte man, wie in einem Schauspielhause, rings umher Sitze, welche sich stufenweise erhoben; der Fußboden war mit grünem Sammet belegt, und die Wände mit seidenen Zeugen von allerlei Farbe bekleidet. Der König, ein schon ziemlich bejahrter und

etwas starker Mann, war, wie die übrigen Indier, braun von Farbe, aber majestätisch von Ansehn, und lag, rückwärts gelehnt, auf Polstern von weißer, mit Gold durchwirkter Seide. Ueber ihm war ein kostbarer Himmel, und seine Kleidung bestand in einem kurzen seidenen Kamisole, mit Zweigen und Rosen von geschlagenem Golde besetzt. Die Knöpfe waren große Perlen, und die Knopflöcher von Golddraht. Um die Mitte des Leibes trug er ein weißes seidenes Zeug, welches bis an die Knie reichte, auf dem Kopfe eine mit Perlen und Diamanten besetzte Mütze, und in den Ohren sowol, als auch um die Finger und Zehen eine Menge Juwelenringe. Seine Arme und Füße waren bloß, und mit goldenen Bändern geziert.

Neben dem Samorin sah man auf einem hohen goldenen Gestelle ein goldenes Becken, woraus ihm einer der Bedienten von Zeit zu Zeit Betel und Areka reichte, woran Se. Majestät, nach Indischem Gebrauche, zu kauen geruhete. Aber meine jungen Leser wissen vielleicht noch nicht, was Betel und Areka ist; ich muß also wol erst eine Beschreibung davon geben. Betel ist eine Indische Pflanze, die besonders wegen ihrer Blätter geschätzt wird, welche einen rothen Saft von bitterem Geschmacke enthalten. Der Gebrauch dieser Blätter ist durch ganz Indien eben so allgemein, oder vielmehr noch allgemeiner, als bei uns der Gebrauch des Tabaks. Man nimmt dieselben entweder allein, oder in einer Vermischung mit Areka-Nuß, einem andern Indischen Gewächse von der Größe einer Haselnuß, auch wol mit Kalk oder gebrannten Austerschalen und allerlei Gewürz, in den Mund, um unaufhörlich daran zu kauen. Der Speichel wird davon ganz roth gefärbt, und der Athem wohlriechend gemacht; allein die Zähne leiden

dabei so sehr, daß sie zuletzt kohlschwarz und mürbe werden, als wenn sie zu Kohlen gebrannt wären. Jedermann führt hier eine Schachtel mit Betel bei sich, gerade so, wie man bei uns den Schnupftabak in Dosen bei sich trägt, und es ist eine eingeführte Höflichkeit unter Personen beiderlei Geschlechts, sich bei Zusammenkünften dergleichen anzubieten, so wie man es für eine Beschimpfung hält, wenn man entweder nicht damit beehrt wird, oder wenn jemand sich weigert, davon anzunehmen. Anfangs soll man eine Art von Betäubung oder Trunkenheit danach empfinden, endlich aber sich eben so daran gewöhnen, wie man bei uns sich an die betäubenden Wirkungen des Tabaks gewöhnt, so daß man nichts mehr davon verspürt. — Ein zweites goldenes Gefäß stand neben dem Könige, um die Ueberbleibsel des ausgekauten Betels aufzunehmen, und ein drittes mit Wasser, um sich jedesmahl den Mund auszuspülen.

An allen Anwesenden bemerkte man, daß sie die linke Hand vor den Mund hielten, und dies geschah in der Absicht, zu verhüten, daß nicht etwa mit dem Athem des Königs der ihrige sich vermischen möchte. Ich kann mich hiebei nicht enthalten, zu wünschen, daß die feinen Europäer in der Sorge, Niemand durch einen übelriechenden Mund beschwerlich zu fallen, den Indiern nachahmen möchten. Was kann peinlicher sein, als eine Unterredung mit Leuten, welche einen stinkenden Athem haben, und was ist gleichwol in unsern gesitteten Gesellschaften gewöhnlicher als dieses?

De Gama beugte sich, indem er vor den Samorin trat, dreimahl mit in die Höhe gehobenen Händen, weil man ihm gesagt hatte, daß der Landesgebrauch es so erfodere. Seine Indische Majestät warf hiebei einen gnädigen Blick auf ihn, erwiederte aber seine Verbeu-

gungen so wenig, daß die Bewegung des Hauptes kaum zu merken war. Der Admiral mußte sich hierauf neben ihn niedersetzen.

Unterdeß waren auch die Uebrigen hineingetreten, und bezeigten auf die ebenerwähnte Weise ihre Ehrerbietung, und nachdem auch diese dem Samorin gegenüber sich hatten setzen müssen, so wurde Wasser gebracht, um, der Landesgewohnheit gemäß, die Hände darin abzukühlen. Nachher wurden Feigen und andere Früchte herumgereicht, und der Samorin vergnügte sich sehr, die Fremden speisen zu sehn. Als sie sich Wasser dazu ausbaten, wurde ihnen ein goldenes Trinkgefäß mit einer Schnauze gereicht, und weil man ihnen gesagt hatte, daß die Indier es für unanständig hielten, das Gefäß beim Trinken mit den Lippen zu berühren, so wollten sie sich nach dieser Gewohnheit richten, hielten es in einiger Entfernung vom Munde, und ließen das Wasser in denselben hineinlaufen. Allein, weil sie dieser Art zu trinken nicht gewohnt waren, so begossen sie sich entweder, oder es kam ihnen Wasser in die Luftröhre und machte sie weidlich husten, welches für die hohe Versammlung ein herrliches Schauspiel abgab.

De Gama bat sich hierauf ein geheimes Gehör aus, und der Samorin begab sich mit ihm und einem Dolmetscher in ein anderes Zimmer. Hier wurde ihm die Frage vorgelegt: aus was für einem Lande er komme, und was die Absicht seiner Reise sei? Die Antwort war: der König von Portugal, der mächtigste und reichste Monarch des Abendlandes, habe ihn in der Absicht hergesandt, um mit dem Könige von Kalekut, dem Haupte der Indischen Fürsten, ein Freundschafts- und Handlungsbündniß zu schließen. Er fügte hinzu, daß er Briefe von seinem Monarchen bei sich habe, die er den folgen-

den Tag übergeben wolle, und daß er hoffe, der Samorin werde an den König von Portugal, seinen Freund und Bruder, gleichfalls einen Gesandten schicken, um das Band einer gegenseitigen Freundschaft fest zu knüpfen.

Der Samorin erwiederte hierauf: er sei ihm willkommen, und weil der König von Portugal ein Verlangen bezeige, sein Freund und Bruder zu sein, so wolle er es gleichfalls sein, und einen Abgesandten nach Portugal schicken.

Der Admiral wurde hierauf von dem Kutwal und einem Geschäftsführer des Samorin nach der für ihn bestimmten Wohnung geführt.

4.

Unangenehme Vorfälle zu Kalekut. Rückreise nach Portugal.

Am folgenden Morgen ließ de Gama den Kutwal und den Geschäftsführer zu sich bitten, um sie die Geschenke in Augenschein nehmen zu lassen, die er für den Samorin bestimmt hatte. Diese bestanden in vier Stücken Scharlach, sechs Hüten, vier Korallenzinken, einem Stück Kupfer, einer Kiste Zucker, zwei Faß Oel, zwei Faß Honig und einigen andern Sachen von eben so geringem Werthe. Der Kutwal und der Geschäftsführer brachen bei Erblickung dieser Dinge in ein höhnisches Lachen aus, und sagten dem Admiral rund heraus, daß das kein Geschenk sei, welches sich für einen König schicke. Der ärmste Kaufmann, der in den Hafen dieses Landes einlaufe, pflege etwas Besseres zu geben. Wenn er dem Samorin ein Geschenk anbieten wolle, so müsse es in Gold bestehn; ein anderes werde nicht angenommen werden.

De Gama war betroffen, und sagte etwas aufge-

bracht: er sei kein Kaufmann, sondern ein Abgesandter, und das Geschenk komme von ihm, nicht von seinem Könige. Dieser wisse nicht einmahl, daß ein Fürst, wie der Samorin, in der Welt sei, sonst würde er, wenn er ein Geschenk hätte machen wollen, unstreitig Gold, Silber und andere Kostbarkeiten geschickt haben. De Gama vergaß, indem er dieses sagte, seine gestrige Versicherung, daß sein Herr ihn ausdrücklich hergesandt habe, um mit dem Samorin ein Freundschaftsbündniß zu schließen; eine gewöhnliche Wirkung der Leidenschaft, welche gemeiniglich macht, daß man ohne Ueberlegung redet.

Man antwortete ihm: das könne wol sein; aber der Landesgebrauch bringe es nun einmahl so mit sich, daß jeder Fremde, der den König zu sprechen verlange, ihm ein seinem Range gemäßes Geschenk machen müsse; und da der Admiral hierauf erwiederte, daß er sein Geschenk, wenn man fortfahre es zu verschmähn, wieder an Bord schaffen wolle, so versicherte man ihm, daß er wohl daran thun werde. Er erklärte hierauf, noch aufgebrachter als zuvor, daß er selbst zum Samorin gehn, und den ganzen Vorgang anzeigen wolle. Der Kutwal und der Geschäftsführer waren hiemit zufrieden; doch baten sie ihn, so lange zu verziehn, bis sie zurückkommen würden, weil sie vorher ein gewisses Geschäft abzuthun hätten.

Und dieses Geschäft war denn wol kein anderes, als dieses, den Admiral beim Samorin in üblen Geruch zu bringen, wozu sie, wie de Gama nachher erfuhr, von den sogenannten Mohren waren bestochen worden. Diese hatten nämlich in Erwägung gezogen, daß die Ankunft der Portugiesen auf dieser Küste für ihren eigenen Handel mit der Zeit sehr nachtheilige Fol-

gen haben könnte, und sie hatten daher den Anschlag gefaßt, es theils durch Bestechungen, theils durch erweckten Verdacht dahin zu bringen, daß man den Admiral mit allen seinen Leuten aus dem Wege räume, um zu bewirken, daß Keiner von ihnen nach Portugal zurückkäme und von der gemachten Entdeckung Nachricht brächte.

In dieser Absicht wurde dem Samorin vorgestellt, daß de Gama kein Abgesandter, sondern ein Seeräuber sei, vor dem man auf seiner Hut sein müsse; und um diese Nachricht wahrscheinlich zu machen, erzählten sie ihm die Gewaltthätigkeiten, die er auf der Afrikanischen Küste verübt habe, wovon ihnen durch ihre Handlungsgenossen Nachricht zugekommen war. Als einen zweiten Beweis der Wahrheit dieser Verleumdung, führten sie das elende Geschenk an, welches er ihm habe machen wollen, und fragten: ob es wahrscheinlich sei, daß ein König dem andern solche Armseligkeiten verehren wolle?

Durch diese und ähnliche Vorspiegelungen erreichten sie ihren Zweck. Der Samorin wurde aufgebracht, und der Kutwal ließ den Admiral bis zum folgenden Mittag warten, bevor er wieder zu ihm ging. Dieser wollte seinen Unwillen darüber äußern; allein man achtete nicht darauf. Der Wunsch, zum Samorin geführt zu werden, wurde ihm indeß gewährt.

Allein der Samorin ließ ihn, nachdem er gemeldet worden war, drei volle Stunden warten, und fragte ihn, da er endlich vorgelassen wurde, mit ziemlich unfreundlicher Miene: warum er gestern nicht gekommen sei? Der Admiral wollte sich entschuldigen; allein der König fiel ihm ins Wort, und verlangte zu wissen: warum er, wenn er von einem so großen und mächtigen

Monarchen als ein Gesandter geschickt worden sei, kein Geschenk mitgebracht habe? Auf die Antwort, daß dergleichen künftig mitgebracht werden solle, erwiederte der Samorin, daß er denn für jetzt das Marienbild von Golde haben wolle, wovon man ihm gesagt habe, daß der Admiral es mit sich führe. Der Admiral, dem der Aberglaube seiner Zeit nicht gestattete, sich von diesem eingebildeten Heiligthume zu trennen, antwortete mit einiger Verlegenheit: das Bild, dessen er erwähne, sei nicht von Gold, sondern nur von Holz und übergoldet, er aber habe ihm seine Erhaltung auf der See zu danken, und deßwegen könne er es nicht weggeben. Er zog hierauf seine Beglaubigungsbriefe hervor, deren einer in Portugiesischer, der andere in Arabischer Sprache geschreiben war, und verlangte, weil er den übrigen Mohren nicht traute, daß sein Freund Bontaybo sie verdolmetschen solle. Es wurde darauf dem Samorin Folgendes vorgelesen: der König von Portugal habe erfahren, daß der König von Kalekut, der mächtigste unter den Indischen Fürsten, ein Krist sei; er wünsche deßwegen, ein Freundschafts- und Handlungs-Bündniß mit ihm zu schließen, um Portugiesische Waaren, oder auch Gold und Silber, gegen Indische Spezereien umzutauschen. Der Admiral, sein Abgesandter, werde weitläufigere Nachricht ertheilen.

Der Inhalt dieses Briefes machte Sr. Indischen Majestät Vergnügen, weil der mit den Portugiesen zu errichtende Handel ihm Vortheil versprach. Sein Gesicht klärte sich daher zusehends auf; er erkundigte sich, was das für Waaren seien, die man herzuführen denke? und da de Gama zu erkennen gab, daß er von allen

einige Proben mitgebracht habe, so ermunterte er ihn, sie ans Land zu bringen, um sie, so vortheilhaft, als er könne, zu verkaufen.

Den Mohren war dieses ein unerwarteter Strich durch ihre Rechnung. Sie setzten daher dem Kutwal durch Vorstellungen und Bestechungen zu, daß er den Admiral unter irgend einem Vorwande in Verhaft nehmen möge. Der Kutwal willigte in ihr Verlangen, und folgte dem Admirale, welcher schon auf dem Wege nach dem Hafen Padarane war, eiligst nach. Als er ihn erreicht hatte, machte er ihm Vorwürfe über die große Eilfertigkeit seiner Reise, welche das Ansehn einer Flucht habe, und da der Admiral bei seiner Ankunft zu Padarane alsobald ein Boot verlangte, um noch denselben Abend an Bord zu gehn, so widerrieth er ihm dieses, unter dem Vorwande, daß die Schiffe weit vom Lande lägen, und im Finstern leicht verfehlt werden könnten.

De Gama, welcher jetzt wol merkte, was man mit ihm vorhabe, bestand um so viel mehr darauf, daß man ihm ein Boot schaffen solle, und drohete, daß er sich gegen den Samorin beklagen werde, wofern man ihm das geringste Hinderniß in den Weg lege. Man that hierauf, als ob man ihm willfahren wolle, und schickte Leute nach einem Boote aus. Allein vergebens! Der Kutwal hatte schon vorher allen Schiffern andeuten lassen, daß sie mit ihren Böten oder Kähnen sich entfernen sollten. Die Ausgesandten kehrten also unverrichteter Sache zurück, und de Gama mußte sich entschließen, am Lande zu bleiben.

Am folgenden Morgen nahm der Kutwal die Larve vollends ab, und deutete dem Admiral mit gebieterischer Stimme an, daß er seine Schiffe näher ans Land kom-

men lassen solle, weil man ihm sonst nicht erlauben werde, an Bord zu gehn. Die Absicht dieser Foderung ging dahin, sich der übrigen Portugiesen und der Schiffe eben so, wie der Person des Admirals, zu bemächtigen.

De Gama, dem diese Absicht nicht verborgen bleiben konnte, äußerte über die Art, wie man ihn hier behandelte, seinen tiefen Unwillen, und wiederholte die Drohung, daß er zum Samorin gehn und sich beschwören werde. Man stellte dies, dem Scheine nach, in sein Belieben; allein da er sich aufmachen wollte, fand er die Thür seines Zimmers verschlossen. Vor dieselbe hatte man eine Wache mit bloßen Schwertern gestellt.

De Gama's und seiner Gefährten Lage war nunmehr in der That nicht sehr gemächlich; allein er war fest entschlossen, lieber Alles, sogar sein Leben aufs Spiel zu setzen, als dem Verlangen des Kutwals zu willfahren, weil seine eigne Erhaltung ihm nicht so wichtig, als die Erhaltung der Schiffe war. Er blieb also unbeweglich, und stellte den Drohungen des Kutwals eine unerschrockene Standhaftigkeit entgegen. Dieser ließ daher von seiner Foderung etwas nach, und verlangte nur, daß die Schiffsgeräthschaft — Segel, Tauwerk, Ruder u. s. w. — ans Land gebracht werden solle. Allein auch dieses wurde ihm standhaft abgeschlagen, weil es leicht zu begreifen war, daß die Schiffe selbst in seiner Gewalt sein würden, sobald man ihnen die zur Schifffahrt erfoderliche Geräthschaft übergeben hätte.

Auf so viel Entschlossenheit hatte der Kutwal denn wol nicht gerechnet. Er stimmte daher seine Foderung abermahls herab, und verlangte nunmehr bloß, daß der Admiral die Waaren, die er mit sich führe, ans Land schaffen solle, um Handel damit zu treiben. Er fügte hinzu, daß man ihn, sobald dieses g schehen sein werde, weiter

nicht abhalten wolle, zu seinen Schiffen zurückzukehren. De Gama willigte in dieses Begehren, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, seinen Bruder von Dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, und ihm seinen Willen kund zu thun. Dieser bestand darin: er solle einen Theil der Ladung ans Land schicken; fahre hierauf der Kutwal dennoch fort, ihn gefangen zu halten, so sei sein ernstlicher Wille, daß die Schiffe ohne ihn nach Portugal zurückkehren sollten, um die Nachricht von der glücklich bewerkstelligten Entdeckung zu überbringen, und den König zu bewegen, eine stärkere Flotte herzusenden, um diese wichtige Entdeckung nicht ungenützt zu lassen. Man sieht, daß der Mann sich selbst hiebei aus dem Auge verlor, weil die Ehre, welche ihm, und der Nutzen, welcher seinem Vaterlande aus der von ihm vollendeten Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien erwachsen konnte, ihm mehr als seine eigene Freiheit, und sogar mehr als sein Leben galten. Seht da, ihr jungen Leser, einen Zug, woran man einen wirklich großen Mann erkennen kann.

Paul de Gama, des Admirals Bruder, that unverzüglich, wie ihm befohlen war, und schickte einige Güter ans Land; schrieb aber auch zugleich seinem Bruder, daß er ohne ihn nicht zurückkehren, sondern vielmehr mit bewaffneter Hand erscheinen werde, um ihn frei zu machen. Allein es bedurfte einer solchen gewaltthätigen Befreiung nicht; denn sobald die Güter am Lande waren, erfüllte der Kutwal sein Versprechen, und de Gama ging an Bord. Die Mohren hatten nämlich ihren Plan geändert. Da es ihnen nicht sowol um die Person des Admirals, als vielmehr um die Aufhebung seiner Schiffe zu thun war, und da

sie nunmehr wol sahen, daß sie durch List diesen Zweck nicht erreichen würden, so hatten sie beschlossen, die Portugiesen sicher zu machen, und sie, wo möglich, so lange aufzuhalten, bis eine von Mekka erwartete Flotte zurückkäme, die alsdann mit einigen andern Fahrzeugen, die der Samorin heimlich ausrüsten ließ, sich vereinigen, und der Portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollte.

In dieser Absicht suchten sie den Verkauf der ans Land gebrachten Waaren, so viel möglich, aufzuhalten. De Gama ließ sie deßwegen nach Kalekut schaffen, weil er glaubte, daß es zu Padarane an Kaufleuten fehlte; allein auch hier ging der Verkauf derselben schlecht von Statten. Indeß rückte die zur Abfahrt bestimmte Zeit heran. Er schickte deßwegen zwei seiner Gefährten, den Diaz und Braga, zum Samorin, die ihm, mit der Nachricht von der bevorstehenden Abreise, ein Geschenk überbringen und ihn zugleich ersuchen mußten, einen Abgesandten an den König von Portugal mitzusenden. Allein diese Abgeordneten fanden eine schlechte Aufnahme. Der Samorin, den man unterdeß noch mehr überredet hatte, daß die Portugiesen Seeräuber seien, fragte sie mit finsterem Gesichte: was sie wollten? und da sie ihm hierauf das Geschenk, welches in Leibbinden, seidenen Zeugen und andern Sachen bestand, überreichen wollten, wandte er das Gesicht davon ab, und befahl, es einem seiner Leute zu übergeben. Er fügte eben so ungnädig hinzu: der Admiral könne reisen, sobald er wolle, nur müsse er vorher, dem Landesgesetze gemäß, eine gewisse Summe für den Gebrauch des Hafens entrichten. Hiemit wurden die Abgeordneten entlassen.

Sie kehrten hierauf nach den Schiffen zurück. Al-

lein ehe sie das Gestade erreichen konnten, bemächtigte man sich unvermuthet ihrer Personen, und brachte sie in sichere Verwahrung.

Der Admiral, welcher durch seinen Freund Bontaybo von diesem Vorgange benachrichtiget wurde, hielt seinen Unwillen zurück, in der Hoffnung, daß es ihm vielleicht gelingen werde, einige vornehme Indier in seine Gewalt zu bekommen, für deren Freigebung er seine eigenen Leute aus ihrer Gefangenschaft wieder losmachen könne. Das Glück begünstigte diesen Plan. Sechs vornehme Hofbediente, die aus der freundlichen Aufnahme, welche einige geringere Indier auf den Schiffen gefunden hatten, den Schluß machten, daß dem Admiral die Gefangennehmung seiner Abgeordneten noch nicht kund geworden sein müsse, wagten es, in Begleitung von funfzehn gemeinen Indiern, einen Besuch bei ihm abzulegen, und man empfing sie als Gäste, welche über die Maßen willkommen waren. Allein kaum waren sie an Bord, so nahm man sie in Verhaft; und der Admiral schrieb dem Samorin, daß er diese Indier nicht eher wieder auf freien Fuß setzen werde, bis man seine eigenen Leute ihm werde zurückgeschickt haben.

Drei Tage waren schon verflossen, ohne daß er eine Antwort erhalten hatte. Endlich erschien ein Boot mit der Nachricht, daß seine Leute in des Königs Palaste seien und den folgenden Tag wieder zu ihm zurückkehren würden. Allein de Gama erwiederte mit zornigem Gesichte, er verlange seine Abgeordneten alsobald zurück; widrigenfalls er denjenigen Indiern, die er in seiner Gewalt habe, die Köpfe werde abschlagen lassen.

Den Tag darauf erschienen sieben kleine Fahrzeuge,

in deren einem man mit vielem Vergnügen den Diaz und Braga erblickte. Allein die Indier, welche sie führten, getrauten sich nicht, bis an die Schiffe zu kommen. Es mußte ihnen ein Schiffsboot entgegengeschickt werden; diesem überlieferten sie die beiden Abgeordneten, und ruderten hierauf furchtsam zurück.

Diaz brachte ein im Namen des Samorin für den König von Portugal beschriebenes Palmblatt folgendes Inhalts mit: Vasko de Gama, ein Edelmann von deinem Hause, kam in mein Land; seine Ankunft erfreute mich. In meinem Lande ist Ueberfluß von Zimmt, Nelken, Pfeffer und Edelsteinen. Die Dinge, die ich aus deinem Lande verlange, sind Silber, Gold, Korallen und Scharlach.

Der Admiral gab hierauf die sechs Nayren, oder vornehmen Indier, frei; die übrigen Gefangenen behielt er zum Unterpfande für die noch am Lande befindlichen Waaren zurück. Mittlerweile kam auch Freund Bontaybo an Bord und bat, daß man ihn mit nach Portugal nehmen möge, weil er seinen Landsleuten, den Mohren, wegen der den Portugiesen bewiesenen Freundschaft so verhaßt geworden sei, daß sie ihm, wenn er da bliebe, vermuthlich das Leben nehmen würden, so wie sie schon jetzt ihn aller seiner Güter beraubt hätten. De Gama nahm ihn mit Freuden auf, und gab ihm die Versicherung, daß man ihm in Portugal den Verlust seiner Güter reichlich ersetzen, und ihn für die den Portugiesen bewiesene Ergebenheit anständig belohnen werde.

Nachdem man hierauf einige Tage vergebens erwartet hatte, daß die am Lande gelassenen Waaren

würden zurückgebracht werden, so gab der Admiral das Zeichen zur Abreise, und man lichtete die Anker:

Die Rückreise ging zwar langsam, aber doch ziemlich glücklich von Statten, und es ereigneten sich auf derselben eben keine Vorfälle und Begebenheiten, welche hier erzählt zu werden verdienten. Ich begnüge mich daher, nur noch hinzuzufügen, daß Vasko de Gama im Herbstmonate des 1499sten Jahrs, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und zwei Monaten, wieder bei eben dem Orte vor Anker ging, von wannen er abgefahren war, und daß er von 160 Leuten, die er mitgenommen hatte, nur einige funfzig zurückbrachte. Die übrigen waren durch Krankheiten aufgerieben worden. Unter diesen befand sich auch sein eigener Bruder, Paul de Gama, der kurz vor dem Ende der Reise, auf Terçeira, einer der Azorischen Inseln, an der Auszehrung starb.

Die glückliche Zurückkunft des Admirals, und die Nachricht von der durch ihn vollendeten großen Entdeckung, verursachte bei Hofe und durchs ganze Land eine ausnehmende Freude. Der König schickte ihm verschiedene Leute von Stande entgegen, die ihn mit den ausgezeichnetesten Ehrenbezeigungen empfangen und ihn, unter einem unbeschreiblichen Gedränge der Zuschauer, nach Hofe führen mußten. Hier wurde ihm für die dem Königreiche geleisteten Dienste auf die ehrenvollste Weise gedankt, und man bewilligte ihm, außer dem Ehrentitel Don, ein Jahrgeld von 3000 Dukaten, welches damahls eine beträchtliche Summe war. Jeder seiner übriggebliebenen Gefährten wurde verhältnißmäßig belohnt. Der König selbst vermehrte wegen dieser wichtigen Entdeckung seine Titel, und nannte sich einen Herrn der Eroberung und Schiff-

fahrt von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien.

Durch das ganze Königreich wurden öffentliche Dank- und Freudenfeste angeordnet, und die Geschichte schrieb den Namen Vasko de Gama neben den von Kolumbus in das Verzeichniß der merkwürdigsten Männer dieses Jahrhunderts.

IV.

Traurige Schicksale
der Frau
Godin Desodonais,
auf
einer Reise
von
Rio-Bamba, unweit Quito in Peru,
durch das
Amazonenland.

Ich widme diese kleine Erzählung vornehmlich euch, ihr jungen Leserinnen; weil Das, was die Heldinn dieser Geschichte that und litt, ein großes und ehrenreiches Beispiel gewährt, daß auch Personen eures zarteren Geschlechts einer Standhaftigkeit und eines Muthes fähig sind, welche unsere höchste Bewunderung verdienen. Möchte das Schicksal der Frau Godin euch recht nachdrücklich erinnern, daß auch Frauenzimmer in Lagen und in Umstände gerathen können, wo sie Entschlossenheit, Herz und körperliche Abhärtung nöthig haben; und möchte Jede unter euch sich dadurch bewegen lassen, nach der Erwerbung dieser Eigenschaften zu streben, deren Besitz eben so rühmlich, als zu einer glücklichen Vollendung der oft rauhen und dornigen Lebensbahn nicht selten unentbehrlich ist!

Denn auch ihr, meine jungen Freundinnen, werdet zuverlässig — weß Standes ihr auch sein möget — einst in Umstände gerathen, wo ihr körperliches Ungemach und, was noch viel niederdrückender ist, innerlichen Gram und Kummer über Ungerechtigkeiten und Kränkungen werdet zu ertragen haben. Auch ihr könnt daher nicht zu sehr dahin streben, euren Körper durch eine einfache, natürliche und arbeitsame Lebensart abzuhärten, euch an die Einwirkungen einer jeden Witterung zu gewöhnen, und vornehmlich euren Geist durch frühe Uebungen in geduldiger Ertragung einer jeden

Widerwärtigkeit mit Muth und Standhaftigkeit zu bewaffnen. Möchte ich so glücklich sein, den Vorsatz hiezu durch die nachfolgende Erzählung in euch zu erwecken; und möchte es Jeder unter euch gelingen, eine so rühmliche und nöthige Entschließung von dem Tage an, da ihr dies lesen werdet, ununterbrochen zur Wirklichkeit zu bringen! Dann würde ich die Stunde, in welcher ich dieses schrieb, und ihr diejenige, in welcher ihr es laset, als eine der glücklichsten unseres Lebens zu segnen Ursache haben. — Zur Sache!

Im Jahre 1735 wurden drei Französische Gelehrte — Condamine, Godin und Bouguer — nach Quito, einer Südamerikanischen Stadt in der Provinz Peru, gesandt, um in jener Weltgegend gewisse Ausmessungen vorzunehmen, wodurch die wahre Gestalt der Erde, die bis dahin zweifelhaft gewesen war, mit einiger Zuverlässigkeit bestimmt werden könne. Wie sie das anfangen sollten, und worauf es dabei ankam, das werden meine jungen Leser entweder schon wissen, oder es dann erfahren, wann man ihnen die mathemathische Erdbeschreibung lehren wird. Es hier auseinanderzusetzen, würde nicht zweckmäßig sein. — Eine zweite Gesellschaft von Gelehrten — Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und Outhier — wurde in gleicher Absicht nach dem Schwedischen Lapplande gesandt.

Beide Parteien hatten während dieses Geschäfts mit unbeschreiblich großen Ungemächlichkeiten und Beschwerlichkeiten zu kämpfen. Jene mußten ihre Ausmessungen auf den hohen Peruanischen Gebirgen, den

sogenannten Cordilleras, anstellen, die mit ewigem Schnee und Eise bedeckt sind, wo sie also einer schneidenden Kälte und zugleich den heftigsten Winden ausgesetzt waren, welche oft die Gezelte, worunter sie die Nächte zubringen mußten, zusammt dem ganzen Vorrathe ihrer Meßwerkzeuge, dahinrissen und in den Abgrund schleuderten. Diese wanderten über Schnee und Eis, oft auch über Moräste und Sümpfe bis nach dem nördlichen Polzirkel hin, wo die Kälte so grimmig war, daß ihnen zuweilen das Glas an den Mund, der Maßstab an die Hand fror, und daß der Speichel, den sie auswarfen, oft in Eis verwandelt wurde, bevor er auf die Erde fiel. Solchen Mühseligkeiten setzten diese edlen Männer sich aus, um ihren Durst nach Kenntnissen zu befriedigen und die Masse der menschlichen Wissenschaften mit Entdeckungen zu bereichern, welche auf einem bequemern Wege nicht gemacht werden konnten.

Einer der obgenannten Herren, welche nach Peru gingen, Herr Godin nämlich, hatte seine Gattinn dahin mitgenommen. Die Arbeit der Ausbesserungen nahm mehre Jahre hin; und als man endlich im Jahre 1742 glücklich damit zu Stande gekommen war, so wurde Herr Godin durch häusliche Umstände gehindert, seine Gefährten auf ihrer Rückreise nach Frankreich zu begleiten. Sein Aufenthalt in Peru verlängerte sich nachher von einem Jahre zum andern, bis er endlich im Jahre 1749 allein abreisete, um von der Insel Cayenne aus, wohin er ging, allerlei Anstalten zu einer bequemern Reise für seine Gattinn zu treffen.

Von Cayenne schrieb er nach Paris an den Minister des Seewesens, und bat ihn um Empfehlungsbriefe an den Portugiesischen Hof, um von diesem Pässe und ein Fahrzeug zu erhalten, womit er den Amazo-

nenstrom hinaufschiffen, seine Frau aus Peru abholen, und den nämlichen Strom hinunter nach der Insel Cayenne führen könne. — Aber ehe ich weiter erzähle, muß ich meine jungen Leser recht sehr bitten, erst die Karte von Südamerika aufzuschlagen, um zu sehen, wie der Amazonenstrom, einer der größten in der Welt, das sogenannte Amazonenland durchströmt und sich endlich in das Atlantische Weltmeer ergießt. Sie werden sich dann ungefähr einen Begriff machen können, was es mit einer solchen Reise auf sich habe, wenn sie hinzudenken, daß die Länge dieses Stroms gegen 500 Deutsche Meilen *) beträgt, und daß das Land, welches er durchfließt, fast durchgängig eine noch nicht angebaute, und nur von äußerst rohen Indiern bewohnte Wildniß ist.

Zufälle, deren Erzählung gar zu langweilig sein würde, machten, daß nicht weniger als 15 Jahre verflossen, bevor der arme Herr Godin seinen Wunsch erfüllt sah. So lange blieb er also von seiner Frau getrennt; sie lebte in Peru, er in Cayenne.

Endlich hatte er die Freude, eine Galiotte **) ankommen zu sehn, die auf Befehl des Königs von Portugal ausgerüstet war und nach Cayenne kam, um ihn zu der längst gewünschten Reise abzuholen. Er schiffte sich augenblicklich ein; aber ehe man die Mündung des Amazonenstroms erreichte, wurde er von einer so schwe-

---

*) In vielen Erdbeschreibungen wird die Länge dieses Stroms auf 1000 Deutsche Meilen und darüber angegeben. Das ist ein Irrthum, welcher daher entstanden zu sein scheint, daß man Französische Meilen (Lieues) für Deutsche nahm.

**) Eine kleine Art von Galeeren, welche auf jeder Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, und daher zu geschwinden Fahrten bequem sind.

ren und langwierigen Krankheit überfallen, daß er sich genöthigt sah, zu Oyapok, einem Fort zwischen Cayenne und dem Ausflusse des Amazonenstroms, zurückzubleiben und einem gewissen Tristan, den er für seinen Freund hielt, den Auftrag zu geben, statt seiner hinzureisen, um die Frau Godin abzuholen. Er gab diesem, außer dem benöthigten Gelde, auch noch verschiedene Sachen mit, um sie für ihn zu verkaufen. Die Abrede aber, die er mit ihm nahm, war folgende:

Die Galiotte hatte Befehl, ihn ungefähr die Hälfte des Amazonenstroms hinauf, bis nach Loreto, dem ersten Spanischen Pflanzorte, zu bringen. Von da sollte er nach Laguna, einem nur ein paar Meilen weiter hin gelegenen Pflanzorte der Spanier gehn, um Herrn Godins Briefe an seine Frau einem dortigen Geistlichen zu übergeben, der sie dann bis zu dem Aufenthalte derselben befördern würde. Er sollte hierauf der Ankunft der Frau Godin zu Laguna warten.

Die Galiotte segelte ab, und kam glücklich nach Loreto. Allein der treulose Tristan begnügte sich, statt selbst nach Laguna zu gehn, oder die Briefe dahin zu schicken, das Packet einem Spanischen Jesuiten, der nach einer ganz andern Gegend reisete, zu gelegentlicher Bestellung anzuvertrauen. Er selbst schwärmte unterdeß an Portugiesischen Pflanzörtern herum, um Handlung zu treiben.

Auf diese Weise geriethen Herrn Godins Briefe aus einer Hand in die andere, erreichten aber den Ort ihrer Bestimmung nie. Indeß verbreitete sich, ich weiß nicht wie, ein dunkles Gerücht von der Absicht des zu Loreto wartenden Portugiesischen Schiffes bis nach Peru, und kam endlich, wiewol ohne alle Zuverlässigkeit, bis zu den Ohren der Frau Godin. Sie erfuhr durch

ebendieses Gerücht, daß Briefe von ihrem Manne an sie unterweges seien, allein alle Bemühungen, dieser Briefe habhaft zu werden, blieben fruchtlos.

Endlich entschloß sie sich, einen treuen Neger in Gesellschaft einiger Indier den Amazonenstrom hinabzuschicken, um, wo möglich, sichere Nachrichten darüber einzuziehn. Dieser ehrliche Kerl drang durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten, welche sich seiner Reise entgegensetzten, muthig hindurch, kam bis nach Loreto, sprach daselbst den Tristan, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß es mit der Ausrüstung des Portugiesischen Schiffes seine vollkommene Richtigkeit habe.

Nunmehr entschloß sich Frau Godin, die höchstmühsame und gefährliche Reise dahin anzutreten. Sie wohnte damahls zu Rio-Bamba, ungefähr 20 Deutsche Meilen südlich von Quito, wo sie ein eigenes Haus, nebst Garten und Ländereien hatte. Diese, nebst allen andern Sachen, die sie nicht mitnehmen konnte, suchte sie, so gut es gehen wollte, zu verkaufen. Ihr Vater, Hr. von Grandmaison, nebst zweien Brüdern, welche bisher auch in Peru gelebt hatten, waren bereit, sie zu begleiten. Ersterer reisete vorauf, um Alles auf dem Wege seiner Tochter, bis zu einem Orte jenseit der hohen Cordilleras, wo sie zu Schiffe gehen sollte, anzuordnen.

Frau Godin erhielt um diese Zeit einen Besuch von einem gewissen Herrn R., der sich für einen Französischen Arzt ausgab, und sie ersuchte, daß sie ihn mitnehmen möchte. Er versprach dabei, für ihre Gesundheit zu sorgen und nach Vermögen dazu beizutragen, die Mühseligkeiten einer so langen und beschwerlichen Reise für sie zu erleichtern. Sie antwortete ihm, daß sie über das Fahrzeug, welches sie abholen solle, nicht zu befehlen habe, und daß sie daher nicht dafür

stehen könne, daß er einen Platz darauf für sich finden würde. Herr R. wandte sich hierauf an die Brüder der Frau Godin, und diese, welche es für sehr wichtig hielten, einen Arzt bei sich zu haben, bewogen ihre Schwester, daß sie endlich darein willigte, ihn in ihre Gesellschaft aufzunehmen.

So reisete sie also von Rio-Bamba, ihrem bisherigen Wohnorte, den ersten des Weinmonats 1769, in Begleitung der obgenannten Personen, ihres Schwarzen und dreier Indischer Mägde, ab — so viel Zeit war nämlich seit der Einfahrt der Galiotte in den Amazonenstrom bis dahin schon verflossen! Dreißig Indier, welche ihr Gepäcke trugen, vergrößerten den Zug. O, hätte die Unglückliche gewußt, welche Widerwärtigkeiten, Gefahren und Unglücksfälle auf sie warteten, sie würde davor zurückgebebt sein, und selbst an der Möglichkeit, dieselben zu überleben und das gewünschte Ziel ihrer Reise zu erreichen, verzweifelt haben.

Der Zug ging nun zuvörderst durch das Gebirge nach Canelos, einem Indischen Dorfe, wo man sich auf einem kleinen Flusse, der sich in den Amazonenstrom ergießt, einzuschiffen gedachte. Der Weg dahin ist so rauh und ungebahnt, daß er nicht einmahl für Maulthiere gangbar ist; er mußte also zu Fuß gemacht werden.

Herr von Grandmaison, der einen ganzen Monat früher abgereiset war, hatte sich zu Canelos nicht länger aufgehalten, als erfodert wurde, um für seine Tochter und ihre Reisegefährten die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Dann war er sogleich zu Schiffe gegangen, um weiter vorauszureisen und an allen andern Orten, wo sie vorbeikommen sollten, das Nöthige anzuordnen. Allein kaum hatte er Canelos verlassen, als die Blattern — eine Krankheit, welche den Amerikanern

noch schrecklicher, als die Pest in Europa, ist — daselbst ausbrachen, einen Theil der Einwohner in einigen Wochen dahinrafften, und dadurch die Uebrigen dergestalt erschreckten, daß sie den Ort verließen und sich weit davon in die Wälder zerstreuten. Als daher Frau Godin mit ihrem Gefolge allda ankam, fand sie zu ihrem Schrecken nur noch zwei Indier daselbst, welche die Wuth der Seuche verschont hatte, übrigens aber nicht die mindeste Anstalt, weder zu ihrer Aufnahme, noch zur Fortsetzung ihrer Reise. Das war die erste beträchtliche Widerwärtigkeit, welche sie erfuhr, und welche sie auf die größern Leiden, denen sie nun entgegenging, vorbereiten sollte.

Eine zweite folgte jener auf dem Fuße nach. Die dreißig Indier nämlich, welche bis dahin das Gepäck getragen und ihre Bezahlung vor der Abreise schon empfangen hatten, machten sich plötzlich aus dem Staube; es sei nun, daß sie vor der Blatterseuche erschraken, oder daß sie besorgten, man werde sie, welche nie, als nur von weiten, einen Kahn gesehen hatten, zwingen, mit zu Wasser zu gehn. Da stand also nun die verlassene und getäuschte Gesellschaft niedergeschlagen da, und wußte nicht, wie sie sich rathen und helfen sollte. Das Sicherste wäre wol gewesen, das ganze Gepäck in Stich zu lassen, und wieder umzukehren, wo sie hergekommen war. Allein die Sehnsucht der Frau Godin nach ihrem lieben Gatten, von dem sie nun schon zwanzig Jahre getrennt lebte, gab ihr Muth, allen Hindernissen, die ihr im Wege lagen, und beinahe der Unmöglichkeit selbst, Trotz zu bieten.

Sie suchte daher die beiden oberwähnten Indier zu bewegen, ihr einen Nachen zu verfertigen, und durch Hülfe desselben sie und ihre Gesellschaft bis nach An-

doas zu schaffen, einem Orte, welcher zwölf Tagereisen von da entfernt war. Diese ließen sich bereitwillig dazu finden; sie empfingen ihre Bezahlung zum voraus; der Nachen wurde fertig, und Alle reiseten, von den beiden Indiern geführt, darin ab.

Nachdem man zwei Tagereisen glücklich zurückgelegt hatte, wurde angelegt, um die Nacht am Lande zuzubringen. Hier machten die treulosen Indier sich den Schlaf der ermüdeten Gesellschaft zu Nutze, und als diese am andern Morgen erwachte, waren Jene verschwunden. Ein neuer, unvorhergesehener Unglücksfall, wodurch ihre Lage um einen guten Theil bedenklicher wurde!

Ohne Kenntniß des Stroms und der Gegend, und ohne Führer, setzten sie sich nun wieder in das Fahrzeug und fuhren weiter. Der erste Tag verfloß ohne widrige Vorfälle. Am zweiten trafen sie einen Nachen an, welcher neben einem Karbet*) am Ufer lag. Sie fanden daselbst auch einen Indier, der eben genesen war, und bewogen ihn durch Geschenke, daß er sich mit ihnen einschiffte, um das Ruder zu führen. Aber das Schicksal beneidete ihnen diesen Fund; denn als am folgenden Tage der Hut des Hrn. R. ins Wasser fiel, und der Indier denselben wieder ergreifen wollte, stürzte er selbst hinein und — ertrank, weil er nicht Kräfte genug hatte, ans Ufer zu schwimmen.

Nun war das Schiff wieder ohne Steuermann, und wurde von Leuten regiert, deren Keiner sich im mindesten darauf verstand. Es währte nicht lange, so wurde

*) So nennt man in den Französischen Kolonien eine Hütte von Laub, welche den Wilden zur Wohnung und den Reisenden zum Einkehren dient.

es leck; die unglückliche Gesellschaft sah sich daher genöthiget, ans Land zu gehn und sich eine Hütte daselbst zu bauen.

Sie waren jetzt von Andoas, ihrem nächsten Bestimmungsorte, noch fünf bis sechs Tagereisen entfernt. Hr. R. erbot sich, nebst einem andern Franzosen, den er bei sich hatte, dahin zu gehn, und dafür zu sorgen, daß binnen 14 Tagen von dorther ein Kahn kommen solle, um sie dahin abzuholen. Sein Vorschlag wurde genehmiget. Frau Godin gab ihm ihren treuen Schwarzen mit; er selbst aber sorgte dafür, daß von seinen sämmtlichen Habseligkeiten nichts zurückgelassen würde.

Vierzehn Tage waren jetzt verflossen, aber vergebens sah man sich die Augen müde, um das Fahrzeug kommen zu sehn, welches Hr. R. zu schicken versprochen hatte. Sie warteten noch zwölf andere Tage; aber umsonst! Ihre Lage wurde immer grauenvoller.

Endlich, da sie alle Hoffnung von dieser Seite verloren hatten, hieben sie Bäume um, befestigten dieselben aneinander, so gut sie konnten, und verfertigten auf diese Weise eine Flöße. Nachdem sie damit zu Stande gekommen waren, luden sie ihre Sachen darauf, setzten sich daneben, und überließen sich dem Strome. Allein auch dieses zerbrechliche Fahrzeug wollte einen der Schifffahrt kundigen Führer haben, und dieser fehlte ihnen. Es währte daher nicht lange, so stieß es gegen einen versenkten Ast, und schlug um; Menschen und Sachen versanken im Strome. So groß indeß die Gefahr auch war, so kam doch Keiner darin um. Frau Godin ging zwar zweimahl zu Grunde, allein sie wurde beide Mahle von ihren Brüdern glücklich gerettet.

Durch und durch naß, abgemattet und halbtodt von Schrecken kamen sie endlich Alle ans Ufer. Aber

nun stelle man sich ihre traurige, fast verzweiflungsvolle Lage vor! Alles war verloren, ein neues Flößholz zu machen, unmöglich, sogar ihr Vorrath von Lebensmitteln dahin! — Und wo befanden sie sich unter diesen Umständen? In einer gräulichen Wildniß, welche so dicht verwachsen ist, daß man nicht anders, als mit Axt und Sichel in der Hand sich einen Weg dadurch bahnen kann; welche von der grimmigsten Art von Tigern und von einer der gefährlichsten Arten von Schlangen, den sogenannten Klapperschlangen, allein bevölkert ist! Und dabei ohne irgend ein Werkzeug, ohne Waffen! Wen schaudert nicht bei dieser Vorstellung?

Die Unglücklichen hatten jetzt nur unter zwei gleich verzweiflungsvollen Entschließungen die Wahl; sie mußten entweder da, wo sie waren, das Ende ihres mühseligen Lebens, den Tod, erwarten, oder den fast unmöglichen Versuch wagen, sich, längs dem Ufer hin, durch das undurchdringliche Dunkel zu arbeiten, um so endlich nach Andoas zu kommen. Sie entschlossen sich zu dem Letzten, suchten aber vorher erst ihre verlassene Hütte wieder zu erreichen, um einige, daselbst zurückgelassene Lebensmittel mitzunehmen. Nachdem sie dies bewerkstelliget hatten, traten sie die eben so beschwerliche als gefahrvolle Reise an.

Sie merkten, da sie dem Ufer des Flusses nachgingen, daß die Krümmungen desselben ihren Weg gar sehr verlängerten. Um dieses zu vermeiden, suchten sie, ohne sich an den Lauf des Flusses zu kehren, sich in gerader Richtung durchzuarbeiten. Darüber verloren sie sich in dem dichtverwachsenen Gehölze, und jede Bemühung, sich wieder zurechtzufinden, blieb vergeblich. Ihre Kleider waren bald zerfetzt, und fielen in Lappen vom Leibe, ihre Körper wurden von Dornen und Disteln jämmerlich

zerritzt und zerstochen, und da der kleine Vorrath von Lebensmitteln bald verzehrt war, so blieb ihnen nichts mehr übrig, als ihr jammervolles Leben mit wilden Früchten, Samenkörnern und Palmenkohl hinzuhalten.

Endlich erlagen sie unter der endlosen Mühseligkeit. Ermüdet von den Beschwerden einer solchen Wanderschaft, zerfetzt und blutrünstig an allen Theilen ihres Körpers, und erschreckt von Hunger, Schrecken und Bangigkeit, verloren sie den kleinen Ueberrest ihrer Kräfte, und konnten nicht weiter. Sie setzten sich nieder, und es war ihnen unmöglich, wieder aufzustehn. In drei bis vier Tagen starb Einer nach dem Andern auf der nämlichen Stelle hin. Frau Godin lag zweimahl 24 Stunden lang neben ihren schon erstarrten Brüdern und den übrigen Leichen sterbend da; sie fühlte sich betäubt, verwirrt und ohnmächtig, aber auch zugleich von einem brennenden Durste gequält. Endlich gab die Vorsehung, welche sie erhalten wollte, ihr den Muth und die Kraft, sich wieder aufzuraffen, und die Errettung, die ihrer wartete, zu suchen, ungeachtet sie nicht wußte, wo sie dieselbe finden würde.

Rund um sie her lagen die Leichen ihrer Brüder und ihrer übrigen Gefährten, ein Anblick, der zu jeder andern Zeit ihr das Herz gebrochen haben würde! Sie selbst war beinahe nackt; zwei Mäntelchen und ein von Dornen zerrissenes Hemde machten ihre ganze noch übrige Bedeckung aus. Sie schnitt daher ihren todten Brüdern die Schuhe ab, band die Sohlen davon unter ihre eigenen Füße, und stürzte sich hierauf wieder in das Dickicht, um Wasser und Lebensmittel zur Stillung ihres brennenden Durstes und Hungers zu suchen. Der Schrecken, sich nun so ganz allein in einer so fürchterlichen Einöde und von aller Welt verlassen zu sehen, und die

Furcht vor einem ihr beständig vor Augen schwebenden gräulichen Tode, machten einen solchen Eindruck auf sie, daß ihr Haar davon ganz weiß wurde.

Erst am zweiten Tage, nachdem sie wieder angefangen hatte umherzuirren, fand sie Wasser, und einige Zeit danach auch einige wilde Früchte und Eier von Vögeln. Aber ihr Schlund war durch das lange Fasten schon so verengt, daß sie die letzten kaum mehr hinunterschlucken konnte. Dies war indeß hinreichend, um ihr Gerippe zu erhalten.

Acht lange Tage irrte sie auf diese Weise hoffnungslos umher, und suchte ihr klägliches Dasein zu erhalten. Läse man etwas Aehnliches in einer Geschichtsdichtung, so würde Jedermann den Verfasser der Uebertreibung und der Unwahrscheinlichkeit beschuldigen. Hier redet die Geschichte, und so unglaublich auch ihre Aussage klingen mag, so ist sie doch der reinsten Wahrheit und allen den Umständen angemessen, welche man nachher aus dem Munde der Frau Godin selbst erfahren hat.

Am achten Tage ihres hoffnungslosen Umherirrens erreichte die Unglückliche das Ufer des Bobonosa, eines Flusses, der sich in den Amazonenstrom ergießt. Beim Anbruch des Tages hörte sie in einer mäßigen Entfernung ein Geräusch, und wurde dadurch erschreckt. Sie wollte fliehen; aber gleich darauf bedachte sie, daß ihr etwas Schlimmeres, als ihr gegenwärtiger Zustand war, doch nun einmahl nicht begegnen könne. Sie faßte also Muth, und ging nach der Gegend hin, von wannen sie das Geräusch vernommen hatte. Und hier fand sie zwei Indier, welche eben beschäftiget waren, ihren Nachen ins Wasser zu schieben.

Frau Godin näherte sich ihnen, und wurde freundlich von ihnen empfangen. Sie äußerte ihnen hierauf

den Wunsch, nach Andoas gebracht zu werden, und die ehrlichen Wilden ließen sich bereitwillig finden, sie in ihrem Nachen dahin zu führen. Es geschah, und nun erfuhr sie an diesem Orte, daß die schändlichste und niederträchtigste Schurkerei des Hrn. R. die einzige Ursache ihres bis dahin überstandenen Elendes gewesen sei. Dieser schlechte Kerl hatte nämlich sein Versprechen, ihr einen Kahn zu schicken, aus fühlloser Unmenschlichkeit in den Wind geschlagen, und war von da mit seinen Sachen und seinem Französischen Begleiter sofort nach Omaguas, einem Spanischen Missionsorte *), abgereiset, ohne sich um die Erfüllung seines gegebenen Worts und um die Rettung der Zurückgelassenen im mindesten zu bekümmern. Der treue Schwarze war indeß gewissenhafter gewesen, als er, ungeachtet jener als ein Heide, dieser als ein Krist, jener als ein wilder Afrikaner, dieser als ein gesitteter und feiner Franzose aufgewachsen und erzogen war. Welch ein Abstich! —

Indeß nämlich der feine und gesittete Krist gewissenlos davonging und seine Wohlthäterinn und ihre Begleiter im tiefsten Elende hinschmachten ließ, ruhete der schmutzige und schwarze Heide nicht eher, bis er ein paar Indier bewogen hatte, den Fluß mit ihm hinaufzufahren, um seine zurückgelassene Gebieterinn mit ihren Begleitern abzuholen. Allein unglücklicher Weise konnte er die Hütte, wo er sie zurückgelassen hatte, nicht eher erreichen, als bis Jene schon, wie wir oben gehört haben, die unglückliche Entschließung, die Hütte zu verlassen und einen Weg durch die Wildniß zu suchen, in

*) Ein Ort, wo ein oder mehre Gristliche sich aufhalten, um die kristliche Religion unter den Eingebornen zu verbreiten.

Erfüllung gebracht hatten. Er hatte also den Kummer, sie bei seiner Ankunft nicht mehr vorzufinden.

Allein auch damit glaubte die ehrliche Seele noch nicht Alles gethan zu haben. Er ging vielmehr mit seinen Indischen Begleitern ihrer Spur so lange nach, bis er endlich an den Ort kam, wo die Leichen der Umgekommenen lagen, die schon so verweset waren, daß er sie nicht mehr von einander unterscheiden konnte. Dieser erbärmliche Anblick überzeugte ihn, daß Keiner von der Gesellschaft dem Tode entronnen sei. Er ging daher nach der Hütte zurück, um einige daselbst zurückgelassene Sachen der Frau Godin abzuholen, und fuhr hierauf nicht bloß wieder nach Andoas, sondern auch — ein neuer rührender Beweis seiner Ehrlichkeit — von da nach Omaguas, um die mitgenommenen Sachen, welche zum Theil in Kostbarkeiten bestanden, in die Hände des schändlichen Hrn. R. zu liefern, und sie durch diesen dem vorausgereiseten Vater seiner beweinten Gebieterinn zustellen zu lassen.

Und wie benahm der edle Hr. R. sich nunmehr, da er von dem kläglichen Tode Derer, die er so gewissenlos dem Verderben Preis gegeben hatte, durch den Schwarzen benachrichtiget wurde? Ging er in sich? Erschrak er über die Größe und Schändlichkeit seines Bubenstücks? O nein! Als ein abgehärteter Bube häufte er Niederträchtigkeit auf Schandthat, nahm die Sachen in Empfang, und schickte, um sich den Besitz derselben zu sichern, den ehrlichen Schwarzen nach Quito zurück. Joachim — so hieß dieser liebe, rechtschaffene und edle schwarze Mann! — hatte unglücklicher Weise sich bereits auf den Weg dahin gemacht, als Frau Godin zu Andoas ankam. Er war also auf immer für sie verloren, und ihr Schmerz über den Verlust eines

so geprüften Freundes bewies, daß die Größe ihres überstandenen Elendes sie noch nicht ganz unempfindlich gegen neue Widerwärtigkeiten gemacht hatte.

Zu Andoas traf sie einen kristlichen Priester, einen Spanischen Glaubensverbreiter oder Missionär an, und das Benehmen dieses unkristlichen Kristen stach gegen das Betragen der hülfreichen beiden Indier gerade eben so, wie der schurkische R. gegen den edlen Joachim ab. Da nämlich Frau Godin in Verlegenheit war, wie sie den guten Indiern, die ihr das Leben gerettet hatten, ihre Dankbarkeit bezeigen sollte, erinnerte sie sich, daß sie, nach der Landesgewohnheit, ein paar goldene Ketten, ungefähr vier Unzen schwer, am Halse trage. Diese machten jetzt ihren ganzen Reichthum aus; aber sie bedachte sich keinen Augenblick, sondern nahm dieselben ab, und schenkte jedem ihrer Wohlthäter eine davon. Diese glaubten vor Freude darüber den Himmel offen zu sehn; aber der habsüchtige und ungerechte Priester riß ihnen dieselben im Angesichte der Geberinn wieder aus den Händen, und speisete sie dafür mit einigen Ellen eines schlechten baumwollenen Zeuges ab, welches man in dortiger Gegend Tukuyo nennt. Und das war einer von Denen, welche ausgesandt werden, um das Kristenthum unter den Heiden zu verkündigen; also ein Mann, welcher die nämlichen Indier, die er so ungerecht behandelte, lehren wollte: du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist!

Solche Beispiele verdienen, so sehr sie auch uns, die wir Kristen heißen, zur Schande gereichen, angemerkt zu werden, wäre es auch nur dazu, um aus ihnen zu lernen, daß nicht das Glaubensbekenntniß, sondern die Gesinnungen und der Wandel eines Menschen seinen sittlichen Werth bestimmen, und daß

man ein sehr verworfener Bube, und doch zugleich, dem äußern Bekenntnisse nach, ein sogenannter rechtgläubiger Krist sein kann: also auch dazu, um auf dieses äußere Bekenntniß der Menschen nie zu rechnen; nie um des angeblichen größeren oder geringeren Glaubens willen Jemand zu lieben oder zu hassen, sondern uns einzig und allein an die durch Handlungen geäußerten Gesinnungen eines Jeden zu halten, und danach zu bestimmen, in welchem Grade er von uns geschätzt und geliebt zu werden verdiene. Oder können meine jungen Leser sich wol überreden, daß der kristliche Hr. R., der ein Schurke war, und der das Kristenthum verbreitende Priester, welcher seine Hände nach fremdem Eigenthume ausstreckte, in den Augen des gerechten und heiligen Gottes bessere und wohlgefälligere Menschen waren, als der schwarze Joachim und die ungläubigen beiden Indier, welche Gerechtigkeit, Treue und Menschenliebe übten? — Aber wieder zu unserer Geschichte!

Frau Godin fühlte über diese vor ihren Augen begangene Unmenschlichkeit einen so tiefen Unwillen, daß sie, so sehr sie auch einer Erholung nach so vielen Leiden bedurfte, den Augenblick einen Nachen verlangte, um der Gesellschaft dieses ungerechten Priesters zu entfliehn, und nach Laguno, einem schon oben genannten Spanischen Missionsorte, zu reisen. Eine menschenfreundliche Indierinn machte ihr vor ihrer Abreise ein Kamisol von baumwollenem Zeuge, ungeachtet Frau Godin ihr jetzt keine Vergeltung dafür geben konnte. Aber dieses Kamisol war ihr auch nachher ein Heiligthum, welches sie für keinen Preis veräußert haben würde; sie hob es, nebst den Schuhsohlen ihrer Brüder, von welchen sie Pantoffeln gemacht hatte, sorgfältig auf, und konnte

Beides nachher nie ansehen, ohne eine wehmüthige Rührung dabei zu empfinden.

Zu Laguna hatte sie das Glück, einen Missionär von bessern Gesinnungen anzutreffen. Dieser nahm sie mitleidsvoll und menschenfreundlich auf, und bemühete sich, so sehr er konnte, ihre, durch so viele Leiden erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Er schrieb auch ihretwegen an den Statthalter von Omaguas, um diesen zu bitten, ihr zur Fortsetzung ihrer Reise behülflich zu sein. Hiedurch erfuhr denn auch der saubere Hr. R., daß sie noch am Leben sei; und da sie ihm nunmehr wieder wichtig wurde, weil er durch sie einen Platz auf dem Portugiesischen Schiffe zu erhalten hoffte, so verabsäumte er nicht, sie zu Laguna zu besuchen. Er stellte ihr dabei einige von den Sachen wieder zu, welche Joachim ihm überliefert hatte; aber auf die Frage: wo denn die übrigen wären? wußte er keine andere Antwort zu geben, als die: sie seien verfault! Der Elende vergaß, indem er dieses sagte, daß goldene Armbänder, Dosen, Ohrgehänge von Smaragden und andere Kleinodien, worin diese Sachen bestanden, nicht verfaulen können.

Frau Godin konnte sich nicht enthalten, ihm den wohlverdienten Vorwurf zu machen, daß er die einzige Ursache ihres ausgestandenen Elendes, und Schuld an dem kläglichen Tode ihrer Brüder und ihrer übrigen Begleiter sei. Sie verlangte hierauf zu wissen, warum er ihren treuen Bedienten, den ehrlichen Joachim, fortgeschickt habe? und seine nichtswürdige Ausrede war: er habe besorgt, daß er ihn umbringen möchte! Auf die Frage: wie er einen so schnöden Verdacht gegen einen Menschen habe fassen können, dessen bewährte Rechtschaffenheit und treue Gesinnung ihm be-

kannt gewesen seien? wußte er nichts zu antworten. —

Der gute Missionär stellte der Frau Godin, nachdem sie sich etwas wieder erholt hatte, die fürchterliche Länge, die Beschwerlichkeiten und Gefahren ihrer ferneren Reise vor, und suchte sie zu bewegen, ihren Entschluß zu ändern, und lieber nach Rio-Bamba, ihrem ehemahligen Aufenthalte, zurückzukehren, als sich einer Reihe von neuen Widerwärtigkeiten und Gefahren auszusetzen. Er versprach auf diesen Fall, sie mit der größten Sicherheit dahin bringen zu lassen. Allein die heldenmüthige Frau verwarf diesen Antrag mit unbeweglicher Festigkeit: Gott, sagte sie, der sie bis hieher so wunderbar erhalten habe, werde sie auch ferner in seinen Schutz nehmen; sie habe keinen anderen Wunsch mehr, als den, mit ihrem Manne wieder vereiniget zu werden; und sie kenne keine so fürchterliche Gefahr, wodurch sie bewogen werden könnte, diesen einzigen Wunsch ihres Herzens aufzugeben.

Der Missionär ließ hierauf ein Fahrzeug ausrüsten, welches sie bis an das Portugiesische Schiff bringen sollte. Der Statthalter von Omaguas schickte ihr einen Kahn mit Erfrischungen entgegen; und als der Befehlshaber der schon so lange auf sie wartenden Portugiesischen Galiotte von ihrer Annäherung benachrichtiget wurde, sandte er alsobald ein kleines Schiff mit Lebensmitteln und zwei Soldaten an Bord den Strom hinauf, und begab sich selbst mit der Galiotte nach Loreto, wo er so lange liegen blieb, bis sie daselbst endlich ankam.

Sie litt damahls noch sehr an den Folgen der Verletzungen, die sie während ihres Umherirrens in der Wildniß erhalten hatte. Besonders war der Daumen ihrer einen Hand, worin eine Dornspitze steckte, die

man nicht hatte herausbringen können, in sehr schlimmen Zustande. Der Knochen selbst war bereits angefressen, und sie mußte sich entschließen, einige Splittern desselben herausnehmen zu lassen. Uebrigens genoß sie jetzt, durch die Aufmerksamkeit des Portugiesischen Befehlshabers, aller möglichen Bequemlichkeit, und sie erreichte die Mündung des Amazonenstroms ohne alle weitere Unglücksfälle.

Hr. Godin, der sich noch immer zu Oyapock, demjenigen Orte, wo er Krankheits halber hatte liegen bleiben müssen, aufhielt, war von der Ankunft seiner Gattinn kaum benachrichtiget, als er zu Schiffe ging, und längs der Küste so lange hinkreuzte, bis er die Galiotte endlich erreichte. Die Freude des Wiedersehens, nach einer zwanzigjährigen Trennung und nach so vielen überstandenen Widerwärtigkeiten, war, wie man leicht denken kann, von beiden Seiten unbeschreiblich groß. Ihre Wiedervereinigung glich einer Auferstehung von den Todten, weil Beide auf das Glück, sich in diesem Leben jemahls wiederzusehn, schon mehr als einmahl Verzicht gethan hatten.

Der glückliche Gatte führte hierauf sein liebes Weib nach Oyapock und von da nach Cayenne, von wo sie, in Gesellschaft des alten Herrn von Grandmaison, ihre Rückreise nach Frankreich antraten. Frau Godin blieb indeß, so viel Ursache sie auch jetzt zur Freude hatte, beständig traurig, und jede Bemühung, sie aufzuheitern, war fruchtlos: einen so tiefen und unaustilgbaren Eindruck hatten die überstandenen großen Unglücksfälle auf ihr Gemüth gemacht! Sie redete ungern von Dem, was sie gelitten hatte, und selbst ihr Mann konnte nur mit Mühe, und erst nach und nach diejenigen Nachrichten von ihr erhalten, die ich hier,

nach einem eigenhändigen Aufsatze von ihm, mitgetheilt habe. Er glaubte dabei wahrzunehmen, daß sie, um seiner Empfindlichkeit zu schonen, ihm manchen schreckhaften Nebenumstand, den sie selbst zu vergessen wünschte, verschwiegen habe. Auch war ihr Gemüth durch Das, was sie gelitten hatte, so sehr zum Mitleiden und zur Nachsicht gestimmt, daß ihre Schonung sich sogar über schlechte und ungerechte Menschen erstreckte, welche ihr das größte Unrecht gethan hatten. Sie wollte daher nicht zugeben, daß ihr Mann den ersten Urheber ihres Unglücks, den treulosen Tristan, der ihn um mehre tausend Thaler an mitgenommenen Sachen gebracht hatte, gerichtlich verfolge; so wie sie auch sogar sich hatte erbitten lassen, den eben so niederträchtigen Hrn. R., von Omaguas aus, zum zweiten Mahle zu ihrem Reisegefährten anzunehmen.

So wahr ist es, daß Widerwärtigkeiten und Leiden die menschliche Seele mild, sanft und duldsam zu machen pflegen.



V.

Wilhelm Isbrand Bonteku's

merkwürdige

Abenteuer

auf einer

Reise aus Holland nach Ostindien.

An die jungen Leser.

Da ich aus guten Gründen mich verpflichtet fühle, euch Allen, meine jungen Freunde und Freundinnen, das Lesen der Geschichtsdichtungen oder Romane, so wie überhaupt solcher Bücher, welche nur darauf abzwecken, die Einbildungskraft und die Empfindungen anzuregen, aus voller Ueberzeugung von ihrer großen Schädlichkeit zu widerrathen; so muß ich darauf denken, euch für dies kleine Opfer, welches ich zu eurem eigenen Besten von euch verlange, durch anderweitige Vergnügungen des Geistes schadlos zu halten. Deßwegen habe ich mir bei der gegenwärtigen Sammlung von Reisebeschreibungen zur Regel gemacht, nicht bloß das Anziehendste dieses Fachs für euch auszusuchen, sondern auch noch überdas von Zeit zu Zeit eine und die andere von jenen ganz außerordentlichen Reisebegebenheiten einzuweben, deren Geschichte an Annehmlichkeit und Wunderbarkeit den Romanen völlig gleichkommt, ohne daß wir dadurch, wie von diesen, aus der wirklichen Welt in die der Hirngespinnste hinausgeführt werden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich hiezu die in diesem Theile enthaltene Reise des Jakob Heemskerk und die Abenteuer der vier Russischen Matrosen auf Spitzbergen, so wie auch die traurigen Schicksale der Frau Godin zähle; denn ich darf hoffen, daß Keiner von euch jene wunderbaren, aber wahren

Begebenheiten, mit weniger Theilnahme und Vergnügen gelesen haben wird, als der abenteuerlichste Roman euch nur immer hätte einflößen können.

Auch bei der Abfassung der gegenwärtigen Erzählung bin ich darauf bedacht gewesen, abermahls etwas Zuckerwerk dieser Art für euch zuzurichten. Ihr werdet dasselbe in der folgenden Reise des Holländers Bontekú finden.

Aber ich muß es nur gestehn, liebe Freunde, daß euer Vergnügen — obgleich ich auch dieses gern und absichtlich zu befördern suche — doch nicht der einzige Zweck ist, den ich bei Erzählungen dieser Art im Auge habe. Und was hätte ich denn wol sonst noch für eine besondere Absicht dabei? Ich will sie euch ehrlich sagen, denn ihr seid ja nun, Gottlob! verständig genug, um nicht mehr nöthig zu haben, daß man euch unmerklich dahin leite, wohin man euch zu eurem Besten zu bringen sucht.

Wisset also, daß meine Hauptabsicht bei dergleichen wunderbaren Erzählungen sehr ernsthaft und sehr wichtig ist. Ich wollte nämlich zuvörderst euch dadurch immer mehr und mehr auf die Nothwendigkeit der Abhärtung an Leib und Seele aufmerksam machen. Ihr seid ja eben so gut Menschen, als Heemskerk, die Russischen Matrosen, die Frau Godin und Bontekú! Ihr lebt ja in eben der Welt, worin diese ehemahls lebten! Eure künftigen Schicksale stehen ja eben so in der Hand der Alles lenkenden und unerforschlichen Vorsehung, als die Schicksale jener Menschen darin standen! Wie? wenn es nun dieser ewigen Vorsehung, nach ihrem unergründlichen, aber immer anbetungswürdigen Rathe, gefiele, euch einst etwas Aehnliches erfahren zu lassen? Wenn es ihr gefiele, dich, du junger

Freund, aus irgend einer für dich und für das Ganze wohlthätigen Absicht, unter die schwimmenden Eisberge bei Spitzbergen und Nova Zembla zu schleudern; oder dich, du junge Freundinn, in die unumgängliche Nothwendigkeit zu versetzen, eine eben so gefahrvolle Reise zu unternehmen, als Frau Godin aus Liebe zu ihrem Gatten unternahm? — und ihr hättet euch in eurer Jugend nicht beflissen, eurem Körper und eurer Seele diejenige Abhärtung zu geben, welche man unter solchen Umständen nothwendig besitzen muß, wenn man nicht dabei zu Grunde gehen will! — und ihr hättet nicht schon jetzt gelernt, wenn es sein muß, Frost und Hitze, Hunger und Durst, Ungemach und Mühseligkeiten jeder Art zu ertragen! — lieber Himmel! was würde dann aus euch werden?

Denkt doch also ja, so oft ihr schauderhafte Geschichten dieser Art leset: ich bin ein Mensch; Alles, was Menschen begegnen konnte, das kann auch mir begegnen; ich will also klug sein, und schon jetzt, in meiner Jugend, mich so gewöhnen, daß ich einst ähnliche Schicksale, wenn es Gottes Wille sein sollte, sie mir aufzulegen, muthig und standhaft ertragen kann. Und seht, ihr lieben Freunde, dazu, dazu erzähle ich euch Geschichten, wie die von Heemskerk und die von Bonteku!

Aber ich habe auch noch eine zweite, nicht minder ernsthafte Absicht dabei; und das ist folgende.

Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding; jenes, so lange es ihm wohl geht, dieses, sobald die Stunde der Trübsal schlägt. Da sinkt den meisten Menschen plötzlich Hand und Muth; da sehen sie auf einmahl des Jammers und Elendes kein Ende; da verzweifeln sie an Gott und sich, und halten es für

unmöglich, daß ihr Zustand jemahls wieder besser werden könne. Das ist nun sehr schwach und sehr unverständig gehandelt; denn dadurch macht man eben, daß ein kleines Unglück nun wirklich ein recht großes wird. Würden Heemskerk und seine Gefährten, würden die Russischen Bootsleute, Frau Godin und Bontekn dem Verderben entronnen sein, wenn sie eben so kleinmüthig gewesen wären, und wenn sie eben so feigherzig sich der Verzweiflung hätten überlassen wollen? Gewiß nicht!

Also auch dazu, ihr Lieben, sollt ihr Geschichten dieser Art lesen, um daraus zu lernen, wie man in mißlichen Umständen und Gefahren sich benehmen müsse, um eure jungen Seelen mit Muth und Entschlossenheit, vornehmlich aber mit einem festen und unerschütterlichen Vertrauen auf die Allmacht, Weisheit und Güte der allwaltenden Vorsehung zu bewaffnen, die auch da noch helfen kann, wo Hülfe und Rettung von Menschen nicht mehr möglich ist. Dazu prägt euch diese schauderhaften und wunderbaren Begebenheiten ins Gedächtniß ein, um sie zu eurem Troste und zu eurer Stärkung dann wieder hervorzurufen, wenn auch ihr einmahl in Lagen und Umstände gerathen solltet, wo ihr keine menschliche Hülfe weiter vor euch sähet. Dann möget ihr denken: eben der Gott, dem Jene ihre wunderbare Rettung zu einer Zeit verdankten, wo alle Hoffnung für sie verschwunden zu sein schien, lebt auch heute noch, waltet auch über mich, ist auch mein Vater und wird auch mich erretten wollen und können, wenn es seinem heiligen und gütigen Rathe, der immer auf Das geht, was das Beste ist, gemäß sein wird! Dieser Gedanke wird euch dann mächtig unterstützen, und ihr werdet dadurch stark werden, Dinge zu ertragen, welche

jede andere menschliche Seele zu Boden drücken und in Verzweiflung stürzen würden.

Ihr wißt nunmehr meine wohlgemeinten Absichten; sucht sie zu erreichen, und leset jetzt, was ich aus den angegebenen Gründen in folgender Erzählung zu eurem Vergnügen und zu eurem Nutzen beschrieben habe.

1.

Bonteku's Abreise. Kleinere Widerwärtigkeiten. Ankunft bei der Insel Bourbon. Fahrt von da nach der Marieninsel an der Küste von Madagaskar.

Bonteku — oder wie die Holländer seinen Namen schreiben, Bontekoe — war ein Holländischer Schiffshauptmann oder Kapitän. Er führte das Schiff Neuhorn von 550 Lasten *) und 200 Mann. Dieses wurde im Jahre 1618 nach Ostindien beordert.

Nachdem die Ausrüstung vollendet war, ging Bonteku den 28sten des Wintermonds aus dem Texel oder Tessel — meine jungen Leser wissen doch, was und wo der Texel ist? **) — unter Segel. Die Abfahrt geschah bei gutem Winde und Wetter; aber kaum war man der letzten westlichen Spitze der Englischen Küste (the Lands End) gegenüber gekommen, als man schon von den gräßlichen Widerwärtigkeiten

*) Eine Last ist so viel als 2 Tonnen, und eine Tonne so viel als 20 Zentner oder 2000 Pfund. Folglich ist ein Schiff von 550 Lasten ein solches, welches 22,000 Ztr. oder 2,200,000 Pfund tragen kann.

**) Nämlich eine Insel und Rhede an der Provinz Holland, zwischen dem Deutschen Meere und der Südersee, von wo aus die großen Holländischen Schiffe in See zu gehen pflegen.

und Gefahren, welchen man unwissend entgegenlief, einen herben Vorschmack bekam. Es entstanden nämlich ganz außerordentliche Windstöße; Berge von Wasser wurden dadurch gegen das Schiff geschlendert; einige dieser Wasserberge überwältigten das Schiff, zerplatzten auf dem Ueberlaufe *) desselben, und füllten einen Theil der obersten Räume mit Wasser an.

»Wir sinken! Wir sinken!« — So erschollen hundert ängstliche Stimmen durchs ganze Schiff; und die Schreienden standen, wie versteinert vor Angst und Schrecken, und wußten nicht, wozu sie greifen sollten. Nur Bonteku kam nicht aus seiner Fassung; er durchlief die innern Räume des Schiffs, um nachzusehen, ob das einstürzende Wasser nicht etwa durch irgend einen Leck oder ein offen gelassenes Luftloch dringe, und da er sich überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall war, so stellte er Leute an, die das Wasser mit ledernen Eimern wieder ausschöpfen mußten. Aber das gewaltsame Schwanken des Schiffs warf die Kisten und Tonnen dergestalt durch einander, daß man erst einen Theil derselben zerschlagen und über Bord werfen mußte.

Der Sturm tobte indeß unaufhörlich fort. Wind, Wellen und Regen, der sich stromweise ergoß, brausten so gewaltig durch einander, daß man weder sehen und hören, noch festen Fußes stehen konnte. Drei Tage und Nächte dauerte dieser fürchterliche Zustand unaufhörlich fort. Endlich schien der Kampf der Elemente sich zu legen, der trübe Himmel fing an sich aufzuklären, und es folgte, wie gewöhnlich, auf Sturm und Regen — Sonnenschein. Aber zu der nämlichen Zeit ereignete sich ein neues Unglück.

---

*) Das oberste Verdeck des Schiffes.

Der letzte Stoß des Abschied nehmenden Sturms zerbrach den großen Mast, in einer Höhe von fünf Klaftern über dem Schiff. Ein neuer Schreck für das Schiffsvolk, welches den Schaden, wie gewöhnlich, auch diesmahl durchs Vergrößerungsglas beurtheilte! Aber Bonteku wußte auch diesmahl Rath. Er ließ sofort eine große Segelstange, die für Nothfälle dieser Art mitgenommen war, aufrichten, und den zersplitterten Mast damit zusammenbinden. Hierdurch erhielt dieser wieder Festigkeit, und stand von neuen aufrecht da. Der Schaden war dadurch gehoben, das Schiffsvolk beruhiget, und man segelte nunmehr, nach überstandener Noth, so froh und lustig weiter, als wenn man jede Gefahr schon ganz im Rücken gehabt hätte.

Da meine jungen Leser aus der Reise des Vasko de Gama den Lauf der Schiffe, welche aus Europa nach Ostindien segeln, kennen, so brauche ich ihn hier nicht von neuen anzugeben.

Als man, sowol die Kanarischen Inseln, als auch die Inseln des grünen Vorgebirges glücklich zurückgelegt hatte, und nunmehr der Mitte unserer Erdkugel, wo sie vom Gleicher (Aequator) oder der sogenannten Linie in zwei gleiche Hälften getheilt wird, zusegelte, ereignete sich eine neue Widerwärtigkeit. Es traten nämlich die in diesen Gegenden sehr gewöhnlichen Windstillen ein. Eine derselben dauerte nicht weniger als drei volle Wochen; in welchen das Schiff wie eingewurzelt dastand, und sich nicht aus der Stelle bewegen konnte; ein Umstand, der in dieser Gegend, wo die Sonne den Leuten senkrecht über dem Kopfe steht und brennende Strahlen herabgießt, um so viel trauriger und beschwerlicher ist. Endlich gerieth die Luft wieder in Bewegung, und man segelte weiter.

Als sie die Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung erreicht hatten, wo sie anzulegen und sich zu erfrischen wünschten, war ihr widerwärtiges Schicksal ihnen von neuen entgegen. Es wehete nämlich in dieser Gegend so stark, daß sie es nicht wagen durften, sich der Küste zu nähern. Es wurde daher im Schiffsrathe beschlossen, daß man beim Vorgebirge vorbeisegeln und einen andern Erfrischungsort suchen wolle.

In dieser Absicht steuerte man nunmehr auf die, allen meinen Lesern bekannte große Insel Madagaskar zu. An Bord rissen unterdeß gefährliche Seuchen ein, und warfen Einen nach dem Andern danieder. Schon lagen ihrer vierzig in dem kläglichsten, jeder Art von Erquickung beraubten Zustande da, als man die Ludwigsbai an der genannten Insel erreichte, und sich daselbst vor Anker zu legen suchte. Umsonst! Man fand nirgends einen bequemen und sichern Platz dazu.

Bontekn ließ indessen die Schaluppe aussetzen, stieg mit einigen Leuten hinein, befahl dem Steuermann, in seiner Abwesenheit vor dem Busen hin und her zu kreuzen, um sich nicht zu entfernen, und ließ sich hierauf nach der Küste rudern. Allein die Brandung war daselbst so stark, daß man es unmöglich fand, ans Land zu kommen. Da sich indessen einige der Eingebornen am Strande sehen ließen, so sprang ein Wagehals unter den Bootsleuten ins Wasser, und schwamm durch den schäumenden und sprudelnden Wogenbruch zu ihnen hinüber. Hier that man ihm zwar nichts zu Leide, aber da er weder Nachrichten in Ansehung eines Ankerplatzes, noch irgend etwas zu leben von ihnen erhalten konnte, so war es ganz umsonst, daß er sich dahin gewagt hatte. Er schwamm also unverrichteter Sache nach der Schaluppe zurück, und diese brachte hierauf

den armen Kranken an Bord die traurige Nachricht, daß kein Labsal für sie allhier zu hoffen sei. Eine sehr niederschlagende Bothschaft!

Es wurde nunmehr beschlossen, die Insel Bourbon oder die Insel von Frankreich (Isle de France *) zu besuchen, um, wo möglich, sich dort mit Erfrischungen zu versehen. Man steuerte also nach der Gegend dieser Insel hin, und erreichte die erste glücklich. Das Schiff ging daselbst vor Anker. Nun kroch Alles, was noch kriechen konnte, aus den Hängematten aufs Verdeck, und bat und flehete, daß man sie je eher je lieber ans Land bringen möchte. Bontekn gab seine Einwilligung dazu. Allein der Superkargo des Schiffes **), als der zweite Befehlshaber desselben, wollte durchaus nicht darein willigen, weil er besorgte, daß Seeströme das Schiff von seinen Ankern reißen und widrige Winde nachher verhindern könnten, die am Lande befindlichen Leute wieder abzuholen. Die Kranken fleheten unterdessen mit gefalteten Händen, und baten um Erbarmen; aber Hein Roll — so hieß der Kaufmann — blieb unerbittlich.

Dem guten Bontekn ging dies zu Herzen. Als er daher Rollen gar nicht bereden konnte, seine Einwilligung dazu zu geben, so nahm er alle Verantwortung auf sich, und rief: er wolle Jedermann auf seine Gefahr

*) Wovon die erstere damahls noch Mascaregna, die andere aber die Insel Moritz genannt wurde. Beide gehören bekanntlich den Franzosen, und meine jungen Leser werden sie in der Nähe von Madagaskar auf jeder Karte von Afrika finden.

**) Derjenige, welchem die Ladung des Schiffes anvertraut wird, und den man daher auch den Kaufmann zu nennen pflegt.

aus Land setzen. Diese Erklärung verursachte unbeschreibliche Freude. Die Gesunden halfen den Kranken, und so stiegen Alle, welche auf dem Schiffe entbehrt werden konnten, in die Schaluppen. Bonteku gab ihnen ein Segeltuch zu einem Zelte mit, nebst allerlei Vorrathe, Geschirr und einem Koche. Er selbst ging mit ans Land, um sie anzuweisen. Ihre Freude beim Aussteigen war unbeschreiblich groß. Der bloße Anblick des grünen Bodens setzte sie in Entzücken. Sie wälzten sich vor Freude im Grase herum, und versicherten, daß sie sich schon zur Hälfte wieder gesund fühlten. So lieb ist dem Menschen die mütterliche Erde!

Dies war übrigens der rechte Ort zur Erquickung kranker Seeleute. Die Bäume wimmelten von Tauben und anderm Federvieh, der Strand von Fettgänsen, und diese Thiere waren so zahm, daß man sie fangen oder todtschlagen konnte, ohne daß sie nur einen Versuch machten, sich durch die Flucht zu retten. Auch gab es hier Schildkröten, deren Fleisch eine eben so wohlschmeckende, als zuträgliche Speise für kranke Seefahrer gewährt.

Bonteku freuete sich, seine Kranken so wohl versorgt zu sehen, und da die Sorge für das Schiff ihm selbst nicht erlaubte, lange am Lande zu bleiben, so ließ er sie unter Aufsicht zurück, und begab sich wieder an Bord.

Der Grund, worin er geankert hatte, schien ihm, bei genauerer Untersuchung, so unsicher zu sein, daß er am folgenden Morgen für nöthig erachtete, eine bessere Rhede aufzusuchen. Er befuhr in dieser Absicht die Küste, und fand endlich, in einer Entfernung von fünf Seemeilen, eine Bucht, die einen guten Sandgrund hatte. Nicht weit vom Strande war auch ein Teich

voll süßen Wassers befindlich. Fettgänse, Tauben, Papageien und andere Vögel gab es hier in noch größerer Menge, als an dem ersten Landungsplatze, und sie waren hier eben so zahm, als dort. Auch fand er zwanzig Schildkröten am Strande im Schatten eines Baumes liegen. Fing man einen Papagei oder andern Vogel, und quälte ihn, daß er schreien mußte, so kamen die übrigen seiner Art in Menge herbeigeflogen, als wenn sie ihm helfen wollten, und ließen sich gleichfalls fangen.

Es schien also in jeder Hinsicht gut zu sein, das Schiff von seinem dermahligen Ankerplatze in diese Bai zu verlegen. Auch die Kranken wurden in Böten dahin geschafft, und nun labten und erquickten sich Alle an der reichbesetzten offenen Tafel, welche der allgemeine Vater der Natur in dieser Gegend für sie bereitet hatte. Einige belustigten sich mit der Jagd, Andere mit Fischen; Einige kochten das Gefangene, Andere machten Braten davon. Die Kranken genasen, und die Gesunden gewannen neue Kraft und Muth zur Ertragung neuer Mühseligkeiten. Man glaubte im Paradiese zu sein. Da die Insel damahls noch keine Bewohner hatte, so konnte man ohne Scheu sich auf derselben zerstreuen, so weit man wollte.

Jetzt ist diese Insel, so wie auch die nicht weit davon gelegene Insel von Frankreich eine Französische Anpflanzung, und man zählte auf jener im Jahr 1776 nicht weniger als 6340 weiße Bewohner und 26,175 schwarze Sklaven *); und das vorzüglichste dermahlige

*) Histoire etc. des Etablissements etc. des Européens dans les deux Indes, p. M. Raynal, T. II. pag. 338 — 339.

Erzeugniß, welches diese Insel den Franzosen schätzbar macht, sind die bekannten Bourbonschen Kaffeebohnen, welche nächst den Arabischen unter allen die besten sind.

Nachdem man sich hier hinlänglich erholt und gestärkt, auch eine Menge von Erfrischungen an Bord gebracht hatte, so ging man wieder unter Segel. Die Absicht war, auf die Insel Moritz oder Isle de France zuzusteuern, und daselbst aufs neue anzulegen; allein widrige Winde und Seeströme führten das Schiff so weit davon weg, daß man sie nur am fernen Gesichtskreise ein wenig hervorragen sah. Sie zu erreichen war unmöglich. Gleichwol war die Zeit noch nicht da, in welcher diejenigen regelmäßigen Winde zu wehen anfangen, mit welchen man von hieraus nach Batavia segelt. Man bedauerte daher gar sehr, daß man die Insel Bourbon so früh verlassen hatte, und beschloß nun, einstweilen nach der Marieninsel zu steuern, welche an der nordöstlichen Küste von Madagaskar liegt.

Als sie sich dieser Insel näherten, kamen verschiedene der Eingebornen in Kähnen, die aus ausgehöhlten Baumstämmen gemacht waren, ihnen entgegen, und brachten Reiß, Hühner und Früchte zu Kauf, die man ihnen für Glaskorallen, Schellen, blecherne Löffel, Messer und dergleichen abhandelte. Sie gaben dabei zu erkennen, daß auf ihrer Insel noch viel mehr zu haben sei, wobei sie oft die Worte: Bue, Bee und Kukeln wiederholten, die, wie man nachher erfuhr, Kühe, Kälber und Schafe bedeuteten. Man fand unterdeß eine gute Ankerstelle, und legte das Schiff daselbst fest.

Hierauf ging man ans Land, und handelte noch einen großen Vorrath von den genannten Lebensmitteln

für Europäische Kleinigkeiten ein. Einer von den Bootsleuten hatte eine Geige mitgenommen, und fing an, den Eingebornen darauf vorzuspielen. Dies verursachte ihnen eine unbeschreibliche Freude. Sie tanzten und sprangen wie Tolle durch einander, schrien, sangen und jauchzten. Man reichte Einigen von ihnen eine Schale mit Wein; aber indem sie davon trinken wollten, stellten sie sich so wunderlich dabei an, daß auch der Ernsthafteste sich des Lachens nicht enthalten konnte; denn statt die Schale an den Mund zu halten, steckten sie, wie Pferde, den Kopf hinein und schlürften.

Die Farbe dieser Leute war schwarzbraun. Ihre ganze Kleidung bestand in einem um den Leib gebundenen Lappen. Von Religionsbegriffen konnte man wenig oder nichts bei ihnen entdecken; man müßte denn dieses dazu rechnen wollen, daß sie vor den Thüren ihrer Wohnungen Ochsenköpfe auf Stangen errichtet hatten, vor welchen sie von Zeit zu Zeit niederknieten, als ob sie beteten.

Innerhalb neun Tagen, welche man hier verweilte, erholte sich die ganze Mannschaft so völlig, daß sie ein eben so gesundes Ansehen hatte, als bei ihrer Abreise aus Holland. Das Schiff war unterdeß gereinigt und ausgebessert. Man lichtete also am zehnten Tage die Anker, und ging vergnügt und voll gutes Muths wieder unter Segel.

Die armen Kurzsichtigen! Wie ganz anders würde ihnen zu Muthe gewesen sein, hätten sie in die Zukunft blicken und die schrecklichen Unglücksfälle, die ihrer warteten, vorhersehen können! Aber aus weiser Güte verbirgt die mitleidige Vorsehung den schwachen Sterblichen Das, was zukünftig ist, damit sie des Gegenwärtigen genießen mögen. Auch wir wollen den Vorhang

nicht eher aufziehen, bis die Stunde dasein wird, daß das Trauerspiel beginnen muß.

2.

Schreckliche Begebenheit. Folgen derselben. Ankunft der Geretteten auf einer wüsten Insel.

Aber ach! sie ist schon da, diese für unsern Bonteku und seine Gefährten so schaudervolle Stunde! Der Vorhang muß also aufgezogen werden.

Es war der 19te Jänner 1619, und man befand sich wieder mitten auf dem grenzenlosen Weltmeere, als der Schiffskellermeister, mit einem Steckleuchter in der Hand, in den untern Schiffsraum hinabstieg, um, wie gewöhnlich, ein Fäßchen mit Brantwein anzufüllen, welcher den folgenden Morgen unter das Volk vertheilt werden sollte. Der Mann mußte entweder nie erfahren haben, daß Brantwein zu den feuerfangenden Dingen gehört, oder er mußte einen Grad von Leichtsinn und Gedankenlosigkeit besitzen, der ihm wenig Ehre macht; denn er befestigte seinen offenen Leuchter an einem Fasse, welches über demjenigen lag, aus welchem er den Brantwein heben wollte. Nach geendigtem Geschäfte wollte er den eingeschlagenen Leuchter wieder herausziehen; aber dieser steckte so fest, daß es nicht anders, als mit einiger Gewalt, geschehen konnte. Darüber entfuhr dem Lichte beim Ausreißen ein Funke, und dieser — fiel in das offene Spuntloch des untern Brantweinfasses. Augenblicklich stand das ganze Faß in Flammen.

Der erschrockene Kellermeister rief Feuer! Und Feuer! Feuer! schallte es fürchterlich aus allen Winkeln wieder. Man stürzte in den Raum; sah mit

Entsetzen wie der flammende Brantwein den Boden des Fasses zersprengte, und wie ein brennender Schwefelbach nach dem Steinkohlenhaufen hinlief, der in eben diesem Raume sich befand. Allen standen bei diesem schrecklichen Anblicke die Haare zu Berge; aber Bonteku, welcher auch herbeigeeilt war, behielt noch Gegenwart des Geistes genug, um alles Mögliche zu ihrer Rettung zu versuchen. Man schleppte auf seinen Befehl eiligst Wasser herbei; man goß und goß, und — o der Freude! der Brand wurde glücklich gelöscht.

Schon wünschten die Geretteten sich einander Glück; schon war Bonteku wieder aufs Verdeck gegangen; schon fing man an, den gehabten Schrecken zu vergessen; als nach einer halben Stunde das fürchterliche Geschrei: Feuer! Feuer! von neuen durchs ganze Schiff erscholl. — Aber nunmehr mag der unglückliche Held meiner Geschichte selbst, und zwar größtentheils in seiner eigenen Art, reden.

»Ich erschrak,« sagt Bonteku in seiner Reisebeschreibung, »und lief hinab. So wie ich in den Raum kam, sah ich, daß die Kohlen, die der ausgeronnene Brantwein entzündet hatte, in lichten Flammen standen. Alsobald gossen wir Wasser in erstaunlicher Menge darauf; aber nun ereignete sich ein neuer Zufall. Das auf die Kohlen gegossene Wasser verursachte einen so dicken, schwefligen und erstickenden Dampf, daß es fast unmöglich war, im Raume auszuhalten. Dennoch blieb ich da, machte Anstalt, so viel es mir nur möglich war, und ließ die Leute einander ablösen, damit sie frische Luft schöpfen konnten. Einige waren nahe dabei, zu ersticken, und hatten Mühe, die Luken oder Treppenlöcher zu erreichen. Mir selbst wurde so schlimm, daß ich nicht mehr wußte, wo ich war, und den Kopf

zuweilen auf eine Tonne legte, wobei ich das Gesicht gegen die Luken kehrte, um wieder zu Athem zu kommen.«

»Als ich es endlich nicht mehr aushalten konnte, so sagte ich zu Rollen: laßt uns das Pulver über Bord werfen! Allein er wollte nicht darein willigen. Wenn wir, sagte er, das Pulver auswerfen, so sind wir vermuthlich sicher, daß wir nicht im Feuer umkommen; aber womit wollen wir uns nachher wehren, wenn wir angefallen werden?«

»Die Kohlen brannten unterdeß fort; der Dampf wurde immer dicker und erstickender, und Alle, ich selbst mit ihnen, mußten, wenn wir nicht umkommen wollten, den Raum verlassen.«

»Dennoch ließen wir den Muth nicht sinken. Wir hieben mit einer großen Axt Löcher in das untere Verdeck, und gossen durch dieselben, so wie auch durch die Luken, eine erstaunliche Menge Wassers hinab. Unsere große Schaluppe war schon seit drei Wochen in die See gelassen, und hing am Hintertheile des Schiffs. Das Boot, welches auf dem Verdecke lag, wurde jetzt auch hinuntergelassen, weil es Denen, die Wasser schöpften, im Wege lag.«

»Die allgemeine Angst wuchs unterdeß mit jedem Augenblicke, denn man sah nichts als Feuer und Wasser vor sich, und keine Hoffnung, sich zu retten. Das Schiffsvolk fing an, sich auf die Seite zu machen, ließ sich vom Schiffe hinab, und schwamm nach der Schaluppe oder nach dem Boote. Als Roll dies bemerkte, und seine Verwunderung darüber äußerte, riefen sie ihm zu: er möchte mit einsteigen; sie wollten in See stechen. Seine eigene Furcht bewog ihn, ihre Einladung anzunehmen. Er stieg hinab und sagte: Lieben Leute, ihr

müßt auf den Kapitän warten! Allein da half weder Bitten, noch Befehlen. Sobald er in der Schaluppe war, kappten sie das Seil, und fuhren davon.«

»Auf einmahl kamen zu mir, der ich noch immer mit Anstalten zum Löschen beschäftigt war, einige der Zurückgebliebenen gelaufen und schrien: Ach! Kapitän, was sollen wir nun anfangen? Da fahren die Schaluppe und das Boot davon! Ich antwortete: Wenn sie uns verlassen, so wollen sie nicht wiederkommen. Hiemit lief ich aufs Verdeck, und sah mit eigenen Augen, wie sie davon ruderten. Ich rief hierauf den Meinigen an Bord zu: Die Segel gehisset *)! Wir müssen sie einholen; und weigern sie sich, uns an Bord zu nehmen, so wollen wir die Schurken in den Grund segeln, damit sie lernen, was sich gebührt!«

»Die Segel wurden aufgezogen und losgebunden; und wir kamen ihnen auf drei Schiffslängen nahe. Allein sie machten eine Wendung und entwischten. Nun, Kinder, sagte ich hierauf, müssen wir uns auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, und sehen, was zu thun ist. Wir müssen versuchen, ob wir noch löschen können. Lauft nach der Pulverkammer, und werft die Pulverfässer über Bord, ehe das Feuer dazu kommt. Hierauf nahm ich die Zimmerleute zu mir, und befahl ihnen, geschwind Löcher in die Schiffswand zu bohren, und das Schiff anderthalb Klafter hoch mit Wasser anlaufen zu lassen. Aber unglücklicherweise waren die Wände mit Eisen beschlagen; sie konnten also mit dem Bohrer nicht durchkommen.«

»Als man sah, daß auch diese Hoffnung fehl schlug, geriethen Alle in eine Bestürzung, die nicht zu beschrei-

*) Aufgezogen!

den steht. Alles schrie und wehklagte. Man goß indeß noch frisch darauf los, und die Glut schien wirklich abzunehmen. Aber plötzlich gerieth das Oel in Flammen, und damit war alle Hülfe verloren. Je mehr man löschte, desto mehr schlug die Lohe empor. Das brennende Oel lief in alle Winkel, und steckte Alles in Brand. Bei diesem verzweifelten Zustande wurde das Heulen und Wehklagen so groß, daß mir die Haare auf dem Kopfe empor standen und ein kalter Schweiß mir über den ganzen Leib lief.«

»Sechzig halbe Fässer Pulver waren bereits über Bord geworfen; aber dreihundert waren noch zurück. Jetzt kam der entscheidende Augenblick; das Feuer drang in die Pulverkammer, und mit einem fürchterlichen Knall flogen Schiff und Menschen in die Luft. Es waren noch 119 Personen, welche dieses Unglück traf. Ich selbst war gerade auf dem Verdecke, nicht weit vom Tauwerke des großen Segels, und 63 Mann schöpften in meiner Gegenwart Wasser. In einem Augenblicke waren sie Alle weg, ohne daß man sehen konnte, wo sie blieben.«

»Was mich, Wilhelm Isbrand Bonteku, betrifft, so ergab ich mich darein, eben so, als meine Gefährten, umzukommen. Ich reckte die Hände gen Himmel, und rief: Herr, sei mir gnädig und barmherzig! Ich spürte wol, daß ich in der Luft flog; ich dachte auch, es wäre aus mit mir, doch hatte ich noch meinen völligen Verstand, und ließ die Hoffnung noch nicht gänzlich sinken. Endlich fiel ich aus der Luft, mitten unter die Trümmer des Schiffes ins Wasser hinab.«

»Als ich nur erst hier war, so wuchs mir dergestalt der Muth, als wenn ich ein anderer Mensch geworden wäre. Ich sah mich um, erblickte auf der einen

Seite den großen Mast, auf der andern den Besanmast *), die, wie ich, auf dem Wasser schwammen. Ich schwang mich auf jenen, schaute abermahls umher, und sagte mit Seufzen: Allmächtiger Gott! dies schöne Schiff ist also, wie Sodom und Gomorrha, zu Grunde gerichtet!«

»Bis jetzt war ich keines andern Menschen, der außer mir übrig geblieben wäre, gewahr worden. In diesem Augenblicke aber sah ich einen sich aus dem Abgrunde empor arbeiten. Er kriegte ein Stück des Boegspriets **) zu packen, schwang sich darauf, und sagte: Nun bin ich wieder in der Welt! Ich hörte ihn reden, und sagte: Mein Gott! ist hier noch ein anderer Mensch am Leben, als ich? Der junge Mensch hieß Hermann van Knyphuisen, gebürtig aus Eyder.«

»Ich sah einen kleinen Mast neben ihm treiben. Weil nun der große, worauf ich saß, sich alle Augenblicke rumdum wälzte, und mir dadurch große Beschwerlichkeit verursachte, so rief ich ihm zu: Hermann! stoß mir die Stange da zu; ich will mich darauf setzen, und zu dir schwimmen, damit wir Beide beisammen sind. Er that, was ich verlangte; denn sonst hätte ich unmöglich zu ihm kommen können, weil das Auffliegen und der Fall mich ganz zerschellt hatten. Ich war am Rücken wund, und hatte zwei Löcher im Kopfe. Bis jetzt hatte ich nichts davon gespürt; aber nun wurden die Schmerzen so stark, daß mir beinahe Hören und Sehen verging.«

»Wir waren nunmehr ganz nahe beisammen, und Jeder hatte ein Stück vom untern Theile des Boeg-

*) Der hintere Mast.

**) Der vordere, schrägliegende Mast eines Schiffs.

spriets im Arme. Wir blickten umher, ob wir der Schaluppe oder des Boots ansichtig werden könnten; endlich erblickten wir sie, aber weit von uns. Die Sonne wollte eben untergehn. Ich sagte zu meinem Unglücksgefährten: Mein Sohn, hier ist alle Hoffnung aus! Es wird Nacht; die Schaluppe und das Boot sind weit von uns; wir können es unmöglich die ganze Nacht aushalten. Wir müssen Gott anrufen, und uns in seinen Willen ergeben. Wir fingen an zu beten, und — unser armes Gebet wurde erhört! Kaum waren wir damit fertig, so waren die Schaluppe und das Boot nahe bei uns.«

»Ich rief: Helft, helft dem Kapitän! Einige Bootsleute hörten mich und schrien: Der Kapitän lebt noch! Sie näherten sich hierauf den Trümmern, konnten aber nicht zu mir kommen, aus Besorgniß, die großen Stücken möchten ihr Fahrzeug umstoßen.«

»Hermann, dem der Luftsprung nicht viel geschadet hatte, schwamm nach der Schaluppe hin, und wurde aufgenommen. Ich, meines Orts, rief: Wenn ihr mich haben wollt, so müßt ihr mich holen; denn ich bin so zerfallen, daß ich nicht schwimmen kann. Hierauf sprang der Trompeter ins Wasser, mit der Linie vom Senkblei, die er in der Schaluppe fand, und gab mir das Ende davon in die Hände. Ich wickelte den Strick um den Leib, und wurde hierauf glücklich nach der Schaluppe hingezogen. Allda fand ich unter andern Rollen, Wilhelm van Galen und den Untersteuermann, Namens Meynders Kryns, aus Hoorn gebürtig. Jedermann sah mich mit Erstaunen an.«

»Ich hatte hinten in der Schaluppe einen kleinen Verschlag machen lassen, worin zwei Menschen Platz

hatten. Dahinein begab ich mich, um ein wenig auszuruhen, denn ich befand mich so schwach, daß ich dachte, es würde nicht lange mehr mit mir währen. Der Rücken war mir ganz zerschlagen, und die Löcher im Kopfe schmerzten mich unaussprechlich. Wir hatten zwar einen Schiffswundarzt bei uns, aber keine Arzenei. Alle Hülfe, welche dieser mir leisten konnte, bestand darin, daß er Schiffszwieback kauete, und meine Wunden damit belegte. Durch Gottes Hülfe vertrat dies die Stelle eines heilenden Balsams, denn ich wurde davon heil.«

»Indem ich mich legte, sagte ich zu Rollen, mein Rath wäre, wir blieben diese Nacht unter den Trümmern des Schiffes liegen. Morgen bei Tage könnten wir einige Lebensmittel auffischen; vielleicht fänden wir auch unter den umherschwimmenden Sachen einen Kompaß, dessen wir bedürften, um Land zu suchen. Allein Rolle verachtete meinen Rath, und ließ darauf losrudern, als wenn er gewiß gewußt hätte, daß Land in der Nähe wäre. Als aber die Sonne aufging, sah man weder Land noch Schiffstrümmer.«

»Jetzt kamen die Leute zu mir, um zu sehen, ob ich lebendig oder todt wäre. Kapitän, sagten sie, was sollen wir anfangen? Wir sehen kein Land, und haben weder Brot, noch Karte, noch Kompaß. — Kinder, antwortete ich, ihr solltet mir gestern Abend gefolgt sein, da ich so treulich rieth, beim Wrack zu bleiben. Ich erinnerte mich noch wohl, als ich auf dem Maste saß, daß Speck, Käse und anderer Vorrath um mich herumschwammen; das hätten wir diesen Morgen auffischen können. — Lieber Kapitän! sagten sie hierauf freundlich zu mir, kommt heraus und führt uns. — Ich kann nicht, erwiederte ich; denn ich bin so lahm, daß ich,

mich nicht von der Stelle rühren kann. Mit ihrer Hülfe wurde ich indeß herausgebracht und auf das Verdeck gesetzt.«

»Hier sah ich nun, wie man noch immer fortruderte. Ich fragte: wie groß ihr Vorrath wäre? und sie zeigten mir sieben bis acht Pfund Zwieback. Hört auf zu rudern, sagte ich dann; ihr ermattet euch nur für die lange Weile, und könnt euch durch Trank und Speise nicht wieder stärken. — Aber was sollen wir denn thun? fragten sie; und ich rieth ihnen, die Hemden auszuziehen und Segel davon zu machen. Aber nun fehlte es an Fäden. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ ich ein Seil, welches in der Schaluppe lag, aufdrehen und Fäden davon machen. Die im Boote machten es eben so. Man flickte also die Hemden an einander, und machte kleine Segel daraus.«

»Hierauf zählten wir unsere Mannschaft. In der Schaluppe waren sechs und vierzig, und im Boote sechs und zwanzig; also zusammen zwei und siebenzig. Ich wollte mein Hemde gleichfalls hergeben; aber das wurde, in Betracht meines schlechten Zustandes, einstimmig verbeten. Man gab mir vielmehr noch einen blauen Matrosenkittel und ein Kissen, welches sich in der Schaluppe fand, und sorgte auch noch sonst für mich, so viel es möglich war.«

»Den ersten Tag, da wir mit der Verfertigung der Segel beschäftiget waren, ließen wir uns von den Wellen treiben. Gegen Abend wurden wir damit fertig; und nun wurde gesegelt. Wir richteten uns dabei nach den Sternen. Aber da wir nahe bei der Linie waren und die Sonne uns also fast gerade über dem Haupte stand, so hatten wir bei Tage sehr viel von

einer unausstehlichen Hitze zu leiden; bei Nacht hingegen erstarrten wir vor Kälte.«

»Am zweiten Tage unsers unseligen Umherirrens auf dem grenzenlosen Meere, verfertigten wir, so gut es gehen wollte, einige Werkzeuge, durch deren Hülfe wir einigermaßen die Weltgegend bestimmen konnten, in der wir waren. Ich schnitt auch eine Seekarte in den Boden, und verzeichnete die Inseln Java und Sumatra, nebst der zwischen ihnen befindlichen Meerenge. Nach den Beobachtungen, die ich hierauf anstellte, brachte ich heraus, daß wir nur noch zwanzig Meilen vom Lande entfernt wären. Aber wer stand mir für die Richtigkeit jener Beobachtungen, da ich sie mit so groben und unvollkommenen Werkzeugen anstellen mußte?«

»Von den wenigen Pfunden Zwieback verordnete ich einem Jeden täglich seinen Theil, der in einem Stückchen von der Dicke eines Daumens bestand. Damit mußte sich Jeder von uns begnügen. Zu trinken hatten wir anfangs gar nichts; da es aber in der Folge regnete, so zog man die Segel ein, breitete sie in der Schaluppe aus, und bediente sich nachher zweier kleinen Tonnen, um das ausgerungene Wasser darin aufzubewahren. Das war denn unser Vorrath für diejenigen Tage, an welchen es nicht regnete. Um ein Gefäß zum Herausschöpfen und zum Trinken zu bekommen, schnitt ich die Spitze von einem Schuh ab. Man war so gütig gegen mich, mir zu erlauben, von diesem kleinen Wasservorrathe für mich selbst zu nehmen, so viel ich wollte; aber ich mißbrauchte diese Erlaubniß nicht, sondern begnügte mich mit Dem, was jedem Andern zu Theil wurde.«

»Das Boot that sein Bestes, uns zu folgen; aber weil wir besser segelten, und von Jenen Niemand die

Schifffahrt verstand, so baten sie uns jedesmahl, so oft sie uns nahe kamen, inständig, daß wir sie in die Schaluppe nehmen möchten, weil sie besorgten, bei entstehendem Sturme von uns verschlagen zu werden. Allein unsere Leute wollten durchaus nicht darein willigen, und stellten vor, daß wir Alle darüber zu Grunde gehen könnten.«

»Nach einigen Tagen stieg unser Elend auf den höchsten Gipfel. Der Zwieback war verzehrt, und wir sahen noch immer nichts, als Wasser und Himmel. Ich wandte alle Mühe an, die Ungeduldigsten zu überreden, wir könnten nicht weit mehr vom Lande sein; aber meine Vorstellungen fanden wenig Eingang. Sie fingen an, verdrießlich über mich zu werden, nnd sagten, ich betröge mich im Ueberschlage, und führe in offene See hinein, statt dem Lande zuzusteuern. So standen die Sachen, als uns Gott recht wunderbarer Weise wenigstens so viel Hülfe sandte, als für jetzt erfodert wurde, um uns vor der Verzweiflung zu schützen.«

»Verschiedene Mewen, welche vermuthlich vom langen Fliegen auf der offenbaren See ermüdet waren, kamen über unser Schiff geflattert, und zwar recht, als wenn sie gefangen sein wollten. Sie schwebten nämlich so niedrig über uns, daß wir sie mit der Hand erreichen konnten. Jeder von uns fing sich einige davon, rupfte sie, und aß sie roh. Welches Labsal! Welcher Wohlgeschmack! Ich muß gestehen, daß mir in meinem ganzen Leben nie der Honig so süß geschmeckt hat, als diese rohen Mewen.«

»Aber ach! wie bald stellte sich der gierige Hunger von neuen ein, da wir abermahls einen ganzen Tag ohne alle Nahrung hinbrachten, und nirgends Land erscheinen wollte! Unsere Leute verloren nunmehr allen

Muth; und da das Boot bei uns kam, und die Leute darin abermahls flehentlich baten, daß wir sie doch einnehmen möchten, so wurde einstimmig beschlossen, ihren Wunsch zu erfüllen. Weil nun einmahl doch nichts anders, als der Tod, für uns zu erwarten stand, so wollten wir Alle in Gesellschaft sterben. Man nahm sie also auf, und sie brachten ihre Segel und Ruder mit.«

»Hierauf hatten wir dreißig Ruder in der Schaluppe, die wir über die Bänke legten, so daß sie eine Art von Verdeck ausmachten. Ich theilte nun das Volk in zwei Theile, davon der Eine nach dem Andern unter dieses Verdeck kriechen und daselbst ruhen durfte. Die Verzweiflung lag jetzt Allen auf dem Gesichte.«

»Aber es gefiel der Vorsehung, diesen unsern hoffnungslosen Zustand noch einmahl durch ein Labsal zu unterbrechen, welches sie abermahls auf eine wunderbare Art für uns herbeiführte, recht als wenn sie unsern sinkenden Glauben an ihre Allmacht und Güte beschämen wollte. Es hob sich nämlich auf einmahl eine Menge fliegender Fische aus dem Meere, die so groß wie Stockfische waren. Verschiedene davon stürzten sich in die Schaluppe. Gierig fiel man darüber her, theilte den Raub, und Jeder schluckte roh hinunter, was ihm zugefallen war.«

»Aber nunmehr wurden wir vom Durste fast noch empfindlicher, als vorher vom Hunger gequält. Einige wollten das salzige und bittere Seewasser trinken; allein ich sagte zu ihnen: Kinder, thut das nicht! Es wird euch den Durst nicht löschen, aber es wird euch einen Durchfall verursachen, der euch tödten kann. — Einige leckten hierauf an bleiernen Flintenkugeln, oder nahmen sie in den Mund; Andere tranken ihren Urin.

Ich trank den meinigen auch; aber auch dieses ekelhafte und elende Hülfsmittel kam uns wenig zu Statten.«

»Indem nun das Elend mit jeder Stunde zunahm, so stieg die Verzweiflung endlich aufs höchste. Einer warf verstörte und wilde Blicke auf den Andern, als wenn er ihn anfallen und zerfleischen wollte. Ja, Einige sagten es laut, daß nun nichts anders mehr übrig sei, als zu diesem letzten schrecklichen Nothmittel zu greifen, und sie schlugen vor, daß man bei dem Schiffsjungen anfangen müsse. Hierüber entsetzte ich mich so sehr, daß ich fast alle Kraft verlor. Ich rief zu Gott, er möchte etwas so Unmenschliches doch nicht zugeben, und er möchte unsere Noth nicht höher steigen lassen, als er wüßte, daß wir sie ertragen könnten. In diesem Augenblicke mußte ich mit Entsetzen sehen, daß einige Matrosen wirklich Hand an den Jungen legten, um ihr gräuliches Vorhaben auszuführen. Ich schrie ihnen zu: Kinder! was wollt ihr machen? Bedenket doch die Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit von Dem, was ihr vorhabt, und haltet ein! Ruft den allmächtigen Gott an, der wird sich über euch erbarmen, und uns Hülfe senden. Glaubt mir, wir können nicht mehr weit vom Lande sein. Ich zeigte ihnen hiebei auf der eingeschnittenen Karte den täglich zurückgelegten Weg, und den Fleck, wo wir, meiner Rechnung nach, an diesem Tage sein mußten.«

»Sie antworteten: es sei nur gar zu gewiß, daß ich entweder sie, oder mich selbst betröge; dennoch wollten sie mir noch eine Frist von drei Tagen zugestehn, nach deren Verlauf nichts in der Welt sie abhalten solle, zu thun, was sie wollten, im Fall auch dann noch kein Land zu sehen wäre. Diesen unmenschlichen Vertrag mußte ich mir gefallen lassen, ungeachtet

es mir dabei durch Mark und Bein ging. Ich betete inbrünstig zu Gott, er möchte doch verhüten, daß wir unsere Hände mit einer so schrecklichen That besudelten.«

»Unterdessen lief die Zeit vorbei, und die Noth wurde so groß, daß ich selbst alle Mühe hatte, mich der Verzweiflung zu erwehren. Einige sagten: wären wir doch nur am Lande, so könnten wir wenigstens Gras fressen, wie das Vieh! Ich ermahnte beständig. Allein des andern Tages waren die Kräfte eben sowol weg, als der Muth. Die Wenigsten waren mehr im Stande aufzustehn oder sich aufrecht zu halten. Roll war so schwach, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Ich selbst war einer von den Stärksten, ungeachtet meine Verwundung mich hätte schwächen sollen; denn noch hatte ich so viel Vermögen, daß ich von einem Ende der Schaluppe bis ans andere gehen konnte.«

»Es war jetzt der dreizehnte Tag nach unserer Verunglückung, als sich der Himmel überzog, und ein Regen fiel, der uns einigermaßen erquickte. Da zugleich eine Windstille eintrat, so konnten wir die Segel abnehmen und sie über die Schaluppe ausbreiten, um auf diese Weise den Regen aufzufangen. Jeder trank nun nach Belieben, und die beiden Fäßchen wurden auch gefüllt. Ich stand damahls am Steuer, und urtheilte nach dem gemachten Ueberschlage, daß wir nahe am Lande sein müßten. Ich hoffte, das Wetter sollte sich aufklären, so lange ich noch am Ruder wäre, und wollte deßwegen nicht davon weggehen. Allein der dicke Nebel und der noch immer anhaltende Regen machten mich zuletzt so starr, daß ich es nicht mehr aushalten konnte, sondern den Quartiermeister rufen mußte, mich abzulösen. Er kam, und ich kroch zu den Andern, um mich wieder zu erwärmen.«

»Der Augenblick, da das unmenschlichste Schauspiel unter uns anheben sollte, war jetzt vor der Thür. Aber Dank, Dank sei der Güte unsers Gottes, welche diesen Gräuel noch zu rechter Zeit verhinderte! Denn kaum war der Quartiermeister eine Stunde am Steuer gewesen, so verzog sich der Nebel, und er sah — Land. Er schrie aus vollem Halse: Land! Land! und ein froher Schauder fuhr uns Allen durch Mark und Bein. Die Freude gab auch dem Schwächsten unter uns so viel Kraft wieder, daß er aufstehen konnte, um sich von der Wahrheit der entzückenden Nachricht durch eigene Augen zu überzeugen. Der Anblick des Landes, welches jetzt wirklich vor uns lag, zerstreute jeden Zweifel, und unsere Herzen zerflossen in Freude und Entzücken. Allein da wir uns dem Strande näherten, war die Brandung so stark, daß wir uns nicht hindurch wagen durften. Wir fuhren etwas weiter; da hatten wir das Glück, eine kleine Bucht zu entdecken, und es gelang uns, in dieselbe einzulaufen. Wir schlugen einen kleinen Anker in den Strand, und nun eilte Jedermann, ans Ufer zu springen.«

So weit Bonteku.

3.

Kurzer Aufenthalt auf der wüsten Insel. Landung auf Sumatra. Neue Gefahren und Noth. Flucht von Sumatra.

Das Land, welches man jetzt glücklich erreicht hatte, war eine kleine unbewohnte Insel, in der Nachbarschaft einer größern, welche hoffentlich allen meinen jungen Lesern unter dem Namen der Insel Sumatra bekannt sein wird. Das ausgehungerte Volk zerstreuete sich, und schwankte umher, um irgend etwas Eßbares

zu suchen. Ich aber, meines Orts, sagt der fromme und brave Bonteku, fiel bei dem ersten Tritte, den ich aus dem Schiffe that, auf mein Angesicht, küßte mit Entzücken die Erde, und dankte Gott, dem Allmächtigen, für unsere Rettung.

Man fand auf dieser Insel Kokosnüsse, aber kein trinkbares Wasser. Zum Glück konnte der in den Nüssen enthaltene Saft die Stelle eines Getränks vertreten. Und nun wäre Alles gut gewesen, hätten die Ausgehungerten sich in ihren ersten Genüssen zu mäßigen gewußt. Aber weil sie sich ihrer Begierde nach Nahrung zu sehr überließen, so mußten Alle durch heftige Kolikschmerzen dafür büßen, die sie nicht anders zu lindern wußten, als daß sie sich in den Sand des heißen Bodens einscharrten und ihre Leiber damit bedeckten. Sie genasen indeß am folgenden Tage Alle, nachdem sie starke Ausleerungen gehabt hatten.

Man durchirrte hierauf die ganze Insel, fand hie und da zwar menschliche Fußstapfen, aber keine Spur von einer Wohnung. Um nun wieder zu Menschen zu kommen, wurde beschlossen, nach der Insel Sumatra zu segeln, welche nur funfzehn Meilen von da entfernt liegt. In dieser Absicht füllte man die Schaluppe mit Kokosnüssen an, und ging hierauf gegen Abend unter Segel. Schon am folgenden Morgen bekam man die Küste jener großen Insel zu Gesicht, aber als man bei derselben anlangte, mußte man lange Zeit vergebens suchen, ehe man eine Stelle fand, wo man landen konnte. Endlich kamen sie an einen Ort, wo ein Fluß sich ins Meer ergoß, und dieser schien zu ihrer Absicht bequem zu sein. Als sie aber näher kamen, so sahen sie vor der Mündung eine Sandbank, woran die Wellen sich auf eine so ungestüme Weise brachen, daß Bonteku es

nicht wagen wollte, hindurch zu steuern, wenn nicht alle seine Gefährten der Meinung wären, daß es durchaus geschehen müsse. Er ließ sie daher Alle in Ordnung treten, und Jeden seine Meinung sagen. Die Stimmen Aller waren dafür; man fuhr also in Gottes Namen darauf los.

Kaum trat das Schiff in die Brandung ein, so füllte gleich die erste Welle dasselbe bis zur Hälfte mit Wasser an. Man schöpfte in größter Geschwindigkeit mit Hüten, Schuhen und Händen das Wasser wieder heraus; aber eine zweite noch viel stärkere Welle senkte die Schaluppe beinahe in den Grund. »Kinder!« schrie Bontekn, »haltet das Schiff im Gleichgewichte, und schöpfet, was ihr schöpfen könnt; sonst sind wir dahin!« Man schöpfte mit erstaunlichem Eifer. Indem kam die dritte Welle; aber diese war glücklicherweise schon zu kurz, als daß sie viel Wasser hätte eingießen können, sonst wäre es in der That mit ihnen ausgewesen. Sie kamen glücklich ans Land, und da sie in dem Flusse gutes Trinkwasser zur Löschung ihres lange unbefriedigten Durstes fanden, so vergaßen sie bald auch der letzten Gefahr, der sie so eben erst entgangen waren.

Unter den Kräutern und Pflanzen, womit der Boden hier bewachsen war, fand man, zum großen Vergnügen der ganzen Gesellschaft, eine Gattung kleiner Bohnen, die den Holländischen gleich kamen. Man fiel darüber her, und vergaß abermahls der Pflicht der Mäßigkeit, wofür man denn, wie natürlich, abermahls durch Schmerzen büßen mußte. Einige, welche eine kleine Streiferei auf eine Erdspitze vornahmen, fanden daselbst, bei einer noch lodernden Feuerstelle, einen Vorrath von Tabak. Dieser Fund, noch mehr aber die dadurch bestätigte Wahrscheinlichkeit, daß sie wieder in der Nach-

barschaft von Menschen wären, machten ihnen recht große Freude. Man fällte einige Bäume, machte ein tüchtiges Feuer an, und die Gesellschaft setzte sich um dasselbe herum und rauchte den gefundenen Tabak.

Als der Abend darüber heranrückte, stellte Bonteku an drei verschiedenen Orten Schildwachen aus. Der Mond war damahls gerade im Abnehmen. In den ersten nächtlichen Stunden blieb Alles ruhig, nur daß die Gesellschaft häufig über Bauchgrimmen klagte, welches man sich durch unmäßiges Bohnenessen zugezogen hatte. Aber eben da die Schmerzen am heftigsten waren, rief eine der Schildwachen, daß eine große Menge von Eingebornen im Anmarsch sei. Augenblicklich waren Alle auf den Füßen; denn was konnte man von einem nächtlichen Besuche dieser Art anders erwarten, als etwas Feindseliges? Zum Unglück hatte man keine andere Waffen, als einen alten rostigen Degen und zwei Aexte. Nichts desto weniger war man entschlossen, sich seiner Haut zu wehren, und sein Leben wenigstens so theuer zu verkaufen, als man könnte. In dieser Entschließung bewaffneten sie sich mit Feuerbränden, und gingen dem Feinde keck entgegen.

Die feurigen Knittel und die umherfliegenden Funken gaben dem kleinen Haufen ein recht furchtbares Ansehn, und jagten dem Feinde, der nicht wissen konnte, was man sonst für Waffen führe, eine solche Furcht ein, daß er die Flucht ergriff und sich in der Waldung versteckte. Man kehrte hierauf wieder zu der Feuerstelle zurück, und brachte die ganze Nacht, nicht ohne Unruhe und Besorgniß, mit Wachen hin. Bonteku aber und Roll besetzten die Schaluppe, um sicher zu sein, daß diese Zuflucht ihnen nicht abgeschnitten würde.

Am folgenden Morgen kamen drei Eingeborne, mit

Aufgang der Sonne, und gingen dem Strande zu. Bontekur schickte ihnen drei Mann entgegen, die schon ehemahls in Indien gewesen, und daher mit der Sprache und Lebensart des Landes nicht ganz unbekannt waren. Diese wurden von Jenen gefragt: wer sie wären? und ihre Antwort war: verunglückte Handelsleute, die ihr Schiff durch Feuer verloren hätten, und welche Lebensmittel von ihnen zu kaufen wünschten. Indem sie so mit einander redeten, suchten die Indier sich der Schaluppe zu nähern, vermuthlich um zu sehen, ob man Waffen darin habe. Aber Bontekur war vorsichtig gewesen, und hatte das Schiff mit den Segeln bedeckt, so daß Niemand hineinsehen konnte. Als hierauf die Indier ihre Neugier in Ansehung der Waffen nicht bergen konnten, so wurde ihnen zur Antwort gegeben, daß man mit Flinten, Pulver und Blei reichlich versehen sei. Man kaufte ihnen hierauf einige gekochte Hühner und Reiß ab, die sie bei sich hatten; und auf Bontekur's Rath setzte man sich, als wenn man von keiner Furcht etwas wisse, in ihrer Gegenwart nieder, und verzehrte das Eingehandelte mit einer Eßgier, welche die Indier in Verwunderung setzte. Sie schienen übrigens mit der erhaltenen Bezahlung zufrieden zu sein, und zogen ruhig ab.

Da es unsern Abenteurern hier um nichts anders zu thun war, als sich mit Lebensmitteln zu versorgen, um hienächst die Fahrt nach Batavia anzutreten, so entschloß sich Bontekur nebst einigen seiner Leute, in einen Indischen Kahn zu treten, der am Ufer des Flusses stand, und damit bis nach einem Dorfe hinaufzurudern, welches man in der Ferne liegen sah. Dieser Vorsatz wurde denn auch auf der Stelle ausgeführt. Er langte bei dem Dorfe an, kaufte zuvörderst einen

Vorrath von Reiß und Hühnern, den er den Zurückgebliebenen zuschickte, und nahm hierauf selbst, nebst seinen Gefährten, eine gute Mahlzeit ein. Zum Getränk verkaufte man ihm eine Art von Wein, der aus dem Safte eines gewissen Baums gemacht war. Die Eingebornen standen dabei in Menge um sie herum, und zählten gleichsam jeden Bissen, den sie in den Mand steckten.

Nach geendigter Mahlzeit kaufte ihnen Bonteku einen Büffel ab, der aber so scheu war, daß man ihn nicht greifen konnte. Es fing darüber an, Abend zu werden. Um nun nicht zu viel zu wagen, gab er seinen vier Gefährten zu erkennen, daß es rathsam sei, wieder nach der Schaluppe zurückzukehren. Allein diese, welche keine Gefahr besorgten, baten ihn so inständig, sie die Nacht über da zu lassen, daß er endlich, wiewol ungern darein willigte, und sich allein auf den Weg nach dem Kahne machte.

Und nunmehr, da sich hier abermahls ein Auftritt ereignen wird, den Niemand besser, als Derjenige, beschreiben kann, der selbst eine Rolle dabei spielte, sei es mir erlaubt, unsern ehrlichen Bontеku noch einmahl reden zu lassen.

»Als ich,« sagt er, »zu der Pirogue — d. i. zu dem Indischen Fahrzeuge — ans Ufer zurückkam, fand ich daselbst eine große Menge Indier, die im Wortwechsel begriffen zu sein schienen. Mir kam es vor, als wenn Einige wollten, man solle mich ungehindert abziehen lassen, Andere hingegen, man solle sich meiner bemächtigen. Ich faßte indeß ein Herz, packte zwei von ihnen beim Arme, und stieß sie gegen den Kahn, als wenn ich ihr Herr gewesen wäre. Sie machten hiezu zwar ein flämisches Gesicht, gehorchten indeß und

setzten sich der Eine vorn, der Andere hinten auf die Ruderbank. Ich selbst trat in die Mitte, und so fuhren wir ab.«

»Jeder von ihnen hatte einen Dolch an der Seite; ich hingegen war völlig unbewaffnet; mein Leben stand also in ihrer Hand. Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, kam Der, welcher hinten saß, auf mich zu, und foderte durch Zeichen Geld. Ich zog eine kleine Münze aus der Tasche und gab sie ihm. Er betrachtete sie ein Weilchen mit einiger Unschlüssigkeit, wickelte sie aber doch endlich in einen Lappen, den er am Gürtel hangen hatte, und setzte sich wieder nieder. Nun stand der Zweite auf, und machte eben dergleichen Zeichen. Er empfing ein Stück, wie der Vorige, betrachtete es auf beiden Seiten, schien aber noch unschlüssiger zu sein, als Jener, ob er es nehmen, oder mich anpacken solle. Ich merkte gar wohl die große Gefahr, worin ich schwebte, und das Herz pochte mir gewaltig.«

»Unterdessen fuhren wir mit großer Geschwindigkeit den Fluß hinab. Auf halbem Wege geriethen meine beiden Führer in einen heftigen Wortwechsel, und aus ihren Geberden konnte ich schließen, daß die Frage unter ihnen war, ob sie über mich herfallen sollten, oder nicht? Ich erschrak darüber, daß mir die Glieder zitterten. In der Angst hob ich die Augen gen Himmel, und rief den Allmächtigen um Hülfe in dieser Noth an. Da war es, als ob mir Einer sagte, ich solle singen. Ein wunderliches Mittel, die Furcht zu vertreiben! Dennoch ergriff ich es. Ich sang also aus vollem Halse, daß es auf beiden Seiten des Flusses im Walde wiederschallte; und so erfuhr ich an mir selbst, was ich oft gehört, aber nie geglaubt hatte, daß die größte Furcht einen Menschen zum Singen bringen kann.

Die beiden Indier, welchen mein Singen spaßhafter vorkommen mußten, als es gemeint war, sperrten vor heftigem Lachen das Maul so gewaltig auf, daß ich ihnen bis in den Schlund hineinsehen konnte; indeß glaubte ich in ihren Blicken zu lesen, daß sie mir weder Furcht noch Argwohn zutrauten.«

»Indem ich nun immerfort mit gleicher Anstrengung sang, so ging die Barke so schnell, daß ich bald unsere Schaluppe erblickte. Ich winkte hierauf unsern Leuten, und sie kamen sogleich ans Ufer gelaufen. Ich gab alsdann meinen Führern zu verstehen, daß sie Beide ins Vordertheil zusammentreten, und in dieser Stellung landen sollten. Dies geschah, und so war ich sicher, daß mir Keiner einen Fang von hinten geben konnte. Ich trat hierauf wohlbehalten ans Land, und die beiden Indier ruderten zurück.«

»Die Nacht über blieb Alles ruhig. Als aber die Sonne aufging, und unsere vier Leute mit dem Büffel noch immer ausblieben, so fingen wir an zu argwöhnen, daß es nicht richtig mit ihnen stehen müsse. Bald darauf sahen wir zwei Indier erscheinen, die Etwas vor sich hertrieben. Es war ein Büffel, aber nicht der, den ich gestern gekauft hatte. Einer von uns, der etwas von der Landessprache verstand, mußte hierauf fragen, warum sie nicht den rechten Büffel brächten, und wo unsere vier Gefährten blieben? Die Indier antworteten, man habe jenen nicht fortbringen können, diese aber kämen bald nach, und brächten einen andern. Diese Antwort beruhigte uns einigermaßen.«

»Als ich bemerkte, daß der gebrachte Büffel fast eben so wild und unbändig war, als der gestrige, so ließ ich ihm die Füße mit einer Art lähmen. Aber kaum stürzte er hierauf nieder, so fingen die Indier an

zu heulen und auf eine fürchterliche Weise zu schreien. Dies schien ein verabredetes Zeichen zu sein; denn in dem nämlichen Augenblicke stürmte eine Menge von Indiern aus dem Walde heraus, deren vierzig bis funfzig gerade auf uns zurannten. »Kinder,« rief ich meinen Leuten zu, »haltet euch wohl. Dies Lumpengesindel soll's uns noch nicht thun!« Aber kaum hatte ich dies gesprochen, so sah ich noch einen ganzen Schwarm, meistens mit Schilden, einer Art von Schwertern, und mit kleinen Wurfspießen bewaffnet, die man Assagaien nennt, hervorstürzen, und den Weg nach unserer Schaluppe nehmen. Dieser Anblick änderte meine Gedanken. »Kinder!« rief ich jetzt, »lauft nach der Schaluppe, sonst sind wir Alle verloren!« Wir rannten Alle zugleich dahin, und wer nicht zeitig genug hineinspringen konnte, der warf sich ins Wasser und schwamm nach.«

»Unsere Feinde folgten uns auf dem Fuße. Zum Unglück konnten wir nicht so geschwind abstoßen, als die Noth es erfoderte. Die Segel waren über die ganze Schaluppe, in Gestalt eines Zeltes, ausgespannt; und ehe wir hineinkommen konnten, waren uns die Indier auf dem Halse, und rannten verschiedenen von unsern Leuten die Assagaien dergestalt in den Leib, daß ihnen die Gedärme herausfielen. Wir fochten indeß mit den beiden Aexten und mit dem rostigen Degen erstaunlich um uns herum. Besonders zeichnete sich unser Schiffsbäcker, ein langer, starker Mann, durch seine Tapferkeit aus. Zum Unglück wollte der Anker sich nicht losziehen lassen. Ich rief daher dem Schiffsbäcker zu: »Hau ab das Seil!« Allein er konnte nicht damit zu Stande kommen. Ich sprang daher zu ihm hin, und legte das Seil auf den Bord der Schaluppe; worauf er es ohne Mühe entzweihieb. Nun stießen wir

ab. Die Indier verfolgten uns zwar, indem sie ins Wasser wadeten; aber da sie bald den Grund verloren, so mußten sie ablassen.«

»Wir fischten nunmehr diejenigen von unsern Leuten auf, die um uns her schwammen, weil sie nicht gleich hatten in die Schaluppe kommen können. Aber jetzt, da wir den Mordgewehren der Indier entgangen waren, drohete uns der gefährliche Wogenbruch, durch den wir nothwendig hindurch mußten, den Tod. Unsere Feinde, die unsern Untergang daselbst für unvermeidlich hielten, liefen auf die Landspitze, um Zeugen davon zu sein und uns aufzulauern. Allein die Vorsehung hatte ein anderes beschlossen. Sie, welche uns nun schon mehrmahls auf die wunderbarste Weise gerettet hatte, wußte auch jetzt ein Mittel, uns noch einmahl dem Verderben zu entreißen. Der Wind nämlich, der bis auf diesen Augenblick von der See her wehete, mußte sich plötzlich drehen und vom Lande herblasen. Dies verminderte sogleich die Wut der Wellen und förderte unsern Auslauf. Unsere Schaluppe schnitt glücklich durch, und erreichte die offene See.«

»Und nun erst hatten wir Zeit, unsern ganzen Verlust zu bemerken. Das Erste, was uns in die Augen fiel, war der brave Schiffsbäcker, der so ritterlich gefochten hatte, und der mit einem vergifteten Gewehr nahe am Nabel verwundet war. Das Fleisch rings herum war bereits schwarz, ungeachtet nur erst einige Minuten darüber verflossen waren. Ich vertrat die Stelle des Feldschers, und schnitt ihm das schwarze Fleisch heraus, damit das Gift nicht weiter um sich fressen könne. Allein ich quälte ihn umsonst. Er fiel im Augenblicke todt zur Erde, und wir warfen ihn ins Wasser. Als wir hierauf unsere Leute zählten, so fehl-

ten uns sechzehn, die vier Mann mit eingerechnet, die in dem Indischen Dorfe übernachtet hatten. Es ging uns sehr nahe, daß wir diese hatten verlassen müssen; aber wir trösteten uns wieder mit dem Gedanken, daß ihnen wahrscheinlicher Weise damahls kein Leid mehr widerfahren konnte, weil sie vermuthlich die ersten Schlachtopfer gewesen waren.«

4.

Abermahlige Landung auf Sumatra. Bontekn entdeckt auf einem Berge die Fahrt nach der Insel Java. Ankunft zu Batavia.

Ich fahre fort, unsern wackern Bontekn selbst reden zu lassen, weil ich versichert bin, daß meine jungen Leser auch das Ende seiner merkwürdigen Geschichte am liebsten aus seinem eigenen Munde hören werden.

»Wir hatten jetzt, wie gesagt, den Wind hinter uns; aber wir hielten uns an der Küste. Unser Vorrath an Lebensmitteln bestand nur in einigen Hühnern und etwas Reiß. Dies, unter funfzig Menschen ausgetheilt, hielt nicht lange vor; wir mußten also wieder ans Land, und wir liefen in die erste Bai, die uns vorkam.«

»An dem Strande derselben sahen wir zwar eine Menge Indier stehn; aber sie liefen Alle davon, sobald wir auf sie zufuhren. Da wir von diesen Unmenschen doch keine Hülfe erwarten konnten, so war es uns lieb, daß sie sich davon machten. Wir fanden indeß frisches Wasser, und auf den nächsten Klippen Austern und Seeschnecken die Fülle. Glücklicherweise hatten wir einen Hut voll Pfeffer an Bord, den ich in dem Indischen Dorfe kaufte, und dieser diente uns jetzt dazu, die

Austern damit zu würzen. Als wir uns gesättiget hatten, steckte Jeder die Taschen voll, und wir machten uns mit zwei Fäßchen süßen Wassers wieder in die Schaluppe.«

»Ich schlug beim Wegfahren vor, wir wollten etwas weiter in die See stechen, um desto geschwinder fortzukommen. Mein Rath wurde genehmiget; aber bald wäre er uns theuer zu stehen gekommen. Denn während der Nacht machte sich ein heftiger Sturm auf, der uns gewaltig zusetzte. Unser kleines Fahrzeug hielt sich indeß gut; und da wir den Sturm glücklich überlebten, so hatten wir Ursache, auch in diesem Zufalle die Lenkung der göttlichen Vorsehung zu verehren. Denn wären wir in der Nähe des Strandes geblieben, so würden wir gewiß bei entstandenem Sturme in den nächsten Fluß gelaufen sein. Daselbst würden wir aber, wie wir in der Folge erfuhren, unmenschliche Indier gefunden haben, die schon manchen Holländer in die andere Welt geschickt hatten. So thut der Himmel oft den Menschen Gutes, indem sie thörichter Weise Ursache zu haben wähnen, über ihn zu murren!«

»Mit anbrechendem Tage sahen wir drei Inseln vor uns liegen. Wir beschlossen, bei einer derselben auszusteigen, ob wir sie gleich für unbewohnt hielten, in der Hoffnung, daß wir vielleicht einige Lebensmittel antreffen würden. Wir fanden daselbst eine Gattung Rohr, von der Dicke eines Beins. Davon höhlten wir verschiedene Stücke bis auf den untersten Knoten mit einem Stocke aus, füllten sie hierauf mit Wasser, und verstopften sie oben mit einem Pfropfe. Auf diese Weise versorgten wir uns reichlich mit Trinkwasser. Es gab hieselbst auch Palmbäume, auf deren Gipfeln eine Art

Blumenkohl wächst, den man essen kann. Sonst fanden wir auf der ganzen Insel nichts.«

»Eines Tages, da ich am Fuße eines hohen Felsens stand, kam mir eine außerordentliche Lust an, hinaufzusteigen und zu versuchen, ob ich etwa irgend Etwas zu entdecken vermöchte, was uns nützlich werden könnte. Aller Hoffnung, daß wir die Fahrt nach der Insel Java finden würden, beruhete lediglich auf mir, weil ich der einzige von der Gesellschaft war, der die Schifffahrt verstand. Ich selbst aber war unglücklicher Weise nie in Indien gewesen; auch hatte ich weder Kompaß, noch irgend ein andereres tüchtiges Schiffergeräth. Ich konnte daher nur nach Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen handeln, und war meiner Sache gar nicht gewiß. Dies beunruhigte mich gar sehr, und mit beklommenem Herzen stieg ich den Felsen hinan.«

»Als ich oben auf der Spitze war, so verlor sich mein Gesicht in dem unermeßlichen Raume des Himmels und der See. Land erblickte ich nirgends. Voll Jammers fiel ich bei dieser trostlosen Aussicht auf meine Knie, und betete unter Seufzen und Thränen so heftig, daß ich es nicht zu beschreiben vermag. Jetzt wollte ich wieder hinabsteigen, und warf meine Augen noch einmahl rund umher. Da kam es mir vor, als verzögen sich die Wolken, die den fernen Horizont bedeckten, und nicht lange, so wurde es wirklich hell, und ich erblickte in weiter Entfernung zwei hohe blaue Berge. Sogleich fiel mir ein, daß ich einst in Holland von Wilhelm Schouten, der zweimahl in Ostindien gewesen war, gehört hatte, auf dem Vorgebirge von Java ständen zwei hohe Berge, die von ferne gesehn, sich so zu zeigen pflegten, wie diejenigen, welche ich jetzt vor mir hatte. Wie freute ich mich, daß ich ehe

ehemahls nicht unterlassen hatte, auf diesen Umstand in der Erzählung zu achten, und wie sehr bestärkte mich dies in dem Grundsatze: daß man Augen, Ohren und Geist immer offen haben muß, um Alles, was uns vorkommt, recht genau zu merken, weil man nicht wissen kann, wozu es uns einst nützlich sein werde.«

»Voll Freuden stieg ich den Berg hinab, und erzählte meinen Gefährten, was ich entdeckt hatte. Auch Diese wurden dadurch neu belelebt. Jeder trug hierauf mit großem Eifer Wasser und Palmkohl in die Schaluppe. Man machte die Segel zurechte, und da der Wind uns gerade günstig war, so fuhren wir ungesäumt von dannen.«

»Ich steuerte gerade auf die Oeffnung zwischen den beiden wahrgenommenen Bergen zu, und als die Nacht darüber einbrach, richtete ich mich nach den Sternen. Um Mitternacht sahen wir Feuer. Wir glaubten anfangs, daß es von einer Fischerbarke herrühre; aber als wir näher kamen, bemerkten wir, daß wir bei einer kleinen Insel vorbeisegelten. Als wir um die Ecke derselben herumwaren, sahen wir auf der andern Seite abermahls Feuer, und diesmahl schlossen wir aus einigen Zeichen, daß es von Fischern herrühren müsse.«

»Mit Anbruch des Tages bekamen wir Windstille Wir befanden uns, ohne es zu wissen, in einem Busen von Java. Ein Bootsmann stieg auf den Mast, und rief sogleich: er sehe eine Menge Schiffe, und könne 23 zählen. Eine entzückende Botschaft! Vor Freude hüpften und schrien wir, wie die Kinder. Man setzte sich sofort an die Ruder, und trieb die Schaluppe eiligst auf die Flotte los.«

»Als wir dieser ins Gesicht kamen, befand der Anführer derselben, der Holländische Seeherr oder Admiral, Friedrich Houtmann von Alkmar, sich gerade auf seiner Galerie, und betrachtete uns durchs Fernglas mit großer Verwunderung, weil er nicht wußte, was er aus uns machen sollte. Er schickte uns hierauf ein Boot entgegen, um zu hören, wer wir wären? Die Leute darin erkannten uns; denn sie waren auf einem der Schiffe gekommen, die mit uns zugleich aus dem Texel segelten, und von welchen wir uns nachher

trennten. Sie nahmen Rollen und mich in ihr Boot, und führten uns zum Admiral, dessen Schiff die Dortrechtsche Jungfrau hieß.«

»Der Admiral hieß uns willkommen. Aber weil ihn der bloße Anblick unserer von Noth, Hunger und Kummer entstellten Leiber überzeugte, daß eine Mahlzeit uns mehr, als eine lange Unterredung behagen würde, so ließ er ungesäumt den Tisch decken. Als ich hier nun Brot und andere gewohnte Speisen auftragen sah, so wurde mir von freudiger Rührung das Herz so beklemmt, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und daß ich anfangs gar nicht essen konnte. Auch für unsere Leute wurde gesorgt; man vertheilte sie auf die Schiffe, und bewirthete sie daselbst brüderlich.«

»Jetzt erzählte ich dem Admiral alle unsere Schicksale, die ihn in Erstaunen setzten. Er beschloß hierauf, uns nach Batavia, der Hauptstadt von Java, zum Generalstatthalter der Holländischen Besitzungen in Indien zu schicken; und dieser Vorsatz wurde denn auch sogleich ins Werk gerichtet, nachdem man uns zuvor mit Indischen Kleidungsstücken versehen hatte.«

»Wir ließen uns bei unserer Ankunft sogleich zum Statthalter führen, und ich machte demselben eine umständliche Beschreibung von unsern Abenteuern. Er hörte mir aufmerksam zu, und ließ mich fortreden, ohne mich zu unterbrechen. Als ich fertig war, sagte er ganz trocken: »Es ist ein großes Unglück; aber wer kann helfen?« Er ließ hierauf Spanischen Wein bringen, nahm einen goldenen Becher, und trank meine und Rollens Gesundheit, jede besonders. Und nun fing er an, treuherziger und gesprächiger zu werden.«

»Acht Tage lang ließ er uns an seiner Tafel speisen. Endlich, als sich eine Gelegenheit anbot, uns wieder anzustellen, machte er mich zum Kapitän, Rollen aber zum Kaufmann eines Schiffes von zwei und dreißig Kanonen, welches Bergerboot hieß; und wir freuten uns herzlich, daß wir, als bisherige Unglücksgefährten, nun auch künftig wieder auf Einem Schiffe dienen sollten.«

»Unsere fernern Schicksale gehören nicht hieher.«

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Achtzehntes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Zweiter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Reise des Herausgebers, von Hamburg bis in die Schweiz.

Erste Sammlung
merkwürdiger
Reisebeschreibungen
für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Zweiter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Reise des Herausgebers, von Hamburg bis in die Schweiz.

Reise des Herausgebers

von

Hamburg bis in die Schweiz,

im Jahre 1785.



1.

Absicht dieser Reise. Abfahrt von Hamburg. Ankunft in Braunschweig.

Meine Gesundheit hatte unter übertriebenen Stubenarbeiten sehr gelitten. Ich nahm ab an Kraft und Munterkeit, meine Gestalt verfiel, und ich fühlte mich völlig unfähig, sogar zu solchen Geschäften, die ich sonst wol spielend zu verrichten pflegte.

Umsonst wurden Arzt und Arzeneibereiter zu Hülfe gerufen! Umsonst fing ich an, Pyrmonter und Stahlwasser zu trinken! Das Uebel blieb; es wurde sogar noch schlimmer, als zuvor. Der Gebrauch dieses Wassers, welches für so viele andre Menschen heilsam befunden wurde, schien eine schlimme Wirkung auf meine Brust zu äußern: meine Kränklichkeit hatte das Ansehn, nunmehr Auszehrung werden zu wollen.

Seht da, ihr jungen Freunde, ein abermahliges Beispiel, wie jede Ausschweifung, jede Abweichung von dem geraden Wege der Natur ihre gewisse Strafe mit sich führt! *Die Natur will, daß wir arbeiten und zwar recht viel arbeiten sollen, aber nicht mit dem Geiste allein, auch nicht mit dem Körper allein, sondern mit Beiden zugleich, wenigstens abwechselnd mit Beiden und mit Beiden gleichviel.* Thun wir dieses nicht, lassen wir z. B. den Körper zu viel ruhen, den Geist zu viel arbeiten, und machen wir uns nach jeder vollendeten Geistesarbeit nicht alsobald eine tüchtige Körperbewegung, es sei nun durch Handarbeit oder durch Gehen,

Mastbaum stellte, um die Gesellschaft, während der Ueberfahrt, mit Sang und Klang zu belustigen. Ich freute mich des Zufalls, der uns diesen Barden *) zugeführt hatte; aber wie bald verwandelte sich meine Freude in den bittersten Unwillen! Der Barde war nämlich ein elender Zotenmacher, der unser Ohr mit den schmutzigsten und schändlichsten Liedern beleidigte. Und doch — so geht es in der Welt! — wurden seine Zoten von einem großen Theile der Gesellschaft herzlich belacht und mit innigem Wohlgefallen angehört! Je schmutziger das Lied, desto lauter das Gelächter.

Es ist ein schöner und großer Anblick, die Städte Hamburg und Altona von der Wasserseite liegen zu sehen. Beide sind so nahe an einander gebaut, daß man den Zwischenraum für einen großen öffentlichen Platz nimmt, und Beide für eine einzige hält. Der Wald von Masten, welcher aus der Elbe emporragt, und die vielen hohen Thürme, welche ihre Spitzen in die Wolken strecken, verherrlichen diesen Anblick. Ich konnte mich nicht satt daran sehen, ungeachtet es nicht das erste Mahl war, daß ich diese Ueberfahrt machte.

Wir brachten, obgleich der Wind zur Hälfte günstig war, drei volle Stunden zu, ehe wir Haarburg erreichten. Das rührt von den vielen Krümmungen des Fahrwassers zwischen den Inseln her, welche keine gerade Fahrt gestatten.

Haarburg ist eine, zwar nicht große, aber ungemein nahrhafte Stadt im Fürstenthume Lüneburg. Sie liegt an der Seve, welche hier in die Elbe fällt. Man findet hier verschiedene blühende Gewerkshäuser, worunter besonders eine Wachsbleiche, eine Zuckersiederei

*) So nannten unsere Vorfahren ihre Sänger.

und gute Wollenarbeitshäuser sich auszeichnen. Ihr Handel, besonders der mit Holz, ist gleichfalls sehr einträglich. Das daneben liegende feste Schloß soll jetzt entwallt, d. i. seiner Festungswerke beraubt werden. Warum? Weil man heutiges Tages einsieht, daß viele Festungen, deren Unterhaltung jährlich große Summen kostet, zur Zeit eines feindlichen Einfalls, oft mehr dem Feinde, als Denen nützlich werden, in deren Lande sie liegen. Jener nämlich nimmt sie ein, oder schießt sie in den Grund; Diese, die ihre eigene Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln sich nicht entschließen können, finden es schwerer, sich ihrer nachher wieder zu bemächtigen, und die Folge davon ist, daß der Feind aus dem Lande, welches er einmahl in Besitz genommen hat, nicht leicht wieder vertrieben werden kann. Hiezu kommt, daß eine Armee, die viele Festungen zu beschützen hat, einen großen Theil ihrer Mannschaft zu Besatzungen hergeben, und sich dadurch merklich schwächen muß. Aus diesen Gründen findet man es heutigen Tages rathsam, sich auf einige Hauptfestungen, welche die Grenzen beschützen, einzuschränken, und die übrigen minder beträchtlichen nach und nach eingehen zu lassen.

Ich hatte zu meiner Reise nach Braunschweig gerade die unbequemste Zeit getroffen. Es war nämlich kurz vor der dortigen Sommermesse. Ich fand daher, bei meiner Ankunft in Haarburg, das Posthaus von einigen siebzig Kaufleuten belagert, welche alle zu gleicher Zeit fortgeschafft zu werden verlangten. Nun war man aber auf so viele Pferde und Wagen, als hierzu erfodert wurden, nicht gefaßt. Es entstand daher viel Geräusch und Zank, theils unter den Reisenden, theils zwischen diesen und den Postbedienten, weil Jeder zu-

erst fortgeschafft zu werden verlangte, und doch nicht Alle zugleich fortgeschafft werden konnten. Die meisten von uns mußten sich bequemen, von drei Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht zu harren, da wir denn endlich nach und nach Alle mit einem erbärmlichen Fuhrwerke, welches man hier Postkalesche, in andern Ländern Ackerwagen nennt, und mit elenden Bauerpferden, die schon des Tages Last und Hitze vor dem Pfluge oder Mistwagen getragen hatten, nothdürftig versorgt wurden.

Auf diese Weise wurde die ordentliche Post von mehr als zwanzig Beiwagen begleitet, die außerordentlichen Posten ungerechnet; und das hatte die Folge, daß wir auf jeder neuen Raste oder Station abermahls viel Verwirrung und großen Mangel an Pferden fanden. Auch hielt es schwer, in den elenden Schenken, die man auf dieser Straße trifft, irgend eine genießbare Erfrischung zu bekommen, weil Diejenigen, welche zuerst ankamen, gemeiniglich den ganzen Vorrath des Hauses schon in Beschlag genommen, oder aufgezehrt hatten. Aber auf dergleichen kleine Widerwärtigkeiten muß Derjenige, welcher reisen will, schon gefaßt sein. Dem Verzärtelten, der das nicht zu ertragen vermag, muß man rathen, daheim zu bleiben und auf das Vergnügen und den Nutzen des Reisens Verzicht zu thun.

Die ganze Strecke zwischen Haarburg und Zelle und von da bis nahe vor Hannover ist eine der ödesten, unfruchtbarsten und unangenehmsten in Deutschland. Der Grund ist entweder trockner und unfruchtbarer Sand, oder sumpfiges Moor. Es ist ein gräulicher Anblick, oft meilenweit keinen Baum, keine Hütte, kein angebautes Feld, sondern überall nichts als dürres Heidekraut zu sehen, welches dem Boden, den es bedeckt,

ein so finsteres, trübseliges Ansehen giebt, daß man die Augen unwillkührlich schließt, und sich freut, wenn man von einer Raste zur andern schlafen, oder wenigstens wachend träumen kann.

Je weiter man gegen Zelle kommt, desto mehr verliert sich nach und nach das Oede und Traurige der Heidegegend, und das Auge des Reisenden, welches so lange keinen Gegenstand fand, auf dem es mit Wohlgefallen ruhen konnte, ergetzt sich nunmehr von Zeit zu Zeit an dem Anblicke kleiner Waldungen, in welchen allerliebste Dörfer wie versteckt liegen. Diese Walddörfer haben etwas so Lachendes und Reizendes, daß ich mich nicht erinnere, jemahls etwas Aehnliches gesehen zu haben. Statt des Kothes und der holperigen Steinwege, die man in andern Dörfern anzutreffen gewohnt ist, findet man hier einen schönen, ebenen, grünen Anger, und jeder Bauerhof hat seine eigene, artige Einfassung von Holzwerk, die ihm ein angenehmes Ansehen giebt. Was aber jedem Reisenden in diesen Dörfern nothwendig befremdend scheinen muß, daß ist die Bemerkung eines fast allgemeinen Mangels an Obstbäumen. Die Bewohner derselben scheinen mehr für ihre Schweine, als für sich selbst zu sorgen. Denn statt der Obstbäume haben sie ihre eingezäunten Hofplätze rund um die Wohnung herum fast durchgängig mit Eichen bepflanzt; vermuthlich, weil sie lieber Speck und Wurst, als Obst essen, und die Schweine für nützlicher, als den Obstbaum halten.

Wir waren noch etwas mehr als eine Meile weit von Zelle entfernt, als uns mit der einbrechenden Nacht ein sehr heftiger Gewitterregen überfiel. Ich glaubte, gegen jede Witterung durch Ueberrock und Mantel hinlänglich geschützt zu sein; allein ich hatte mich

geirrt. Der Regen ergoß sich so gewaltig und unaufhörlich, daß eine sechsfache Bekleidung nicht hinreichte, ihn abzuhalten. Ich wurde bis auf die Haut durchgenäßt, und langte um Mitternacht in Zelle an.

Zelle ist ein ziemlich großer und gar nicht unangenehmer Ort, von etwa 1400 Häusern, wovon aber die in den Vorstädten den größern Theil ausmachen. Er liegt an der schiffbaren Aller, welche bekanntlich in die Weser fällt. Dies gewährt den Einwohnern den Vortheil eines ziemlich beträchtlichen Handels nach Bremen, besonders mit Korn und Holz, wofür man Wein, Spezereien und andere ausländische Kaufmannsgüter zurückerhält, und von hieraus sowol ins Hannöverische als auch ins Braunschweigische weitersendet.

Weil Zelle ehemahls die Hofstadt der Herzoge von Lüneburg war, bis dieses Land, zu Anfange dieses Jahrhunderts, mit Erlöschung der Zellischen Linie, an Hannover fiel, so sieht man hier auch noch ein ansehnliches fürstliches Schloß, welches mit Wall und Graben umgeben ist. Die Stadt selbst hat gleichfalls einige, wiewol sehr unbedeutende Festungswerke. Was ihr aber mehr, als diese werth sein muß, ist das Oberappellationsgericht des Kurfürstenthums Hannover, welches man hierher verlegt hat. Aber ich muß meinen jungen Lesern wol erst einen Begriff von einem solchen Gerichte machen.

Richter — auch die weisesten und gerechtesten unter ihnen — sind Menschen, können also irren, und aus Irrthum eine gerechte Sache für Unrecht erklären. Deßwegen ist in allen wohleingerichteten Staaten die gute Einrichtung getroffen, daß man von dem einen Gerichte, dessen Urtheilsspruch uns ungerecht zu sein

cheint, sich an ein anderes wenden, oder wie man zu sagen pflegt, appelliren kann, um seine Sache von neuen untersuchen zu lassen. Derjenige Gerichtshof nun, welcher unter allen der höchste ist, das heißt, an welchen man sich zuletzt wendet, wird das Oberappellationsgericht genannt.

Meine jungen Leser begreifen, daß ein Ort, an welchem ein solches Gericht ist, von Fremden besucht wird, die ihre Sache daselbst ausmachen wollen. Diese verzehren allda ihr Geld, und das bringt Nahrung für einen solchen Ort. Deßwegen sagte ich, daß das in Zelle befindliche Oberappellationsgericht der Stadt so wichtig sei.

Aber sie hat auch noch andere Quellen der Nahrung und des öffentlichen Wohlstandes. Es giebt hier nämlich auch einige gute Fabriken, wie z. B. Wachsbleichen, Gold- und Silber-, Hut- und Strumpf-Arbeitshäuser. Ueberdas sagt man dieser Stadt zum Ruhme nach, daß daselbst noch vorzüglich gute Sitten herrschen sollen, welches einige Leute bewogen hat, sich entweder selbst dahin zu begeben, oder wenigstens ihre Kinder da erziehen zu lassen. Und daraus sehen wir denn, daß es für ganze Städte eben so wichtig, als für einzelne Personen ist, den Ruf einer unbescholtenen und guten Lebensart zu haben! —

Ein Theil des Weges zwischen Zelle und Braunschweig ist ein Sandmeer; ein anderer Theil geht über unermeßliche Anger, welche die schönsten Wiesen abgeben und einige tausend Fuder Heu hervorbringen könnten, wenn der hiesige Landmann zu bewegen wäre, sich eine vernünftigere, für ihn und das Land zehnmal vortheilhaftere Landwirthschaft gefallen zu lassen. Jetzt nämlich gehören diese meilenweiten Anger ganzen Dorf-

schaften zu; sie liegen allem und jeden Viehe offen, und gewähren daher nur eine kärgliche Weide, welche Keinem sehr zu Statten kommt. Schritte man zu einer Vertheilung derselben, und gäbe jedem Landmanne dasjenige Stück, welches ihm zukäme, zum Eigenthume, umzöge hierauf Jeder den ihm zugefallenen Antheil mit einem Graben, oder wo dieses nicht nöthig wäre, mit Zaun oder Hecke, um die darauf wachsende Grasung zu schonen: so würde er sicher noch einmahl so viel Vieh halten, oder sein überflüssiges Heu in solche Gegenden verkaufen können, wo Mangel daran ist. Aber zu einer solchen Vertheilung der gemeinen Weide, welche nun schon in mehren Ländern mit dem glücklichsten Erfolge eingeführt worden ist, hat man den hiesigen, etwas trotzigen und auf seinem Kopfe einfältiger Weise bestehenden Landmann bis jetzt noch nicht bewegen können.

In eben dem Maße, in welchem man sich dem an das Lüneburgische grenzenden Herzogthume Braunschweig nähert, nimmt der Anbau des Landes zu. Die öden Heiden und Moore verschwinden, und weite wohlbestellte Feldmarken und fruchtbare Wiesengründe treten an ihre Stelle.

Wir langten noch vor Sonnenuntergang in Braunschweig an. Ich untersuchte zuvörderst meinen Gesundheitszustand, und fand zu meinem Vergnügen, daß er sich merklich gebessert hatte. Meine Brustschmerzen hatten sich größtentheils verloren, und das Rütteln, Schütteln und Stoßen des unbequemen Postwagens hatte meinen Nerven neue Spannung, meinem Blute einen frischen Lauf verliehen. Ich fing also an, zu glauben, daß ich dem Tode diesmahl entlaufen würde, und

beschloß, den Gebrauch des anschlagenden Genesungsmittels muthig fortzusetzen.

2.

Aufenthalt in Braunschweig. Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten dieses Orts.

Braunschweig ist bekanntlich der Hauptort des eben so benannten Herzogthums, und die Hofstadt des Herzoges. Sie wird von dem kleinen Okerflusse durchschnitten, den man unter der vorigen Regierung zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel mit vielen Kosten schiffbar zu machen vergebens sich bemüht hat *). Diese ansehnliche Stadt hat eine halbe Meile im Umfange, und ist wohl befestiget **). Aber die Straßen derselben sind krumm und ziemlich enge, die Häuser großentheils altfränkisch, einige öffentliche und einige neuere Privat-Häuser ausgenommen. Was aber dieser Stadt vorzüglich zur Zierde und zur Bequemlichkeit gereicht, sind die breiten und ebenen Steine, welche längs der Häuser einen reinlichen und bequemen Weg für die Fußgänger bilden. Die Zahl der Einwohner wird auf 32000 geschätzt, welches, in Beziehung auf die Größe der Stadt, nicht viel ist.

Von den hiesigen Schlössern, Natur- und Kunstsammlungen, dem Zeughause und andern dergleichen Sehenswürdigkeiten werden meine Leser mir die Beschreibung

*) In Büschings Erdbeschreibung steht, daß er schiffbar gemacht worden sei. Dies ist aber nicht der Fall.

**) Seit einigen Jahren sind ihre Wälle abgetragen und in Gärten und Spaziergänge verwandelt werden.

Anm. z. neuen Ausgabe.

gern erlassen, weil dieselbe weder unterhaltend noch lehrreich für sie sein dürfte.

Braunschweig gehört unter die vorzüglichern Handelsstädte in Deutschland, ungeachtet es weder an einem schiffbaren Strome, noch an einem Seehafen liegt. Aber die Wege zwischen hier und Hamburg, Hannover, Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg, sind fast immer, und vornehmlich um die Zeit der beiden hiesigen Messen, mit Frachtfuhren bedeckt, woraus man auf den beträchtlichen Waarenumsatz schließen kann, welcher an diesem Orte gemacht werden muß. Davon kann auch Folgendes zum Beweise dienen. Ungeachtet die Abgaben, welche auf dem hiesigen Packhofe von den hier eintreffenden Kaufmannsgütern entrichtet werden, sehr geringe sind, so sollen sie doch jährlich eine Summe von ungefähr 200,000 Thalern ausmachen.

Unter den hiesigen Werkstätten zeichnet sich besonders die der Herrn Grabenhorst aus, welche Salmiak und das sogenannte Glaubersche Wundersalz, ein schätzbares Arzeneimittel, verfertigen lassen, und eine sehr gute Lackirfabrik aus. Die ergiebigste Nahrungsquelle aber, und woran die meisten Bewohner dieses Orts mehr oder weniger Antheil nehmen, besteht jetzt in dem Anbau und der Zubereitung der Eichorienwurzeln, welche bekanntlich einen schon weit und breit beliebten wohlfeilen Ersatz für den theuern Kaffee gewähren.

Zur Zeit der Messen ist Braunschweig ein sehr lebhafter Ort; allein das Vergnügen abgerechnet, welches der Anblick so vieler Menschen und des kaufmännischen Gewühls verursachen kann, ist diese Zeit für einen Fremden, der nicht selbst Kaufmann ist, hier vielleicht die unbequemste. Denn erstens ist es alsdann in den

hiesigen Gasthöfen um ein beträchtliches theurer, als sonst; und zweitens herrscht allhier zu dieser Zeit fast durchgängig, besonders an den öffentlichen Tischen der Wirthe, ein Ton, der nicht für Jedermann der angenehmste ist. Ich möchte ihn den Kaufmannston nennen, weil man ihn an allen Orten, wo Messen gehalten werden, z. B. in Frankfurt und Leipzig, wiederfindet. Ein angenommener Freisinn, mit etwas Uebermuth und Geldstolz begleitet, und ein erzwungenes, oft sehr ins Abgeschmackte fallendes Witzeln sind die Hauptunterscheidungszeichen desselben. Die Herren Handelsleute fühlen nämlich, daß sie zur Zeit der Messe an einem solchen Orte die Hauptpersonen sind; ihr Stand ist einer der unabhängigsten, und die halbe, oft verfehlte Bildung des Geistes, welche Vielen unter ihnen zu Theil wurde, pflegt in einen Gernwitz auszuarten, der oft noch viel beschwerlicher zu hören ist, als schlichter Unverstand.

Aber auch hier, wie in allen Dingen, giebt es der Ausnahmen viele. Denn unter den Braunschweigischen Kaufleuten, wie an andern Orten, lernte ich einige sehr ehrenwerthe Männer kennen, welche Aufklärung, Würde und feine Sitten auf die liebenswürdigste Weise vereinigen. Ich bin meinen jungen Lesern hiervon ein Beispiel schuldig, welches lehrreich für sie werden kann. Ich theile es daher mit, ungeachtet ich es mit einiger Beschämung für mich selbst erzählen muß.

Es war am zweiten Tage meines Hierseins. Um mir die Mühe zu erleichtern, einige Männer, die ich besuchen wollte, aufzufinden, hatte ich mir einen Lohnbedienten bestellen lassen. Dieser blieb mir aber etwas zu lange aus; ich machte daher erst einen Gang allein, und hinterließ in meiner Wohnung, daß man ihn, wenn er

kommen würde, nach einem gewissen bekannten Kaufmannshause schicken möchte, um meiner allda zu warten; daselbst würde ich mich nach einer halben Stunde einfinden, um mich von ihm führen zu lassen.

Ich hatte den Herrn des Hauses, so wie den Lohnbedienten, den ich bekommen sollte, noch nie gesehen. Als ich daher nach einer halben Stunde mich dahin verfügte, und in der Hausthür einen sehr wohlgekleideten Mann, neben ihm einen andern, zwar in anständiger, aber schlichter blauer Kleidung, stehen sah, nahm ich es auf halben Blick, und ohne erst darüber nachzudenken, für entschieden an, daß jener der Hausherr, dieser — noch schäme ich mich des Irrthums — der bestellte Lohnbediente wäre. Um mich in diesem Irrthume zu bestärken, redete mich, sobald ich still stand, nicht der schön gekleidete, sondern der blaue Herr an, und verlangte zu wissen, was zu meinen Diensten stände? »Hier, Freund,« antwortete ich, indem ich eine Karte aus der Tasche zog, »sind die Namen Derer, die ich heute besuchen möchte.« Wohl, versetzte der blaue Mann, mein Sohn soll mit Ihnen gehen, um Ihnen die Wohnungen zu zeigen. »Nicht doch, war meine Anwort, ich brauche ihn selbst;« — und erst, nachdem ich Dieses ausgesprochen hatte, schoß es mir, wie ein Blitz, in die Seele, daß ich mich in der Person, die ich vor mir zu haben glaubte, vielleicht geirrt hätte. Ein einziger Blick, auf des Mannes edle Gesichtsbildung und auf sein ganzes anständiges Wesen geworfen, überzeugte mich, daß dem wirklich so war. Aber ehe ich noch Zeit hatte, meinen beleidigenden Irrthum zu entschuldigen, überhäufte mich der gute Mann, dem ich gänzlich unbekannt war, mit den größten Höflichkeiten, führte mich in seine Schreibstube, und zwang mich gleichsam, seinen eben so

artigen Sohn zu meinem Begleiter und Führer anzunehmen.

Was sagen meine jungen Leser zu diesem Benehmen? War es nicht ausnehmend gütig und edel?

Mich, für meinen Theil, ergetzen sittliche Bemerkungen dieser Art auf meinen kleinen Reisen zehnmahl mehr, als der Anblick der seltensten Kunstsachen. Ich kann daher, da ich des Lohnbedienten einmahl erwähnt habe, mir das Vergnügen nicht versagen, meiner Erzählung auch noch von diesem eine kleine Geschichte einzuweben, welche die alte Bemerkung, daß es gute und brave Menschen in allen Ständen giebt, von neuem bestätigen kann.

Derjenige, den ich zu meiner Bedienung während meines Hierseins erhielt, war ein schon etwas bejahrter Mann, von schwerfälliger, stotternder Sprache, welches jede Unterhaltung mit ihm beschwerlich machte. Ich hatte mich daher wenig mit ihm eingelassen, und entließ ihn den Abend vor meiner Abreise ziemlich gleichgültig, nachdem ich ihm den Lohn für seine mir geleisteten Dienste, der nach der hiesigen Polizeitaxe für den Tag einen halben Thaler macht, gereicht hatte. Er ging. Am folgenden Morgen, früh zwischen vier und fünf Uhr, da ich mich zu meiner Reise anschickte, sah ich ihn wiederkommen. »Herr,« sagte er, indem er mir einen freundlichen Gutenmorgen wünschte, »Sie werden wol unser Geld noch nicht recht kennen. Ich sollte nur anderthalb Thaler bekommen, und Sie haben mir einen halben Gulden mehr gegeben. Hier ist er wieder!« Indem er das sagte, legte er mir den halben Gulden auf den Tisch. Jetzt war mir der Mann, der mir gestern noch so gleichgültig vorkam, auf einmahl merkwürdig geworden. Ich gaffte ihn mit großen Augen an, und nun

mußte ich nothwendig nähere Bekanntschaft mit ihm machen. Ich fragte ihn, wie er heiße? und er antwortete, Mackwitz. Indem ich diesen Namen hörte, fiel mir ein witziges Wortspiel ein, welches Lessing *) auf einen Lohnbedienten dieses Namens machte, dessen er sich, so oft er in Braunschweig war, zu bedienen pflegte. Hurtig fragte ich ihn: ob er etwa den seligen Lessing gekannt habe? »Ob ich ihn gekannt habe?« antwortete er mit Wärme. »O, es war immer mein guter lieber Herr, der sich, so oft er hier war, von keinem Andern bedienen ließ.« Eine Thräne glänzte dem ehrlichen Alten, indem er dieses sagte, im Auge; und nun fing er an, mit einem Strome von Beredsamkeit zu erzählen, wie gut der selige Herr gewesen sei, wie er Alles weggegeben habe, so oft er von Nothleidenden sei angesprochen worden; wie er, Mackwitz, ihm oft Vorstellungen darüber gemacht habe, welche aber nichts gefruchtet hätten; wie er einmahl einem abgedankten armen Fähndrich eine Tüte mit fünf Thalern geschenkt habe, und wie dieser gottlose Mensch nach Lessings Tode so undankbar gewesen sei, auf öffentlichem Kaffeehause ihn einen Ketzer zu schelten, dessen Seele zum T** gefahren sei; wie er, Mackwitz, sich darob erboßt und dem Fähndrich ins Angesicht gesagt habe, daß er ein undankbarer böser Mann sei, und ob er nicht mehr wisse, wie viel Lessing ihm noch kurz vor seinem Tode geschenkt habe? worüber dieser denn einen entsetzlichen Lärm mit ihm angefangen, und ihn beschuldigt habe, daß er von Gott und seinem Worte wol eben so wenig,

---

*) Dessen Grab, im Vorbeigehen gesagt, jetzt hier fast niemand mehr nachweisen kann, ungeachtet nach seinem Tode noch so viele Jahre nicht verflossen sind.

als Lessing selbst, wissen möge, u. s. w. Er erzählte mir hierauf von Lessings Krankheit und Tode, wobei er nicht bloß zugegen gewesen, sondern auch, da er ihm im Arme starb, vor Schrecken und Betrübniß in Ohnmacht gefallen war. Der liebe Herr, fügte er hinzu, habe noch allerhand Kostbarkeiten, wie z. B. goldene Hemdknöpfe und dergleichen an sich gehabt, und man habe ihm gesagt, dazu habe er das nächste Recht, er dürfe nur nehmen; »allein ich hätte es nicht annehmen können,« setzte er hinzu, »und wenn es noch zehnmahl so viel werth gewesen wäre. Ich hätte es doch niemahls ansehen können, ohne daß das Herz mir geblutet hätte.« Er, für seinen Theil, sagte er, wisse ganz gewiß, daß die verzweifelten Briefe mit gedruckten Sachen, die der liebe Herr von bösen Leuten — die Sage gehe, daß es Geistliche wären, welches doch nicht zu glauben stehe — gekriegt, worüber er sich jedesmahl entsetzlich geärgert habe, Schuld an seinem Tode seien. —

Der ehrliche Alte hatte mir durch dies Alles eine wahre Zuneigung eingeflößt; ich trennte mich jetzt ungern von ihm, und als ich fünf Monate nachher wieder nach Braunschweig kam, und die Reihe des Dienens, nach einer hiesigen Polizeiordnung, gerade einen andern Lohnbedienten traf, kaufte ich diesen ab, um die Erlaubniß zu haben, wieder meinen Mackwitz zu nehmen.

Ehe ich nun aber Braunschweig für diesmahl verlasse, muß ich noch Eins und das Andere nachholen, welches der Wißbegierde meiner jungen Leser nicht unwürdig zu sein scheint.

Dieser Ort gehörte vor Zeiten zu den sogenannten Hansestädten — meine jungen Leser wissen, was dieser Name sagen will — und er genoß auch nachher vieler

Vorzüge und Freiheiten, die er nach und nach dergestalt zu erweitern suchte, daß er sogar den Herzogen die Bedingungen vorschrieb, unter welchen er ihnen huldigen wollte. Diese bemüheten sich lange vergebens, die Stadt durch Gewalt zu bezwingen. Sie hielt sechs verschiedene Belagerungen aus, ohne ein einziges Mahl genommen zu werden. Endlich glückte es, im Jahr 1671, dem Herzoge Rudolph August, sich ihrer nach einer kurzen Belagerung durch ihre eigenen Kanonen, die sie ihm, freilich nicht zu diesem Gebrauche, geliehen hatte, zu bemächtigen.

Zwei Erfinder, wovon der eine einen neuen Nahrungszweig für diese Stadt, der andere ein sehr nützliches Werkzeug zur Beschäftigung vieler tausend Hände in mehrern Ländern erfand, verdienen hier auch genannt, und von meinen jungen Lesern gemerkt zu werden. Das waren Christian Mumme, welcher das nach ihm genannte weit und breit berühmte Bier, und der Bildhauer Jürgen, welcher den Gebrauch und die Verfertigung der Spinnräder erfand. Beide erwarben sich dadurch ein bedeutendes Verdienst um diese Stadt, welche ihnen längst schon ein Denkmahl hätte setzen sollen; denn sie eröffneten dadurch Quellen der Nahrung und des Wohlstandes, welche noch heute fließen.

Unter den hiesigen Schul- und Erziehungsanstalten zeichnet sich, außer der Martens- und Katharinenschule, auch das sogenannte Karolinum aus. Dies ist eine, besonders für junge Leute von guten und bemittelten Familien errichtete Anstalt, in welcher sowol die gewöhnlichen Schulwissenschaften, als auch vornehmlich die neuern Sprachen und die gemeinnützlichen höheren Wissenschaften gelehrt, und nebst den bildenden Künsten auch alle Arten von Leibesübungen — Tanzen,

Fechten und Reiten — getrieben werden. Es ist zugleich eine zweckmäßige Voranstalt für Diejenigen, welche den Uebergang von der Schule zur Hochschule minder sprungmäßig machen wollen.

Ueberhaupt bemüht man sich jetzt hier, wie in andern Ländern, der Jugend eine den Bedürfnissen unserer Zeit angemessene Erziehung zu verschaffen, weil man immer mehr und mehr überzeugt worden ist, daß ohne dieselbe weder das Glück einzelner Menschen, noch der Wohlstand ganzer Staaten befördert werden kann. Wohl uns, daß unser Leben in solche Zeiten gefallen ist, in welchen man diese große Wahrheit endlich eingesehen, und danach zu handeln beschlossen hat! Und wohl euch, ihr lieben jungen Menschen, die ihr nun schon angefangen habt, den großen Nutzen davon einzuernten, indem man euch in den Stand setzt, Kenntnisse, Fertigkeiten und Tugenden zu erwerben, an welche sonst auf Schulen wenig oder gar nicht gedacht wurde. Vor Zeiten mußte man es beinahe dem bloßen Zufalle überlassen, ob ein junger Mensch geschickt, tugendhaft und glücklich werden würde, oder nicht; künftig wird die Erwerbung jeder nützlichen Geschicklichkeit und jeder schönen Tugend von dem eigenen Willen eines jeden Jünglings abhangen, weil es ihm weder an Gelegenheit, noch an Anleitung dazu fehlt. Glückliche Jugend!

3.

Ritt von Braunschweig über Hildesheim nach Deensen, einem Braunschweigischen Dorfe am Sollinger Walde. Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten zu Hildesheim.

Meine Reise sollte nun eigentlich von hier nach Göttingen gehen; allein eine heilige Pflicht und ein sehr starker Trieb, diese Pflicht zu erfüllen, bewogen mich, erst einen Abstecher von dreizehn Meilen, und zwar zu Pferde, zu machen.

Ich bin nämlich so glücklich, noch eine alte gute Mutter am Leben zu haben. Diese wohnt zu Holzminden, und seit länger als acht Jahren hatte ich sie nicht gesehn. Ihr vorbeizureisen, war mir nicht möglich. Ich beschloß daher, da nicht gleich eine fahrende Post dahin abging, den Weg zu ihr zu Pferde zu machen.

In dieser Absicht hatte ich mir ein Miethpferd bestellen lassen; aber ein elenderes, abgenütztcres und steiferes Thier, als dasjenige war, welches man mir brachte, ist von einem Lateinischen Reiter wol nie bestiegen worden. Wollte ich indessen mich nicht aufhalten, so mußte ich es schon nehmen. Ich nahms und, indem ich meinem Schutzgeiste mich und meinen Hals empfahl, trabte es? — nein, schritt es fein bedächtlich und langsam mit mir zum Thore hinaus.

Es hatte seit acht Tagen fast unaufhörlich geregnet. An dem Tage meiner Abreise schien der Himmel vollends seinen gesammelten Wasservorrath herabschütten zu wollen. Die Wege waren erbärmlich, und da der meinige überdas durch ein fettes und schweres Erdreich lief, so hatte meine Rosinante *) den ganzen Ueberrest

*) So hieß der erbärmliche Gaul des fremden Ritters Donkischott.

ihrer ehemahligen Kräfte nöthig, um in dem zähen Lehm nicht bei jedem Schritte stecken zu bleiben.

Nachdem ich eine gute Meile zurückgelegt hatte, kam ich nach Wechelde, einem dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig zugehörigen kleinen Lustschlosse, wo dieser große Heerführer zur Zeit der Sommermonate, ein von allem höfischen Prunk und Zwange entferntes, stilles Leben führt, und den Musen opfert. — Nicht weit von hier tritt man über die Grenzen des Bisthums Hildesheim.

Wenn ein der Erdbeschreibung unkundiger Reisender in einen ihm noch unbekannten Theil von Deutschland kommt, welcher sich durch einen vorzüglich fetten und fruchtbaren Boden auszeichnet, so darf er in den meisten Fällen, ohne erst zu fragen, annehmen, daß es ein geistliches Gebiet entweder ehemahls gewesen oder noch jetzt sei. Es war nämlich eine Zeit, da die Diener der Kirche die Herren der Erde waren, selbst Königen und Fürsten Gesetze vorschrieben, und mit Ländern und Gütern schalteten, wie sie wollten. Damahls wußten sie denn die reichsten und angenehmsten Landschaften für sich selbst auszusuchen: die armen weltlichen Herren hingegen mußten sich glücklich schätzen, wenn man sie nur die kahlen und unfruchtbaren Sandschollen ruhig besitzen ließ. Daher kommt es, daß sowol alle ehemahlige, als auch noch jetzige Bisthümer, Propsteien, Abteien und Klöster, soviel ich deren kenne, ohne Ausnahme in den fruchtbarsten und schönsten Bezirken derjenigen Provinzen liegen, wozu sie gehören. Sollte heutiges Tages eine neue Ländervertheilung Statt finden, so dürfte sie wahrscheinlicherweise etwas anders ausfallen.

Diese Bemerkung, die ich schon oft zu machen Gelegenheit hatte, drang sich mir abermahls auf, da ich

durch die fetten Fluren des Bisthums Hildesheim ritt; und ich hatte eine Ursache mehr, über die ehemahlige Habsucht der Geistlichen unzufrieden zu sein, weil ein sandiger, dürrer und unfruchtbarer Boden mir und meinem armen Thiere jetzt zehnmahl besser zu Statten gekommen wäre. Aber ich merkte diese nicht allzulautere Quelle meiner Unzufriedenheit bald, schüttelte den Kopf über mich selbst, und ritt weiter.

Nachdem mein armes Thier wenigstens zwanzigmahl auf seine alten Knie gesunken, und eben so oft, bald mit den vordern, bald mit den hintern Füßen stecken geblieben war, langte ich endlich glücklich, Abends zwischen fünf und sechs Uhr, zu Hildesheim, der Hauptstadt dieses Bisthums, an, und beschloß, allda zu übernachten.

Hildesheim ist ein alter Ort von ziemlichem Umfange, ehemahls befestigt, jetzt seiner Festungswerke größtentheils beraubt. Ungeachtet dieser Ort nicht über 8000 Einwohner zählen mag, so hat er doch mehr Kirchen, als das große Hamburg für seine 100,000 Menschen braucht. Es sind hier nämlich acht protestantische und eben so viel katholische sogenannte Gotteshäuser — ein Ausdruck, welcher eben so unschicklich als lächerlich ist, weil er den kindischen Begriff von Gott, dem Allgegenwärtigen, voraussetzt, daß er, gleich uns armen eingeschränkten Menschen, zwischen vier Mauern wohnen könne. Haben denn die Leute, die sich diese unschickliche Benennung angewöhnt haben, nie den biblischen Spruch gelesen: Gott, sintemal er ist ein Geist, wohnt er nicht in Tempeln mit Händen gemacht?

Ich besah den Dom, ein Gebäude, welches der Aufmerksamkeit eines Reisenden nicht unwürdig ist, wenn auch schon die pomphafte Versicherung meines Führers

»daß dergleichen Gebäude an Größe und Pracht in der ganzen weiten Welt nicht mehr zu finden sei,« um neun Zehntel, wie ich vermuthe, übertrieben sein sollte. Dieser ehrliche Mann hatte nichts Wichtigeres, als mir zuvörderst die hier befindlichen Denkmähler ehemahliger Wunder und den hier bewahrten Reliquienschatz *) zu zeigen. Dazu gehört z. B. ein an der Decke der Kirche gemahlter Engel, der — wunderbar! sich jedesmahl zu wenden scheint, je nachdem der Zuschauer diesen oder jenen Standort nimmt. Denn man mag sich hinstellen, an welche Seite, oder in welche Ecke der Kirche man will, so läßt dieser wunderbare Engel einen doch nie aus den Augen. Ich versicherte dem guten Manne, daß ich in dem Garten von Sanssouci, und zwar an dem darin befindlichen Japanischen Tempel, schon ehemahls ein ähnliches Wunder, nämlich einige an die Decke gemahlte Affen gesehen hätte, welche eben die Wunderkraft besäßen, sich nach dem jedesmahligen Standorte des Zuschauers mit ihrem grinzenden Affengesichte hinzuwenden; worüber er denn gar große Augen machte.

Er zeigte mir ferner, nebst verschiedenen andern heiligen Ueberbleibseln, ein Stück von einem der Wasserkrüge, in welchen unser Herr einst auf einer Hochzeit das Wasser in Wein verwandelte. Nach der Leiter hin-

---

*) Reliquien oder Heiligen-Ueberbleibsel nennt man in der Römisch-katholischen Kirche alle Ueberbleibsel ehemahliger, für heilig gehaltener Personen, z. B. Knochen, Zähne, Haare u. s. w. Auch die Kleidung und der Hausrath solcher angeblichen Heiligen wird dazu gerechnet, und als ein Heiligthum mit der größten Sorgfalt aufbewahrt.

gegen, die Jakob im Traume sah, und nach dem Pantoffel der Jungfrau Maria, den sie verlor, da sie über das Gebirge Endelich ging, fragt der wißbegierige und fromme Reisende hier umsonst, sintemahl diese merkwürdigen Heiligthümer nicht in dem katholischen Dome zu Hildesheim, sondern in dem protestantischen Dome zu Magdeburg aufbewahrt werden. Dies zur Nachricht für die Herren Katholiken, wenn sie etwa übermüthiger Weise wähnen sollten, daß die Herren Protestanten gar keine Reliquien und Heiligthümer zu schätzen und in ihren Kirchen zu verwahren wüßten!

Jetzt kam der Mann zu dem größten aller Wunder, wodurch dieser Dom vor allen andern Domen in der Welt verherrlichet worden ist. Das ist ein gewaltig großer wilder Rosenstock, welcher außerhalb der Kirche einen großen Theil der östlichen Mauer bedeckt. Den Hut ab, junger Leser, und vernimm die erstaunliche Geschichte dieses heiligen Rosenstocks mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit!

Kaiser Ludwig der Fromme (mein Führer, der sich zwar auf die Geschichte der Wunder, aber nicht auf die Kaisergeschichte verstand, nannte ihn Pius II., der zwar Papst, aber nie Kaiser gewesen ist) war einst in derjenigen Gegend, in welcher jetzt Hildesheim steht, — damahls eine Wüstenei, mit Wald und Busch bedeckt — auf der Jagd. Fromm und andächtig, wie er war, hatte er nicht vergessen, sein Reliquiarium, d. i. sein Bündel von Heiligengebein, mitzunehmen, um, selbst während des Jagdgetümmels, der Heiligen zu gedenken, welche keine Jäger waren, und durch die Ueberbleibsel von ihnen vor Gefahren beschirmt zu werden. Nun weiß ich nicht, wie es kam, war der fromme Mann

hungrig geworden, oder wollte er ausruhen, oder hatte er irgend ein anderes menschliches Bedürfniß, kurz, denn dies ist Alles, was die Geschichte von diesem merkwürdigen Umstand mit Gewißheit zu erzählen weiß, er hing sein Reliquiarium an einem gerade da, wo er war, befindlichen wilden Rosenstrauche auf; und da es zu gleicher Zeit, und zwar plötzlich, zu schneien anfing, welches ihn nach Hause zu eilen bewog, so hatte er — der Himmel verzeihe ihm die Unvorsichtigkeit — das Unglück, sein theures Reliquiarium zu vergessen. Kaum war er nach Hause gekommen, so bemerkte er den Verlust, und Hals über Kopf mußten die Jäger hin, um den zurückgelassenen Schatz aufzusuchen und heimzuholen. Der Schnee war unterdeß eben so geschwind wieder verschwunden, als er gefallen war; aber — o Wunder! — nur an der einzigen Stelle, wo der Rosenbusch stand, war der Schnee noch nicht geschmolzen, vermuthlich, damit man diese Stelle und das allda befindliche Heiligthum desto leichter wieder finden möchte. Man fand also auch beide wieder, und zwar — o größeres Wunder! — den Rosenbusch in voller Blüte, ungeachtet er gestern noch nicht einmahl Laub gehabt hatte. Der fromme Ludwig sah dieses doppelte Wunder als einen Wink an, daß der erst zu Elze, einer kleinen Hildesheimischen Stadt, erbaute Dom, auf diese Stelle verlegt werden solle. Dies geschah, und zwar so, daß des Rosenstocks dabei geschont wurde. Dieser grünt seitdem — es war im Anfange des neunten Jahrhunderts, also nun schon über neun hundert Jahre her — in Ewigkeit fort, um den Beweis des Wunders auf die späteste Nachwelt fortzupflanzen*).

*) Er soll aber vor einigen Jahren abgestorben sein, ver-

Mein Führer erklärte mir hierbei zugleich den Ursprung des Namens Hildesheim. Dieser Name, sagte er, lautete ursprünglich Hilleschnei, und zwar aus den plattdeutschen Wörtern Hille, d. i. hurtig, und Schnei, d. i. Schnee, zusammengesetzt, anzudeuten, daß das Wunder des eben so plötzlich entstandenen als wieder verschwundenen Schnees die Erbauung dieses Orts veranlaßt habe. Nach und nach wurde denn aus Hille Hilde, und aus Schnei Shein gemacht, und so entstand endlich der Name Hildesheim.

Noch zeigte mein Cicerone *) mir zwei große metallene und ungemein künstlich gegossene Thorflügel dieses Doms, wovon die wunderbare Geschichte also lautet: der Bischof Godofredus, der eben so kunstreich als heilig war, hatte dieses Thor selbst gegossen. Jetzt wollte er es nach der Kirche tragen lassen; allein es war so schwer, daß es durch Menschenkräfte nicht fortgeschafft werden konnte. Was that hierauf der heilige Mann? Er nahm den Teufel zu Hülfe. Vermöge der Herrschaft, die er, als Heiliger, über diesen Fürsten der Finsterniß ausüben durfte, zwang er ihn, die beiden Thorflügel auf eigenem Rücken fortzuschleppen. Der Teufel gehorchte, und die Thorflügel waren an ihrem Platze. So haben (wiewol in einem andern Sinne)

---

muthlich aus Kummer, weil er voraussah, daß dieser Priesterstaat nächstens einem ketzerischen Könige zufallen werde.

Anm. z. neuen Ausgabe.

*) So nennt man in Italien Diejenigen, welche die Fremden umherführen, um ihnen die Alterthümer und Kunstsachen zu zeigen und zu erklären.

die Teufel den Heiligen, so wie diese jenen wol nicht selten die Hand geboten!

Ich hoffe, meine jungen Leser sind schon zu verständig, als daß sie über das Abgeschmackte und Lächerliche dieser Wundermährchen, welche aufgeklärten Katholiken selbst ein Aergerniß sind, erst noch eines Fingerzeiges bedürften.

Ehe ich aber den Dom zu Hildesheim verlasse, muß ich noch eines bekannten hier befindlichen Götzenbildes erwähnen, welches von den ehemahligen abgöttischen Deutschen unter dem Namen der Irmensäule angebetet wurde. Es besteht dasselbe aus einer ungefähr zehn Fuß hohen Säule von grünlichem Marmor, worauf man jetzt das Bild der Jungfrau Maria hingestellt hat. Und so wird dieses Denkmahl aus den Zeiten des Heidenthums noch immer angebetet, nur daß die Figur des leblosen Dinges, dem diese Anbetung widerfährt, jetzt eine weibliche ist, ehemahls vermuthlich eine männliche war. Sollten denn unsere Brüder, die Katholiken, nicht endlich auch zu der Einsicht gelangen, daß es Abgötterei ist, wenn man sich vor Bildern niederwirft und sein Gebet an dieselben richtet, die Bilder mögen mit einem Reifrocke oder mit Beinkleidern angethan sein?

Die protestantischen Pfarren dieses Landes — ob alle, oder nur die meisten, weiß ich nicht — werden, wie Pfründen, für baares Geld verkauft. Dies ist ein gar böser, schädlicher Gebrauch, der die Folge hat, daß unter den Hildesheimischen Geistlichen oft ganz unwissende, ja sogar sittenlose Leute gefunden werden, die ihren bessern Mitbrüdern und dem ehrwürdigen Amte, welches sie bekleiden, Schande machen. Denn, wenn in den benachbarten Ländern irgendwo ein verdorbener Gottes-

lehrling oder Kandidat alle Hoffnung zur Beförderung ins Predigtamt aufgeben muß, so geht er ins Hildesheimische, nachdem er, etwa durch eine Heirath oder auf andere Weise, das zur Erkaufung einer Pfarre erfoderliche Geld erworben hat; und nun ist ihm eine Versorgung gewiß. — Ich bedaure die Vorsteher des Kirchenwesens und diejenigen einzelnen braven Geistlichen dieses Landes, welche von dem übrigen Theile ihrer unwürdigen Mitbrüder eine ehrwürdige Ausnahme machen, daß es nicht in ihrem Vermögen steht, diesen höchstschädlichen Mißbrauch abzuschaffen. Denn, da nicht das protestantische Konsistorium, sondern die katholischen Domherren die Verleiher solcher Pfarren sind, und diese das Recht, sie zu verkaufen, zu den rechtmäßigen Quellen ihrer Einkünfte rechnen, so ist, so lange diese Verfassung bleibt, nicht wohl abzusehen, wie und wodurch einem so ärgerlichen Unwesen gesteuert werden könne.

Der größte Theil der Einwohner des Stifts Hildesheim bekennt sich zum Römischen Gemeinglauben. Das Haupterzeugniß des Landes ist nicht — wie in den meisten Geographien steht — Getreide, sondern Flachs, dessen Bearbeitung und nachheriger Verkauf den vorzüglichsten Nahrungszweig desselben ausmacht. Indeß bringt der gute Boden des Landes auch Getreide von allerlei Art im Ueberfluß hervor.

In Ansehung des Kunstfleißes sind sowohl die katholischen Länder überhaupt, als auch diejenigen insonderheit, welche geistliche Regenten haben, gewöhnlicherweise weit zurückgeblieben. So auch Hildesheim, welches nur einige wenige und zwar nicht viel bedeutende Gewerkshäuser aufzuweisen hat, worin grobes Tuch, Strümpfe und Eisenwaaren verfertigt werden.

Der Grund dieser fast allgemeinen Beobachtung ist folgender.

In katholischen Ländern giebt es erstens der Festtage, und überhaupt der zwecklosen Religionsübungen zu viele, wodurch die Leute zum Müßiggange verwöhnt werden. Dann wurde zweitens auch die Verachtung der zeitlichen Güter hier zu oft und zu nachdrücklich von den Kanzeln herab eingeschärft, um die Leute desto williger zu machen, ihre zeitlichen Güter den Klöstern zu schenken, als welche einen heiligern Gebrauch davon zu machen wüßten. Drittens dürfen die geistlichen Beherrscher dieser Länder, nach den Gesetzen ihrer Kirche, bekanntlich nicht heirathen. Sie haben daher auch keine Kinder, auf welche sie die Regierung ihres Landes erblich fortpflanzen könnten. Sie wissen vielmehr, daß man nach ihrem Tode einen neuen Herrscher wählen werde, der weder ihr Freund noch Vetter ist, und dessen Umstände zu verbessern ihnen nicht sehr am Herzen liegen kann. Deßwegen ist es eine seltene Erscheinung, wenn ein geistlicher Fürst irgend eine Landesverbesserung vornimmt, wovon der Vortheil erst nach Jahren eingeerntet werden kann. Nun bedürfen auch die meisten Gewerke, wenn sie gedeihen sollen, anfangs einer Unterstützung, und der Nutzen, den sie dem Lande und dem Herrscher bringen, kann erst in der Folge eingeerntet werden. Aber, wer weiß, denkt da der geistliche Herr, ob Unsereiner das erleben wird; und wozu sollen wir für unsern Nachfolger sorgen? Also keine Unterstützungen! Also auch keine Gewerkshäuser!

Genug von Hildesheim!

Am folgenden Morgen ritt ich, nachdem ich mein altes Pferd zurückgeschickt und ein neues gemiethet hatte, weiter. Dieses neue Pferd war zwar etwas besser auf

den Beinen, aber für meine lange Gestalt so klein, daß meine Füße beinahe die Erde berührten. Mein Schicksal wollte es nun einmahl so haben, daß ich auf dieser Reise kein rechtliches Thier besteigen sollte.

Sobald man von Braunschweig aus über Hildesheim hinaus ist, ändert sich die Bühne. Die unermeßlichen Ebenen zwischen hier und Hamburg haben jetzt ein Ende; und nun steigt Berg an Berg empor, zwischen welchen nur schmale Thäler sich hinwinden. Wenn man, so wie ich, ein paar Dutzend Jahre in lauter platten Gegenden, wo die Natur hier und da höchstens ein Hügelchen aufwarf, zugebracht hat, so thut der Anblick stattlicher Berge, welche ihre Häupter nach den Wolken strecken, Einem ungemein wohl. Ich konnte mich lange nicht satt daran sehen; aber so oft ich von Empfindungen des Großen und Schönen, welches die Natur hier aufgestellt hat, warm zu werden begann, sorgte der Himmel allemahl für eine Abkühlung, indem er von Zeit zu Zeit einen reichlichen Regen herabgoß.

Mein Weg ging durch ein kleines Hildesheimisches Städtchen, Gronau genannt, dem ich hoffentlich nicht zu nahe treten werde, wenn ich — lieber gar nichts davon sage. Denn um nur des angeblichen Pflasters der Straßen zu erwähnen, so ist dasselbe so beispiellos elend, daß Reiter und Pferd Ursache haben, sich einander Glück zu wünschen, wenn sie, ohne Hals oder Bein gebrochen zu haben, durchgekommen sind.

Ich, für meinen Theil, kam Gottlob! glücklich durch; und nun ritt ich gerade auf das Gebirge zu, welches einen großen, herrlichen Halbkreis vor mir bildete. Ich war noch eine halbe Stunde davon entfernt, als über die Mitte desselben ein pechschwarzes Gewitter hervor-

kroch, und bald darauf anfing, gerade da, wohin ich mußte, einen heftigen Platzregen herabzugießen. Die Aussicht war nicht sehr angenehm; allein was war zu thun? Wollte ich die Tagereise von sechs Meilen, die ich heute zu machen hatte, mit meinem kleinen kraftlosen Pferde vollenden, so durfte ich mich nicht aufhalten. Aber indem ich eben mich in meinen noch fast nicht trocken gewordenen Mantel hüllte, und die Hutkrempen herunter ließ, bemerkte ich auf einmahl eine für mich günstige Veränderung in der Luft. Die anziehende Kraft der Berge riß nämlich das mir drohende Wettergewölk zusehends auseinander, und zwar so, daß der eine Theil sich längs dem Gebirge rechter Hand, der andere längs dem Gebirge linker Hand hinziehen und die zwischen beiden liegende kleine Ebene trocken lassen mußte. Ich ritt also unvermuthet wieder in Sonnenschein, indem ich rechts und links in einer kleinen Entfernung einen heftigen Gewitterregen unter Blitz und Donner herabstürzen sah. Ich habe nachher mehrmahls Gelegenheit gehabt, diese anziehende Kraft der Berge, die sie gegen die Gewitterwolken äußern, eben so deutlich wahrzunehmen.

Ich war jetzt an dem Fuße eines Gebirges, welches sich von hier, wiewol mit einigen Lücken, bis in die Schweiz erstreckt, und also eine Bergkette von ungefähr achtzig Meilen bildet. Man kann es daher füglich für einen Anhang der Alpen halten, von welchen es nur durch den Mainstrom, in der Gegend von Frankfurt, und durch den Rheinstrom, zwischen Basel und Schafhausen, abgeschnitten wird. Eine zweite, ähnliche Bergkette, welche von den Alpen abläuft, ist diejenige, welche jenseits des Rheins sich durch Elsaß und Lothringen erstreckt, und das Vogesische Gebirge

genannt wird. Von Basel bis Darmstadt sind diese beiden gleichlaufenden Bergreihen oft nur einige Meilen weit auseinander und der prächtige Rheinstrom fließt zwischen beiden hin. Sowol jene als dieser scheinen daher von der Natur recht eigentlich dazu bestimmt zu sein, Deutschland von Frankreich abzusondern, und für jedes dieser Länder eine eigene Schutzmauer zu bilden. Diese Betrachtung kann dem Deutschen Herzen, dem es beim Anblick der herrlichen Länder, Lothringen und Elsaß, wehe thut, daß diese beiden Perlen aus der Krone der Deutschen Provinzen verloren gingen, einigermaßen zur Beruhigung dienen. Sie lagen ja, muß man denken, außerhalb der natürlichen Grenze des Deutschen Reichs!

Der wenig befahrne Weg, auf dem ich ritt, ging, bevor er aufwärts lief, durch eine sumpfige Niederung. Ich mußte hindurch, weil auf beiden Seiten Hecken und Gräben waren, welche das Ausbeugen unmöglich machten. Mit Vorsicht suchte ich mir indeß eine Stelle aus, die mit Strauchwerk belegt, und, wie es schien, erst kürzlich befahren war; allein kaum hatte ich die Mitte dieses Sumpfs erreicht, als mein Pferd plötzlich bis an den Sattel darin versank. Ich selbst machte mich zwar durch einen Sprung in dem nämlichen Augenblicke davon los, und wurde von dem Gesträuch getragen; aber nun hatte es ganz das Ansehen, daß ich die noch übrigen drei Meilen meiner heutigen Tagereise würde zu Fuß machen müssen, weil mein kraftloses Pferd so fest steckte, daß ich beinahe verzweifeln mußte, es wieder befreit zu sehn. Indeß unterließ ich nicht, ihm durch einen tüchtigen Peitschenschlag Muth zuzusprechen. Es ermannte sich hierauf, strengte, indem ich es beim Zügel aufwärts riß, alle seine Kräfte an,

und so gelang es ihm endlich, sich glücklich wieder los zu machen. Ein neues starkes Regenwetter, welches unterdeß eingefallen war, diente dazu, ihm den Koth abzuwaschen.

Nachdem ich den Gipfel dieses Berges erreicht hatte, genoß ich einer Aussicht, die ich meinen jungen Lesern mahlen möchte, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß alle wörtliche Mahlereien dieser Art ihren Zweck verfehlen, weil man die einzelnen Bilder, aus welchen eine solche Schilderung bestehen muß, nicht neben einander stellen kann, sondern auf einander folgen lassen muß, wobei die Einbildungskraft ermüdet, und es nicht leicht möglich findet, sie alle zu einem vollständigen Ganzen zu ordnen. Ich halte daher von weitläufigen Beschreibungen schöner Gegenden nicht viel, weil der Leser doch keinen recht bestimmten und anschauenden Begriff dadurch erlangt, sondern durch alle unsere schönen Schilderungen höchstens nur bewogen wird, uns zu glauben, daß Das, was wir sahen, ungemein schön gewesen sei.

Um indeß meine Leser einigermaßen ahnen zu lassen, wie viel Schönes ich hier sagen könnte, wenn ich wollte, kann ich nicht umhin, von dem großen und reichen Naturgemählde, welches jetzt vor mir lag, nur einen und andern Hauptzug hinzuwerfen.

Ich stand auf einer ansehnlichen Höhe. Fast senkrecht unter mir hatte sich ein kleines ärmliches Dörfchen, Marienhagen genannt, in einem tiefen und dabei so engen Thale verkrochen, daß es von oben ganz das Ansehn hatte, daß ein mit ausgebreiteten Armen in der Mitte stehender Riese die beiden gegenüberstehenden Bergwände mit den Händen berühren könnte. Die Spitze des entgegenstehenden steilen Berges war sogar mir, der ich auf dem Rücken des andern Berges hielt,

so nahe, daß ich sie beinahe mit einem Steinwurfe errei-chen konnte. Das enge Thal, worin das Dörfchen liegt, dehnt sich nach der Nordseite hin, zwischen langen halb beackerten, halb mit schöner Waldung gekrönten Bergen, immer mehr und mehr aus, bis es sich endlich in der großen unabsehbaren Ebene verliert, worin die Stadt Hannover liegt. Der Anblick dieser beackerten Berge war damahls, wegen der noch stehenden mannichfaltigen Saaten, wunderschön. Hier lief ein gelblicher Streif von schon gereiftem Winterkorne, dort ein grüner von Sommergetreide, neben diesem ein dritter von goldgelb blühendem Rübesamen herab, auf welchen wiederum ein röthlicher Strich von frisch gepflügtem Ackerlande folgte. Richtete ich endlich meine Augen gegen Osten, so erblickte ich eine Druffel von mehr als zwanzig Bergen, deren einer über den andern hervorkuckte, bis die Häupter der letzten sich in den Wolken verloren.

Mein Weg lief jetzt bergauf bergab, und wurde hie und da so steil, daß ich ihn zu Fuß erklettern und mein Thier nachziehen mußte, bis ich endlich das ehemahlige Kloster Amelungsborn erreichte, welches jetzt ein Braunschweigisches Amt ist. Dieses liegt auf einer Anhöhe zwischen zwei Bergen, Homburg und Eberstein genannt, auf welchen ehemahls Grafen eben dieser Namen ihre Raubschlösser hatten, und unter sich in beständiger Fehde lebten. Endlich wurde zwischen Beiden eine Aussöhnung beliebt. Der Eine bat den Andern zu Gevatter, und die erste Zusammenkunft zwischen Beiden sollte bei Gelegenheit der Taufe in der Klosterkirche zu Amelungsborn geschehen. Beide erschienen zur bestimmten Zeit, und traten durch entgegengesetzte Thüren in die Kirche; allein kaum hatten Beide einander zu Gesichte bekommen, als ihr alter Groll von neuen erwachte

und in Feuer und Flammen ausbrach. Sie zogen, als wäre es Verabredung gewesen, zugleich vom Leder, rannten wüthend auf einander los, und — durchbohrten sich Beide. Man begrub sie hierauf neben einander in dieser Kirche, wo sie nun schon lange friedlich modern, indeß ihre abgeschiedenen Geister vermuthlich es noch jetzt beseufzen, daß sie in ihren jüngern Jahren nicht gelernt hatten, Herren ihrer Leidenschaften, besonders ihres Zorns zu sein. Zu einem warnenden Denkmahle für die Nachwelt sind Beide auf einem und ebendemselben Steine ausgehauen, der ihre vermoderten Gebeine deckt.

Indem ich unweit dieses Klosters aus dem Gehölze kam, erblickte ich — ich bin unfähig zu beschreiben, mit welchen Empfindungen — den zwar unberühmten, mir aber über Alles werthen Ort meiner Geburt, ein am Sollinger Walde liegendes Braunschweigisches Dorf, Deensen, ehemahls vielleicht Deitersheim genannt. Es war, was ich in dem Augenblicke fühlte, nicht bloß Freude über das Wiedersehn der Gegend, worin ich meine erste Jugendzeit verlebt hatte; nicht bloß Vorschmack des nahen Vergnügens, welches mir in der Umarmung eines lieben Bruders bevorstand; auch nicht bloß Wehmuth über den Anblick der Kirche, in welcher nun schon seit mehr als zwanzig Jahren die Gebeine meines braven Vaters ruhen; — nein, es war vielmehr das Alles zugleich, es waren tausend andere schmelzende Vorstellungen, besonders auch der Gedanke an die wunderbare Leitung der allgütigen Vorsehung, die mich, seitdem ich diese vaterländische Gegend zum ersten Mahle verließ, immer so väterlich geführt hatte, was sich meiner ganzen Seele in diesem Augenblicke bemächtigte, und mir eine Thräne aus den Augen preßte. Meine Empfindungen rissen mich fort. Ohne weder auf den holperigen Weg, noch auf

die erschöpften Kräfte des Pferdes Rücksicht zu nehmen, setzte ich diesem unwillkührlich die Spornen in die Seite, und hörte nicht eher auf, im vollesten Schnelllaufe zu jagen, bis ich vor dem Hause hielt, in welchem ich einst geboren wurde.

4.

Ein Beispiel, wie die Dinge in der Welt zu verschiedenen Zeiten uns ganz verschieden vorkommen. Kurzer Aufenthalt in meiner vaterländischen Gegend.

Die erste Bemerkung, die ich, nach einem vollen Genuß der Freude des Wiedersehens in diesem Hause machte, war die, daß mir nicht bloß jedes Zimmer, sondern auch das ganze Haus, ja der ganze Ort zusammt der Gegend, worin er liegt, um sehr viel kleiner-vorkamen, als ich sie sonst gekannt hatte. Ein Saal z. B., den ich in meiner Kindheit für eben so groß und prächtig hielt, als ich nachher in männlichem Alter etwa den Rittersaal, auf dem königlichen Schlosse zu Kopenhagen fand, war unterdeß zu einer gewöhnlichen höchst einfachen Stube zusammengeschrumpft; der Garten hinter dem Hause, den ich mir seit meiner Jugendzeit unermeßlich groß dachte, schien von seinem ehemahligen Umfange nur noch kaum den zehnten Theil zu haben; ein Teich vor dem Hause, welcher dem Knaben ein Stück des Weltmeers geschienen hatte, kam dem Manne jetzt als ein mäßiger Fischbehälter vor. So auch alle übrige Gegenstände. Alles hatte an Größe und Herrlichkeit verloren, Alles schien mir nach einem stark verjüngten Maßstabe umgeschaffen zu sein.

Was ist das, sagte ich zu mir selbst? Sind die Dinge um dich her, oder sind deine Augen anders ge-

worden? Oder, wenn keines von beiden, woran liegt denn die wunderbare Verkleinerung, die du hier überall wahrnimmst? — Die Antwort, die mein eigenes Nachdenken mir auf diese Frage gab, war folgende:

In meiner Kindheit hatte ich mein väterliches Haus nur mit den benachbarten Häusern der Landleute, die Zimmer in jenem nur mit den kleinern und noch einfachern in diesen vergleichen können, wobei denn jenes an Größe und Schönheit allemahl ausnehmend hervorstach. Eben so hatte ich auch den Garten meines Vaters nur mit dem noch kleineren und schlechteren Garten des Nachbars zusammen halten können; und was den Teich betrifft, so hatte ich damahls noch nie ein Gewässer von gleichem, geschweige von noch größerem Umfange gesehn. Alle diese Dinge mußten daher damahls mir nothwendig als die größten in ihrer Art vorkommen, weil ich etwas Größeres von derselben Art nicht kannte. Nun hatte ich aber jetzt, seit meiner Jugendzeit, viele tausend größere Häuser, Säle, Gärten und Gewässer kennen gelernt, wogegen Alles, was ich hier wiederfand, nur eine armselige Figur machte. Was Wunder, daß Alles mir jetzt so klein und dürftig schien?

Ich habe es für nützlich gehalten, meine jungen Leser mit dieser wahrgenommenen Veränderung in meiner eigenen Vorstellungsart bekannt zu machen, weil sie daraus lernen können, wie unvernünftig Diejenigen handeln, die da verlangen, daß alle Menschen über einerlei Dinge einerlei unveränderliche Gedanken, Meinung und Glauben haben sollen; gleichsam als wenn es von uns abhinge, uns die Sachen so vorzustellen, wie wir wollen, und nicht vielmehr so, wie sie sich uns jedesmahl darbieten, oder wie wir sie erkennen! Hätte man z. B. mir in meiner Kindheit gesagt: deines Vaters Haus,

Garten u. s. w. sind nichts weniger als groß und prächtig, sondern vielmehr höchst mittelmäßig und einfach, und, wofern du dich unterstehest, daran auch nur im mindesten zu zweifeln, oder das Gegentheil davon zu behaupten, so soll dein Leib hier lebendig gebraten, und deine Seele nach dem Tode im ewigen Höllenpfuhl gemartert werden; wenn man, sage ich, so zu mir gesprochen hätte, so würde man durch die hinzugefügten triftigen Beweggründe mich freilich wol zu einer erzwungenen Bejahung, nie aber zu einem wirklichen Glauben, d. i. zu einer Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Sache haben bewegen können. Oder, wenn umgekehrt Jemand, der aus diesem Dorfe selbst niemahls gekommen wäre, jetzt von mir hätte fodern wollen, mit ihm zu glauben, daß alle darin befindliche Dinge wirklich so groß und köstlich wären, als ich sie in meiner Kindheit mir vorstellte: würde es etwa nur von mir abgehangen haben, sein Begehren zu erfüllen? Mit dem Munde, ja! aber auch in meinem Herzen? auch mit wirklicher Ueberzeugung? Nimmermehr!

Was folgt daraus? — Dieses, daß man Niemand zwingen muß, etwas zu glauben, was ihm selbst nicht glaubwürdig vorkommt; und daß Derjenige, der dieses dennoch thut, dadurch deutlich an den Tag legt, daß er ein Mensch ohne Einsicht und Ueberlegung ist, der über die Natur seiner Seele und über die Veränderlichkeit seiner eigenen Vorstellungen niemahls nachgedacht hat.

Das Dorf, worin ich jetzt war, liegt hart am Sollinger Walde, welcher bergig ist, einen ansehnlichen Umfang hat, und theils unter Braunschweigischer, theils unter Hannöverischer Hoheit steht. Dieses ganze waldige Gebirge enthält, unter einer gar nicht dicken Erdkruste, einen unerschöpflichen Vorrath von röthlichem Mergelschie-

fer, einer Steinart, welche die Natur in lauter dünnen, wagerechten Schichten auf einander gepackt hat, die sich mit leichter Mühe von einander absondern oder spalten lassen, um sie theils zu breiten Pflastersteinen, theils zu dünnen, etwas länglichen Platten einzurichten, womit man in dieser ganzen Gegend die Häuser, statt der Ziegel zu bedecken pflegt. Für den hiesigen Landmann ist dieser große Steinvorrath ein wahrer Schatz. Denn so oft er keine andere Arbeiten hat, geht er hin zu seiner Grube, spaltet Steine und fährt sie nach Holzminden, wo sie ihm zu einem festgesetzten Preise abgekauft werden. Hier werden sie geschliffen, und alsdann auf der Weser nach Bremen, und von da nach Holland gesandt.

Seht, ihr jungen Leser, so hat der gütige Himmel einer jeden Gegend irgend Etwas gegeben, wovon die Bewohner derselben, wenn sie nur fleißig sein wollen, sich ernähren können! Derjenige ganze Theil des Herzogthums Braunschweig, welcher an die Weser stößt, und deßwegen der Weserbezirk genannt wird, ist, wegen seiner bergigen und steinigen Beschaffenheit, nicht im Stande, alle seine Einwohner durch Getreidebau zu nähren; aber sie leiden dennoch keinen Mangel. Was ihnen an Getreide abgeht, das ersetzt ihnen ein Ueberfluß an Holz, Steinen und Flachs, welcher in dieser Gegend vorzüglich gut gedeiht. Die unverbrauchbaren Wälder gaben Gelegenheit, Glashütten anzulegen; die Steine werden verkauft, und der Flachs beschäftigt Junge und Alte in allen Zwischenzeiten, und macht einen sehr ergiebigen Nahrungszweig aus, indem man ihn spinnt und webt, die verfertigte Leinewand aber nach Bremen oder Hamburg verkauft.

Nachdem ich hier eine Nacht verweilt hatte, ritt ich, am folgenden Tage, in Begleitung meines Bruders,

nach Holzminden, dem Aufenthalte meiner Mutter. Aus Besorgniß, daß die Freude über meine unerwartete Erscheinung (denn ich hatte nicht Zeit gehabt, sie von meiner bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen) ihr das Herz brechen könnte, schickte ich einen Boten voran, um sie darauf vorzubereiten. Jetzt kam ich selbst, und — doch der Leser wird fühlen, daß dergleichen Auftritte sich nicht beschreiben lassen. Also kein Wort davon!

Holzminden ist zwar nur eine kleine offene, aber so schön und glücklich gelegene Stadt, als ich je eine gesehn habe. Sie liegt in einer eingeschränkten Ebene am Weserstrome. Rund herum bilden, in einer Entfernung von etwa einer halben Meile, mahlerische Berge und der hohe Sollinger Wald einen Kranz, der nur hie und da eine kleine Lücke offen läßt, um der Weser und dem Luftstrome einen freien Durchzug zu gewähren. Diese Lage sichert das Städtchen vor kalten und heftigen Winden, ohne ihm den Vortheil einer reinen und gesunden Luft zu rauben. Alle Feld- und Gartenfrüchte reifen daher in dieser von allen Seiten beschirmten Ebene wenigstens um vierzehn Tage früher, als in der Gegend meines Geburtsortes, ungeachtet dieser nur eine Meile weit davon liegt; und ansteckende Krankheiten kommen nie hieher. Man versicherte mir sogar, daß die sogenannte Modekrankheit oder Influenza, welche ganz Europa überzog, diesen Ort allein vorbeigegangen sei. Hiezu kommt, daß es in keiner andern niedersächsischen Gegend wohlfeiler zu leben ist, als hier, und daß kein anderer Ort eine größere Bequemlichkeit zur Handlung und besonders zu allerlei Gewerken gewährt, weil Holz, Lebensmittel und Arbeitslohn hier sehr wohlfeil sind, und der vorbeifließende We-

serstrom die Zufuhr und Ausfuhr erleichtert. Ich vermuthe daher, daß mancher unternehmende Mann diesen Ort zu seinem Aufenthalte wählen würde, wenn die Vortheile, die er gewährt, schon allgemein bekannt geworden wären. Deßwegen habe ich es der Mühe werth geachtet, hier ein Wort davon zu reden.

Eine Werkstatt von Belang, die hier schon lange blüht, ist eine Eisenhütte, worin das Eisen durch eine künstliche Schneidemaschine auf einmahl in mehre dünne Stangen zerschnitten, und auf andere Weise bearbeitet wird.

Auch dem großen Friedrich, dessen Adlerblick in jeden Winkel von Europa drang, sind die Handelsvortheile, welche diese Gegend darbietet, nicht entgangen, und er hat durch einen Vertrag mit der vorigen Braunschweigischen Regierung davon Gebrauch zu machen gewußt. Vermöge dieses Vertrages muß ihm eine gewisse ansehnliche Zahl von Eichbäumen von bestimmter Güte aus dem Sollinger Walde geliefert werden. Diese nimmt ein dazu angesetzter Bevollmächtigter in Empfang, läßt sie theils zu Stäben, theils zu Schiffsbauholz schneiden und behauen, und sendet sie dann die Weser hinab, nach Bremen, von wannen sie nach Holland verkauft werden. — So ehrt der größte Monarch der Erde den nützlichen Kaufmannsstand durch sein eigenes Beispiel, indem er dadurch zeigt, daß er es nicht unter seiner Würde hält, sich selbst in kaufmännische Unternehmungen einzulassen, indeß mancher Dorfjunker glauben würde, die Asche seiner Ahnen zu beschimpfen, wenn er seinen zerrütteten Vermögensumständen durch Handel und Betriebsamkeit wieder aufzuhelfen suchte!

Die Holzmindische Schule zeichnete sich bisher zu ih-

rem Vortheile vor vielen andern aus. Sie ist diejenige, der ich selbst meine erste Bildung zu verdanken habe. Hier war es, wo ich zu eigenem Fleiße und zu einer regelmäßigen Arbeitsamkeit mich gewöhnte; und wenn ich nachher in den verschiedenen Lagen, worein ich, nach dem Willen der Vorsehung, gerieth, mich für meine Nebenmenschen einigermaßen nützlich machen konnte, so ist dieses mehr jener Gewöhnung zu einer ordentlichen und rastlosen Selbstthätigkeit, als irgend einer hervorstechenden Fähigkeit zuzuschreiben.

Ungern verlasse ich einen Ort, wo ich einen großen Theil des Morgens meines Lebens, freilich nicht ohne Sorgen und Mühseligkeiten, die eine Folge meiner Dürftigkeit waren, aber doch auch unter mancher süßen Jugendfreude und in nützlicher Geschäftigkeit verlebte. Allein es ist Zeit, daß wir weiter gehn.

Ich hätte von hier aus durch den Sollinger Wald geradesweges nach Göttingen abgehen können; allein — warum sollte ich es nicht gestehen? — eine bloße Grille nöthigte mich, beinahe zwei Meilen umzureisen. Was das für eine Grille war? Ich will sie ehrlich erzählen.

Unter den ansehnlichen Bergen, welche die Gegend meines Geburtsortes begrenzen, ist einer, den ich seit meiner Kindheit vor allen Bergen in der Welt vorzüglich lieb gewann, und auch beständig lieb behalten habe. Er heißt der Holzberg. Hundertmahl hatte ich, abwesend, als Jüngling und als Mann, mich auf den Gipfel dieses Berges hingeträumt, und war dann jedesmahl durch diese Einbildung so glücklich geworden! Ja sogar auch wachend hatte ich oft auf den Flügeln der Einbildungskraft über diesem Lieblingsberge geschwebt, und mich durch den Anblick der über alle Beschreibung herrlichen

Gegend gelabt, die man von ihm herab übersehen kann. Da ich nun jetzt so nahe bei ihm war, und nicht voraus sehen konnte, ob ich in diese Gegend noch einmahl je zurückkehren würde, so war es mir unmöglich, sie zu verlassen, ohne erst ihn noch einmahl erstiegen zu haben. Ich ging also, in Ermangelung eines Pferdes, zu Fuß nach Deensen zurück, und trat von da aus, in Begleitung meines Bruders und eines Freundes, die beschlossene Wallfahrt nach meinem lieben Berge an.

Damit aber meine jungen Leser, die vielleicht keinen Lieblingsberg haben, mich wegen dieser Grille nicht etwan auslachen mögen, so muß ich ihnen von dem Berge, der mich so unwiderstehlich an sich zog, wol erst eine kleine Beschreibung machen.

Er ist zuvörderst von ansehnlicher Höhe und Länge, indem er sich von Nordosten nach Südwesten über eine Viertelmeile weit erstreckt. Der größte Theil seiner Seitenfläche besteht aus lauter Wiesen, die durch Hecken von einander abgesondert sind, welches allein schon ihm ein sehr artiges Ansehn giebt. Da, wo diese Wiesen aufhören, d. i. gegen den Gipfel des Berges, erhebt sich eine hohe, senkrecht aufgestellte Felsenwand, und bildet, so zu sagen, das Haupt desselben. Auf diesem ehrwürdigen Haupte thront ein herrlicher Büchenwald, den die vorbeiziehenden Wolken streifen.

Dieser Berg versorgt die ganze umliegende Gegend, bis über eine Meile weit, mit wohlriechenden Futterkräutern voll heilsamer Säfte. Man sieht daher zur Zeit der Heuernte einige hundert Menschen an ihm wimmeln, die nebst den unzählbaren, von ihnen errichteten Heuschobern ihm ein sehr lebhaftes und lustiges Ansehn geben.

Steht man nun aber vollends auf dem Gipfel die-

ses Berges, und zwar gerade über seiner senkrechten Felsenwand, welche den höchsten Thurm beschämt, so übersieht man ein Gemisch von Bergen, Thälern und Ebenen, von Fruchtfeldern, Wiesen, Teichen, Gärten, Häusern und Wäldern, welches ich zu mahlen unfähig bin. Und dies Alles zeigt sich, von dieser Höhe herab gesehn, so unbeschreiblich schön! — Ich konnte nicht umhin, mir hier noch einmahl zu sagen, was ich schon so oft gedacht und empfunden habe, daß wir Deutschen Unrecht haben, nur in fremden Ländern die Natur anzustaunen, und vor den großen und prachtvollen Gemählden, die sich in so mancher Gegend unsers eigenen Vaterlandes darbieten, wie vor einer bloßen Pfuscherei, unempfindlich vorüberzugehn. Auch ich habe in einigen fremden Ländern manches reizende und große Naturgemählde zu beobachten Gelegenheit gehabt, aber etwas Schöneres und Reizenderes, als mein eigenes niedersächsisches Vaterland mir in mancher verkannten Gegend darbot, fand ich nirgends.

Genug vom Holzberge.

Aber ehe ich diese Gegend, und mit ihr das Braunschweigische verlasse, muß ich noch Eins und das Andere zu einer vollständigern Kenntniß dieses zwar nicht großen, aber in manchem Betracht ungemein merkwürdigen Landes hinzufügen. Die vielen tapfern, großen und guten Fürsten, welche der, dieses kleine Land beherrschende Heldenstamm — von Heinrich dem Löwen bis auf Carl Wilhelm Ferdinand, den Menschen — hervorgebracht hat, haben oft die Augen von ganz Europa hierhergezogen, und es ist noch gar nicht lange her*), daß die Prinzen dieses Hauses

*) In dem sogenannten, siebenjährigen Kriege von 1756 bis 1763.

der Damm waren, an welchem Frankreichs Macht, die ganz Deutschland zu überschwemmen drohte, ihre furchtbarsten Wogen brach. Ein solches Land verdient doch wol, daß meine jungen Leser es ein wenig genauer kennen zu lernen sich bemühen.

Es besteht dasselbe aus drei von einander abgesonderten Stücken, einem nördlichen, einem südlichen und einem westlichen. Diese werden durch einen Theil des Fürstenthums Halberstadt und durch das Bisthum Hildesheim, welche dazwischen liegen, von einander abgeschnitten. Der nördliche Theil ist ziemlich eben, und trägt Getreide von allerlei Art, auch Flachs, Tabak, schöne Gartenfrüchte und Hopfen. Der südliche und westliche Theil hingegen sind sehr bergig und voller Waldungen. Ersterer faßt ein Stück des berühmten Harzgebirges in sich.

Außer den ergiebigen Berg- und Salzwerken, welche man in diesem Lande hat, blühen daselbst auch mancherlei Kunstgewerke, wozu besonders die Eisen- und Stahlfabriken, die Glas- und Spiegelhütten, die Lederbereitungen und vornehmlich die Porzellanwerkstatt zu Fürstenberg an der Weser gehören, welche letztere mit denen zu Berlin und Meißen wetteifert. Der Flachsbau ist indeß für den größten Theil dieses Landes der allgemeinste und zugleich wohlthätigste Nahrungszweig.

Allein trotz dieser guten Nahrungsquellen war dies Land durch einen Zusammenfluß verschiedener Ursachen so tief in Schulden gerathen, daß es in dieser Betrachtung und in Verhältniß seiner Größe sich beinahe mit England messen konnte. Alle bisherige Einkünfte, verbunden mit den neuen Auflagen, welche die Noth dem Lande aufzubürden zwang, wollten nicht mehr hinreichen, die jährlichen Zinsen der Schulden abzutragen. Da erweckte die Vorsehung das Herz und den Geist des jetzigen

Herzoges, der damahls noch Erbprinz war, daß er, nach der von seinem Herrn Vater ihm übertragenen Macht, durch weise Maßregeln und durch eine feste männliche Entschlossenheit das arme Land von einer Last befreite, die es nicht mehr tragen konnte. Er fing mit der Einschränkung seines eigenen Hauses an, verminderte den äußeren Glanz desselben, um seine wahre innere Würde so viel mehr zu erhöhen, dankte die überflüssigen Kriegsknechte ab, führte den Geist der Sparsamkeit, der Ordnung und der guten Wirthschaft in alle Theile der Staatsverwaltung ein, beförderte Ackerbau, Handlung und Gewerbe, und — gab ein großentheils aus geworbenen Ausländern bestehendes Heer in Englischen Sold, um in Amerika gebraucht zu werden.

Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich auch diese letzte Maßregel unter die weisen und guten gezählt habe? Ich muß mich also wol erklären.

Der Deutsche Menschenhandel, der damahls Mode ward, hat auch in meinen Augen etwas so Gräuliches und Verabscheuungswürdiges, daß ich eher meine Feder zerstampfen und auf alles Bücherschreiben Verzicht thun, als ein einziges Wort, ich will nicht sagen zur Rechtfertigung, sondern nur zur Entschuldigung dieses Gräuels niederschreiben möchte. Allein von einem solchen Menschenhandel, als andere Deutsche Fürsten sich damahls erlaubten, war im Braunschweigischen nicht die Rede. Der Herzog, ein naher Verwandter des Englischen Hauses, schickte seinem königlichen Schwager — nicht etwa seine eigenen, durch Gewalt zusammengetriebenen Unterthanen, sondern größtentheils freiwillig geworbene Leute, zum Theil auch unnütze, den Staat belastende Landläufer als Freund und Bundesgenosse zu; und er wandte das dafür erhaltene Geld nicht etwa zur

Erbauung prächtiger Schlösser, oder zur Anlegung kostbarer Gärten u. s. w., sondern lediglich zur Tilgung der Staatsschulden und zur Erleichterung der Bürden seines Volkes an. Denn in eben dem Maße, in welchem die Schulden mit diesem Gelde getilgt wurden, dachte man auch darauf, die zur Zeit der Noth erhöhten Abgaben des Landes herabzusetzen, so daß diejenigen Braunschweiger, welche damahls in Amerika bluteten, sich mit Wahrheit sagen konnten: unser Blut fließt zum Besten unseres Vaterlandes!

Wo wäre denn nun hier etwas Unrechtes oder Tadelnswürdiges? Man sieht, es paßt auch hier, was im Sprichworte gesagt wird: wenn Zwei einerlei thun, so ist es nicht immer einerlei.

Ich schließe diese kleine Abschweifung mit der für meine Vaterlandsliebe sehr erfreulichen Bemerkung, daß dieses Land, unter der weisen, thätigen und zugleich sanften Regierung seines jetzigen Beherrschers, nicht nur nach und nach ganz schuldenfrei, sondern dann auch zuverlässig eins der glücklichsten in Deutschland werden wird.

5.

Reise über Eimbeck nach Göttingen.

Ich ritt am folgenden Morgen, in Begleitung meines Bruders, nach Eimbeck. Der Weg dahin ist sehr uneben, weil er über Berg und Thal auf einem größtentheils steinigen Grunde fortläuft. Allein er beträgt auch nur zwei Meilen.

Ich bemerkte auf diesem Wege zwei neben einander in die Erde gepflanzte Steine, und hörte von ihnen, daß sie ein Denkmahl einer ehemahls in Deutschland üblichen barbarischen Todesstrafe wären. Wenn nämlich Jemand irgend einer Felddieberei schuldig befunden war,

so mußte er sich zwischen diese Steine, und zwar so legen, daß der Kopf und ein Theil des Halses hervorragte. Dann fuhr man mit einem Pfluge hart an den Steinen hin, so daß der Kopf des Missethäters durch die Pflugschar von dem Rumpfe abgeschnitten wurde. Die Menschheit schaudert bei dieser Vorstellung!

Ich besuchte in Eimbeck einen würdigen Schulmann, den Hrn. Konrektor Wellenkamp, der ehemahls mein Hausfreund war. Die Freude des Mannes, mich so unvermuthet wiederzusehn, war sehr groß, und die meinige ihr gleich. Ich hatte auch hier, wie anderwärts, Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr man jetzt überall angefangen hat, das Bedürfniß einer bessern Erziehung zu fühlen, und wie sehr die edleren und aufgeklärteren Menschen jedes Orts Diejenigen schätzen und lieben, die dieses wichtige Werk mit vorzüglicher Einsicht und mit Eifer zu betreiben scheinen. Herr Wellenkamp genießt dieser Ermunterung in vollem Maße, wenn auch gleich, wie das leider! noch an den meisten Orten der Fall ist, die dürftigen Einkünfte der Schulstelle, die er bekleidet, weder den Bedürfnissen seines Standes, noch seinen Verdiensten angemessen sind. Kaum war es, wie das an kleinen, oder an mittelmäßigen Orten gar bald zu geschehen pflegt, ruchtbar geworden, daß er Besuch bekommen habe, so strömten seiner kleinen Küche aus den ersten Häusern der Stadt Hasen, Rebhühner und — ich weiß nicht was für andere Zuflüsse zu; und da er wegen eines Pferdes und einer Karriole, worin er mich nach Göttingen zu begleiten wünschte, verlegen war, fand sich alsobald ein junger Mann, der ihm ein von ihm selbst gemiethetes Fuhrwerk dieser Art freundschaftlich abtrat und auf

das Vergnügen einer beschlossenen Lustreise für ihn Verzicht leistete.

Ich hatte auch hier, wie an jedem andern Orte, den ich auf meiner Reise berührte, das Vergnügen, die Bekanntschaft vieler jungen Freunde zu machen, die mich aus meinen schriftstellerischen Kleinigkeiten kennen gelernt und lieb gewonnen hatten. Wol zwanzig derselben fanden sich auf einmahl bei mir ein, und der unverkennbare Ausdruck des Wohlwollens und der Liebe, der ihnen Allen auf dem Gesichte lag, war mir ein sehr süßer Lohn für die kleinen Bemühungen, die ich zum Besten der jungen Welt etwan angewandt haben mag.

Eimbeck ist der Hauptort des Fürstenthums Grubenhagen, welches bekanntlich zu dem Kurfürstenthume Hannover gehört. Es ist eine ziemlich ansehnliche, ehemahls einigermaßen befestigt gewesene Stadt an dem kleinen Flusse Ilme, der nicht weit von hier in die Leine fällt. Sie ist nicht, wie in meinem geographischen Kartenspiele, und in allen Erdbeschreibungen steht, eine Gewerksstadt, denn die meisten Einwohner nähren sich vom Feldbau; und, wenn auch gleich hie und da etwa ein kleiner Wollarbeiter wohnt, der einige Dutzend Stück grobes Tuch oder Strümpfe webt, so kann man doch den Ort um deßwillen noch nicht mit dem Namen einer Gewerksstadt belegen.

Man hatte jetzt eben den Anfang mit der Rockenernte gemacht. Ich bemerkte dabei einen zweifachen Gebrauch, der in dem ganzen nördlichen Niedersachsen unbekannt ist, und nachgeahmt zu werden verdient. Der erste besteht darin, daß man das Getreide nicht, wie anderwärts, mit der Sense haut, sondern mit einer kleinen Handsichel schneidet, welches zwar etwas langsamer von Statten geht, aber auch

den Vortheil gewährt, daß die Halme ordentlich zu liegen kommen, und beim Aufbinden derselben weniger verloren geht. Auch können dieses Geschäft die Weiber eben so gut als die Männer verrichten, dahingegen das Mähen mit der Sense eine so saure Arbeit ist, daß Männerkräfte dazu gehören. Der zweite Gebrauch, der noch mehr meinen Beifall hat, besteht in der wohlersonnenen Art, die Garben auf dem Felde dergestalt aufzurichten, daß sie sowol gehörig austrocknen, als auch von einfallenden Regenschauern minder leiden können. Man setzt nämlich neun Garben kegelförmig zusammen, und stülpt die zehnte dergestalt umgekehrt darüber, daß die sämmtlichen Aehren davon bedeckt, und gegen den Regen, wie durch einen Mantel geschützt werden. Hört das Regenwetter auf, so nimmt man diesen Mantel ab, um auch die Aehren, so lange es nöthig ist, von der Sonne dörren zu lassen.

Dieser zweifache Gebrauch herrscht von hier bis in die Schweiz in den meisten Gegenden.

Eine kleine Schulgeschichte, die ich hier hörte, setze ich deßwegen her, weil meine jungen und alten Leser daraus sehen können, wie schädlich es ist, wenn Kinder gewöhnt werden, oder sich selbst gewöhnen, bei Dem, was sie lesen, nur auf die Worte, und nicht auf den Sinn derselben zu achten: eine Gewohnheit, welche besonders durch das Auswendiglernen einzelner Wörter ohne Zusammenhang entsteht. Eine so verwöhnte junge Seele denkt sich nachher oft bei Dem, was sie lieset, das ungereimteste und widersinnigste Zeug, ohne es selbst zu merken, und hat also von Dem, was sie lieset, nicht nur keinen Nutzen, sondern offenbaren Schaden, weil sie sich immer mehr und mehr mit unrichtigen Begriffen und Vorurtheilen anfüllt.

Ein Knabe dieser Art hatte unter andern auch das Lateinische Wort potentia (die Macht) gelernt. Sein Lehrer, der ihm dieses Wort vorgesagt hatte, war ein Obersachse; er sprach also das Wort Macht eben so gedehnt aus, wie wir Niedersachsen das Wort Magd auszusprechen pflegen. Der Knabe, ein Niedersachse, hatte daher mit dem Worte potentia den Begriff von einer Magd verbinden gelernt. Jetzt kam er in die hiesige Schule. Es wurden in der Klasse, worein man ihn setzte, Langens Lateinische Gespräche gelesen. Die Reihe des Uebersetzens kam auch an ihn, und das Gespräch, welches er übersetzen sollte, war überschrieben: De magna potentia Dei, von der großen Macht Gottes. Er übersetzt also folgender Gestalt: de, von, magna, der großen, potentia, Magd, Dei, Gottes, ohne auch nur im mindesten zu ahnen, daß diese Uebersetzung etwas Ungereimtes enthalte. Zu solcher Gedankenlosigkeit kann eine Seele hinabsinken, die man gewöhnt hat, nur auf Wort und Schall, aber nicht auf den Sinn und den Zusammenhang der Worte zu achten!

Von meinem Freunde begleitet, fuhr ich noch denselben Nachmittag von Eimbeck nach Göttingen, einen Weg von vier starken Meilen, den wir unter heftigen Regengüssen innerhalb vier Stunden vollendeten. Man tritt nämlich bei Eimbeck in die jetzt noch neue, folglich gute Kunststraße ein, die seit einigen Jahren zwischen Hannover und Kassel zu Stande gekommen ist, und welche den Reisenden eine ungemeine Bequemlichkeit gewährt, ihnen aber auch viel Geld kostet. Man erlegt z. B. von Göttingen bis Hannover, d. i. für elf Meilen, wenn man in einem zweispännigen Wagen, und zwar an einem Werktage fährt, 21 Ggr.

Hannöverisches Kassengeld; ist es aber gerade Sonntag oder Festtag, so muß man doppelt so viel bezahlen.

Indeß wenn dies, in Vergleichung mit der Kleinigkeit, die man in andern Ländern, z. B. im Hessischen und in der Pfalz, für die Bequemlichkeit einer solchen Kunststraße bezahlt, etwas viel zu sein scheint, so wird man doch auf ebendiesem Wege, am Ende einer jeden halben Meile wieder von neuen daran erinnert, daß die Regierung dieses Landes in der That von milden und menschenfreundlichen Gesinnungen belebt sein müsse. Sie hat nämlich bei Anlegung dieses Weges nicht für ihre Einnahme allein, sondern auch für das Vergnügen und die Erquickung des matten Wanderers gesorgt, indem sie am Ende jeder halben Meile eine schattige Laube, und in derselben eine Ruhebank von Rasen anlegen ließ, deren sich jeder unentgeltlich bedienen kann, so lange es ihm gefällt. Ich gestehe, daß der Anblick dieser Lauben mich jedesmahl wieder aussöhnte, wenn ich über die Unbequemlichkeit, bei jedem Weghause aufgehalten zu werden, zu murren geneigt war.

Uebrigens kostet diese Hannöverische Kunststraße weit mehr zu unterhalten, und wird doch gleichwol nie so schön werden, als die ähnlichen Wege in der Pfalz, im Badenschen und in andern Ländern, und zwar deßwegen, weil man hier keine andere, als Kalksteine hat, die so weich sind, daß sie gar bald in Staub, und bei anhaltendem Regenwetter in Koth verwandelt werden.

Nicht weit von Eimbeck trifft man zwei wichtige Salzwerke, Salz der Helden und Sülbeck an.

Der hiesige Landmann findet es noch immer rathsam, einen Theil seiner Aecker mit Tabak zu bepflanzen, ungeachtet der Anbau dieser Pflanze sehr viel Arbeit und

Sorgfalt erfodert, und die gewonnenen Blätter nur noch halb so theuer verkauft werden können, als zur Zeit des Amerikanischen Krieges, während dessen sehr wenig Tabak aus Virginien nach Europa kommen konnte. Damahls wurde der Zentner hiesiger Landblätter mit zehn, jetzt wird er nur noch mit fünf Thalern bezahlt. Und doch findet der Landmann noch immer seine Rechnung dabei. Wie groß mußte nicht erst der Vortheil dieses Anbaues zur Zeit jenes Krieges sein!

Auf der Mitte des Weges zwischen Eimbeck und Göttingen liegt Nordheim, eine mittelmäßige Landstadt von ungefähr 500 Häusern, deren Einwohner ihren Unterhalt größtentheils durch Ackerbau erwerben.

Wir nähern uns jetzt der Hochschule Göttingen. Daselbst werde ich meinen jungen Lesern, die vielleicht noch nie Gelegenheit hatten, einen sogenannten Musensohn, d. i. einen jungen Menschen zu sehn, der sich den Wissenschaften gewidmet hat, einen Begriff von den Eigenthümlichkeiten zu machen haben, wodurch das Völkchen solcher Jünglinge auf allen Deutschen Hochschulen sich von den übrigen Menschenkindern sorgfältig zu unterscheiden sucht. Folgende an sich unbedeutende Kleinigkeit mag sie darauf vorbereiten.

Zwei von Eimbeck nach Göttingen zurückkehrende Hochschüler oder sogenannte Studenten fuhren, wie wir, in einer Karriole. Unterweges holte uns ein gleichfalls heimkehrender Postreiter mit vier ledigen Pferden ein. Bei jedem andern Reisenden würde dieser Postknecht stillschweigend vorbeigeritten sein, und jeder andere Reisende hätte ihn ebenfalls stillschweigend vorüberreiten lassen. Nicht so der Musensohn. Dieser hat auf der ganzen weiten Welt nichts Wichtigeres, als Eulenspiegelstreiche anzugeben; und er würde

sich selbst verachten, wenn er irgend eine Gelegenheit dazu ungenützt vorbeigehen ließe. Kaum hatte daher der Postknecht die hinter uns fahrende Karriole der Studenten eingeholt, als zwischen diesen und jenem ein so lebhaftes Gespräch entstand, als wenn drei der ältesten und vertrautesten Freunde einander unvermuthet wiedergefunden hätten, ungeachtet Einer den Andern jetzt vielleicht zum erstenmahl sah.

Wir hörten bald, daß einer der Musensöhne mit dem Sohne der Post sehr hitzig, als hinge das Wohl des heiligen Römischen Reichs davon ab, in Unterhandlung war, um diesen zu bewegen, seine Stelle in der Karriole einzunehmen, und ihn dagegen das Sattelpferd besteigen und die vier ledigen Postpferde führen zu lassen. Lange blieb der Schwager unbeweglich bei seiner Weigerung; aber da der Musensohn nicht aufhörte, ihn um Gottes Willen zu bitten, daß er ihm doch diese einzige Liebe und Gefälligkeit erweisen möge, und da er ihm endlich vollends, ich weiß nicht wie viel, Geld zur Belohnung dafür bot, so wurde das harte Postherz endlich weich, und der Student erreichte seine Absicht. Kaum hatte dieser die Postmuse bestiegen — so nennt man nämlich in der witzigen Studentensprache, was wir Andern in der unsrigen ein Postpferd nennen — und kaum hatte der Philister — so heißt in ebendieser Sprache Jeder, der kein Student ist — sich neben dem andern Hochschüler in die Karriole gesetzt, als jener im vollsten Schnelllaufe vorausjagte, so daß es ganz das Ansehn hatte, als wenn er mit seinen vier Postmusen in die weite Welt zu reiten gedächte. Vergebens rief ihm der Schwager nach, daß er halten und dem Spaße ein Ende machen möge; jener fuhr unaufhörlich fort zu jagen, und der Freude zu genießen,

sich von Allen, die ihm begegneten, seines sonderbaren Aufzuges wegen, angaffen und belachen zu lassen. Erst nahe vor Göttingen gefiel es ihm endlich, Halt zu machen, und den geänstigten Philister wieder in den Besitz seiner Pferde zu setzen.

Ich vermuthe, daß meine jungen Leser aus dieser kleinen Erzählung wol schon von selbst werden gemerkt haben, daß das Eigenthümliche des Studentenlebens vornehmlich darin besteht, daß diese jungen Leute gemeiniglich etwas Sonderbares und Drolliges zu sein, zu sagen und zu thun beflissen sind. Ich werde ihnen bald Gelegenheit geben, sich diese eben nicht sehr empfehlenswürdige Sinnesart völlig auszumahlen.

Als wir in Göttingen angekommen waren, und der Wirth nicht gleich ein Zimmer für uns in Bereitschaft hatte, ließ er uns einstweilen in sein eigenes Wohnzimmer treten. Die größere Gaststube gegenüber war mit Studenten oder, wie sie sich lieber nennen hören, mit Burschen angefüllt. Mein Freund hatte die Gefälligkeit, sich für mich nach der Post zu verfügen, um mir meinen vorangeschickten Koffer bringen zu lassen, und ich setzte mich in einen Winkel, um wachend von meinen zurückgelassenen Lieben in Trittow zu träumen.

Mittlerweile mochten die Studenten oder Burschen in der Stube gegenüber neugierig geworden sein, zu erfahren, wer die beiden angekommenen Philister (denn in der Kraftsprache dieser Herren ist selbst der Staatsminister, vor dessen Kammerdiener sie nach drei oder vier Jahren sich ehrerbietig krümmen werden, nur ein Philister oder Knote!) doch wol eigentlich sein möchten; und Einer von ihnen, unstreitig ein sogenannter Matador, d. i. einer der Ersten und Angesehensten,

mochte es über sich genommen haben, das Land der Philister auszukundschaften. Er trat daher mit einer wahren Bramarbasmiene, einem mächtig großen und, wohlverstanden! verkehrt aufgesetzten Hut auf dem Kopfe, und mit einem festen, gebieterischen Tritte in mein Zimmer, warf, ohne weder seinen Hut zu rühren, noch sonst irgend etwas von Dem zu thun, was unter gesitteten Leuten in dergleichen Fällen üblich ist, einen, seiner Meinung nach, demüthigenden oder wol gar erschreckenden Blick auf mich, und ging hierauf, wie ein Held, mit vieler Würde steif vor mir vorüber in ein anstoßendes Zimmer. Es mußte ihm aufgefallen sein, daß seine Heldenthümlichkeit auf die lange, hagere Figur in der Ecke auch nicht den mindesten Eindruck gemacht hatte, weil sie so kalt und ruhig sitzen blieb, als ob die fürchterliche Erscheinung vor ihr sie ganz und gar nichts anginge. Er mochte deßwegen beschlossen haben, es dem Knoten etwas näher zu legen; denn nicht lange, so kehrte er durch dieselbe Thür, aus welcher er hinausgegangen war, in der obgemeldeten Haltung zurück, und ging nun einige Mahl und zwar diesmahl — pfeifend und mit untergeschlagenen Armen vor mir auf und nieder. Ich, der unterdeß den Kopf auf den Tisch gestützt hatte, und über die abgeschmackte Albernheit und pöbelhafte Grobheit solcher jungen Thoren meine Betrachtungen anstellte, kam abermahls nicht aus meiner Lage, noch weniger aus meiner Fassung, weil meine Einbildungskraft mir sehr lebhaft die Eselsohren zeigte, die durch die Löwenhaut, womit mein Held sich behängt hatte, gar sichtbar hervorragten. Eine solche Fassung bei so einem Knochen *) von Philister zu finden,

*) Auch ein Ausdruck aus der feinen Studentensprache.

mußte ihn befremden. Er verließ das Zimmer, und kam nicht wieder.

Am folgenden Tage speisete ich zu Mittage an der öffentlichen Wirthstafel, und der größere Theil der Tischgesellschaft bestand aus Studenten. Mein Bramarbas war auch da, und hatte sich mir gerade gegenüber hingepflanzt. Auch hier behielt er seinen großen, verkehrt aufgesetzten Hut während der ganzen Mahlzeit auf dem Kopfe, ungeachtet die ganze übrige Gesellschaft, so wie es gesitteten Leuten geziemt, mit entblößtem Haupte saß. — Erst am dritten Tage, da er vermuthlich erfahren hatte, daß ich vor zwanzig Jahren gleichfalls der hohen Ehre genoß, ein Student zu sein, würdigte er mich einiger Achtung, und legte, da wir uns abermahls zu Tisch setzten, den Hut ab.

Was sagen meine jungen Leser zu den Sitten dieses Musensohns? — Aber, daß mir Niemand von diesem einzigen rohen Jünglinge auf alle übrige junge Studirende schließe! Das würde in der That eben so ungerecht sein, als wenn man in Deutschland nach einem einzigen Französischen Windbeutel die ganze Französische, und in Frankreich nach einem einzigen Deutschen Geck von Baron die ganze Deutsche Völkerschaft beurtheilen wollte. Fern sei es von mir, ein so übereiltes Urtheil durch die obige Erzählung bei einem einzigen meiner Leser veranlassen zu wollen! Ich bin vielmehr der hohen Schule zu Göttingen das Zeugniß schuldig, daß sie mir nach Allem, was ich hier zu beobachten und zu erfahren Gelegenheit hatte, im Ganzen genommen, eine der am meisten gesitteten in Deutschland zu sein schien, so wie sie, in Ansehung der vielen und kostbaren Hülfsmittel zur Erlernung der Wissenschaften, unstreitig jetzt die Königinn unter allen Deut-

schen Hochschulen ist. Fleiß und Wohlanständigkeit scheinen, wo nicht unter den meisten, doch unter einem großen Theile der hiesigen Jünglinge, herrschender Hauptton zu sein; und an dieser bessern Hälfte möchte man eher eine zu weit getriebene Feinheit im Aeußern, besonders einen durch Prachtliebe und zu weit ausgedehnte Nachahmung der hohen Lebensart entstehenden viel zu großen Aufwand, als Rohheit und bäuerisches Studentenwesen zu tadeln finden.

Deß aber ungeachtet bleibt es wahr, daß unsere Deutschen Hochschulen, selbst die besten nicht ausgenommen, in Ansehung der Sitten noch immer einer großen Verbesserung bedürfen; wahr, daß ein Theil der Beflissenen auch auf den besten hohen Schulen, auch zu Göttingen, aus unerzogenen, rohen Jünglingen besteht, die ihre Zeit mit Faulenzen und unter schändlichen Ausschweifungen hinbringen, und ihre ganze Ehre darin setzen, recht auffallend sonderbar, grob und liederlich, nicht bloß zu sein, sondern auch zu scheinen; wahr also, daß unsere Hochschulen, selbst die besten nicht ausgenommen, ein Schlund sind, welcher die Unschuld, die Gesundheit und das ganze künftige Wohlergehn vieler Jünglinge unwiederbringlich verschlingt, und alljährlich eine Anzahl an Leib und Seele verwahrloseter junger Männer auswirft, welche der menschlichen Gesellschaft mehr zur Last als zum Nutzen gereichen; wahr endlich, daß dieses traurige Uebel, auch bei dem besten Willen und Eifer der angestellten Lehrer nicht ganz gehoben werden kann, so lange es noch den Regierungen mehr darum zu thun sein wird, auf ihren Universitäten recht viele geldverzehrende Jünglinge jeder Art, als lauter gesittete und fleißige versammelt zu sehn.

Ich glaubte, diese mit Fleiß abgekürzte Nachricht

von dem sittlichen Zustande unserer Hochschulen Denen unter meinen jungen Lesern schuldig zu sein, welche sich den Wissenschaften widmen wollen, mithin dergleichen Oerter künftig selbst besuchen werden. Für solche möge dieses Blatt noch den warnenden Fingerzeig enthalten: Jüngling! hier ging manches Menschen Unschuld, und mit ihr manches Menschen Glückseligkeit zu Grunde!

6.

Aufenthalt in Göttingen. Reise von da über Münden nach Kassel.

Göttingen, die ansehnlichste Landstadt in dem, zum Kurfürstenthume Hannover gehörigen Fürstenthume Kalenberg, mag ungefähr tausend Häuser und gegen 12,000 Einwohner haben. Sie wird von einem Arme, oder vielmehr von einem daraus abgeleiteten Kunstflusse der Leine durchflossen, und liegt in einer rund mit Bergen umgebenen Ebene, welche zwar nicht zu den vorzüglich schönen, aber doch auch gerade nicht zu den häßlichen und traurigen Gegenden gezählt zu werden verdient. Das schöne Pflaster längs den Häusern, welches auch hier, wie zu Braunschweig, aus breiten Steinen besteht, gewährt den Fußgängern eine große Bequemlichkeit.

Diese Stadt hat mehr als einen beträchtlichen Nahrungszweig: fruchtbare Aecker und Gärten, blühende Wollenwerkstätte, Handel mit Mettwürsten, welche mit den Braunschweigischen um den Vorzug streiten, und vornehmlich die Hochschule, welche allein schon einen Geldumlauf von mehr als 200,000 Thaler verursachen muß. Die Anzahl der Beflissenen kann nur von einem halben Jahre zum andern angegeben werdeu, weil die-

selbst um Ostern und Michaelis, wegen der Abgehenden und Neuankommenden, allemahl einer Ebbe und Flut unterworfen ist. Sie mag im Durchschnitt etwa 800 sein.

Unter die hiesigen Merkwürdigkeiten rechne ich vornehmlich die berühmten und verdienstvollen Lehrer dieser hohen Schule, welche größtentheils Gelehrte vom ersten Range sind. Ich besuchte die Herren Kästner, Fėder, meinen vieljährigen verehrungswürdigen Freund, Heyne, Michaelis und Schlözer, und freute mich, in ihnen Männer und Personen kennen zu lernen, die ich so lange schon hochgeschätzt hatte. Mein Wunsch, dieses Vergnügens bei mehren würdigen Lehrern dieser Hochschule theilhaftig zu werden, wurde mir durch eine kleine Unpäßlichkeit vereitelt.

Indeß hatte ich kurz vor meiner Abreise von hier noch das Vergnügen, einen Mann kennen zu lernen, der mit der liebenswürdigsten Gemüthsart eben so viel Bescheidenheit, als Verdienste verbindet. Er heißt Meienberg, und bekleidet das Amt der Ordnungsaufsicht oder Polizei. Den Bemühungen dieses wackern Mannes verdankt man das jetzige gute Vernehmen zwischen der hohen Schule und der Stadtobrigkeit, die Verlegung der Kirchhöfe außerhalb der Thore, die Anlegung eines Werkhauses, die Verbesserung der hiesigen Armenanstalten und eine sehr heilsame Veranstaltung zur Reinigung der Gossen, deren faule und stinkende Ausdünstungen ehemahls die Luft vergifteten; — lauter Verdienste, wovon ein einziges hinreichen würde, ihn des öffentlichen Dankes würdig zu machen. Solche Männer kennen zu lernen, sich mit ihnen zu unterhalten und ihnen die Hand zu drücken, gewährt Demjenigen, dessen Seele noch für jedes Gute empfänglich ist,

hundertmahl mehr Vergnügen und Nutzen, als das Angaffen aller möglichen Natur- und Kunstseltenheiten. Man fühlt sich in der Nähe solcher Männer, ich weiß nicht wie, veredelt; der Trieb zu Allem, was gut und gemeinnützig ist, wird dadurch gestärkt, und man verläßt sie mit dem lebhaften Wunsche, ihnen ähnlich werden zu können. Ich rathe daher meinen jungen Lesern, doch ja keine Gelegenheit, solche Bekanntschaften zu machen, jemahls zu versäumen, und sollten sie darüber auch auf alles andre Sehenswürdige eines Orts Verzicht thun müssen. Ich wenigstens pflegte auf meinen Reisen es immer so zu halten, und ich darf sagen, daß ich ganz wohl mich dabei befunden habe.

Von den unermeßlichen Bücherschätzen dieser Hochschule, welche jährlich mehr und mehr anwachsen, von der hiesigen Sammlung von Naturseltenheiten und kostbaren wissenschaftlichen Werkzeugen, von der Sternwarte u. s. w. sage ich meinen lieben Lesern nichts, weil die genaueste Beschreibung davon weder lehrreich noch unterhaltend für sie sein würde. Dagegen sei es mir vergönnt, ihnen ein paar gemeinnützige Anstalten zu beschreiben, von welchen ich wünschte, daß sie an jedem andern Orte, wo man Gelegenheit dazu hat, nachgeahmt werden möchten.

Die erste ist eine sogenannte Erwerbschule. Aber meine jungen Leser wissen vielleicht noch nicht, was dieser Name sagen wolle; ich will ihn daher erklären.

Bis jetzt herrschte hier, wie überall, in Ansehung der niedrigen Stadt- und Landschulen der höchstschädliche Gebrauch, daß in einem einzigen, oft gar nicht geräumigen Zimmer, und vor einem einzigen, gemeiniglich sehr kärglich besoldeten Lehrer sich funfzig bis hundert Kinder von verschiedenem Alter und Geschlecht versam-

melten, um von diesem einzigen Lehrer Alle zu gleicher Zeit unterrichtet zu werden. Das konnte nun der Mann nicht, er mußte sich also darauf einschränken, sich jedesmahl nur mit einigen zu beschäftigen, die übrigen alle aber unterdeß ihrer Faulheit, oder ihren Unarten überlassen. Da war es denn ganz natürlich, daß die Kinder in solchen Schulen wenig lernten, und statt nützlicher Kenntnisse, nichts als einen Hang zur Trägheit und allerlei Unarten, die sie sich einander mitgetheilt hatten, mit nach Hause brachten. Auch die Luft wurde in einer solchen Lehrstube durch die Ausdünstungen so vieler Menschen so verderbt, daß die Gesundheit Aller dadurch litt, und daß viele, wo nicht kränklich wurden, doch wenigstens ein bleiches Ansehn davon bekamen.

Da trat nun ein Professor in Göttingen, Namens Sextro hin, und machte einen Plan, wie man diesen schädlichen Mißbrauch, ohne große Kosten, abstellen könne. Er verlangte hiezu weiter nichts, als daß der Schullehrer eine vernünftige Frau haben möchte, die sich auf einige ganz gewöhnliche Handarbeiten, z. B. Stricken, Nähen und Spinnen verstände, und daß in jedem Schulhause, statt der bisherigen einzigen Schulstube, zwei Zimmer, ein geräumiges und ein kleineres angelegt werden möchten. Dann, sagte er, braucht der Schullehrer jedesmahl nur etwa sechs oder acht Kinder auf einmahl zu sich in das kleinere Zimmer kommen zu lassen, um sie jedesmahl nur etwa eine halbe Stunde lang zu unterrichten, und wenn diese hierauf zu den übrigen zurückkehren, so treten eben so viele andere bei ihm ein. Die übrigen, im großen Zimmer, verrichten indeß, unter der Aufsicht seiner Frau, eine oder die andere von den obgenannten Handarbeiten.

Da könnte nun Jemand einwenden: »ja, aber auf diese Weise würde jedes Kind insbesondere doch gar zu wenig Unterricht erhalten, und den größten Theil der Tageszeit mit Handarbeit hinbringen müssen!« Allein Herr Sextro antwortete mit Recht: daß ein Kind, wenn es täglich auch nur eine halbe Stunde lang mit wenigen andern zugleich gehörig unterwiesen werde, im Grunde mehr lernen könne, als wenn man es, wie bisher, mit hundert andern zugleich schlecht unterrichte. Auch fügte er mit großer Wahrheit hinzu: daß arbeiten lernen auch Lernen sei, und daß also, nach der von ihm vorgeschlagenen Einrichtung, die Kinder wirklich mehr Gutes aus der Schule mit nach Hause bringen würden, als bisher.

Bei diesem guten Vorschlage würde es nun aber wol geblieben sein, wenn nicht gerade ein Geistlicher in Göttingen gewesen wäre, der zur Ausführung desselben Gelegenheit und Lust gehabt hätte. Es war der Prediger Wagemann. Dieser, welchem die Aufsicht über die hiesige Armenschule anvertraut war, überzeugte sich von dem Nutzen einer solchen Einrichtung und — führte sie wirklich ein. So entstand die erste Erwerbschule.

Ich besuchte dieselbe, und fand sie meiner Erwartung gemäß. Der größte Theil der Kinder war in einem großen Raume mit Stricken, Spinnen, Nähen u. s. w. beschäftiget, indeß ein kleiner Theil derselben jedesmahl in dem andern Zimmer von dem Lehrer unterwiesen wurde. Alle halbe Jahr stellt man von Dem, was die Kinder verfertigt haben, eine öffentliche Versteigerung an. Da finden sich denn der angesehenen Menschenfreunde und Menschenfreundinnen viele ein, überbieten einander scherzend, und bezahlen für die kleinen

Sachen gern noch eins so viel, als sie werth sind. Den Ertrag wendet man theils zum Ankauf neuer Arbeitsstoffe, theils zum Besten der Kinder an.

Nur Eins fand ich an dieser lobenswürdigen Anstalt auszusetzen; dieses nämlich, daß die Handarbeiten der Kinder mit zu weniger Körperbewegung verbunden sind. Ich rieth daher, daß man den ehemahligen Stadtkirchhof, welcher an dieses Haus stößt und jetzt nicht mehr gebraucht wird, zu einem Garten machen möchte, um die Kinder truppweise täglich ein paar Stunden darin arbeiten zu lassen. Herr Wagemann bezeugte diesem Vorschlage seinen Beifall, und es ist mir daher wahrscheinlich, daß man ihn jetzt in Ausübung gebracht hat *).

Warum hat man nicht schon längst allen unsern niedrigen Stadt- und Landschulen diese zweckmäßige Einrichtung gegeben? Ich wünsche, daß Diejenigen unter meinen jungen Lesern, welche auf das Wohl ihrer Mitmenschen einst einigen Einfluß haben werden, sich dieser Frage einmahl zu rechter Zeit wieder erinnern mögen **).

Die zweite nützliche Anstalt, die ich hier vorfand, ist ein, von einer wohlthätigen Privatgesellschaft errich-

*) Dies ist geschehen. Anm. z. n. A.

**) Der obige Wunsch ist in reichem Maße erfüllt worden. Fast in allen Ländern, wo man das Bedürfniß einer gründlichen Schulverbesserung gefühlt hat, sind dergleichen Erwerbschulen angelegt worden. An manchem Orte hat man sogar die Sache übertrieben, und die Schulen, uneingedenk ihrer wesentlichen Bestimmung — Bildungsanstalten zu sein — in wahre Arbeitshäuser verwandelt. Das ist aber ein Mißbrauch jener wohlthätigen Anstalten. Anm. z. neuen Ausgabe.

tetes Verpflegungshaus für kranke und gebrechliche Menschen. Dieses Haus unterscheidet sich von ähnlichen Anstalten dieser Art durch einen doppelten Vorzug. Man bemerkt nämlich darin eine, in solchen Häusern nicht sehr gewöhnliche, Reinlichkeit und Ordnung, und das Vergnügen, welches dieser Anblick macht, wird ausnehmend vergrößert, wenn man erfährt, wie ungemein nützlich man zugleich diese Anstalt für eine doppelte Klasse von jungen Studirenden zu machen sucht. Es wird nämlich hier sowol den angehenden jungen Geistlichen, als auch Denen, welche sich der Arzeneikunst widmen wollen, Gelegenheit gegeben, sich zu ihrem künftigen Stande ausübend vorzubereiten. Jene müssen die Kranken besuchen, um ihnen Trost und geistlichen Unterricht zu ertheilen, und diesen werden von zwei Lehrern der Arzeneikunst in ebendiesem Hause Vorlesungen, und zwar jedesmahl über solche Krankheiten gelesen, die sie hier gerade vor Augen haben. Dieses Verfahren gewährt den großen Vortheil, daß die jungen Männer die Natur dieser Krankheiten und die Mittel dagegen durch Erfahrung kennen lernen, welches unstreitig eine weit bestimmtere und zuverlässigere Erkenntniß verschafft, als der bloße wörtliche Unterricht zu geben vermag. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese weise Veranstaltung auf allen andern Hochschulen nachgeahmt würde.

Zwei Fragen, die einem aufmerksamen Reisenden hier nothwendig einfallen müssen, habe ich mir nicht zu beantworten gewußt. Die erste:

> warum an einem Orte, wo man für den Unterricht in jeder gemeinnützlichen menschlichen Wissenschaft so sehr gut gesorgt hat, noch immer kein eigent-

licher Lehrer der nöthigsten aller Wissenschaften, der Erziehungskunst, angesetzt wurde?

Und die andere:

Warum an einem Orte, wo die Naturlehre, wie jede andere Wissenschaft, so große Kenner und Beförderer hat, auf keinem einzigen Gebäude, so viel ich bemerken konnte, ja nicht einmahl auf dem, welches den außerordentlich großen Bücherschatz enthält, ein Wetterableiter gesehen wird?

Aber es ist Zeit, daß wir Göttingen verlassen, um unsere Reise fortzusetzen.

Mein Weg ging von hier über Münden nach Kassel. Die dahin führende Kunststraße ist mit einer schwärzlichen Steinart bedeckt, welche Basalt heißt, und von einigen Naturforschern für ein Erzeugniß ehemahliger feuerspeiender Berge gehalten wird. Andere hingegen ziehen diesen Ursprung derselben in Zweifel, und halten sie für eine von der Natur auf eben die Weise, wie andere, erzeugte Art von Steinen. Eine Auseinandersetzung der Gründe beider entgegengesetzten Meinungen gehört nicht für diesen Ort. Ich begnüge mich daher, nur noch hinzuzufügen, daß man auf einem der Berge zwischen Göttingen und Münden sogar noch den Trichter oder Schlund unterscheiden will, woraus dieser Berg ehemahls seinen Feuerstrom ergossen haben soll.

Je weiter man gegen Münden kommt, desto enger rücken die beiden Bergreihen, zwischen welchen die Kunststraße hinläuft, zusammen, bis sie endlich einander so nahe kommen, daß das Thal zwischen beiden nicht viel breiter bleibt, als der Weg ist, auf dem man hindurchfährt. Es entstehen hiedurch einige sehr schöne

kleine Berggegenden, worunter diejenige, worin die Stadt Münden selbst liegt, unstreitig bei weiten die angenehmste und vielleicht eine der niedlichsten in Deutschland ist.

Es liegt nämlich dieser Ort zwischen einer Druffel von Bergen, welche auf die sonderbarste Weise dergestalt zusammengeschoben sind, daß sie den beiden Flüssen, der Werre und Fulde, nur einige schmale Thäler offengelassen haben, durch welche sie in vielen Krümmungen sich herwinden, um sich bei Münden zu vereinigen und durch diesen ihren Zusammenfluß die Weser zu bilden. Der Ort, wo diese Vereinigung geschieht, gewährt die angenehmsten Aussichten, die eine mahlerische Einbildungskraft nur immer zu erdenken vermag. Die hiesigen Einwohner haben an solchen Stellen, wo diese Aussichten sich am schönsten zeigen, Lusthäuser erbaut, welchen sie einen plattdeutschen Namen gegeben haben, der mir in Niedersachsen besser, als das Italienische Wort Belvedere oder das Französische Bellevue klingt. Sie nennen nämlich dergleichen Häuschen ein Sühdekum, welches auf Hochdeutsch so viel als Sieh dich um! heißt; eine Benennung, die so passend ist, daß die Erfindung derselben dem sinnreichsten Wortbildner Ehre machen würde.

Meine Ankunft zu Münden erfolgte des Abends ziemlich spät. In dem Gasthofe, worin ich abtrat, fand ich noch eine lustige Gesellschaft junger Leute versammelt, die mich beim Eintritt in das Zimmer auf eine so trauliche Weise begrüßten, und bei ihrer Flasche Ale*) so viel Freiheitssinn und erzwungene Spaßhaftigkeit auslegten, daß ich sie für Musensöhne hielt.

*) Englisch Bier. Man liest Aehl.

Die Herren sind gewiß aus Göttingen? fragte ich, nachdem wir schon ein paar Worte mit einander gewechselt hatten. »Ganz und gar nicht!« war ihre Antwort; »wir sind hier in loco zu Haus, junge Kaufleute, Ihnen zu dienen; kommen fast alle Abende, die Gott werden läßt, hier zusammen, um uns lustig zu machen; treibens hier gerade eben so, wie die Herren in Göttingen; halten auch auf Freiheit, auf Liberty, mein Herr, so gut wie Einer in Göttingen!« Ich machte ihnen meine Verbeugung über ihre Liberty, und bat den Wirth, mich nach meinem Zimmer zu führen.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie ansteckend die Universitätssitten für eine ganze umliegende Gegend sind. Es ist in der That höchst traurig, daß aus eben den Werkstätten der Wissenschaften, welche dazu bestimmt sind, Weisheit und Tugend zu verbreiten, auf eine, bei ihrer jetzigen Einrichtung durchaus unvermeidliche Weise auch zugleich mancherlei Thorheiten und Laster unter die Menschen ausgehn müssen! Junger Leser, hast du ein Herz, welches fähig ist, das Schauderhafte des Gedankens zu fühlen: »an dem größern Verderbniß der Sitten unter seinen Brüdern, und also an der Verminderung ihrer Glückseligkeit schuld zu sein,« o so hüte dich, dafern auch du einst in die Gesellschaft leichtsinniger Jünglinge geräthst, an ihren Ausschweifungen Theil zu nehmen, damit du künftig bei dem Anblicke des vielfachen Menschenelendes, welches Thorheit und Laster leider! so allgemein verbreiten, nur Mitleid, aber nicht den Vorwurf des Gewissens fühlen darfst, zur Vermehrung desselben durch dein Beispiel mitgewirkt zu haben!

Münden — welches man, im Vorbeigehn gesagt, nicht mit der Preußischen Stadt Minden verwechseln

muß — ist zwar nur ein kleiner, aber wegen seiner dichterischen Lage ungemein angenehmer und ziemlich lebhafter Ort im Fürstenthume Kalenberg. Er ist mit einer Menge schönliegender Gärten umgeben, welche alle mit kleinen Lusthäusern geziert sind, wodurch die schon an sich reizende Gegend ein noch viel lebhafteres Ansehn gewonnen hat. Ackerland hat diese Stadt gar nicht, einige wenige Morgen ausgenommen, welche zwischen den Bergen versteckt liegen. Dagegen aber hat sie einige nicht unerhebliche Werkstätte, wovon besonders diejenige bemerkt zu werden verdient, in welcher unechtes Porzelan gemacht wird. Mit der Anlegung derselben ging es so zu.

Bei einem hiesigen sehr bemittelten Kaufmanne fand sich ein Planmacher, d. i. ein Mann, der ihm ein Mittel verkündigte, wie er seine Reichthümer in kurzer Zeit sehr vermehren könne. Dieser Mann wollte nämlich zuverlässig wissen, daß in einem der benachbarten Berge ein großer Vorrath von edeln Metallen liege; und er beredete den Kaufmann, zur Ausgrabung desselben ein Bergwerk anzulegen. Dieser glaubte seinen Versicherungen. Die Erlaubniß, ein Bergwerk anzulegen, wurde bei der Regierung nachgesucht und erhalten. Man fing also an zu graben; allein umsonst! Anstatt neue Schätze aus den Eingeweiden der Erde herauszugraben, versplitterte man, bei den großen Kosten, die ein solches Unternehmen erfodert, diejenigen, welche man schon hatte. Der Kaufmann lief Gefahr, zu verarmen, als man endlich, nach schon aufgegebener Hoffnung, Metall zu finden, eine Thonart entdeckte, die der Porzelanerde glich. Man machte Versuche damit, und fand, daß sie tauglich wäre, wenigstens unechtes Porzelan daraus zu machen; und der Kaufmann legte hier-

auf den Rest seines Vermögens zur Errichtung einer Werkstatt an, die ihn in kurzen für den ansehnlichen Verlust, den er erlitten hatte, völlig schadlos hielt. So wurde auch diesmahl, wie das oft der Fall gewesen ist, zufälligerweise etwas Gutes gefunden, indem man vergebens Etwas suchte, das nicht gefunden werden konnte!

Der erheblichste Nahrungszweig dieser Stadt ist der Handel, der hier ziemlich ins Große geht; ein Vortheil, den dieser Ort sowol seiner bequemen Lage an zwei zusammenfließenden Flüssen, als auch besonders der ihm zukommenden Stapelgerechtigkeit zu verdanken hat. Ich will meinen jungen Lesern sagen, was sie sich bei diesem Worte denken müssen.

Alle Schiffe, welche sowol die Weser herauf, als auch die Werre und Fulde herunter bis Münden kommen, dürfen die Stadt nicht vorbeifahren. Sie sind vielmehr gezwungen, hier anzulegen und auszuladen, weil die Waaren nur durch solche Schiffe, welche einem Bürger in Münden gehören, weiter fortgeschafft werden dürfen. Dergleichen Güter müssen also jedesmahl an einen hiesigen Kaufmann gesandt werden, damit dieser für das Umladen und die weitere Versendung derselben Sorge trage, welches für diesen allemahl einen kleinen Verdienst abwirft. Ein solcher Kaufmann wird in der Handlungssprache ein Spediteur (Versender), sein Verdienst Spesen genannt.

Die Schifffahrt auf der Fulde zwischen hier und Kassel gehört sogar der Stadt Münden ausschließlich, das heißt, dieser Strom darf von keinen andern als Mündischen Schiffen befahren werden. Auf der Werre dürfen zwar auch Hessische Schiffe, aber nur bis Münden fahren, wo sie ihre Ladung aussetzen müssen. Meine

Leser begreifen, wie viel dieses große Vorrecht der Stadt eintragen müsse, und es wird ihnen nun weiter nicht befremdlich sein, zu hören, daß dieser kleine Ort Handelshäuser aufzuweisen hat, welche sogar an großen Handelsplätzen, wie zu Hamburg, Bremen u. s. w., ansehnliche genannt zu werden verdienten.

Ich fuhr an einem schönen heitern Morgen von Münden nach Kassel. Die Kunststraße läuft anfangs an einem sehr steinigen, aber doch mit Gebüsch bewachsener Berge hin, an dessen Fuße die Fulde sich in vielen Krümmungen durch ein fruchtbares Wiesenthal schlängelt. Der Rückblick von da herab nach Münden hin ist so bezaubernd schön, daß ich ihn unzählig oft unwillkührlich wiederholen mußte, und eben so oft schwebten mir die Worte aus Hölty's bekanntem Liede auf der Zunge:

O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!

7.

Aufenthalt zu Kassel.

Auf einem ziemlich hohen Berge zwischen Münden und Kassel tritt man aus dem niedersächsischen Kreise in den oberrheinischen, aus dem Kurfürstenthume Hannover in die Landgrafschaft Hessenkassel ein. Die Grenze zwischen Beiden hätte kaum bezeichnet werden dürfen, man würde sie doch schwerlich verkennen, so auffallend ist in manchem Betrachte der Abstich des einen Kreises von dem andern! Statt der treuherzigen niederdeutschen Sprache, die man bis dahin gehört hat, schwirrt Einem jetzt auf einmahl ein Gerede vor den Ohren, welches weder platt- noch hochdeutsch, sondern eine unangenehme Miß-

geburt von beiden ist. Ochsen treten an die Stelle der Pferde, und Weiber, schwarzbraun und gelb, wie die Zigeunerinnen, sieht man die Geschäfte der Männer, z. B. Pflügen und Mähen, verrichten. Die Kleidertrachten des Landvolks, besonders die weiblichen, sind gleichfalls sehr verschieden. Die ganze Hessische Völkerschaft weiblichen Geschlechts scheint in Trauer zu sein; ob wegen ihrer in Amerika abgeschlachteten Männer und ihrer Söhne, oder wegen der Uebereinstimmung des Schwarzen mit der Farbe ihrer Haut und ihres Haares, weiß ich nicht.

Was ich aber mit völliger Gewißheit weiß, ist dieses: daß ich in keinem Lande jemahls so viele häßliche, schmutzige und unförmliche Gesichter sah, als Einem hier, und zwar unter dem weiblichen Theile des Hessischen Landvolks, in jener Gegend vorkommen. Breite und platte Gesichter voll grober Züge, dicke Lippen, weit auseinandergehende Nasenflügel, flachliegende Augen, eine gelbschwarze Haut und emporsträubendes Rabenhaar, oft aber auch ein geschwollener Hals oder sogenannter Kropf als Zugabe obenein, sind hier die gewöhnlichsten Bestandtheile der ländlichen Schönheit. Denkt man sich nun zu allen diesen Reizen noch einen gar nicht vortheilhaft zugeschnittenen, meistentheils schwarzen, oft zerlumpten Anzug hinzu, so biete ich der Völkerkunde Trotz, mir ein anderes Europäisches Volk zu nennen, bei dem die körperliche Bildung des weiblichen Geschlechts, im Ganzen genommen, noch mehr verunedelt und verhäßlichet erscheint.

Auffallend ist hiebei die Bemerkung, daß die Natur alle die körperlichen Vorzüge einer angenehmen Bildung, die sie dem weiblichen Geschlechte hier versagte, dem männlichen um so viel reicher zugemessen zu haben

scheint. In der That habe ich in diesem Lande fast eben so viele wohlgebaute und wohlgestaltete Männer, als häßliche Weiber, gesehn. Es war natürlich, daß ich mir die Frage aufwarf, woher dieser sonderbare Unterschied beider Geschlechter bei einem und ebendemselben Volke doch wol kommen möge? und die Antwort, die ich darauf fand, und die ich meinen Lesern vorlegen will, wird zugleich den Grund enthalten, warum ich diese ganze Bemerkung hieher gesetzt habe. Sie ist diese.

Die Hessen sind seit vielen Jahren ein sehr kriegerisches Volk gewesen. In mehr als einem Kriege hat man den größten Theil des Mannsvolks — Greise und Knaben ausgenommen — in den Waffen gesehn; und selbst in Friedenszeiten ist das Heer, welches hier unterhalten wird, für den mäßigen Umfang des Landes sehr beträchtlich. Eine Folge davon war, daß die Hessische männliche Jugend früh unter Menschen von allerlei Ständen und Völkern kam, früh dem Körper nach geübt wurde, früh das verfeinerte Stadtleben in der Nähe sah, und einen gewissen entfernten Antheil daran nahm; mit einem Worte, früh Gelegenheit erhielt, an Leib und Seele in einem gewissen Grade ausgebildet und veredelt zu werden.

Was mochte nun aber unterdeß, daß die kriegerischen Männer abwesend waren, das Schicksal der hinterlassenen Weiber und ihrer Töchter sein? Ein sehr hartes, in der That; ein solches, wobei die Veredlung an Leib und Seele wol unmöglich vorwärts gehen konnte. Auf ihnen ruhete nunmehr die ganze drückende Sorge der Haushaltung; von ihren schwachen Händen allein erwartete der Acker die ihm nöthige Bearbeitung, der Garten seine Bestellung, jedes häusliche Geschäft seine

Abwartung; die jungen Kinder schrien um Brot; der abwesende Gatte im Felde bat um Zuschuß, bald an Gelde, bald an Unterkleidungsstücken; der Staat verlangte seine Steuern; der Feind trieb seine Brandschatzungen bei; — Sorge, Mißmuth, übertriebene Sklavenarbeit, Mangel und Elend waren der Antheil dieser armen Weiber!

Aber was für einen Einfluß, werden meine jungen Leser fragen, konnte dies Alles auf die Verunstaltung ihrer Körper haben? und ich antworte: einen sehr großen! Denn der Leib richtet ordentlicherweise sich nach der Seele, die ihn belebt. Wird diese ausgebildet, erheitert und verschönert, so wird es jener auch; sinkt diese, es sei aus welcher Ursache es wolle, zu einem kümmerlichen und thierischen Leben hinab, wobei keine Uebung ihrer edleren Kräfte, kein Genuß sittlicher Freuden mehr Statt findet, so druckt sich das Grobe, Unausgebildete und Thierische des verwahrloseten Geistes auch zuverlässig in allen Zügen und in dem Bau des ganzen Körpers aus. Dies ist eine allgemeine Erfahrung, welche keinem Zweifel unterworfen ist; und auf diese Weise erkläre ich mir die obige Bemerkung.

Aber nun auch noch eine Nutzanwendung für dich, mein lieber Leser, und besonders auch für dich, meine liebe junge Leserinn! Körperliche Schönheit ist zwar an und für sich selbst, wie du wol weißt, keine Sache, auf deren Besitz ein gescheiter Mensch sich jemahls etwas einbildet, oder deren Mangel ihn je bekümmert machen kann; aber sie ist doch immer ein Mittel mehr, wodurch man andern Menschen wohlgefällt, und also in so fern nicht zu verachten. Nun merke dir aber, daß es besonders eine Art von Schönheit giebt, und zwar die reizendste unter allen, deren Erwerbung ganz von uns

abhängt! Ich meine die Schönheit der weisen, aufgeklärten und rechtschaffenen Leute. Diese besteht nicht in einer glatten Haut von Milch- und Rosen-Farbe, auch nicht eben in einem vorzüglich schönen Wuchse; nein! sie kann vielmehr bei einem Gesichte voller Pockengruben, auf einer gelben Haut, ja sogar bei einem ganz verwachsenen Körper Statt finden. Sie ist der Ausdruck eines wohlgebildeten Verstandes und eines edlen, wohlwollenden Herzens, welcher sich in Blicken, Mienen, Stellung, Stimme und Geberden äußert. Fragst du mich, worin dieser Ausdruck eigentlich bestehe, so muß ich bekennen, daß ich ihn besser fühlen, als beschreiben kann. Es ist etwas Sanftes, etwas Bescheidenes, etwas Ruhiges, etwas Freundliches, etwas Heiteres und Verständiges — in einer lieblichen Vermischung. Für diese höhere Schönheit haben alle gute Menschen Sinn: alle gute Menschen besitzen sie selbst und lieben zugleich Alle, an welchen sie dieselbe wahrnehmen. Möchtest du sie auch besitzen? Siehe hier das untrügliche Mittel dazu: schmücke deinen Verstand mit jeder schönen und nützlichen Kenntniß aus, deren Erwerbung dir in deinem Stande möglich ist; halte alle bösartigen Empfindungen und Triebe, als da sind: Neid, Zorn, Habsucht, Eigensinn und böse Lüste, weit von dir ab, und übe dich vielmehr täglich in menschenfreundlichen, enthaltsamen und tugendhaften Gesinnungen! Dies ist das ganze Geheimniß, und ich gestehe, daß ich die Gelegenheit, die sich mir darbot, von Schönheit und Häßlichkeit zu reden, aus keiner andern Ursache ergriff, als weil ich dir dieses erprobte Mittel bekannt zu machen wünschte. Versuche es nun selbst, und ich stehe für den Erfolg.

Jetzt ersuche ich meine jungen Leser, sich mit mir ni Gedanken nach der Hauptstadt desjenigen Landes, von dem ich eben redete, nach Kassel zu verfügen.

Diese Stadt, welche mit den schönsten in Deutschland um den Vorzug streiten darf, liegt etwas abhängig an dem Fuße eines ansehnlichen Berges, den die vorbeifließende Fulda benetzt. Vermöge dieser ihrer angenehmen Lage kann die Reinigung der Straßen mit leichter Mühe geschehen, weil die Gossen alle abwärts nach dem Flusse laufen. So oft daher ein Regenschauer einfällt, wäscht dasselbe das außerordentlich schöne Pflaster der Stadt so rein, als wenn es gescheuert wäre, und das unsaubere Waschwasser empfängt die Fulde. Ich sage: das außerordentlich schöne Pflaster; denn wirklich muß ich gestehen, daß ich ein schöneres — ich sage zu wenig — daß ich ein eben so schönes in keiner andern Stadt jemahls gesehn habe. Bisher schien mir dasjenige, was man in der Neustadt zu Kopenhagen sieht, das Weiter gehts nicht der Vollkommenheit zu sein; jetzt aber, da ich Kassel kenne, habe ich diese Meinung aufgeben müssen. Hier hat man nämlich, so weit die neue Verpflasterung schon vollendet ist, die Steine nicht bloß so zu legen und aneinander zu fügen gewußt, daß sie eine vollkommen ebene Oberfläche bilden, sondern man war auch darauf bedacht, sie von einerlei Größe auszusuchen und sie dann nach geraden Linien in Reihen und wiederum ins Kreuz zu legen, so daß das Auge überall Ordnung und Ebenmaß bemerkt. Die Steinart, deren man sich dazu bediente, ist der oberwähnte harte und schwärzliche Basalt, dessen Erzeugung man den feuerspeienden Bergen zuschreibt.

Wollte ich mich darauf einlassen, meinen jungen Lesern nur die vorzüglichsten Schönheiten und Sehens-

würdigkeiten dieser prächtigen Stadt zu beschreiben, so möchten sie sich nur immer darauf gefaßt halten, in diesem ganzen Bande aus Kassel nicht wieder hinauszukommen. Und doch würde ich auch alsdann bei weiten noch nicht Alles erschöpft haben, sondern einen neuen Band zu Hülfe nehmen müssen. Aber sie können ruhig sein; ich kenne das Langweilige und das Ununterrichtende solcher todten Beschreibungen zu gut, als daß ich Lust haben könnte, mich darauf einzulassen. Eins und das Andere muß ich indeß doch davon mitnehmen, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß ich wirklich hier gewesen bin. Ich werde aber dafür sorgen, daß Das, was ich davon aushebe, etwas Unterrichtendes mit sich führe.

Wenn ich von der schönen Stadt Kassel rede, so meine ich allemahl die Neustadt, welche dieses Beiwort in hohem Grade verdient. Die Altstadt hingegen ist, wie schon ihr Name sagt, alt, folglich krumm und enge, wie die alten Städte alle sind. Jene hat einige herrliche öffentliche Plätze, worunter besonders der runde Königsplatz und der noch geräumigere und prächtigere, längliche Friedrichsplatz ausnehmend sehenswürdig sind. Beide sind mit Gebäuden von edler und schöner Bauart umgeben.

Mitten auf dem Friedrichsplatze steht in Riesengröße — ein Denkmahl der Schmeichelei — die weiße marmorne Bildsäule des im vergangenen Jahre gestorbenen Herrn Landgrafen. Wenn ich dieses Werk der Kunst ein Denkmahl der Schmeichelei nenne, so will ich damit keinesweges die Verdienste des Herrn Landgrafen in Zweifel ziehn; denn wer bin ich, daß ich über den Werth oder Unwerth der Götter dieser Erde zu richten mich unterfangen dürfte? — sondern ich will

nur so viel damit sagen, daß die Errichtung einer Bildsäule unter den Augen dessen, dem sie errichtet wird, wol von Niemand anders, als von einem Schmeichler, mehr sich selbst zu erheben, als seinen Herrn zu ehren, in Vorschlag gebracht werden kann. Denn wollte man damit wirklich nichts, als das Andenken an den Herrn Landgrafen und an die Verdienste desselben, verewigen, warum wartete man dann nicht damit, bis er selbst nicht mehr da war, um die Aufrichtigkeit dieser Absicht dadurch außer allen Zweifel zu setzen? Die kurze und schöne Inschrift: Friderico patria, sagt viel; aber wie viel mehr würde sie sagen, und mit wie viel mehr Rührung würde der Wanderer dabei still stehen, wenn sie ein paar Jahre später gesetzt worden wäre!

Auf der in der hiesigen Kunsthalle, oder dem sogenannten Museum, befindlichen Bibliothek stößt man, gleich beim Eintritt, auf ein zweites Denkmahl der Schmeichelei, welches noch auffallender ist. Es ist das Brustſtück des verstorbenen Herrn Landgrafen mit folgender Inschrift:

Fréderic, à la gloire alliant les vertus,
Du *Sage* et du *Héros* offre ici le modèle.
Dans ce marbre animé par un ciseau fidèle
Nous voyons *Ptolemée,* et *Auguste,* et *Titus.*

In der That, man mußte so viel Gutmüthigkeit besitzen, als der verstorbene Herr Landgraf wirklich gehabt haben soll, um nicht nur eine so grobe Schmeichelei, die mehr einer Spötterei, als einem feinen Lobspruche ähnlich sieht, ungeahndet zu lassen, sondern auch zu dulden, daß sie da hingepflanzt würde, wohin der Gepriesene selbst wöchentlich ein paarmahl zu kommen pflegte. Das Sonderbarste dabei ist, daß der Schmeich-

ler, der diese prahlende Inschrift machte, dadurch ein Verdienst erworben zu haben wähnte, welches ihn würdig machte, mit seinem Helden zugleich in die Pforten der Unsterblichkeit einzugehn. Deßwegen trug er Sorge, daß sein eigner werther Name, sammt seinem Titel, unter die Inschrift zur Erbauung der Nachwelt zugleich mit eingegraben würde. Er heißt — ich bitte meine jungen Leser, eine Verbeugung zu machen — Mr. le Chevalier de Nerciat, damahliger Vorsteher des Büchersaals.

Außer den genannten beiden Plätzen verdient besonders noch die Straße belle vue (Schönsicht) genannt zu werden, welche seine Aussicht beherrscht, die man sich nicht leicht schöner denken kann. Diese Straße, welche die äußerste auf der südöstlichen Seite ist, besteht aus einer Reihe geschmackvoller Gebäude, die auf einer Anhöhe stehn, deren Abhang mit lauter schönen Kunstgärten bekleidet ist. An dem Fuße der Anhöhe schleicht ein kleiner Fluß vorbei, der sich hier in die Fulde ergießt, und den einige Erdbeschreiber fälschlich zu einem Arme der Fulde gemacht haben. Zwischen ihm und der Fulde liegt in einem reizenden Thale die sogenannte Aue, eine große, zu einem herrlichen Lustgarten eingerichtete Halbinsel mit einem prächtigen Lustschlosse. Jenseits der Aue breitet sich eine fruchtbare Ebene aus, in welcher Felder, Auen, Gärten, Lusthäuser und Dörfer in großer Menge mit einander abwechseln. Das Ganze wird von einem langen, stattlichen Gebirge begrenzt, welches den Hintergrund dieses großen Gemähldes macht.

Hier müßte ich wohnen, sagte ich, wenn ich ein Mahler oder Dichter wäre; und siehe! indem ich dies sagte, zeigte man mir das Haus eines berühmten Mah-

lers, welcher eine Zierde dieser Stadt und unsers Vaterlandes ist. Er heißt Tischbein. Meine Leser können denken, daß ich nicht unterließ, mich zu ihm führen zu lassen, und ich weiß nicht, ob der Anblick seiner Meisterstücke, oder die Bekanntschaft, die ich mit seiner geraden, biedern und zugleich sehr bescheidenen Sinnesart machte, mir die größte Freude verursachte. So viel weiß ich, daß es mir sehr wohl bei ihm war, und daß ich mich eben so ungern von ihm, als von den trefflichen Gemählden trennte, deren Schöpfer er ist.

Bei dem Namen der Straße belle vue muß ich meinen jungen Lesern die Befremdung erzählen, mit der ich, bei meinem ersten Ausgange in Kassel, auf einmahl, wo nicht mitten in Frankreich, doch wenigstens in eine Französische Grenzstadt versetzt zu sein glaubte. Meine Erdbeschreibung sagte mir: Kassel ist die Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen-Kassel und liegt fast mitten in Deutschland; aber Alles, was ich hier sah und hörte, schien mir zu antworten: »mit nichten; Kassel ist keine Deutsche, ist vielmehr eine Französische Stadt, so gut als eine, welche jenseits des Rheins liegt.« Vor allen Laden und Buden hingen Schilde mit Französischen Aufschriften, wenigstens mit Französischen und Deutschen zugleich, sogar vor solchen, in welchen Bier und Brantwein geschenkt wird; die Herren und Frauen gingen nicht nur vollkommen Französisch gekleidet, sondern schienen auch sogar ihre Deutsche Muttersprache verlernt zu haben. Ihre Manieren und Sitten waren Französisch, ihre Lesereien Französisch, ihr Schauspiel Französisch, ihr Urtheil Französisch, ihre Thorheit, Alles, was Deutsch ist, bloß deßwegen, weil es Deutsch ist, zu verachten, mehr als Französisch. Sonderbar! Sollte es denn wirklich schön

und rühmlich sein, die Eigenthümlichkeit der Sprache, des Geschmacks und der Sitten seines Vaterlandes dahinzugeben, um sich zum Affen eines fremden Volks zu machen? Meine jungen Leser mögen sich diese Frage selbst beantworten.

Doch dieses Schnupfenfieber der Nachahmung scheint jetzt zu Kassel auf einmahl sein Ende erreicht zu haben. Der jetzige Herr Landgraf, welcher vermuthlich dafür hält, daß es ehrenhafter sei, seinen eigenen geraden Gang für sich zu gehen, als Andern sklavisch nachzukriechen, hat, wie es scheint, den Vorsatz gefaßt, nicht nur selbst ein Deutscher zu sein, sondern auch nur über Deutsche herrschen zu wollen. Es ist daher seit dem Antritte seiner Regierung schon viel Französisches in Kassel verschwunden, und Deutsche Sitten, Deutsche Sprache und Kunst scheinen nunmehr aus ihrer langen Verweisung wieder dahin zurückzukehren. Die Deutschen Musen mögen ihm dafür mit Unsterblichkeit lohnen!

Unter den schönen und prächtigen Gebäuden in Kassel verdienen besonders das Museum und die neue katholische Kirche gesehen zu werden, letztere sowol ihrer schönen Bauart, als auch der herrlichen Gemählde wegen, womit Tischbein diese Kirche geziert hat. Ersteres enthält einen Schatz von Büchern, Naturseltenheiten, Münzen, Modellen und Kunstsachen, welcher den ersten Sammlungen dieser Art an die Seite gesetzt zu werden verdient. Ich lasse mich, aus Ursachen, die meine jungen Leser nun schon wissen, auf keine Beschreibung derselben ein. Aber es sei mir erlaubt, Diejenigen unter ihnen, welche an Natur und Kunst Vergnügen finden, zu einer tausendmahl unbeträchtlichern, mir aber eben so merkwürdigen Sammlung zu führen,

von der ich zu behaupten wage, daß sie an einem Orte, wo junge Forstmänner, Kammerbeamte und Naturforscher gebildet werden sollen, viel nützlicher sein würde, als die Kostbarkeiten von Gold, Silber und Edelgesteinen, welche andere Reisende in der Kunsthalle anzustaunen pflegen.

Der Ort, wo ich diese Sammlung fand, ist ein kleines unansehnliches Haus in dem Thiergehege (Franz. Ménagerie) d. i. in derjenigen Abtheilung des landgräflichen Augartens, wo allerhand ausländische Thiere unterhalten werden; und der Urheber und Besitzer derselben ist der Aufseher jener Thiere, Schildbach. Dieser mir merkwürdige Mann hat weder Erziehung, noch gelehrten Unterricht von irgend einer Art gehabt; und doch hat er sich in der Naturgeschichte und in der Naturlehre, ganz durch eignen Fleiß und ohne alle Hülfsmittel, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben gewußt, welche einem Gelehrten Ehre machen würden. Er ist daher ein geborner Künstler, ohne, so viel ich weiß, eine einzige Kunst von Andern gelernt, oder berufsmäßig getrieben zu haben. Alles, was seine lebhafte Einbildungskraft ihm vormahlt, das weiß er auch auf irgend eine Weise künstlich darzustellen. Aber es ist Zeit, auf seine Sammlung zu kommen.

Beim Eintritt in seine gar nicht geräumige Wohnstube glaubt man in einem großen Glasschranke eine kleine Büchersammlung von ungefähr dreihundert Büchern zu erblicken. Tritt man näher, so wundert man sich über den sonderbaren Band dieser Bücher, und hebt man endlich eins heraus, so erfährt man, daß es gar keine Bücher sind. »Und was denn?« höre ich meine jungen Leser fragen. — Kleine hölzerne Kästchen in Bücherform, die ganze Naturgeschichte der Bäume und

Holzarten enthaltend, welche in der Landgrafschaft Hessen angetroffen werden. Ich will sie näher beschreiben.

Jedes dieser Kästchen ist aus einer besondern Holzart verfertiget, und zwar so, daß es vollkommen einem Buche gleicht. Der Rücken desselben ist mit der natürlichen Rinde desjenigen Baums belegt, dessen Geschichte das Kästchen darstellen soll; und der rothe Titel zeigt sowol die Kunstbenennung desselben, nach dem Linnéischen Lehrgebäude, als auch den gemeinen Namen, und zwar in Deutscher, Französischer und Englischer Sprache an. Die beiden Deckel des Buchs sind von der nämlichen Holzart, und zwar der eine der Länge nach, der andere in die Quere geschnitten, um sowol den Fadengang derselben an dem einen, als auch die Kreise des alljährlich in Holz verwandelten Splints an dem andern Dexel beobachten zu lassen. Diejenigen drei Seiten des Kästchens, welche man an einem Buche den Schnitt zu nennen pflegt, sind von der nämlichen Holzart, doch so gewählt, daß man daraus die Verschiedenheit des Holzes, in Ansehung des verschiedenen Alters desselben, ersehen kann. Es ist nämlich die eine dieser Seiten von einem jungen, die andere von einem noch nicht ganz erwachsenen, und die dritte von einem zu seiner völligen Reife gediehenen Baume dieser Art genommen. Irgendwo ist auch, entweder etwas Gummi, wenn die Baumart dergleichen enthält, oder ein kleiner Schwamm von denen angebracht, die an einen solchen Baum sich anzusetzen pflegen.

Jetzt wird das Kästchen aufgemacht, und da wird man auf einmahl durch den Anblick der ganzen übrigen Naturgeschichte des Baums auf die angenehmste Weise überrascht. Man erblickt einen kleinen Zweig derselben; an ihm sieht man Blätter und Fruchtknospen,

ganze Blüten, Blütenknospen, welche eben aufbrechen wollen, andere, welche eben aufgebrochen sind, und in welchen die Befruchtung jetzt vor sich gehen will; wiederum andere, in welchen die Befruchtung schon geschehen ist; dann die junge, die halb ausgewachsene und die reife Frucht, zusammt den Samenkernen. Das meiste dieser Dinge ist aus der wirklichen Natur genommen, und zur Erhaltung mit einem Firniß überzogen; andere, welche in der Natur nicht aufbewahrt werden können, wie z. B. Obst, sind von Wachs so künstlich nachgemacht, daß sie täuschen. Am meisten bewunderte ich hiebei die Geschicklichkeit, mit welcher der Mann die zarten Befruchtungstheile der Blüten in ihrer natürlichen Lage und Stellung so zu erhalten weiß, als ob sie so eben erst vom Baume genommen wären. Noch sieht man ein oder das andere Geziefer oder Insekt daneben liegen, welches diesem Baume seinen Unterhalt verdankt.

Auf eine eben so sinnreiche und geschickte Weise hat der Mann eine zweite Sammlung gemacht, welche die Naturgeschichte aller einheimischen Vögel darstellt. Jeder Vogel hat sein eigenes mit einer Glasscheibe bedecktes Kästchen, worin sowol er, als auch sein Weibchen, in der ihnen natürlichen Stellung ausgestopft stehen oder sitzen. Neben ihnen sieht man ihr natürliches Nest, so befestiget und hingestellt, wie es in der Natur zu sein pflegt. In dem Neste liegen die natürlichen Eier dieser Vögel, auch sitzt wol eins der schon halb befiederten Jungen daneben. In dem Schnabel, oder neben sich, hat jeder Vogel etwas von dem, was seine vorzüglichste Nahrung auszumachen pflegt; die Aufschrift des Kästchens enthält abermahls, sowol den gelehrten, als auch den gemeinen Namen desselben.

Ich stelle es jetzt dem Urtheile meiner jungen Leser anheim, ob ich Unrecht hatte, wenn ich diese Sammlung für nützlicher und sehenswürdiger ausgab, als die vielen künstlichen Uhren, goldenen und silbernen Gefäße und Werkzeuge und die vielen andern unnützen Kostbarkeiten, welche die Kunstkammer des Museums enthält. Wie geschwind und angenehm könnte der künftige Forstmann aus dieser Sammlung einen Theil derjenigen Kenntnisse einsammeln, die ihm zu seinem Berufe nöthig sind! Und warum fand sich noch kein Fürst unter denen, welche Millionen übrig haben, um prächtige Paläste zu erbauen, kostbare Bilderhallen, Kunstkammern u. s. w. anzulegen, der diese so nützliche Sammlung für ein paar tausend Thaler zu seinem und seines Landes Eigenthum machte? —

In dem erwähnten Thiergehege, worüber Herr Schildbach die Aufsicht hat, sieht man allerlei ausländische Thierarten, z. B. Kamele, Büffel, fremde Schafe, Steinböcke, Murmelthiere, allerlei Indische und Afrikanische Vögel u. s. w. Am meisten zog ein Vogel meine Aufmerksamkeit auf sich, den ich hier zum erstenmahl erblickte. Es war ein sogenannter Cacadou à colère, ein scheußliches Thier von Ansehen und Gemüthsart. Wenn meine Leser schon so alt wären, daß sie funfzehn bis sechzehn Jahre rückwärts denken könnten, so würden sie, wie ein gewöhnlicher Cacadou aussieht, wissen, ohne ihn gesehen zu haben. Denn so lange ist es ungefähr her, daß die Männer und Jünglinge nach der Mode sich das Haar à la cacadou aufstutzen ließen, und dadurch, dem Kopfe nach, diesem Thiere ziemlich ähnlich wurden. Es ist eine Art von Papagei, der sich vor andern durch eine sehr hohe Federtolle auf dem Kopfe unterscheidet, welche er nach Gefallen beinahe

senkrecht in die Höhe richten kann. Der Cacadou à colère hat ursprünglich die nämliche Gestalt; aber er ist dabei von so zänkischer und zorniger Gemüthsart, daß er mit Jedem, der sich ihm nähert, ohne alle Ursache unaufhörlich zankt, und sich dabei, weil er seine Wut auf keine andere Weise befriedigen kann, unter einem gräulichen Geschrei selbst die Federn ausrauft. Er ist daher beständig, vom Halse bis zum Steiß, so kahl und federlos, wie eine gerupfte Henne, welche eben in den Topf gethan werden soll. Nur seine hohe Tolle allein, welche er mit dem Schnabel nicht erreichen kann, bleibt, wie die Natur sie ihm gegeben hat, und sträubt sich bei jedem Zorngeschrei, welches er ausstößt, fürchterlich in die Höhe. Ein wahres Ebenbild eines zänkischen und zornigen Menschen, den seine Leidenschaft verunstaltet, und der sich selbst am meisten schadet, indem er gegen Andere erbittert wird! Armer Cacadou! Arme verblendete Menschen! —

Aber es ist Zeit, für meine Leser und mich hier einen Ruhepunkt zu machen.

8.

Noch Etwas von Kassel.

Ehe ich in der Beschreibung der hiesigen Merkwürdigkeiten fortfahre, sei es mir vergönnt, ein paar rührende Auftritte zu erzählen, von welchen ich hier auf die angenehmste Weise überrascht wurde.

Ich saß, vom Umherlaufen ermüdet, auf meinem Zimmer. Es pochte Jemand an, und auf meine Einladung trat ein junger Offizier herein, der mit einem lauten Freudengeschrei sich mir in die Arme warf.

»Kennen Sie mich nicht?« rief er aus, da ich ihn fragte, von wem ich die Ehre hätte, so freundschaftlich begrüßt zu werden? »Kennen Sie ihren ehemahligen Zögling B** nicht mehr?« Jetzt erkannte ich ihn, und schloß ihn mit Entzücken in meine Arme.

Er war einer der Zöglinge der Dessauischen Erziehungsanstalt, zu der Zeit, da man mir die Leitung derselben anvertraut hatte, damahls ein Knabe von zehn Jahren, den seine vortreffliche Mutter, die ehemahlige Oberhofmeisterinn von B** zu Berlin, meiner besondern Fürsorge empfohlen hatte. Von seinen nachherigen Schicksalen war mir nichts gemeldet worden; ich wußte daher auch nicht, daß ich ihn in Kassel wiederfinden würde; um so viel lebhafter war mein Vergnügen über dieses unerwartete Wiedersehen.

Meine Freude wuchs in eben dem Maße, in welchem ich mich theils durch eigene Beobachtungen über ihn, theils durch eingezogene Nachrichten überzeugte, daß der Jüngling die Hoffnungen erfüllte, die ich mir von ihm gemacht hatte, da er noch ein Knabe war. Haben meine Leser etwa schon der Freude genossen, die erste süße Frucht eines jungen Baumes zu schmecken, dessen sie, da er noch ein zartes Bäumchen war, selbst gepflegt und gewartet hatten? Wäre dies, so könnten sie sich ungefähr ein Hunderttheilchen der rührenden Freude denken, welche Aeltern und Erzieher empfinden, wenn sie Diejenigen wiedersehn, die sie zur Tugend und Glückseligkeit zu bilden suchten, und nun in der Ueberzeugung, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen, die ersten Früchte ihrer zärtlichen Sorgfalt genießen.

An ebendiesem Tage hatte ich noch einen zweiten, nicht minder rührenden Auftritt. Ein würdiger Erzieher führte mir die hinterlassene Familie des Obersten

von W** zu, den ich, da ich noch Prediger zu Potsdam war, als einen sehr braven Mann kannte, und unter meine Freunde zählen durfte. Das älteste von seinen verwaiseten Kindern, welchen er nichts als die Ehre der Rechtschaffenheit und ein gutes Beispiel zur Nachahmung hinterlassen konnte, war jetzt ein Jüngling von sechzehn Jahren. Ich hörte von ihnen folgende traurige Begebenheit, die diesen unglücklichen Kindern vor ungefähr einem Jahre begegnet war.

Ihre zärtliche und sehr edle Mutter pflegte, nach dem Tode des geliebten Gatten, je zuweilen einen Gang nach dem Grabe desselben zu machen, und ihre vier Kinder mit sich dahin zu führen. Die beiden jüngsten hingen ihr dann an den Armen und die beiden ältesten gingen vorauf. So war sie auch jetzt aus der Stadt gegangen und näherte sich dem Kirchhofe. Schon sah man das Grab; sie zeigt es mit nassen Augen dem kleinsten ihrer Kinder von fern, und in demselben Augenblicke stürzt sie, vom Schlage gerührt, todt zur Erde. Die Kinder fallen weinend und schreiend über sie her, versuchen sie aufzuheben, legen sich ihr auf den Mund, um ihr Luft einzublasen, aber umsonst! Einer von ihnen läuft nach der Stadt, trifft einen Wundarzt auf der Straße, und muß ihn fast mit Gewalt mit sich fortziehn, weil der träge Mensch nicht von der Stelle zu bringen ist, kommt endlich mit ihm an; die Kinder bitten, flehn, daß er ihr geschwind geschwind eine Ader schlagen möchte; allein der Unwissende behauptet, es sei weiter nichts als eine Ohnmacht, und will nicht Aderlassen. Endlich zieht der Aelteste, ein eben so gesetzter und verständiger, als schwächlicher Jüngling, ein Federmesser aus der Tasche, um seiner Mutter selbst eine Ader aufzureißen. Diese edle Ent-

schlossenheit des Kindes bewegt denn endlich den schwerfälligen Wundarzt, sein Amt, wiewol mit großer Langsamkeit, selbst zu verrichten. Das Blut fließt, aber der Körper bleibt entseelt. Die armen, nun völlig verwaiseten Kinder müssen ohne Mutter zurückkehren. —

Ich bin versichert, daß meine jungen Leser mir für die Mittheilung dieser kleinen Geschichte danken werden. Ich erzähle sie aber nicht, um eine müßige Rührung bei ihnen hervorzubringen, sondern, um ihnen die vernünftige Entschlossenheit des ältesten dieser unglücklichen Kinder zur Nachahmung auf ähnliche Fälle zu empfehlen.

Am folgenden Tage fuhr ich in Begleitung einiger Freunde, und zwar mit außerordentlicher Post, nach dem landgräflichen Schlosse Weißenstein, welches ungefähr eine halbe Stunde von Kassel auf einer felsigen Anhöhe am Fuße des sogenannten Winterkasten liegt. Warum mit außerordentlicher Post? — Weil man nicht bloß aus Kassel hinaus, sondern auch in Kassel selbst, dafern man kein eigenes Fuhrwerk hat, nicht anders als auf diese Weise fahren darf. Hier fährt man sogar zu Besuchen mit Post; und eine Folge davon ist, daß man hier besser thut, sich seines angebornen Fuhrwerks, der Füße, zu bedienen, es sei denn, daß man das Zipperlein, oder einen großen Vorrath überflüssiges Geldes habe. Bei mir war nun weder das Eine, noch das Andere der Fall; und ich würde daher auch nicht gefahren sein, wenn ich die hiesige Einrichtung des Fuhrwesens nicht da erst erfahren hätte, als der bestellte Wagen bereits vor dem Hause hielt.

Der Weg von der Stadt bis nach dem Schlosse Weißenstein ist eine schöne, schnurgerade, auf beiden Seiten mit Bäumen besetzte Kunststraße, an welcher

von Jahr zu Jahr immer mehr neue Häuser entstehen, wodurch Stadt und Schloß dereinst mit einander zusammenhängen werden. Das Schloß selbst fällt nicht sonderlich ins Auge *); aber der vortreffliche Englische Garten, welcher hinter demselben anhebt, schon jetzt einen großen Theil des breiten und hohen Berges bedeckt und immer weiter ausgedehnt wird, ist um so viel sehenswürdiger. Ich zweifle, daß man etwas Schöneres, Prachtvolleres und Kühneres dieser Art in Deutschland sehen könne.

Fast alle Theile dieses Gartenberges stellen irgend Etwas aus dem fabelhaften Reiche der Schatten, oder aus der alten Feenwelt, hie und da auch aus der wirklichen Geschichte vor; eine Vermischung des Wahren und des Fabelhaften, welche den Regeln des guten Geschmacks nicht sehr gemäß zu sein scheint. Da sieht man die sogenannten Höllenflüsse, Styx, Kocytus und Acheron, die Insel der Kalypso, die meine jungen Leser aus ihrem Telemach kennen werden, den Palast und Garten der Circe, einer Hexe, welche die Gefährten des Ulysses in Schweine verwandelte, die elyseischen Felder, die Höhle der Sibylle, einer andern Hexe, welche weissagen konnte, die alten Philosophen, Demokritus, der über die Thorheiten der Menschen lacht, Heraklitus, welcher darüber weint, und den Anaxagoras, deren jeder in einer besondern Partie des Gartens in einem ihm angemessenen

*) Dieses alte Schloß ist seitdem eingerissen, und ein neues prachtvolles an die Stelle desselben gesetzt worden, welches den Namen Wilhelmshöhe erhalten hat.

Anm. z. neuen Ausgabe.

Häuschen und in einer täuschenden Figur in Lebensgröße dargestellt worden ist; ferner den Diogenes in seinem Fasse und den Sokrates in seinem Gefängnisse, wo er über die Unsterblichkeit der Seele nachdenkt. Wiederum sieht man, neben einem Wasserbecken, die Grotte des Neptun und seiner Begleiter; weiter hin die Höllengrotte, welche vielleicht das Sehenswürdigste von allem ist. Von dieser muß ich daher wol erst eine kurze Beschreibung machen.

Diese Kunsthöhle oder Grotte ist gleichfalls neben einem Springbrunnen und einem Wasserbehälter angelegt. Außerhalb derselben erblickt man die Furien und ähnliche Fratzen der Fabellehre fürchterlich-schön in Stein gehauen. Die Fenster und Fensterthüren bestehen aus gelbem Glase, wodurch das Tageslicht auf eine so sonderbare Weise fällt, daß man beim Eintritt in die Höhle nicht umhin kann, zu glauben, daß sie durch Flammen erleuchtet werde. Die Täuschung ist so stark, daß man sich wirklich nach dem Orte des Flammenfeuers umsieht. Das Inwendige der Höhle ist mit lauter schöngearbeiteten Figuren geziert, welche irgend eine fabelhafte Person oder Geschichte aus dem Höllenreiche vorstellen. Gleich beim Eingange streckt Einem der Höllenhund Cerberus drei gräuliche Rachen entgegen, und gegen ihm über steht mit aufgehobener Keule Herkules, um ihm, wie es scheint, die drei Köpfe einzuschlagen. In der Mitte sitzen auf einem erhabenen Throne der Höllengott Pluto und seine Gemahlinn Proserpina; neben ihnen halten die drei Höllenrichter Minos, Rhadamanthus und Aeakus Gericht über die abgeschiedenen Geister, und weiter hin erblickt man die Göttinnen des Schicksals oder die Parzen, welche das menschliche Leben spinnen. Die

Eine zieht den Faden aus, die Andere läßt ihn fortlaufen und die Dritte, mit einer Schere bewaffnet, schneidet ihn ab. Weg ist alsdann der Mensch!

An einer andern Stelle sieht man den Orpheus, der die Erlaubniß erhalten hat, seine Frau Euridize wieder ins Leben zurückzuführen, doch nur unter der Bedingung, daß er sich nicht eher nach ihr umsehen soll, bis er das Reich der Schatten verlassen, und das Licht der Oberwelt wieder erreicht haben wird. Aber ach! der glückliche Gatte kann dem Verlangen, sein liebes Weib jetzt zu sehn, nicht länger wiederstehen; er sieht sich um, und — Euridize ist verschwunden.

Wiederum ist zu schauen, Tantalus, der bis an den Hals im Flusse steht, und gleichwol, weil er sich nicht bücken kann, von brennendem Durste unaufhörlich gequält wird; Sisyphus, der einen großen Stein einen steilen Berg hinanwälzen muß, aber nie damit zu Stande kommt, weil ihm derselbe, so oft er beinahe den Gipfel des Berges erreicht hat, jedesmahl wieder aus den Händen schlüpft und bergunter rollt; endlich Ixion, der auf ein Rad gebunden ist, welches unaufhörlich herumgedreht wird. Ein bei diesen Gequälten hingestellter Satyr lacht, als wenn er bersten wollte, und man kann ihn nicht ansehen, ohne mitzulachen.

Die schönste Darstellung, die man, meinem unmaßgeblichen Urtheile nach, in dieser Höhle sieht, ist die der ewigen Höllenarbeit der neun und vierzig Töchter des Danaus, welche, wenn wir der Fabel glauben wollen, ihre neun und vierzig Gatten alle in der ersten Nacht ihres Ehestandes ermordeten, und dafür von den Höllenrichtern zu der endlosen Arbeit verurtheilt wurden, ein durchlöchertes Faß mit Wasser anzufüllen. Danaus

hatte zwar der Töchter funfzig; aber Eine derselben, Hypermnestra, war menschlicher gewesen, als ihre grausamen Schwestern, hatte des Lebens ihres jungen Gatten geschont, und hatte daher auch an der Strafe ihrer Schwestern keinen Theil. Der Ausdruck des Gesichts, mit welchem die Eine Wasser schöpft, die Andere den Krug emporhebt und eine Dritte verzweiflungsvoll in das leere Faß hinabblickt, schien mir meisterhaft zu sein. Daß übrigens nicht die neun und vierzig Danaiden alle, sondern nur Einige derselben hier zu sehen sind, versteht sich, denke ich, wol von selbst.

Genug von dieser abscheulich-schönen Grotte!

Indem man so von einer Sehenswürdigkeit zur andern fortschreitet, hat man nach und nach eine solche Höhe erstiegen, daß man beinahe den Gipfel des Berges schon erreicht zu haben glaubt. Aber wehe Dem, dessen Kräfte nun erschöpft sind, und der gleichwol das Sehenswürdigste von Allem, den berühmten Wasserfall und dann das Felsengebäude, auf dem Gipfel des Berges, bis in die Riesenfigur des Herkules hinauf, noch in Augenschein zu nehmen wünscht! Denn von hier bis dahin muß er sich gefallen lassen, nicht weniger als noch achthundert und zwei und neunzig Stufen, auf einer breiten Treppe, aus Fels gehauen, zu ersteigen. Man denke, was das sagen wolle, da ein Thurm von zweihundert Stufen schon unter die ansehnlichen gehört!

Meine Freunde und ich waren indeß entschlossen, nicht von dannen zu gehen, bevor wir nicht auch dieses Abenteuer bestanden hätten. Wir fingen also muthig an zu steigen; aber ungeachtet wir von Zeit zu Zeit Halt machten, um wieder zu Athem zu kommen, so fehlte doch nicht viel, daß ich, um meiner Brust zu schonen, auf das Vergnügen, den Gipfel zu erreichen,

hätte Verzicht thun müssen. Ich erreichte ihn indeß glücklich; aber nun entstand eine neue Verlegenheit. Das Ersteigen einer so fürchterlich hohen Treppe hatte so manchen Schweißtropfen gekostet, und die auf dem Gipfel des Berges herrschende Luft war so kalt und rauh, daß man, nach einer solchen Erhitzung, besorgen mußte, sich hier auf eine gefährliche Weise zu erkälten. Eine Tasse Thee oder Kaffee würde uns hier gar trefflich zu Statten gekommen sein; aber woher diese so nahe unter den Wolken? Ich sah indeß in einiger Entfernung ein paar zerstreute Hütten stehn und lief dahin. In der ersten fand ich ein altes Mütterchen, welches mich auf meine bittende Anfrage: ob sie mir nicht irgend ein Getränk zur Erwärmung zu machen im Stande sei? ziemlich schnöde gehen hieß. In der andern wollte es mir anfangs eben so wenig glücken; aber durch anhaltendes Bitten erlangte ich doch am Ende die Gunst, daß man mir ein Töpfchen voll gewärmter Milch überließ. Ich lief hierauf erquickt zurück nach dem erstaunlichen Felsengebäude des sogenannten Winterkastens.

Der Anblick dieser mit seltener Kühnheit aufgeführten Felsenmasse hat etwas Demüthigendes und Erhebendes zugleich. Man fühlt sich nämlich, indem man so daneben steht, oder unter die hohen Schwibbögen und Gewölbe von ungeheuern Quaderstücken tritt, dem Körper nach, zu der Kleinheit eines Geziefers zusammengeschrumpft; und wenn man hierauf erwägt, daß Menschen es waren, die diese Felsen zusammenwälzten, sie so kunstmäßig auf einander thürmten und dadurch ein Gebäude errichteten, welches der Ewigkeit zu trotzen scheint, so kann man wieder nicht umhin,

sich in dem Gedanken, selbst Mensch zu sein, recht groß zu fühlen.

Das ganze hohe Gebäude ist, wie gesagt, aus lauter großen Felsenstücken zusammengesetzt. Den Gipfel desselben ziert die ungeheure kupferne Bildsäule des Herkules, von deren Größe meine jungen Leser sich ungefähr einen Begriff machen können, wenn ich ihnen sage, daß in der Keule desselben, welche nicht dicker als einer seiner Schenkel ist, vier bis fünf stehende Menschen Platz haben. Und doch erscheint dieser Riese, von der Spitze des Berges gesehen, in gewöhnlicher Menschengröße, und am Fuße des Berges nicht viel größer, als eine Drahtpuppe. Ueberhaupt verliert das Ganze viel, wenn man es aus der Ebene ansieht, weil es alsdann von beiden Seiten des sehr breiten Berges, worauf es steht, zu sehr verkleinert wird. Wäre dieser Berg ein sogenannter Piko oder Spitzberg, so würde das Riesengebäude auf seinem Schädel zehnmal größer erscheinen.

Jetzt wollte man den Wasserfall und die damit verbundenen vielen Wasserkünste spielen lassen; wir fingen daher wieder an, den Berg hinabzugehen. Da gab es nun abermahls bei jedem Absatze viel mehr zu sehen und zu hören, als ich, wenn ich nicht gar zu weitläufig werden will, hier beschreiben darf. Hier strömte Wasser aus dem Kruge eines sogenannten Wassergottes hinab; dort spie ein ungeheurer Riesenkopf einen ganzen Strom in die Luft; hier und dort und da durchkreuzten sich hundert kleine Spritzwasser, und benetzten die Zuschauer, die nicht wußten, wohin sie flüchten sollten, um davor gesichert zu sein. Innerhalb eines Felsens, aus welchem Wasser strömt, hört man ein Orgelspiel, und weiter unten blasen zwei Tritonen, oder Wassergöt-

ter auf ihren Hörnern so stark, daß man es eine halbe Meile weit hören kann. Der Wasserfall selbst hat, wenn ich anders recht gehört habe, fünf und zwanzig Absätze; aber gerade diese Vielheit der auf einander folgenden Fälle verursacht, daß sowol jeder insbesondere, als auch das Ganze keine große Wirkung macht. Steht man unten am Ende aller dieser Absätze, so scheint Einem das Ganze ein einziger den Berg herabschießender Bach zu sein. Hat man besonders schon vorher einen oder den andern merkwürdigen Wasserfall, etwa den Rheinfall bei Schafhausen, in der Natur gesehen, so kann man in diesem unmöglich etwas Großes finden, bei dem man lange verweilen möchte.

In dem letzten Wasserbecken, am Fuße des Berges, erhebt sich ein Springbrunnen zu einer Höhe, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Nicht etwa ein dünner Wasserstrahl, wie bei den gewöhnlichen Springbrunnen, sondern eine ganze dicke Wassersäule steigt nicht weniger als hundert und sechzig Fuß hoch, und macht, vom Winde bewegt, und von der Sonne beschienen, eine sehr schöne Wirkung.

Und dies mag denn auch genug sein von den unzählbaren hiesigen Sehenswürdigkeiten, die ich meinen Lesern nicht stückweise beschreiben, sondern von welchen ich ihnen nur Eins und das Andere zur Probe erzählen wollte. Man fährt noch immer fort, dieselben zu vermehren. Wir sahen z. B. eine Menge Menschen mit dem Ausgraben eines großen Raums beschäftigt, in welchem ein See angelegt werden soll. Nahe dabei ist erst neuerdings eine arkadisch-schöne Meierei fertig geworden, bei welcher Ostfriesische und Schweizer Kühe, so wunderschön von Gestalt und Farbe, als ich sie noch nie gesehen hatte, und eine ganze Herde Amerikanischer

Schafe weideten — ein trauriger Anblick für die vielen Witwen und Waisen, deren Gatten und Väter in eben dem Lande erschlagen wurden, aus welchem Hessen diese Schafe zum Ersatz erhielt!

Was mein Vergnügen bei der Besichtigung aller dieser Herrlichkeiten ausnehmend schwächte, war der Anblick zerlumpter Bettler, welche an diesem prachtvollen Orte, und also nahe unter den Augen des Durchlauchtigsten Bewohners dieser paradiesischen Gegend, herumgingen und um Almosen fleheten. Warum war denn bei den Lebzeiten dieses Herrn unter denen, die er seiner Vertraulichkeit würdigte, Keiner, der das Herz hatte, ihm den Rath zu geben, sich durch Vermächtnisse zu guten Armenanstalten ein Denkmahl zu stiften, rührender und dauernder als Das, was die Schmeichelei ihm auf dem Friedrichsplatze errichtet hat?

Vor einigen Jahren soll es in diesem Betrachte noch viel ärger hier gewesen sein. Damahls liefen, wie man mir erzählt hat, die Bettler, besonders die Kinder derselben, scharenweise hinter jedem wohlgekleideten Menschen her, der sich auf der Straße blicken ließ. Da erbarmte sich — nicht der Staat — sondern eine wohlthätige Gesellschaft von Privatpersonen dieser öffentlichen Noth, und machte einen Plan zu einem Arbeitshause für diejenigen Kinder, welche bisher von Almosen leben mußten, um dieselben sowol zu versorgen, als auch zu einem arbeitsamen und gemeinnützigen Leben zu erziehn. Der Herr Professor Casperson stand an der Spitze dieser Edlen. Jeder derselben erbot sich zu einem seinen Umständen angemessenen Beitrage; und der ganze Entwurf wurde dem höchstseligen Landgrafen mit der Bitte um seinen Beitritt vorgelegt. Dieser schenkte der Unternehmung — seinen Beifall, und zugleich ein zu

diesem Behufe nicht sehr bequemes altes Bürgerhaus, welches er dazu kaufen ließ.

Ich besah diese Anstalt, freute mich über die darin bemerkte Ordnung und Reinlichkeit, und bewunderte den Fleiß der Kinder, deren Einige Baumwolle spannen, Andere Band webten. Die Zahl derselben ist schon sehr ansehnlich.

Eine zweite gemeinnützige Anstalt, die ich gleichfalls besuchte, ist die hiesige Schulmeister-Pflanzschule, d. i. eine Bildungsanstalt für künftige Landlehrer, die zu ihrem Berufe zweckmäßig vorbereitet werden. Aber leider! beruhet auch diese nützliche Anstalt größtentheils auf dem gutwilligen Eifer eines einzigen braven Mannes, des an der hiesigen Stadtschule stehenden Kantors Georgi, der, wenn ich mich recht erinnere, für alle Mühe der Aufsicht und des Unterrichts, die er dieser Anstalt, außer seinen eigentlichen Berufsgeschäften, widmen muß, nicht mehr als funfzig Thaler einzunehmen hat. Ueberhaupt flossen zu der Zeit, da ich hier war, aus der fürstlichen Kasse dieser Pflanzschule jährlich nicht mehr, als 150 Thlr. zu — eine ärmliche Summe für einen so gemeinnützigen Zweck! Die künftigen Dorflehrer werden hier im Schreiben, Rechnen, Singen, auf der Geige, vornehmlich aber auf dem Klaviere unterrichtet, um einst die Orgel schlagen zu können. Auch lernen sie etwas Erdbeschreibung und Geschichte; und um die Kunst zu unterweisen theils von Andern abzusehen, theils durch die Uebung sich zu eigen zu machen, müssen sie sowohl einigen Lehrstunden in der öffentlichen Schule beiwohnen, als auch in dem vorherbeschriebenen Arbeitshause für Kinder selbst Unterricht geben.

Folgende kleine Begebenheit, die sich während mei-

nes hiesigen Aufenthaltes zutrug, erzähle ich meinen jungen Lesern, weil sie daraus lernen können, wie vorsichtig man an fremden Orten mit solchen Personen umgehen muß, von deren Rechtschaffenheit man noch keine überzeugende Beweise hat.

Es war kurz vor der hiesigen Messe. Unter den Fremden, welche sich dazu einstellten, befanden sich auch zwei Herren, der Eine ein Deutscher, der Andere ein Franzose, wovon der Erste sich für einen Grafen, der Andere, ich weiß nicht, wofür ausgab. Beide hatten sich in eben den Gasthof eingelegt, worin ich selbst abgetreten war; allein da der Wirth in den Reden und in dem Betragen dieser Leute etwas ihm Verdächtiges zu bemerken glaubte, so benachrichtigte er die Ordnungsaufsicht davon, und bat, daß man sie anhalten möchte, entweder ihren wahren Stand und ihr Gewerbe anzugeben, oder sein Haus zu verlassen. Dieses geschah, und die beiden Abenteurer fanden für gut, das Letzte zu wählen.

Unter dem Vorwande, mit der nächsten Post weiter reisen zu wollen, schlagen sie ihre einstweilige Wohnung in dem Posthause auf, wo zu eben der Zeit auch ein Juwelenhändler aus Paris abgetreten war. Mit diesem suchen sie Bekanntschaft zu machen, und der gutmüthige und leichtgläubige Mann, der nichts Böses ahnet, kommt ihrem Verlangen auf halbem Wege entgegen. Es wird Abend, und der Eine von den beiden neuen Freunden weiß ihn zu bereden, daß er mit ihm ins Schauspiel geht; aber wie groß ist das Entsetzen des armen Mannes, da er bei seiner Zurückkunft seinen Koffer erbrochen und, statt seiner Juwelen und seines Geldes, einen leeren Raum findet!

Man durchsucht das Haus; der eine Fremde wird

vermißt; man schöpft Argwohn, bittet die Polizei um Hülfe, und noch in der nämlichen Nacht werden mehre Leute zu Pferde aus allen Thoren ausgesandt, um dem Entronnenen nachzusetzen. Einige von diesen kommen ihm denn auch bald auf die Spur. Zum Glück hatte der Gauner nicht reiten gelernt; er mußte sich also fahren lassen, welches ihn nöthigte, auf der Straße zu bleiben, und wodurch es den nachsetzenden Reitern leicht gemacht wurde, ihn einzuholen. Dieses geschah, ungefähr achtzehn Meilen von hier, an einem Orte in Franken, wo man ihn zur Nachtzeit entkleidet im Bette fand. Bei seiner Gefangennehmung wollte er sich zur Wehre setzen; allein er wurde übermannt und in Banden gelegt. Zwar fand man bei angestellter Durchsuchung seiner Kleider von den gestohlnen Juwelen nichts; allein nach einigen Verhören wurde er endlich zu dem Geständnisse gebracht, daß er sie irgendwo in die Erde gescharrt habe. Man führte ihn hierauf nach dem angegebenen Orte hin, und es fand sich, wie er ausgesagt hatte.

Dasmahl bekam also der Kaufmann seine Kleinodien wieder. Sicher wird er künftig vorsichtiger sein, und besonders an fremden Orten, ganz besonders an solchen, wo Jahrmärkte und Messen gehalten werden, künftig die weise Vorschrift befolgen:

Traue — schaue wem!

Und eben diese nöthige Vorsicht empfehle ich auch meinen jungen Lesern bestens.

Noch verdient von Kassel, bevor wir weiter reisen, Folgendes angemerkt zu werden.

Dieser Ort verdankt seinen blühenden Zustand größtentheils dem unvernünftigen Verfolgungsgeiste, welcher unter Ludwigs XIV. Regierung in Frankreich

herrschte. Meine jungen Leser wissen ohne Zweifel schon, wie viele tausend Hugenotten oder reformirte Christen damahls aus ihrem Vaterlande unbarmherzig verjagt wurden. Von diesen wandten sich viele nach Kassel, wurden hier, wie in andern Deutschen und Preußischen Städten, liebreich und mit Freuden aufgenommen; und ihrer fleißigen Geschicklichkeit verdankt man nun die vielen Künste und Gewerke, welche seitdem in diesen Städten emporgekommen sind. Kassel ist besonders reich daran. Man verfertigt hier goldene und silberne Tressen, eine Art von Porzelan, aus dem sehr geschmackvolle Gefäße aller Art gemacht werden, sehr feine Hüte, allerlei wollene und seidene Waaren, Spiegel u. s. w. Die Bevölkerung dieser Stadt wird von Büsching auf 21,000, von einem neuern Reisenden *) hingegen gar auf 32,000 Seelen geschätzt, welches aber zuverlässig übertrieben ist.

Uebrigens glaubt ein Fremder, beim Anblick des hiesigen Soldatenwesens, in Potsdam zu sein. Denn auch hier wimmeln die schönen Straßen, wie dort, von Soldaten; und die landgräfliche Leibwache trägt beinahe die nämliche Dienstkleidung, wie die des großen Friedrich. Auch die übrigen Truppen sind ganz auf Preußischen Fuß gekleidet und geübt. Für Deutschland überhaupt mag diese kriegerische Verfassung verschiedener kleiner Theile desselben zuweilen ihren Nutzen gehabt haben; aber wie diese kleinen Länder selbst sich dabei befinden — das werden wir in dem folgenden Abschnitte sehen.

---

*) Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.

vermißt; man schöpft Argwohn, bittet die Polizei um Hülfe, und noch in der nämlichen Nacht werden mehre Leute zu Pferde aus allen Thoren ausgesandt, um dem Entronnenen nachzusetzen. Einige von diesen kommen ihm denn auch bald auf die Spur. Zum Glück hatte der Gauner nicht reiten gelernt; er mußte sich also fahren lassen, welches ihn nöthigte, auf der Straße zu bleiben, und wodurch es den nachsetzenden Reitern leicht gemacht wurde, ihn einzuholen. Dieses geschah, ungefähr achtzehn Meilen von hier, an einem Orte in Franken, wo man ihn zur Nachtzeit entkleidet im Bette fand. Bei seiner Gefangennehmung wollte er sich zur Wehre setzen; allein er wurde übermannt und in Banden gelegt. Zwar fand man bei angestellter Durchsuchung seiner Kleider von den gestohlnen Juwelen nichts; allein nach einigen Verhören wurde er endlich zu dem Geständnisse gebracht, daß er sie irgendwo in die Erde gescharrt habe. Man führte ihn hierauf nach dem angegebenen Orte hin, und es fand sich, wie er ausgesagt hatte.

Dasmahl bekam also der Kaufmann seine Kleinodien wieder. Sicher wird er künftig vorsichtiger sein, und besonders an fremden Orten, ganz besonders an solchen, wo Jahrmärkte und Messen gehalten werden, künftig die weise Vorschrift befolgen:

Traue — schaue wem!

Und eben diese nöthige Vorsicht empfehle ich auch meinen jungen Lesern bestens.

Noch verdient von Kassel, bevor wir weiter reisen, Folgendes angemerkt zu werden.

Dieser Ort verdankt seinen blühenden Zustand größtentheils dem unvernünftigen Verfolgungsgeiste, welcher unter Ludwigs XIV. Regierung in Frankreich

herrschte. Meine jungen Leser wissen ohne Zweifel schon, wie viele tausend Hugenotten oder reformirte Christen damahls aus ihrem Vaterlande unbarmherzig verjagt wurden. Von diesen wandten sich viele nach Kassel, wurden hier, wie in andern Deutschen und Preußischen Städten, liebreich und mit Freuden aufgenommen; und ihrer fleißigen Geschicklichkeit verdankt man nun die vielen Künste und Gewerke, welche seitdem in diesen Städten emporgekommen sind. Kassel ist besonders reich daran. Man verfertigt hier goldene und silberne Tressen, eine Art von Porzelan, aus dem sehr geschmackvolle Gefäße aller Art gemacht werden, sehr feine Hüte, allerlei wollene und seidene Waaren, Spiegel u. s. w. Die Bevölkerung dieser Stadt wird von Büsching auf 21,000, von einem neuern Reisenden *) hingegen gar auf 32,000 Seelen geschätzt, welches aber zuverlässig übertrieben ist.

Uebrigens glaubt ein Fremder, beim Anblick des hiesigen Soldatenwesens, in Potsdam zu sein. Denn auch hier wimmeln die schönen Straßen, wie dort, von Soldaten; und die landgräfliche Leibwache trägt beinahe die nämliche Dienstkleidung, wie die des großen Friedrich. Auch die übrigen Truppen sind ganz auf Preußischen Fuß gekleidet und geübt. Für Deutschland überhaupt mag diese kriegerische Verfassung verschiedener kleiner Theile desselben zuweilen ihren Nutzen gehabt haben; aber wie diese kleinen Länder selbst sich dabei befinden — das werden wir in dem folgenden Abschnitte sehen.

*) Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.

9.

Reise von Kassel über Marburg und Gießen nach Frankfurt am Main.

Ich bediente mich zu meiner fernern Reise der Eilpost oder Diligence, das heißt hier, wie im ganzen Reiche, der ordentlichen Post. Allein die Postwagen, welchen dieser Name beigelegt wird, sind von denen, die man in Ober- und Niedersachsen kennt, eben so verschieden, als die Kunststraßen, auf welchen man hier fährt, sich von den meisten Postwegen in den beiden Sächsischen Kreisen unterscheiden. Jene sind nicht bloß bedeckt, sondern auch gepolstert, und gewähren, ungeachtet sie für acht bis zehn Personen eingerichtet sind, doch hinreichende Bequemlichkeit für Jeden. Alles Gepäck liegt außerhalb des Wagens in zweien, vorn und hinten angebrachten sehr geräumigen Körben, und wird durch ein darüber gespanntes Leder vor der Nässe geschützt.

Hessen ist ein sehr bergiges Land; aber die Thäler und kleinen Ebenen zwischen den Bergen haben einen guten, fruchtbaren Boden, dem zur Ernährung des Landmanns weiter nichts, als fleißige Hände und eine geschicktere Bearbeitung zu fehlen scheinen. Und hier zeigt sich zuvörderst das Nachtheilige, welches die kriegerische Verfassung dieses Landes für die vorzüglichste Quelle des öffentlichen Wohlstandes, den Ackerbau, mit sich führt, auf eine in die Augen fallende Weise. Denn da die meisten kraftvollen Hände des Mannsvolks die Waffen tragen müssen, so fällt, auch in Friedenszeiten, ein Theil der schweren Feldarbeit schwachen Greisen, Weibern und Knaben zu. Diese können nicht mehr Kräfte daran setzen, als sie besitzen; und eine Folge

davon ist, daß der Acker schwach und nachlässig bearbeitet wird, folglich auch weniger trägt, als er tragen könnte.

Von der in Holstein, und besonders in Mecklenburg so weit getriebenen Verbesserung der Landwirthschaft sieht man hier nicht viel. Nicht einmahl den großen Nutzen der Abzugsgräben, wodurch man in den genannten Ländern die Saaten vor Ertränkungen schützt, scheint man hier zu kennen; oder wenn man ihn auch kennt, so fehlt es doch an Händen, um solche Gräben aufzuwerfen. An irgend eine andere Art von Befriedigung derjenigen Aecker, welche an die Landstraße stoßen, wird eben so wenig gedacht. Sie liegen größtentheils offen da, und ich bemerkte häufig, daß mehre Geviertruthen der schönsten Saaten abgefressen oder zertreten waren. Viele Aecker sind mit rothem und weißen Kohle, aber so ungeschickt bepflanzt, daß die meisten Köpfe nicht viel größer als ein paar an einander gehaltene geballte Fäuste werden können. Denn, statt die Pflanzen in derjenigen Weite, welche die Natur des Kohls erfodert, aus einander zu setzen, pflanzt man sie hier durchgängig so nahe an einander, daß die eine der andern die Nahrung stehlen muß, und keinen Raum behält, sich gehörig auszudehnen.

Auffallend ist die große Armuth des hiesigen Landvolks, und diese Bemerkung wird noch auffallender, wenn man die Spuren des Wohlstandes sieht, dessen diese Leute ehemahls sich erfreuen durften. Dergleichen Spuren fand ich besonders in der Bauart der hiesigen Landhäuser und in den vielen Zierrathen, womit man dieselben überflüssiger Weise auszuputzen suchte. Diese Häuser sind nämlich nicht bloß durchgängig zwei Stockwerke hoch, und mit Kalk beworfen, sondern man hat auch sel-

ten ermangelt, den weißen Wänden allerlei Figuren einzugraben und, wo nicht mehre, doch wenigstens ein Fachwerk mit spaßhaften Reimereien zu bemahlen, welchen man es deutlich genug ansieht, daß sie in den Köpfen der Bauern selbst entstanden sein müssen. Hier sind ein paar dergleichen Reimsätze zur Probe, deren erste zugleich etwas von den Eigenthümlichkeiten der hiesigen Landessprache hören läßt:

Wer da will pauen (bauen),
Der muß den Peutel (Beutel) anschauen;
Hat er nit Batzen,
Werd er (wird er) von vorn und von hinten sich kratzen.

Die zweite:

Brot ohne Kümmel,
Korn ohne Blumen,
Spiegel ohne Glas:
Sagt, ihr Herrn, was ist das?

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in diesen und ähnlichen Verzierungen der Landhäuser einen Beweis von dem ehemahligen Wohlstande der hiesigen Bauern finde. Leute, welche gegen den Mangel zu kämpfen haben, und für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens ängstlich sorgen müssen, haben ordentlicherweise weder Zeit noch Lust, auf überflüssige Zierrathen zu denken, und sind zum Spaßmachen wenig aufgelegt. Wo also Hang zum Verschönern und zum Witzeln wahrgenommen wird, da pflegt in der Regel auch Wohlstand und Ueberfluß zu herrschen.

Und wo mag denn dieser Wohlstand der Hessischen Landleute nun geblieben sein? So viel ich selbst darüber beobachten und durch Erkundigungen erfahren konnte, liegt die Schuld vorzüglich in drei Dingen, und diese

sind: Krieg, Kaffee und Mangel an Mannsvolk. Der letzte siebenjährige Krieg, dessen blutiger Schauplatz oft in Hessen war, hat diesem Lande mehrmahlige große Verheerungen zugezogen; der überhand nehmende starke Gebrauch des entnervenden Kaffeegetränks hat den Beutel und die Kräfte der Leute angegriffen, und den Trieb zur Arbeitsamkeit in ihnen geschwächt; und die vielen Tausende blühender Jünglinge und rüstiger Männer, welche theils jener langwierige Krieg dahingerafft, theils Amerika verschlungen, theils der Soldatendienst im Lande dem Ackerbau und dem Gewerbe entzogen hat, haben in den Dörfern einen Mangel an kraftvollen Mannsleuten zurückgelassen, den Weiberhände und Kinderarme nicht zu ersetzen vermochten. Es steht indeß zu hoffen, daß dieses erschöpfte Volk, unter einer milden und weisen Regierung und im Genuß eines ununterbrochenen vieljährigen Friedens, sich nach und nach erholen und von neuen wieder zu Kräften kommen werde; ein Glück, welches der durchreisende Weltbürger ihm von Herzen wünscht.

Auf dem Wege von Kassel nach Marburg kommt man bei einem landgräflichen Lustschlosse, W a v e r n genannt, vorbei, welches zum Behuf der R e i h e r b e i z e angelegt worden ist. Es giebt nämlich in dieser Gegend eine große Menge Reiher, eine meinen jungen Lesern gewiß bekannte Vogelart von ansehnlicher Größe, die man durch andere, viel kleinere Vögel, durch Falken fangen läßt. Diese letzten hat man so abzurichten gewußt, daß sie sich von der Hand des Jägers in die Luft erheben, um eines Reihers ansichtig zu werden, alsdann wie der Blitz auf ihn herabschießen, und mit ihren Krallen so fest sich an ihn klammern, daß er weder entfliehen noch sich von ihnen losmachen

kann. Auf die Abrichtung und Unterhaltung dieser Falken wird viel Geld verwandt. Mir fiel hiebei der Gedanke ein, ob in unsern erfindungsreichen Zeiten sich nicht irgend ein Mittel ausfindig machen ließe, das ansehnliche Heer der Bettler, wovon die meisten Länder wimmeln, dergestalt abzurichten, daß sie, etwa wie Falken oder Jagdhunde, die großen Herren in denjenigen Stunden, in welchen sie von ihren großen Sorgen und Arbeiten ausruhen wollen, entweilen könnten, weil dieses unstreitig das sicherste Mittel zu ihrer Versorgung sein würde; oder ob nicht umgekehrt die großen Herren selbst so abgerichtet werden könnten, daß sie am Wohlthun, an der Beglückung ihrer Nebenmenschen und besonders ihrer Unterthanen, eben so viel Vergnügen fänden, als ihnen jetzt ihre Falken, Windspiele, Papageien und Affen gewähren? Ich überlasse die Auflösung dieser Aufgabe dem künftigen Nachsinnen Derjenigen unter meinen jungen Lesern, welche Lust und Trieb in sich fühlen, sich ein recht großes Verdienst um die Menschheit zu erwerben, und — fahre in meiner Erzählung fort.

Der nächste nahmhafte Ort, den man, neun Meilen jenseit Kassel, berührt, ist die Hessische Stadt Marburg. Diese Stadt hängt — gar artig anzusehn — an der Seite eines Berges, welcher nach oben zu so steil wird, daß die aufwärtslaufenden Straßen zu bloßen Treppen werden, welche nicht befahren werden können. Den Gipfel des Berges ziert ein altes, ehemahls befestigtes Schloß, und sein Fuß wird von der vorbeifließenden Lahn gewaschen. Die ganze kleine Gegend ist beinahe wie die zu Münden, von Bergen eingeschlossen und übrigens mahlerisch. Kommt man vollends, wie dies der Fall auf meiner Rückreise war, hier zur

Nachtzeit an, so machen die erleuchteten Fenster der Häuser, von unten auf gesehn, eine sonderbare Wirkung. Es scheinen alsdann, weil man den Berg und die Stadt nicht zugleich mit sehen kann, die vielen Lichter, welche man erblickt, oben in der Luft zu schweben, welches einige Augenblicke lang eine angenehme Täuschung verursacht.

Marburg ist eine Hochschule. Auch wenn ich dieses vorher nicht gewußt hätte, so würde der Erste, der mir bei meiner Einfahrt in diese Stadt begegnete, mich wenigstens auf die Vermuthung gebracht haben. Es war ein Musensohn zu Pferde, der seine Gewaltspeitsche um nichts und wieder nichts unaufhörlich knallen ließ, um die Leute an die Fenster zu locken, damit sie ihn reiten sähen. Sein Gesicht, welches mit einer ungeheuern fingerbreiten Schmarre von oben bis unten gezeichnet war, kündigte einen von jenen jungen Donkischotten an, welche auf Abenteuer ausgehn, und nicht in der Absicht, zu lernen und sich auszubilden, sondern in der, sich zu raufen und herumzubalgen, dazusein glauben. Arme verblendete Jünglinge! wie werdet ihr einst, aber vergebens wünschen, die edle Zeit und die kostbare Gesundheit, die ihr jetzt so liederlich vergeudet, für einen Theil eures Lebens zurückkaufen zu können!

Die Ursache der vielen Katzbalgereien, welche hier, wie auf den meisten andern Deutschen Hochschulen im Schwange gehn, liegt auch hier, wie anderwärts, theils darin, daß die jungen Leute, nach einem alten, sehr schädlichen Herkommen, nicht der ordentlichen Obrigkeit des Orts, sondern einem eigenen Gerichte unterworfen sind, welches ihre Lehrer ausmachen, theils in der Gelindigkeit, womit ihre Raufereien und ihre anderweitigen Unthaten von diesen ihren Richtern bestraft zu werden

pflegen. Diesen Letzten liegt nämlich viel daran, daß die Zahl der Hochschüler nicht vermindert werde; auch liegt einem Jeden von ihnen insbesondere viel daran, sich einen Anhang unter den jungen Leuten zu machen, weil ihr Brot und ihr Ansehn davon abhangen; was Wunder, daß Verbrechen, welche man in jeder andern bürgerlichen Gesellschaft mit Festungsbau, Landesverweisung, oder mit dem Schwerte bestraft, hier gemeiniglich nur mit einer gar nicht beschwerlichen kurzen Gefangenschaft und mit einer Geldstrafe geahndet werden, welche nicht den jungen Verbrecher, sondern seine schuldlosen Aeltern drückt? Wie lange wird es noch währen, daß unsere Fürsten diese höchstschädliche Einrichtung ihrer Hochschulen und das viele Unheil, welches daraus entspringt, gleichgültig betrachten?

Reisende, welche gern etwas Glänzendes sehn, pflegen nicht zu versäumen, in einer der hiesigen Kirchen das Grabmahl der heil. Elisabeth anzustaunen, welches aus geschlagenem und vergoldetem Silber bestehn und mit Perlen und Edelsteinen besetzt sein soll. Ich habe es nicht gesehn.

Der Zweck meiner Reise erlaubte mir überhaupt nicht, mich hier zu verweilen. Ich reisete daher mit der nämlichen Eilpost, mit welcher ich gekommen war, nach einer Stunde weiter, und kam noch an eben dem Tage, wiewol etwas spät, zu Gießen an. Auch hier gedachte ich mich nicht aufzuhalten, sondern erst in Frankfurt auszuruhen. Aber es geschah anders.

Ich fand nämlich in dem Posthause, wo ich abtrat, eine ziemlich zahlreiche und vergnügte Gesellschaft vor, die indeß anfangs eben so wenig von mir, als ich von ihr, Bemerkung zu nehmen schien. Jeder blieb für sich; Jene bei ihrem Glase Wein, ich und meine Reisegesell-

schaft bei unserm Abendbrote. Unterdeß mochte man, ich weiß nicht wie, meinen Namen erfahren haben; und nun war ich auf einmahl mitten unter liebenden Freunden, die mich, da ich mich wieder nach dem Postwagen verfügen wollte, plötzlich umringten, mit liebreicher Gewalt mich zurückhielten, und, noch ehe ich eingewilligt hatte, meinen Koffer herunternehmen und ins Haus bringen ließen. Gegen Härte, Unbilligkeit und Ungerechtigkeit kann ich mich stemmen; aber gegen Wohlwollen und Güte vermag meine Seele nichts. Ich mußte mich also ergeben und bleiben, so wenig dies auch vorher in meinem Plane gewesen war.

Einer in dieser Gesellschaft war der berühmte Orgelspieler, der Abt und geistliche Rath Vogler, dessen seltene Fertigkeit auf der Orgel viele meiner jungen Leser kennen werden, weil er seit einigen Jahren an den vorzüglichsten Orten Deutschlands, so wie in Frankreich, England und Holland, sein Spiel öffentlich hören ließ. Das Verlangen, diesen Künstler (um den es Schade ist, daß er seine Kunst seit einiger Zeit zu einer bloßen Künstelei oder Spielerei erniedrigen zu wollen scheint) hier spielen zu hören, trug zu der Veränderung meines Reiseplans nicht wenig bei. Hiezu kam ein anderer Umstand, welcher gleichfalls einen Beweggrund hergab. Man erzählte mir nämlich, daß sich dermahlen ein Mann in Gießen aufhalte, der die Kunst, zu fliegen, erfunden haben wolle, und, wo nicht morgen, doch spätestens übermorgen den ersten Versuch damit anstellen werde. Dies mit anzusehn schien mir gleichfalls der Mühe werth zu sein.

Unter allen Menschen sind mir diejenigen, welche die Masse der menschlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten durch neue Erfindungen vergrößerten, von jeher

die wichtigsten gewesen. Auch dann, wenn ihre Versuche mißlangen, bewunderte ich in ihnen noch die Kühnheit, mit der sie sich über das Bekannte und Gewöhnliche zu erheben strebten; und sie blieben mir daher, selbst wenn sie fielen, noch in ihrem Falle achtungswerth. Auch war ich immer der Meinung, daß man Geister dieser Art, selbst wenn sie sich in das Reich der Unmöglichkeit zu verirren scheinen, keinesweges abschrecken, sondern vielmehr auf alle Weise ermuntern und unterstützen müsse. Denn auch verunglückte Versuche können lehrreich werden, und man hat nicht selten gesehn, daß aus einer verfehlten Erfindung eine andere entstand, die der menschlichen Gesellschaft zu noch größerem Nutzen gereichte, als diejenige, auf die es eigentlich angesehen war.

Ich hatte daher am folgenden Tage nichts Angelegentlicheres, als den Mann, der die Kunst des Dädalus *) wiederherzustellen verhieß, von Person kennen zu lernen. Ich fand ihn bei einem der berühmtesten hiesigen öffentlichen Lehrer, dem Herrn Schlettwein, jetzigem Gutsbesitzer im Mecklenburgischen, dessen Anverwandter er ist. Er heißt Meerwein, und ich lernte in ihm einen Mann von sehr lebhafter Einbildungskraft kennen, der seiner Sache so gewiß war, daß er sich so, wie er nächstens in der Luft zu erscheinen glaubte, schon in Kupfer hatte stechen lassen. Er zeigte mir die fertigen Flügel, deren er sich bedienen wollte; allein sobald ich diese gesehen hatte, konnte ich

*) Ein künstlicher Mann, der, wie die Fabel sagt, um sich und seinen Sohn Ikarus aus der Gefangenschaft zu befreien, für ihn und sich Flügel aus Wachs bildete, und so mit ihm davonflog.

es nicht mehr der Mühe werth halten, des damit anzustellenden Versuches wegen länger hier zu bleiben. Denn es war mit mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit, es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß die Sache unausgeführt bleiben werde, weil offenbare Unmöglichkeiten dabei vorausgesetzt waren, wie meine jungen Leser selbst finden werden, wenn ich ihnen eine Beschreibung dieser Flügel mache.

Jeder derselben war ein großes Eirund, ungefähr zwölf Fuß lang, und in der Mitte sechs bis acht Fuß breit. Der äußere Rand bestand aus ziemlich schweren hölzernen Latten; der Zwischenraum war mit einem Netzwerke von Bindfaden ausgefüllt, und an demselben hatte er eine Menge papierner Lappen von gleicher Größe dergestalt befestiget, daß sie wie Schuppen über einander lagen, und, wie die Federn der Vögel, von der Luft bewegt werden konnten. Beide Flügel wurden durch ein Leder zusammen gehalten, doch so, daß die damit vorzunehmende Bewegung durch dasselbe nicht hindert wurde.

Seine Absicht war nun diese. Er wollte sich, auf einer Anhöhe stehend, durch Hülfe gepolsterter Riemen an diese Flügel festbinden lassen, um sich alsdann von der Höhe hinabzuwerfen. Dann hoffte er es nicht bloß in seiner Gewalt zu haben, sich schwebend zu erhalten, sondern auch durch eine leichte Bewegung der Flügel sich gemächlich fortzuschwingen. Allein man durfte das Gewicht dieser ungeheuern Flügel nur gefühlt haben, um mit völliger Gewißheit vorherzusehn, daß es ihm unmöglich sein werde, die geringste Bewegung damit vorzunehmen, sobald er keinen festen Standpunkt mehr haben, sondern in freier Luft schweben werde. Ich äußerte ihm diese Bedenklichkeit; allein er versicherte da-

gegen, daß er Alles wohl berechnet habe und seiner Sache gewiß sei.

Auch hat er sich nachher, wie ich auf meiner Rückreise erfuhr, durch keine Vorstellungen abschrecken lassen, sondern den beschlossenen Versuch wirklich angestellt. Allein dieser Versuch fiel so aus, wie man vorhersehen konnte. Zum Glück war der Ort, von welchem er sich herabstürzte, eben nicht hoch, und die ausgebreiteten großen Flügel hielten seinen Fall doch so viel auf, daß er nicht gar zu unsanft niederstürzte. Er soll indeß die Hoffnung, seine Erfindung dennoch zu Stande zu bringen, keinesweges aufgegeben haben.

Ich brachte diesen Tag auf die angenehmste Weise zu, indem ich theils verschiedene der hiesigen verdienstvollen Lehrer kennen lernte, theils Herrn Vogler die Orgel schlagen hörte, theils von einem meiner neuen Freunde, in Gesellschaft verschiedener würdigen Männer, auf einem sehr angenehm liegenden öffentlichen Landhause bewirthet wurde.

Gießen ist eine Hessendarmstädtsche Stadt und Hochschule an der Lahn, von ungefähr 700 Häusern und etwa 5000 Einwohnern. Die alte Befestigung dieses Orts ist sehr unbedeutend; aber die angenehme Lage desselben, die außerordentlich wohlfeilen Preise der meisten Bedürfnisse des Lebens, der gute gesellige Ton, welcher hier zu herrschen scheint, müssen diese Stadt zu einem angenehmen Aufenthalte machen. Es giebt hier z. B. Regierungsräthe, welche nur 200 fl., d. i. ungefähr 112 Thaler einzunehmen haben, und doch, so lange sie unverheirathet bleiben, so ziemlich damit fertig werden. Welch ein Abstich gegen das theure Hamburg, wo ein sogenannter Ochsenschreiber seine 2000 Thaler, ein sogenannter Zehnpfennigsknecht seine 4000 Thlr.

schwer Geld einzunehmen hat, und vielleicht kaum damit auszukommen weiß! — Was aber die Sitten der hiesigen Beflissenen betrifft, so war es mir, bei meinem dreimahligen Aufenthalte an diesem Orte ungemein auffallend, auch nicht Einen unter ihnen zu bemerken, der etwas Sonderbares auslegte, sich durch einen liederlichen oder abgeschmackten Anzug auszeichnete, oder durch Grobheiten gegen Fremde unkluger Weise sich ein lächerliches Ansehn zu geben suchte. Aber freilich ist ihre Zahl auch nicht groß, die Mannszucht hingegen strenger, als sie auf andern Deutschen Hochschulen zu sein pflegt. —

Da ich den nächsten Posttag hier nicht abwarten wollte, so mußte ich mich schon entschließen, mich abermahls einem Miethpferde anzuvertrauen; und da hatte ich denn abermahls, weil ich mir selbst keins aussuchen konnte, das Mißvergnügen, mit einem der abgelebtesten und verbrauchtesten Thiere bedient zu werden, mit dem ich, auch bei der größten Vorsicht, nicht selten Gefahr lief, den Hals zu brechen.

Der Weg von hier nach Frankfurt, welcher sieben Meilen beträgt, geht durch die sogenannte Wetterau, eine fette, lehmige Landschaft, an welcher viele Landesherrschaften Antheil haben, und die ihren Namen von dem kleinen Flusse Wetter erhalten hat, der unweit Laubach entspringt. Man kommt über Butzbach, eine Hessendarmstädtsche Landstadt mit einem Schlosse und Lustgarten, und über Friedberg, eine freie Reichsstadt, die auf einer Anhöhe liegt. Am Fuß derselben fließt ein kleiner Fluß, Usbach genannt, vorbei, der bei trockener Witterung sehr unbedeutend sein mag, bei anhaltendem Regen aber dergestalt anzuschwellen und schnell zu fließen pflegt, daß das Durchreiten und Durch-

fahren mit großer Gefahr verbunden ist. Dies war der Fall zu der Zeit, da ich hier ankam.

Ich erblickte indeß eine Brücke, und ritt darauf zu; allein diese war durch einen verschlossenen Baum gesperrt, und ich schaute vergebens umher, ob nicht Jemand da wäre, der sie mir öffnete. Da war aber weder ein Haus in der Nähe, noch ein Mensch zu sehen, bis endlich jenseits der Brücke ein Mädchen erschien, welches Wasser schöpfte. Diesem rief ich zu, und bat es, mir zur Oeffnung des Baums behülflich zu sein; allein das Mädchen antwortete: der Baum werde nicht geöffnet; für Pferde und Wagen solle diese Brücke verschlossen sein. »Aber,« sagte ich, indem ich in das lehmige und schnell vorbeischießende Wasser blickte, »wie soll ich denn hinüber kommen?« Er muß durchreiten, war die Antwort; und damit kehrte die Dirne mir den Rücken zu. »Aber wo?« rief ich, »wo ist der Ort, wo ich ohne Gefahr durchreiten kann?« Da schau der Herr selbst zu, antwortete die Undienstfertige, und ging ihrer Wege.

Ich hielt noch ein Weilchen still, um die Ankunft irgend einer andern menschenfreundlichen Seele zu erwarten; allein es kam Niemand. Nun war also kein anderer Rath, ich mußte entweder umkehren, oder mich der Gefahr aussetzen. Ich wählte das Letzte, weil ich im Nothfalle mich darauf verließ, daß ich schwimmen konnte. Meine matte Rosinante sank bis an den Sattel ins Wasser, und hatte Mühe, dem reißenden Strome zu widerstehen; doch brachte sie mich glücklich durch. Ich ritt hierauf den Berg hinan, und kam in die Stadt.

Meine erste Frage an den Wirth, bei dem ich abtrat, betraf die Ursache, warum man hier denn eigentlich Brücken baue, wenn man den Gebrauch derselben

nicht gestatten wolle? Seine Antwort war: man sei hier so arm, daß, wenn diese Brücke einmahl schadhaft würde, man keine neue wieder bauen könnte. Deßwegen müsse man sie, um sie nicht verbrauchen zu lassen, vor Jedermann verschlossen halten. Er gestand zwar ein, daß eine verschlossene Brücke so viel als gar keine, und das Durchreiten und Durchfahren bei angelaufenem Wasser oft sehr gefährlich sei; allein die Sache stehe nun einmahl nicht zu ändern.

Die einzige Nahrung dieser verarmten freien Reichsstadt besteht in Ackerbau und Gastwirthschaft. Handel und Gewerbe von einiger Bedeutung sind gar nicht hier. Auch ist die Stadt nicht ganz so frei, als andere Reichsstädte, sondern sie hängt gewissermaßen von einem sogenannten Burggrafen ab, dessen Burg an dem einen Ende der Stadt liegt. An diese Burg ist die Stadt vor mehren hundert Jahren für 10,000 Gulden verpfändet worden, wofür dem jedesmahligen Burggrafen gehuldigt werden muß. Dadurch erhält denn dieser auf die innern Angelegenheiten des kleinen und schwachen Freistaats einen starken Einfluß.

Der Weg von hier bis Frankfurt läuft durch ein sehr fettes und zähes Erdreich, und ist daher bei erhaltener Nässe an den meisten Stellen unbeschreiblich elend. Aber trotz der ausnehmenden Fettigkeit des hiesigen Bodens, fand ich die noch auf dem Felde stehenden Saaten und Gartengewächse viel kleiner und kümmerlicher, als diejenigen, welche man in Holstein und im Mecklenburgischen auf den leichtesten Aeckern baut. Die anhaltende Nässe dieses Jahrs mochte hiezu wol viel beigetragen haben, aber auch in bessern Jahren kann der hiesige Landmann aus seinen fruchtbaren Kornfeldern nur einen sehr eingeschränkten Nutzen ziehen. Es fehlt ihm näm-

lich an hinlänglicher Grasung, um so viel Hornvieh zu unterhalten, als er zu gehöriger Düngung seiner Aecker nöthig hätte; und den Mangel der natürlichen Wiesen durch künstliche zu ersetzen, dazu fehlt es ihm an Freiheit. Denn da die Schäfereien hier durchgängig herrschaftlich sind, so darf der Bauer in seine Brach- und Stoppelfelder keine Futterkräuter säen, wenn er nicht den Verdruß haben will, sie von den herrschaftlichen Schafherden abgefressen zu sehn. Er unterläßt dies also, und begnügt sich, nur so viel Vieh zu halten, als sein dürftiger Wiesenwachs ihm gestattet. Daher sein Mangel an Dünger; daher der schlechte Ertrag seiner Aecker! —

Die erbärmliche Beschaffenheit des Weges, der Witterung und meines Pferdes machte, daß ich mich herzlich freute, als ich endlich Frankfurt erblickte. Ich kam zwar etwas ermüdet, aber doch wohlbehalten daselbst an, und genoß, indem ich ausruhete, des großen Vergnügens, welches die Zurückerinnerung an überstandene Mühseligkeiten gewährt.

10.

Aufenthalt zu Frankfurt am Main. Beschreibung dieses Orts.

Zu Frankfurt trat ich, weil auch hier gerade die Messe bevorstand, zu welcher Zeit jedes öffentliche Haus gar sehr besetzt, und der Aufenthalt in demselben kostbar zu sein pflegt, in einem Bürgerhause ab, an welches ein Freund aus Gießen mich gewiesen hatte. Der Besitzer dieses Hauses war Fähnrich unter der bewaffneten Bürgerschaft. Ich führe diesen unbedeutenden Umstand deßwegen an, um die Bemerkung hinzuzufügen, daß

die hiesigen Bürger nach ihren soldatischen Ehrenstellen — Herr Fähnrich, Herr Kapitän u. s. w. — genannt werden, welches für einen Fremden etwas auffallend ist.

Frankfurt ist, nächst Hamburg, die größte, reichste und blühendste freie Reichs- und Handelsstadt in Deutschland. Büsching schätzt die Zahl der christlichen Einwohner derselben auf 36,000, und die der jüdischen auf 6600; in Frankfurt selbst glaubt man, jene auf 40,000, diese auf 10,000 ansetzen zu dürfen, welches denn auch, dem äußern Ansehen nach, gar nicht übertrieben zu sein scheint.

Die Stadt ist zwar alt, und die Straßen, wie gewöhnlich, krumm und enge, indeß findet Derjenige, welcher an Licht und Luft gewöhnt ist, hier doch noch eher seine Nothdurft, als in Hamburg. Auch das Steinpflaster ist hier nicht völlig eben so schlecht, als dort *), vielleicht auch etwas weniger schmutzig, weil es von 40,000 Paar Füßen weniger betreten wird. Die einzige gerade, breite und mit ansehnlichen Gebäuden prangende Straße, die man hier sieht, ist die sogenannte Zeile, d. i. die Geradlinige, worauf der wirklich ansehnliche Gasthof, das rothe Haus genannt, und verschiedene andre große Gebäude stehn. Uebrigens haben die meisten ältern Häuser in Frankfurt ein gefängnißmäßiges und zugleich buntscheckiges, geschmackloses Ansehn, indem sie mit allerlei, oft schlecht zusammenpassenden Farben bemahlt und die Fenster des untern Stockwerks mit starken eisernen, und zwar weit vorspringenden Gittern versehn sind.

---

*) So wie es nämlich damahls war.
Anmerk. z. neuen Ausgabe.

Alles, was man hier sieht und hört, ist weit sinnlicher, prachtvoller und pomphafter, als was man in protestantischen Kirchen warzunehmen gewohnt ist. Da ist zuvörderst ein sogenannter Hochaltar prächtig geschmückt und an einem erhabenen, von dem übrigen Raume der Kirche durch Stufen, gemeiniglich auch durch Gitterthore abgesonderten Orte, welcher das Kor genannt wird. Hier haben bloß die Korherren, d. i. die Geistlichen des Doms, ihren Sitz, welche lateinische Lieder singen. Vor dem hohen Altare erblickt man drei Priester, wovon der eine das sogenannte hohe Amt verrichtet, indeß die andern beiden ihm dabei behülflich sind, und hundert kleine sonderbare Feiergebräuche verrichten. Alle Drei sind nicht, wie unsere Geistlichen, schwarz, sondern ungemein prächtig und mannichfaltig gekleidet, indem sie bald in Sammt und Seide, mit Gold und Silber reich durchwirkt, bald ganz weiß, bald in dieser, bald in jener Farbe erscheinen. Der öftere Wechsel der Kleidung macht nämlich einen Theil dieser Gottesverehrung aus.

Nun wird abwechselnd bald von einer, bald von verschiedenen Stimmen, bald vom Geistlichen, bald von der Gemeinde lateinisch gesungen; dann wieder murmelnd ein Gebet verrichtet; dann gekniet und wieder aufgestanden, dann eine tiefe Verbeugung gemacht; dann durch Schwingung silberner Rauchgefäße geräuchert; dann von zwei Knaben in Korhemden am Fuße des Altars mit kleinen Glöckchen geklingelt, da denn jedesmahl die ganze Versammlung das Zeichen des Kreuzes, Jeder vor seine Stirn und Brust, macht, auch wol Stirn und Brust mit Fäusten schlägt.

In einer Blende des Altars steht das sogenannte Venerabile oder die Monstranz. Dies ist eine

von Gold, Silber und Edelsteinen gläuzende und, gleich einer gemahlten Sonne, mit Strahlen versehene Maschine, in welcher eine Hostie, d. i. eine der geweihten Oblaten befindlich ist, deren man beim Abendmahle sich bedient, und von der man glaubt, daß sie zu Fleisch und Bein geworden und in den wirklichen Leib Christi verwandelt sei. So oft nun der Priester dieses Allerheiligste ergreift und es dem Volke vorzeigt, wirft sich Alles, wie vom Blitze gerührt, auf die Knie, kreuzigt sich und murmelt unverständliche Worte.

Außer dem hohen Altare, giebt es in einer solchen Kirche verschiedene kleinere, vor welchen andere Priester ähnliche Gebräuche verrichten, und hierauf das Abendmahl austheilen.

Für einen Freigläubigen oder Protestanten, der seinen Gott, nicht durch sinnliche Gebräuche, sondern — wie Christus wollte — im Geist und in der Wahrheit anzubeten gelehrt worden ist, hat dies Alles viel Sonderbares und Auffallendes. Am wunderbarsten kommt einem solchen hierbei das widersprechende Betragen der versammelten Gemeinde vor, bei der man die heißeste Andacht und Zerknirschung des Herzens mit dem größten Leichtsinn und einer auffallenden Flatterhaftigkeit unaufhörlich abwechseln sieht. Die Kirche gleicht einem Bienenstocke, wo beständig aus- und eingegangen wird. Hier drängt sich einer rauschend durch, als wenn's ins Schauspielhaus gälte; dort liegen Dutzende auf den Knien, und beten mit der bußfertigsten und frömmsten Miene ihren Rosenkranz *) ab, und einen Au-

*) Der Rosenkranz oder das Paternoster ist ein

genblick nachher sieht man sie lachen und schäkern, als wenn sie in der lustigsten Gesellschaft wären; da lustwandeln Andere längs den Seitenwänden hin, um die schönen Gemählde zu besehn; und wiederum Andere scheinen nur dazusein, um ihr Ohr an dem lieblichen Tonspiele zu weiden. Und Ebendiese, welche jetzt bloß ihres Vergnügens wegen hier zu sein scheinen, sah man einige Augenblicke vorher, als bußfertige Sünder, im Staube liegen, die Augen verdrehen, und mit einer Inbrunst beten, als wenn ihre ganze Seele der Sinnlichkeit entflohen und in Andacht und Frömmigkeit versunken wäre.

An den Thüren solcher Kirchen sieht man einen Kessel, oder ein steinernes Gefäß mit Wasser, worüber der Priester gewisse geheiligte Worte ausgesprochen hat, und welches deßwegen Weihwasser, d. i. geweihtes oder geheiligtes Wasser genannt wird. Diesem Wasser schreibt man eine außerordentliche Kraft zur Reinigung der Seelen und zur Bewahrung vor allem Bösen zu. So oft daher der Katholik zur Kirche geht, versäumt

---

Schnur mit aufgereiheten kleinen und großen Kügelchen von Holz, Bernstein oder Elfenbein, nach welchen die Katholiken die von ihnen täglich zu verrichtenden Gebete abzählen. Der Rosenkranz hängt ihnen auf der Hand, und indem sie ein Kügelchen nach dem andern zwischen die Finger nehmen, murmeln sie mit größter Geschwindigkeit dasjenige Gebet her, welches ihnen dabei vorgeschrieben ist. Ein kleines Kügelchen deutet auf ein Ave Maria (Gegrüßt seist du, Maria) ein größeres auf ein Pater noster, d. i. auf ein Vater unser. Wie hiebei der Befehl Christi: wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, erfüllt werde, überlasse ich dem eigenen Urtheile meiner nachdenkenden jungen Leser.

er nie, sich damit zu besprengen, fest überzeugt, daß ihm das wohlthun werde an Leib und Seele.

Ich bitte meine protestantischen jungen Leser, welche sich hiebei des Lächelns vielleicht nicht enthalten können, zu bemerken, wie groß die Wirkungen der Erziehung und des jugendlichen Unterrichts sind! Unter den Katholiken, welche diese und ähnliche Gebräuche, die uns Andern läppisch vorkommen, mitmachen, giebt es viele sonst kluge und sehr verständige Leute; aber ihr Verstand wagt es nur nicht, über Dinge nachzudenken, an welchen zu zweifeln ihnen von Jugend auf als das größte Verbrechen geschildert wurde. Sie drücken daher die Augen ihres Geistes herzhaft zu, um blindlings zu glauben, was man zu prüfen und zu untersuchen ihnen bei Verlust der ewigen Seligkeit verboten hat. Würden wir, welchen dies Alles jetzt so abgeschmackt vorkommt, es anders machen, wenn wir, so wie sie, von katholischen Aeltern geboren und in den Grundsätzen dieser Kirche erzogen wären? Ich zweifle.

Es sei mir daher vergönnt, meine jungen Leser zu erinnern, daß es unverständig und lieblos gehandelt sein würde, wenn man unsere katholischen Brüder deßwegen, daß sie das Unglück haben, minder aufgeklärt als wir zu sein, belachen oder verspotten wollte. O meine jungen Freunde! laßt uns das Licht der bessern Erkenntniß, welches die gütige Vorsehung uns vor so vielen Millionen unserer Zeitgenossen so vorzüglich leuchten läßt, mit Freude und Dankbarkeit gebrauchen, wozu es uns verliehen wurde — nämlich dazu, immer bessere, weisere, duldsamere und glücklichere Menschen zu werden, und gute Gesinnungen und Glückseligkeit verbreiten zu helfen, wo und wie wir können — aber laßt uns nie so unbillig und grausam sein, Jemand zu verspotten, oder

gar zu hassen und zu verfolgen, weil ihm Vorurtheile ankleben, die man uns nie eingeflößt hat, und von welchen also frei zu sein, uns auch zu keinem Verdienste angerechnet werden kann.

Ungeachtet ich jetzt von einer katholischen Kirche in Frankfurt geredet habe, wissen meine Leser doch wol schon ohne mein Erinnern, daß die Einwohner dieses Orts größtentheils lutherisch sind. Indeß giebt es hier, außer den Katholiken, welche einige der vornehmsten Kirchen und Klöster besitzen, auch zwei reformirte Gemeinen, eine Deutsche und eine Französische, nur daß diese, so oft sie Gott auf ihre Weise öffentlich verehren wollen, es nicht in der Stadt thun dürfen, sondern jedes Mahl nach Bockenheim, einem in der Nähe gelegenen Hanauischen Flecken, wandern müssen. Warum dieses? Das mögen meine jungen Leser in Frankfurt selbst erfragen, weil ich einen vernünftigen Grund davon anzugeben nicht vermögend bin *).

Die sämmtlichen Juden der Stadt Frankfurt sind in eine einzige schmale und gar nicht lange Gasse verbannt, von der man zuverlässig behaupten darf, daß sie

---

*) Bald nach der Erscheinung der ersten Auflage dieser Reisen wurde mir aus Frankfurt gemeldet, daß man allerdings vernünftige Gründe zu diesem Verfahren habe, und berief sich auf ein Werk, Frankfurtsche Religionshandlungen genannt. Ich zeigte dies in der Vorrede zum dritten Theile dieser Sammlung an, hatte aber kurz darauf die Freude, in öffentlichen Blättern zu lesen, daß der weise Magistrat der Stadt Frankfurt, nach nochmahliger Erwägung jener Gründe, sie nun nicht weiter statthaft gefunden und, dieser Ueberzeugung gemäß, seinen reformirten Mitbürgern erlaubt habe, sich ein Bethaus innerhalb der Stadt zu erbauen.

die volkreichste in der Welt sei. Man stelle sich vor: zehn tausend Menschen in einer einzigen engen Gasse von sehr mittelmäßiger Länge *)! — Nicht genug; diese zehn tausend Israeliten werden nun auch überdas alle Sonntage, und überhaupt an jedem andern feierlichen Tage, an welchem es etwa dieses oder jenes Ungewöhnliche zu sehen giebt **), in dieser ihrer vollgepfropften Gasse, wie Missethäter, eingesperrt, zu welchem Ende man diesen Judenkerker mit einem Thore versehen hat. Ich sah an einem solchen Tage durch dies Thor hinein, und erschrak über den Anblick. Das Steinpflaster war mit Kindern bedeckt; die Treppen, Schwellen und Dielen konnten vor Menschen kaum gesehen werden, und aus den Fenstern von unten bis unters Dach ragte eine unzählbare Menge von Köpfen hervor, welche alle nach Luft zu schnappen schienen.

Ich gestehe, daß dieser Anblick einen sonderbaren Eindruck auf mich machte. Was in aller Welt, dachte ich, mag doch wol die Ursache sein, warum diese Leute an denjenigen Tagen, an welchen sich die Kristen am meisten den Vergnügungen überlassen, auf eine so harte Weise behandelt werden? Und was meinen meine jungen Leser, daß auf diese Frage mir geantwortet wurde?

---

*) »Die Häuser dieser ringsum vermauerten Straße sind bis unter das Dach mit Leuten angefüllt, und in sieben Häusern, die vor einigen Jahren in derselben abbrannten, und zusammen kaum funfzig Schritte in die Länge hatten, fanden sich gegen tausend Seelen.« Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.

**) Wie z. B. an dem, da Blanchard eine Luftreise bei Frankfurt anstellte.

Dieses: die Juden, sagte man, sind ein so zudringliches und unbeschreiblich unbescheidenes Geschlecht, daß, wenn sie die Freiheit hätten, an feierlichen Tagen auszugehn, die Kristen auf das Vergnügen des Lustwandelns an solchen Tagen gänzlich Verzicht thun müßten, weil diese Leute ihnen überall haufenweise den Weg versperren würden. Ich glaubte anfangs, man scherze; allein so oft ich die nämliche Frage in andern Gesellschaften aufwarf, erhielt ich jedes Mahl die nämliche Antwort. Indeß kann ich noch immer mich nicht überreden, daß dies die wahre Ursache einer so harten Verfügung sei; und ich wünschte daher wol, eine andre zu erfahren, die sich mit den Begriffen, die ich mir von der Weisheit und Menschenfreundlichkeit des Frankfurter Magistrats aus anderweitigen Anstalten abgezogen habe, besser reimen ließe *).

Weil ich aus dem feuchten, trüben und windigen Holstein gekommen war, so fand ich den Luftkreis von Frankfurt schon ungemein milde und angenehm. Auch bemerkt man in der Lebensart der hiesigen Einwohner Eins und das Andere, welches unter einem rauhern Himmelsstriche nicht Statt finden kann, und welches mir daher neu und sonderbar vorkommen mußte. Als ich z. B. am zweiten Tage meines Hierseins aus einer Abendgesellschaft zwischen zehn und elf Uhr nach mei-

---

*) Man hat mir nach der ersten Erscheinung dieses Werks solche Gründe aus Frankfurt mitgetheilt. Sie laufen darauf hinaus: daß, wenn man diese Schützlinge nicht auf alle Weise zu beschränken fortführe, die Kristen endlich von ihnen aus der Stadt verdrängt werden würden.

Anm. z. neuen Ausgabe.

ner Wohnung ging, und in die Gegend eines mit Bäumen bepflanzten öffentlichen Platzes auf dem Roßmarkte kam, so wallte mir durch die Dunkelheit der Nacht ein verwirrtes, dumpfes Getöse und Gemurmel entgegen, welches in eben dem Maße stärker und lauter ward, in welchem ich dem Platze näher kam. Ich stutzte, und fragte meinen Begleiter, was dieses Getöse zu bedeuten habe? »Man lustwandelt hier,« war seine Antwort. Wie? fragte ich abermahls, um diese Zeit? in dieser nächtlichen Finsterniß? »Allerdings,« antwortete mir mein Freund; »es ist die gewöhnliche Zeit zum Lustwandeln im Sommer, weil in einer frühern Stunde es hier noch zu warm zu sein pflegt.« Wir betraten in diesem Augenblick die Wandelbahn selbst. Ich vermuthete, daß die Gesellschaft aus lauter jungen Leuten und aus schwärmendem Pöbel bestehen würde; aber ich wurde durch den Anblick einiger hundert Menschen von jedem Alter und aus allen Ständen überrascht, welche hier in bunter Vermischung, bald in kleinern, bald in größern Haufen, auf und nieder gingen und sich einander durchkreuzten. Das Gemurmel der sich unterhaltenden Gänger glich dem Börsengetöse in Hamburg, nur daß es in der Finsterniß und bei der sonstigen Stille der Nacht eine weit sonderbarere Wirkung that.

Eine anderweitige Folge des wärmern hiesigen Himmelsstrichs ist die Gewohnheit, im Sommer Mittags und Abends bei offenen Thüren und Fenstern zu sitzen, zu arbeiten und zu speisen, um der erfrischenden Zugluft zu genießen, welche in Hamburg, unter dem Namen der Hohlung, wie die Pest vermieden wird. Um dabei die Lichter brennend zu erhalten, pflegt man sie mit hohen gläsernen Glocken zu umgeben, welche oben offen sind. Ich habe übrigens hier Niemand über Flüsse oder

ähnliche Zufälle klagen hören, welche in den nördlichern Gegenden die gewöhnliche unangenehme Wirkung der Zugluft sind.

Ueberhaupt muß ich aus eigener Beobachtung bestätigen, was der scharfsinnige Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland bemerkt und durch treffende Beispiele aus der ältern und neuern Völkerkunde, wie mir dünkt, außer allen Zweifel gesetzt hat: daß es ein irriges Vorurtheil ist, nach welchem wir nördlichen Europäer uns selbst zu schmeicheln pflegen, indem wir annehmen, daß die Natur Gesundheit, Kraft und Stärke des Leibes und der Seele den Bewohnern des kalten und rauhen Nordens in einem reichern Maße ausgespendet habe, als denen, welche unter einem mildern und wärmern Himmelsstriche leben. Die Erfahrung älterer und neuerer Zeit zeigt offenbar das Gegentheil, und beweist, daß unter gleichen Umständen, d. i. bei gleicher Erziehung, gleicher Lebensart, gleicher Gesetzgebung und Regierungsform, die Kinder des wärmern Südens den Kindern des kalten Nordens an Leibes- und Seelen-Stärke in der Regel überlegen sind. Man vergleiche nur einen Franzosen aus der Provence mit einem Deutschen aus Holstein, einen Ungar mit einem Dänen u. s. w. Aber es ist hier der Ort nicht, dies weitläufiger auseinander zu setzen.

Unter die Merkwürdigkeiten von Frankfurt, welche die Aufmerksamkeit eines wißbegierigen Reisenden verdienen, gehört vornehmlich das sogenannte Senkenbergische Institut, eine sehr wohlthätige Stiftung eines ehemahligen begüterten Arztes dieses Namens, welche eine doppelte, gleich schätzbare Absicht hat. Sie soll zur Beförderung der Arzeneikunst, und zugleich zur

sorgfältigen Verpflegung alter, schwacher und kranker Menschen dienen. Zu diesem Behufe legte der menschenfreundliche Mann einen sogenannten medizinischen oder botanischen Garten an, und führte um und in demselben verschiedene zweckmäßig eingerichtete Gebäude auf. Eins derselben bestimmte er zu einem Verpflegungshause für Schwache und Kranke; ein zweites zu einer Zergliederungsbühne, d. i. zu einem bühnenmäßig eingerichteten Gebäude, worin die Zergliederungskunst, zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers, gelehrt wird; ein drittes zu einem Gewächshause für ausländische Pflanzen; ein viertes, welches zugleich zu seiner eigenen Wohnung bestimmt war, zu einer ärztlichen Büchersammlung, zu einem Verwahrungsorte für mancherlei dem Arzte und Wundarzte nöthige Werkzeuge, und zu Vorlesungen, welche die jedesmahligen erfahrnen und geschickten Aerzte der Stadt über ihre Wissenschaft geben sollten. Alles dieses zusammengenommen macht ein sehr schönes, zweckmäßiges und wohlthätiges Ganze aus.

Besonders entzückte mich die Reinlichkeit, Ordnung, Bequemlichkeit und Nettigkeit des Krankenhauses: Eigenschaften, die ich in einem so hohen Grade in keinem andern Verpflegungshause jemahls gesehen hatte. Treppen, Fußböden, Wände, Fenster, Vorhänge, Betten — Alles schien erst eben gescheuert und gewaschen zu sein; und durch das ganze Gebäude herrschte eine so vollkommen reine Luft, daß man durchaus nicht merken konnte, man sei in einem Krankenhause. Schmerzhaft rührend war mir die Erzählung, daß der menschenfreundliche Mann, dem Frankfurt diese Stiftung verdankt, ein unglückliches Opfer seiner wohlthätigen Bemühungen werden mußte. Das Krankenhaus war errichtet, aber

noch nicht ausgebaut; er wollte selbst nachsehn, ob die innere Abtheilung mit seinem Plane übereinkäme, mußte hiebei über einen bloßen Balken gehn, verlor das Gleichgewicht, stürzte hinab und brach den Hals!

Ich lernte in Darmstadt den Neffen dieses Opfers der Mildthätigkeit, den Freiherrn von Senkenberg, kennen, einen Mann, dessen Name einst unter den Wohlthätern der Menschheit in der Geschichte glänzen wird. Der Umstand, wodurch er diese Ehre verdient hat, ist zu merkwürdig, als daß ich ihn meinen jungen Lesern vorenthalten könnte.

Als der vorige Kurfürst von Baiern ohne Kinder starb, machte das Haus Oesterreich Ansprüche auf sehr beträchtliche Theile dieses Landes, und war in Begriff, dieselben in Besitz zu nehmen. Allein der König von Preußen, Friedrich der Einzige, dieser großmüthige Schutzgeist der Deutschen Reichsverfassung, behauptete, daß das Oesterreichische Haus schon längst auf diese Erbschaft durch einen feierlichen Vertrag, und gegen anderweitige dafür erhaltene Vortheile, Verzicht gethan habe, folglich diese Länder dem Kurfürsten von der Pfalz, als dem einzigen rechtmäßigen Erben, allein zufallen müßten. Dies wurde geläugnet, und unglücklicher Weise fand man in der Baierschen Urkundensammlung zu München, wo der Beweis jener Verzichtthuung liegen sollte, eine leere Stelle. Es kam also vom Wortwechsel zum Schwertschlage, indem die Oesterreichischen und Preußischen Heere in Böhmen und Schlesien gegen einander ausrückten, und das Trauerspiel eines Krieges eröffneten, welcher ganz Europa in Flammen zu setzen drohte.

Nun war der Vater des Freiherrn von Senkenberg Reichshofrath in Wien gewesen, und hatte, als solcher,

oft die wichtigsten Papiere und Urkunden, welche das Deutsche Reich betreffen, in Händen gehabt, und einige derselben mochten zufälliger Weise sich unter seine eigenen Papiere verloren haben. Diese waren nach des Vaters Tode dem Sohne zugefallen, und dieser fand darunter, da er sie in Ordnung bringen wollte, glücklicher Weise auch eine Abschrift der oberwähnten Verzichtthuungs-Urkunde. Ohne alle eigennützige Absichten, und lediglich um die vielen Tausende von Menschen zu retten, welche der entstandene Krieg dahin zu raffen drohte, eilte er, eine Abschrift dieser wichtigen Urkunde nach München an den Kurfürsten von Pfalz-Baiern zu schicken, und dieser theilte sie dem Berliner Hofe mit. Von Berlin aus berief man sich nun auf diese Urkunde mit Zuversicht; und da der Wiener Hof fortfuhr, dies Alles für eine Erdichtung auszugeben, so sah man sich genöthiget, den Mann, der diesen wichtigen Fund gemacht hatte, zu nennen, um die Art und Weise, wie man daran gekommen war, aufzuklären und begreiflich zu machen.

Alles dessen ungeachtet beschloß der biedere Senkenberg gerade in dieser Zeit, eine Reise zu seiner noch lebenden Mutter nach Wien zu machen. Seine Freunde widerriethen ihm diesen gewagten Schritt; selbst die Preußische Regierung ließ ihn warnen, auf seiner Hut zu sein, und bot ihm Schutz und einen ansehnlichen Posten an, wenn er nach Berlin kommen wolle. Allein der gutmüthige Mann wollte für Das, was er lediglich aus Menschenpflicht gethan hatte, keine Belohnung haben; und da er, nach seiner eigenen rechtschaffenen Denkart, es nicht möglich fand, daß man ihm ein Verbrechen daraus machen könnte, Etwas gethan zu haben, was Gerechtigkeit und Menschlichkeit von ihm gefodert hat-

ten, so reisete er in Gottes Namen ab, und trug, da er in Wien angekommen war, kein Bedenken, sich für Den auszugeben, der er war.

Die Warnung seiner Freunde schien indeß nur allzugegründet gewesen zu sein; er wurde wirklich wie ein Gefangener behandelt. Allein Senkenberg blieb, seiner Unschuld sich bewußt, dabei ganz ruhig. Man befragte ihn, und er erzählte den ganzen Vorgang mit unbefangener Aufrichtigkeit. Man wiederholte das Verhör zu verschiedenen Zeiten, und immer erhielt man die nämlichen Antworten, weil er immer bei der Wahrheit blieb. Man wollte von ihm wissen, warum er die Urkunde nicht vielmehr dem Wiener, als dem Baierschen Hofe zugeschickt habe? und er antwortete: weil sie diesem, nicht jenem zugehört habe, und weil es diesem vor allen andern daran gelegen gewesen sei, einen verlornen Beweis seines rechtmäßigen Eigenthums wieder zu bekommen. Endlich, da man sah, daß man den Mann mit keinem Scheine von Gerechtigkeit eines Verbrechens in dieser Sache zeihen konnte, so setzte man ihn — Dank sei der Gerechtigkeit der glorreichen Maria Theresia und ihres großen Sohns! — wieder auf freien Fuß, doch mit dem Bedeuten, daß er binnen 24 Stunden die Oesterreichischen Staaten räumen solle. Senkenberg gehorchte, nahm Postpferde, und fuhr nach Gießen zurück, wo er seitdem ein den Wissenschaften geweihtes Leben führte.

11.

Fortsetzung von Frankfurt am Main.

Frankfurt besteht eigentlich aus zwei Städten, wovon die kleinere, die von der größern, als dem eigentlichen Frankfurt, durch den Main getrennt wird, Sachsenhausen heißt. Beide hängen durch eine prächtige steinerne Brücke zusammen, welche beinahe 400 Schritte lang ist und zu den öffentlichen Ergehungsplätzen gehört. Diesseits der Brücke ist an dem Ufer des Mains der große Weinmarkt, wo alle Frankenweine, welche den Strom herab nach Frankfurt kommen, und von da aus weiter versandt werden, bis zu ihrem Abgange liegen bleiben müssen. Man sieht hier einige tausend Fässer, theils unter Schuppen, theils unter freiem Himmel liegen, oft auch, wann der Main aus seinen Ufern getreten ist, im Wasser schwimmen. Man hat sie auf diesen Fall mit Tauen fest gebunden, damit der Strom sie nicht fortführen könne.

Die Einrichtung, allen Frankenwein hier zu verwahren, hat man zum Vortheil des Rheinweinhandels für nöthig erachtet. Denn da jener schlechter als dieser ist, beide aber einige Aehnlichkeit mit einander haben, so könnte von gewinnsüchtigen Weinhändlern leicht eine Vermischung derselben vorgenommen werden, wodurch dann der Rheinwein auswärts in Mißruf kommen und minder Abgang haben würde. Um nun sowol eine solche Verfälschung selbst, als auch den Verdacht derselben zu vermeiden, hat man weislich verordnet, daß die ankommenden Frankenweine nicht in die Stadt gebracht, sondern auf dem jetzt beschriebenen Platze an dem Ufer des Mains, bis zu ihrem Abgange in andere Gegenden, liegen bleiben sollen. Ob indeß

diese gute Absicht hiedurch so ganz erreicht werde, lasse ich dahin gestellt sein.

Jetzt bitte ich meine jungen Leser, mich über die schöne lange Brücke nach Sachsenhausen zu begleiten.

Hier glaubt man, nicht bloß in eine ganz andere Stadt, sondern auch in ein ganz anderes, von einem fremden Volke bewohntes Land zu treten; so viel Eigenthümliches und Unterscheidendes haben die Bewohner dieses Anhängsels von Frankfurt in ihrer Sprache, in ihrer Tracht, in ihrer Lebensart und in ihren Sitten! So wie die Juden unter den Kristen, die Hallischen Halloren unter den Obersachsen ihre Eigenthümlichkeiten zu behaupten wissen, eben so haben auch die Sachsenhäuser, ungeachtet sie neben und unter Frankfurtern leben, ihr Unterscheidendes bisher immer zu erhalten gewußt. Versteht sich, daß dies nur von der niedrigsten Volksklasse zu verstehen ist; denn die höhern Stände haben auch hier, wie überall, ihre Unterscheidungszeichen abgelegt. Sollte Jemand sein, der da zweifelte, ob Aufklärung und Veredelung der Menschheit wirklich für etwas Gutes und Wünschenswürdiges zu halten sei, oder nicht, dem müßte man rathen, eine Zeitlang unter dem Sachsenhäuser Pöbel zu leben; und es stände zu erwarten, daß sein Urtheil nicht lange unentschieden bleiben würde. Die Mainbrücke, wodurch dieselben von den gesitteten Frankfurtern abgesondert werden, ist vielleicht der bequemste Standpunkt in Deutschland für Den, der über die Vortheile und Nachtheile der Sittenveredelung auf der einen, und der altdeutschen Rohheit auf der andern Seite, aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen richtig urtheilen will. Es ist wahr, die Sachsenhäuser, als eine ganz unverfeinerte Men-

schenart, äußern in ihren Reden und Handlungen eine Freimüthigkeit, eine Offenherzigkeit, eine Geradheit, einen Muth und eine Stärke des Leibes und der Seele, welche man in solcher Allgemeinheit unter gesitteten und verfeinerten Menschen vergebens sucht; und das sind herrliche Ueberbleibsel wahrer und unverderbter Menschheit, welche dem unbefangenen Beobachter nicht anders als sehr schätzbar vorkommen können. Aber eben diese Leute sind nun auch grob, unbändig, jachzornig, widerspenstig und aufrührerisch gegen ihre Obrigkeit, unbeugsam, tückisch, rachsüchtig und grausam bei der mindesten Beleidigung, welche ihnen widerfährt; und das sind scheußliche Auswüchse der ungebildeten Menschheit, wodurch jene guten Eigenschaften gar sehr verdunkelt werden. Folgende kleine Beobachtungen, welche hier Jeder machen kann, mögen diesem Urtheile zum Belege dienen.

Ein Sachsenhäuser aus der niedrigsten Volksklasse redet fast nicht anders, als mit unaufhörlicher Einmischung pöbelhafter Schimpfwörter und gräulicher Flüche. Selbst seine zärtlichsten Liebkosungen werden damit aufgestutzt. Wenn z. B. eine Mutter zu ihrem lieben Kinde sagen will: komm her, kleiner Engel! so heißt das in ihrer Sprache: komm, kleiner Karnalje! (Canaille). Will der Vater in einem scherzhaften Tone etwa Folgendes ausdrucken: ei wie kommst denn du hieher, mein liebes Söhnchen? so lautet das in der Sachsenhäusischen Kraftsprache ungefähr so: i tu kleiner Karnalje! tu Pulverhornsnooß! (Pulverhornsnase) schlag dich das Tunderwetter zehntausend Klafter tief unter die Erd! wie kömmst du denn hieher?

Der Krautmarkt in Frankfurt wird großentheils

von Sachsenhäusern versorgt. Da sieht man einige hundert alte Weiber mit allerlei Gartengewächs auf dem Steinpflaster sitzen, wodurch der Weg so versperrt wird, daß man Mühe hat, sich hindurch zu arbeiten. Hat nun Jemand das Unglück, im Vorbeigehen etwa einen Kohlkopf umzustoßen, dann wehe ihm! Da fliegt eine Karnalje, ein Pulverhornsnooß nach dem andern, und eine Menge anderer schmutziger und pöbelhafter Schimpfnamen hinter ihm her; und zehnmahl wehe ihm, wenn er sich einfallen läßt, darauf zu antworten, und Schimpf mit Schimpf erwiedern zu wollen! In diesem Falle geräth der ganze Kohlmarkt in Aufruhr; das ganze Kor der Sachsenhäuser Holdinnen nimmt Partei gegen ihn, und er kann von Glück sagen, wenn er bloß von hundert Stimmen geschimpft und verflucht, und nicht auch auf eine fühlbarere Weise gemißhandelt davonkommt!

Frankfurt ist nächst Hamburg unstreitig die wichtigste Handelsstadt in Deutschland: ein Vorzug, den dieser Ort nicht bloß seiner ungemein vortheilhaften Lage, sondern vornehmlich auch der Freiheit verdankt, deren er noch als Reichsstadt genießt. Denn wenn die Lage allein hinlänglich wäre, eine Stadt zu einem großen Handelsplatze zu erheben, so müßte Frankfurt von dem vier Meilen davon gelegenen Mainz bei weiten übertroffen werden, weil dieses zwei Ströme, den Rhein und Main, die allda zusammenfließen, Frankfurt hingegen nur bloß den Main beherrscht; und was ist gleichwol Mainz gegen Frankfurt? Das, was Altona gegen Hamburg ist, und nicht dieses einmahl. Aber Freiheit, Freiheit ist die Seele der Handlung! Wo diese fehlt, da stocken die Säfte des Staatskörpers, wie die des menschlichen Körpers, wenn er in Fesseln

gelegt wird; da schwinden seine Kräfte; da verlieren sich nach und nach Lust, Muth und Gelegenheit zu kühnen und großen Unternehmungen. Alles sinkt zu eingeschränkten, bloß mechanischen Beschäftigungen hinab. Die Handlung wird Krämerei, und aus großen Gewerkshäusern werden kleine Werkstätte einzelner Handwerksleute.

12.

Fortsetzung von Frankfurt. Kleiner Abstecher nach Hanau und Wilhelmsbad.

Frankfurt hat jährlich zwei große Märkte oder Messen, welche vielleicht die beträchtlichsten in Deutschland sind, oder doch wenigstens mit denen, welche in Leipzig und Braunschweig gehalten werden, um den Vorzug streiten. Denn hier strömen Käufer und Verkäufer nicht bloß aus allen Deutschen Kreisen, sondern auch aus verschiedenen benachbarten Ländern, besonders aus der Schweiz und aus Frankreich, zusammen. Wer Frankfurt in dieser Zeit zum ersten Mahl sieht, der sollte glauben, daß die Volksmenge dieser Stadt sich eben so hoch, als die von Hamburg, beliefe. Aber ein Drittel, wenigstens ein Viertel, besteht alsdann aus Fremden.

Diesmahl war der Zusammenfluß von Menschen, einer besondern Ursache wegen, ganz ungewöhnlich groß, ja sogar noch größer, als sie zur Zeit einer Kaiserkrönung zu sein pflegt. Das machte Herr Blanchard, der gerade in dieser Zeit von hier aus eine Luftreise anzustellen versprochen hatte, die erste, welche in Deutschland Statt gefunden hat. Ein so neues und niegesehenes Schauspiel zog eine erstaunliche Menge von Neugierigen aus der Nähe und aus der Ferne herbei. Nicht bloß alle Gasthöfe und Bürgerhäuser der Stadt, sondern

auch die umliegenden Dörfer und Flecken waren voll davon, weil in den öffentlichen Häusern der Stadt kein Zimmerchen mehr für Geld zu haben war. Die Straßen wimmelten; aus allen Fenstern kuckten Menschenköpfe hervor; die öffentlichen Plätze waren wie besäet mit Menschen aus allen Ständen. Auch der Prinzen, Prinzessinnen und der Bebänderten waren so viele angekommen, daß man sie nicht mehr zu unterscheiden vermochte.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich zu behaupten mir getraue, daß Herr Blanchard der Stadt Frankfurt und der umliegenden Gegend ein paar Tonnen Goldes zugeführt habe. Es ist nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß bloß einzelne Gastwirthe, wie z. B. der im rothen Hause, über zwei bis drei tausend Thaler bei dieser Gelegenheit gewonnen haben. Dieser Mann stellte unter andern damahligen Lustbarkeiten auch von Zeit zu Zeit ein sogenanntes Vauxhall an, welches aber wol schwerlich für Jemand anders, als für ihn selbst, eine wirkliche Lustpartie zu nennen war. Man stelle sich vor, daß in einem einzigen Saale von mäßigem Umfange und in einem danebenliegenden länglichen Zimmer jedes Mahl gegen 7 bis 800 Menschen zusammenflossen, wovon ein Theil sich durchzuarbeiten suchte, um nur wieder hinauszukommen, indeß ein anderer, vielleicht in der ungegründeten Hoffnung, weiter hin mehr Raum und Luft zu finden, sich aus allen Kräften vorzudrängen strebte. In der Mitte dieses zum Sticken erhitzten und vollgepfropften Saals wurde von einigen Paaren getanzt, aber so, daß man die Tänzer in dem Getümmel der Uebrigen beinahe gar nicht zu unterscheiden vermochte. Für den bloßen Eintritt in diesen Saal, den man wol recht eigentlich

einen Drangsaal hätte nennen können, mußte ein Gulden bezahlt werden, wofür man, glaube ich, eine Tasse Thee und den scheußlichsten Geruch aus einem geheimen Verschlage beim Eingange unentgeltlich hatte.

Ich hatte mich hinbegeben, um Menschengesichter zu beobachten, und einen und den andern merkwürdigen Menschen kennen zu lernen. Aber ich fand bald, daß ich am unrechten Orte dazu war, auch wenn es mir möglich gewesen wäre, das Gedränge und die bis in die Mitte des Saals durch den eben erwähnten unentgeltlichen Weihrauch vergiftete Luft länger als eine halbe Stunde auszuhalten. Denn alle Gesichter waren von Drang und Hitze aufgeschwollen und verzerrt, und an Unterhaltung durch Gespräch war in diesem unordentlichen Getümmel gar nicht zu denken. Ich arbeitete mich daher, so geschwind ich konnte, wieder hinaus, und freute mich, da ich endlich glücklich die Thür erreicht hatte, wie ein Fisch, der dem engen Kasten entschlüpft ist, und nun wieder frisches Wasser im freien Strome athmet.

Die Geschichte von der damahligen, das erste Mahl verunglückten, nachher aber mit desto glücklicherem Erfolge vollzogenen Luftreise des Herrn Blanchard hat in allen Zeitungen gestanden.

Bei dieser Gelegenheit konnte man deutlich sehn, wie sehr auch hier, wie anderwärts, eine freiere Art in Glaubenssachen zu denken überhand genommen haben müsse. Denn, man erlaubte nicht bloß, um die Meßgeschäfte nicht zu stören, daß die Luftreise an einem Sonntage vor sich gehen durfte, ungeachtet voraus zusehen war, daß der gewöhnliche Gottesdienst dabei gänzlich wegfallen würde, sondern man verstattete auch sogar, wiewol zum ersten Mahle und als eine durch die

Umstände gerechtfertigte Ausnahme, daß an eben diesem Tage auf der Bühne gespielt wurde; und ich habe nicht gehört, daß weder das Eine noch das Andere auf den Kanzeln wäre geahndet worden.

Ich genoß auch hier, wie an andern Orten, durch welche mein Weg mich führte, des süßen Lohns meiner geringen Arbeiten für die Kinderwelt, mich von einer Menge junger Menschen aufgesucht zu sehen, die auf eine gewiß unverdächtige und daher für mich sehr rührende Weise mir ihre Liebe und Dankbarkeit bezeigten. Eines Tages, da ich einen kleinen Abstecher nach Wilhelmsbad und Hanau machen wollte, fand sich wol ein Dutzend derselben, aus den ersten hiesigen Häusern, begleitet von ihren Führern, bei mir ein, um mich zu bitten, mich von ihnen nach einem Garten vor dem Thore führen zu lassen, wo ich die Eilpost, deren ich mich zu dieser Seitenfahrt bedienen wollte, erwarten könnte. Ich erfüllte ihr Verlangen; und so zog ich denn, wie der berühmte Rattenfänger zu Hameln, an der Spitze dieses lieben Völkchens, durch die Straßen der Stadt, indem je zwei und zwei meiner jungen Freunde sich an mich hingen, bis ihnen meine Hände oder meine Schöße von zwei Andern streitig gemacht wurden. Unser Zug erregte Aufmerksamkeit, und ich darf wol sagen, daß ich eben so viel, vielleicht mehr und reineres Vergnügen, auch wol nebenher eben so viel Stolz und Eitelkeit dabei empfand, als Cäsar, wenn er auf seinem Triumphwagen durch die Straßen von Rom zum Kapitole fuhr.

An den Erziehern dieser Kinder lernte ich brave, liebe und aufgeklärte Männer kennen, welche die Bemerkung bestätigten, die ich auf meiner bisherigen Reise fast überall zu machen Gelegenheit hatte, daß Das,

was seit einiger Zeit zur Verbesserung des Erziehungswesens geschrieben und gethan worden, keinesweges vergeblich gewesen ist.

Der Weg von Frankfurt nach Hanau ist bis auf die Hälfte eine vortrefflich angelegte und sehr wohl unterhaltene Kunststraße. Auch alle andere Straßen, die ich in der Grafschaft Hanau sah, waren musterhaft angelegt. Ueberhaupt glaubte ich in diesem kleinen Lande unverkennbare Spuren einer aufmerksamen und thätigen Regierung wahrzunehmen. Der bisherige Regent desselben war damahls noch Erbprinz, und ist nunmehr bekanntlich regierender Landgraf von Hessen-Kassel.

Die Felder von Frankfurt bis Hanau, so wie von hier bis in die Schweiz, haben das Ansehn eines ununterbrochenen grosen Gartens, welcher Obst, Gartengewächs aller Art und Getreide in gleicher Menge und Vortrefflichkeit trägt. Einen solchen Segen an Obst, als ich von hier an bis nach Basel überall erblickte, hatte ich nie gesehn. Die Bäume waren mit Früchten dergestalt belastet, daß sie unter ihrer Bürde erliegen wollten, und daß bei jedem derselben zwanzig und mehr Stützen nöthig waren, um die Aeste aufrecht zu halten. Es war ein wunderschöner und ungemein erfreulicher Anblick!

Man bauet von hier an durch's ganze Reich sehr viel sogenanntes welsches Korn oder türkischen Weizen, ein sehr ergiebiges Getreide, welches zwar größtentheils für's Vieh, zum Theil aber auch zu Brot gebraucht wird. Da diese Getreideart sehr weitläufig gepflanzt werden muß, so nützt man die vielen Zwischenräume zu allerlei Gartengewächs, als Kohl, Bohnen, rothe Rüben, Kürbisse u. s. w., wodurch ein so bepflanzter Acker ein gar mannichfaltiges und artiges An-

sehn gewinnt. Statt der Pferde bedient der Landmann sich hier, wie in der ganzen Wetterau, sowol zum Ackern als auch zum Fahren, einer wohlbeleibten und starken, obgleich eben nicht sehr großen Art von Kühen, welche eben so viel, als in andern Ländern die Ochsen arbeiten, und den Nutzen der Milch noch obenein gewähren.

Hanau, die Hauptstadt der Grafschaft gleiches Namens, ist ein Ort, der sich sowol durch seinen Umfang, als auch durch sein Ansehn über die Mittelmäßigkeit erhebt, und den vorzüglichsten Städten Deutschlands vom zweiten Range an die Seite gesetzt zu werden verdient. Er ist etwas befestiget, doch ohne Außenwerke. Die Neustadt zeichnet sich durch eine ziemlich hübsche und regelmäßige Bauart aus. Auch hier, wie in allen andern Orten, wo man ehemahls reformirte Flüchtlinge aufgenommen hat, scheint ein vorzüglicher Kunstfleiß zu herrschen. Außer vielen wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, welche hier verfertigt werden, giebt es auch so vortreffliche Arbeiter in Gold und Silber hieselbst, daß die hiesigen Kunsterzeugnisse dieser Art mit denen, welche in Paris verfertigt werden, um den Vorzug streiten. Eine seit einiger Zeit hier angelegte Zeichenschule bildet für die Werkstätte dieser Künstler brauchbare Zöglinge.

Ich lernte hier unter Andern den berühmten Herrn Konsistorialrath Bergsträßer kennen, der uns die Bekanntmachung einer besondern Art, seine Gedanken auf eine weite Entfernung ohne Brief und Boten mitzutheilen, verheißen hat, und mit der Erfüllung dieses seines Versprechens noch immer beschäftiget ist. Wir leben in erfindungsreichen Zeiten. Eben, da ich Hrn. Bergsträßers Bekanntschaft gemacht hatte, und in einen Buchladen trat, fiel mir ein kleines Französisches

Heft in die Hände, worin von einer noch viel wunderbarern Erfindung Nachricht gegeben wird. Sie führt den-Titel: Kurze Nachricht von der Entdeckung eines Naturmittels, ankommende Schiffe, wie auch Land in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen anzumelden, von E. Bottineau *). Französischer Wind! dachte ich, und wollte das Ding schon wieder aus der Hand legen, als mir beim Umschlagen eines Blattes die Versicherung in die Augen fiel, daß der Erfinder dieser unglaublich scheinenden Kunst auf der Französischen Insel Isle de France unzählige Proben von der Zuverlässigkeit derselben, zum Theil vor den Augen der ersten Personen der dortigen Regierung, angestellt und glaubhafte Zeugnisse darüber mitgebracht habe. Ich las weiter, und fand wirklich viele Zeugnisse abgedruckt, worin angesehene Männer des Kriegs- und Bürgerstandes, ja sogar der Statthalter der Insel selbst, bezeugen, daß der Mann unter hundert und mehr Mahlen, da er die Ankunft der Schiffe drei bis vier Tage früher angesagt, als man ordentlicher Weise etwas von ihnen wissen konnte, sich kaum drei oder vier Mahl geirrt habe. Ich erstaunte, und das noch mehr, da ich die Zuversicht wahrnahm, mit welcher der Mann den Französischen Seeminister auffodert, ihn in Begleitung einiger Beamten entweder nach Kadix oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu senden, um an dem einen oder dem andern Orte die Untrüg-

*) Précis historique de la découverte d'un moyen physique, qui annonce les Vaisseaux et les Terres jusqu'à deux cent cinquante lieues de distance, par *E. Bottineau*. 1785.

lichkeit seiner Kunst mit so vielen Beweisen zu belegen, als man nur verlangen würde.

Was soll man nun dazu sagen, meine lieben jungen Leser? Eine so unglaubliche Erfindung auf das bloße Wort des Mannes, der sie gemacht haben will, sogleich zu glauben, dürfte wol zu voreilig sein. Aber die Zeugnisse der angesehenen und glaubwürdigen Männer, auf die er sich beruft, und die er drucken läßt? — Auch diese können untergeschoben, können von ihm selbst geschmiedet sein. Dennoch sollte es mir leid thun, wenn die Französische Regierung ganz und gar nicht darauf achtete, nicht den Mann beim Worte hielte, und ihn hinschickte, wo er die Wahrheit seiner Erfindung zu beweisen versprochen hat. Denn wer vermag der wunderbaren menschlichen Erfindungskraft Grenzen anzuweisen, und zu sagen: so weit kannst du kommen und nicht weiter? besonders in unsern Tagen, wo wir der unglaublichen Erfindungen schon so viele erlebt haben! — Aber es ist Zeit, daß ich wieder einlenke.

Wilhelmsbad, wo ich in Gesellschaft einiger Freunde einen sehr angenehmen Nachmittag zubrachte, ist ein so reizender und von dem jetztregierenden Herrn Landgrafen so ungemein verschönerter Lustort, daß ich, wenn ich mich auf eine umständliche Beschreibung desselben einlassen wollte, viele Bogen damit anfüllen müßte. Die neuen, schönen und lachenden Gebäude, der Englische Garten voll artiger und überaus sinnreicher Anlagen, das Fasanengehege, die Sommerwohnung des Hrn. Landgrafen, welche von außen ein altes Gemäuer zu sein scheint, und gleichwol sehr prächtige, bequeme und geschmackvolle Zimmer in sich faßt — dies Alles macht ein wunderschönes Ganzes aus, an dem man sich nicht satt sehen kann. Man sagt, daß der Ur-

heber dieser niedlichen Anlagen sie von dem Gelde gemacht habe, welches er für die nach Amerika geschickten Hanauischen Truppen erhielt. So mußten also aus den Verwüstungen, welche der Alles verheerende Krieg in dem einen Welttheile anrichtete, in dem andern neue Paläste und bezaubernde Lustörter entstehen! Wie sonderbar! —

Ich bin nun wieder in Frankfurt.

Von den hiesigen Schulen machten einige junge Leute, welche Unterricht darin genossen hatten, mir eine traurige Beschreibung. Ihrer Erzählung nach laufen die meisten darin angestellten Geistesübungen auf bloßes Gedächtnißwerk hinaus. Die Geschichte, die Erdbeschreibung, die Sprachlehre, die Gotteslehre — Alles wird hier wörtlich und sklavisch auswendig gelernt. Von der Erdbeschreibung versicherten sie sogar, daß sie dieselbe ohne Landkarten gelernt hätten. Vier Wochen vor jeder öffentlichen Schulprüfung, sagten sie, habe man ihnen alle Fragen und Antworten, die dabei vorkommen sollten, in die Feder gesagt, um sie auswendig zu lernen u. s. w. Die Wahrheit dieser Erzählung, die in unsern Zeiten beinahe unglaublicher scheinen mag, als die von Bottineau's Erfindung, kann ich nicht verbürgen, ungeachtet die Jünglinge, von welchen ich sie habe, allen Glauben zu verdienen, und in geringsten nicht die Absicht zu haben schienen, den Ort, wo sie unterrichtet worden waren, verleumden zu wollen.

Aber angenommen, daß sich Alles wirklich so verhalte, so folgt daraus keinesweges, daß die Schuld einer so erbärmlichen Schulverfassung lediglich den hiesigen Schulmännern beizumessen sei. Ach, es mag vielleicht mancher einsichtsvolle und rechtschaffene Mann

darunter sein, dem das Herz blutet, so oft er sich gezwungen sieht, seine jungen Leute, dem Herkommen und der Schulverordnung gemäß, auf eine zwecklose, unnütze und verderbliche Art zu behandeln! Aber was soll er thun? Der hochweise Rath, oder die Herren Oberalten, oder die Herren Geistlichen und — ich weiß nicht was für andere hochweise, hochwürdige und hochgelahrte Männer, welche über die Schulen gebieten, ungeachtet sie selbst nie Schulmänner waren, folglich das Schulwesen nie gehörig kennen lernten, haben nun vielleicht einmahl für allemahl verordnet, daß so und nicht anders gelehrt werden soll! Und da muß ja denn wol auch so und nicht anders gelehrt werden! In jedem anderen Fache der menschlichen Thätigkeit wird es anders gehalten; daher sieht es denn auch gemeiniglich in jedem andern Fache besser aus, als in unsern Schulen. Man hat kein Beispiel, daß der König von Preußen seinen Konsistorialräthen und Superintendenten, Pastoren, oder irgend einem der hochweisen Herren des Raths die Aufsicht über seine Kriegsscharen aufgetragen habe. Er wählt vielmehr hiezu gerade die erfahrensten und verdienstvollsten Heerführer, und seine Heere haben der Welt schon lange bewiesen, daß diese Verfahrungsart besser sein müsse, als diejenige, welche bei der Aufsicht über unsere Schulen beobachtet wird. Demnach hat man bisher in diesem Stücke für gut gefunden, es bei dem Alten zu lassen! *)

---

*) Es versteht sich wol von selbst, daß seit dem Jahre 1786, da dieses geschrieben wurde, auch zu Frankfurt, wie überall, die Schulen sehr verbessert worden sind.

Anmerk. z. neuen Ausgabe.

Es hält übrigens in jeder freien Reichsstadt schwerer, als anderswo, das fehlerhafte Alte abzuschaffen und Verbesserungen einzuführen; weil hier unter funfzig guten Köpfen oft nur ein einziger Querkopf zu sein braucht, um die besten Vorschläge auf einmahl unkräftig zu machen. Sei also billig, junger Leser, und schließe, wenn du alte fehlerhafte Einrichtungen in einem solchen Staate wahrzunehmen glaubst, nicht zu rasch, daß er von lauter Dummköpfen regiert werden müsse. Oft liegt die Schuld an einem Einzigen, indeß die Uebrigen mit den Zähnen knirschen, daß dieser Einzige sie hindert, bekannte Mißbräuche abzuschaffen und bessere Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen.

Wenn man Menschenkenntniß erwerben will, so ist es nützlich, die Leute in jeder Lage, besonders aber auch an solchen Orten zu beobachten, wo das Vergnügen sie zusammenführt. Deßwegen ging ich an einem angenehmen Nachmittage, von einem Freunde begleitet, nach dem sogenannten Sandhofe, einem öffentlichen Gasthofe jenseits des Mains, welcher einer der vorzüglichsten öffentlichen Vergnügungsörter der Frankfurter ist. Er liegt an einem kleinen Walde, dem man durch einige Schneizen, — so nennt man hier einen ausgehauenen Weg im Walde — das Ansehn eines Lustwaldes gegeben hat. Der Weg dahin geht über Sachsenhausen und ist mit Bettlern in fast ununterbrochener Reihe besetzt. Eine solche Menge derselben hatte ich vorher nie gesehen; aber ich war auch noch nicht in der Gegend der vier Waldstädte gewesen, wo ich fünf Wochen nachher, auf Oesterreichischem Grund und Boden, eine noch viel größere Anzahl wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Auf dem Sandhofe und in dem daran stoßenden

Wäldchen fand ich es ziemlich lebhaft. Gesellschaften aus allen Klassen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, waren hier bunt durcheinander gemischt. Es wurde getanzt; und auch hieran nahm, ohne Unterschied des Standes, Theil wer wollte, die Tochter des Schneiders, wie die des Rathsherrn, der Kaufmann und der Bürstenbinder. Dies schien mir der Verfassung dieses kleinen Freistaats ganz gemäß zu sein, und ich sah daher eine Zeitlang mit Vergnügen zu. Auch konnte man bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß die niedrigen Stände hier schon weit mehr Verfeinerung äußern, als man im nördlichen Deutschland unter ihnen wahrzunehmen gewohnt ist. Denn unter den Weibern, Töchtern und Söhnen der Handwerker und gemeinen Bürgerleute, die ich hier tanzen sah, war Niemand, der die jedesmahligen Tänze, so bunt sie auch sein mochten, nicht eben so kunstmäßig gelernt hatte, als in jenen nördlichen Gegenden bloß die Vornehmen und Reichen sie zu lernen pflegen. Auch in Ansehung der Kleidung ist hier der Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen nicht so groß und merklich, als in andern Ländern. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Leute aus den niedrigen Ständen hier viel leichteres Blut, einen freiern Sinn, und bei weiten nicht so viel Schwermuth und Plumpes in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Benehmen äußern, als man in Westfalen, Holstein, Meklenburg und Pommern findet. Ob dies von dem mildern Himmelsstriche und von dem täglichen Genusse des Rheinweins, statt des in jenen Ländern gebräuchlichern Biers und Brantweins herrühre; und ob die größere Gewandtheit und Feinheit der hiesigen gemeinen Bürger und Handwerksleute ein hinreichender Ersatz für die Westfälische und Niedersächsische Treuherzigkeit,

Einfachheit und Ehrlichkeit sei, lasse ich dahin gestellt sein.

Wenn man während der Messe nach Frankfurt, oder aus Frankfurt in die umliegenden Länder reiset, so muß man sich mit einem Geleitszettel versehn. Dies ist eine Art von Paß, die heutiges Tages wol keinen andern Endzweck hat, als den Reisenden eine Abgabe aufzulegen. Man muß ihn nämlich kaufen; und wer dieses unterläßt, der läuft Gefahr, unterwegs in Verhaft genommen und genöthigt zu werden, seine Loslassung durch eine weit beträchtlichere Summe zu bewirken. Der Ursprung dieses Gebrauchs ist folgender.

Ehemahls übten die Ritter und Fürsten eine Art von ehrlicher und gesetzmäßiger Straßenräuberei in Deutschland aus. In diesen Zeiten des Faustrechts waren besonders die Kaufleute, welche mit ihren Waaren auf die Jahrmärkte und Messen zogen, den gewaltsamen Beraubungen auf öffentlicher Landstraße häufig ausgesetzt, und es gab kein anderes Mittel, sich davor zu sichern, als daß sie sich von einer Anzahl bewaffneter Leute begleiten und beschützen ließen. Diese öffentliche Unsicherheit hat nun zwar Gottlob! schon lange lange aufgehört, aber der Gebrauch der Begleitung zur Frankfurter Messe dauert fort. Die Kaufleute von Bamberg, Nürnberg u. s. w., die zur Messe wollen, reisen karavanenweise, werden unter einer Bedeckung von Reitern bis an die nächste Grenze gebracht, wo andere Reiter sie in Empfang nehmen, und so werden sie aus einem Lande in das andere bis an das Gebiet der Stadt Frankfurt begleitet. Hier kommt ihnen eine Gesandtschaft der Stadt entgegen und führt sie in die Thore.

Mit den Abgeordneten der drei Städte Worms,

Alt-Bamberg und Nürnberg wird zur Zeit der Michaelismesse eine Feierlichkeit vorgenommen, welche man das Pfeifergericht nennt, und wodurch die Zollfreiheit erneuert wird, deren die Bürger der genannten Städte auf den Frankfurter Messen genießen. Besagte Abgeordnete ziehen alsdann feierlich nach dem Römer *), wobei sie in blauen undrothen Mänteln erscheinen, und sich von einem Trupp Tonkünstlern vorblasen lassen. Wann sie nun auf einem dazu bestimmten Saale des Römers angekommen sind, so überreichen sie den daselbst versammelten Abgeordneten des Raths einen hölzernen Becher mit Pfeffer, ein Stäbchen, ein paar lederne Handschuh und einige Münzen. Auf was eigentlich ein jedes dieser sonderbaren Opfer deuten soll, habe ich nicht erfahren können.

So lange nun die Messe währt, läßt jeder benachbarte Staat, zur Beförderung der öffentlichen Sicherheit, Husaren oder Reiter auf den Landstraßen reiten. Diese halten jeden Reisenden an, und verlangen den Geleitszettel zu sehn. Hat man ihn, so darf man ungehindert seiner Wege ziehn; hat man ihn aber nicht, so wird man in Verhaft genommen und sieht sich allerlei Beschwerden, Geldkosten und Weitläufigkeiten ausgesetzt, bevor man wieder auf freien Fuß kommt.

Da ich nicht weiß, ob meine Rückreise über Mainz gehen wird, dieser Ort aber allerdings verdient, daß meine jungen Leser ihn, da ich sie in die Nachbarschaft desselben geführt habe, etwas genauer kennen lernen, so halte ich für nützlich, bevor ich weiter gehe, hier erst eine diese Stadt betreffende und aus den Briefen

*) So heißt das Rathhaus in Frankfurt.

eines reisenden Franzosen über Deutschland entlehnte Nachricht einzuschalten.

Von Mainz.

»Die Dörfer und Flecken, welche man auf dem Wege von Frankfurt nach Mainz erblickt, würden in Baiern oder Nord-Deutschland Städte heißen. Alle sprechen von einem hohen Wohlstande der Einwohner. Der Bauer findet sich, überhaupt genommen, in diesem Striche Landes äußerst wohl. Er ist fast durchaus ein freier Eigenthümer, der von keinen zu harten Auflagen gedrückt wird. In den benachbarten Darmstädtischen Landen ist der Bauer im Ganzen nicht so reich, als der Mainzische, weil ihm die Natur nicht so günstig war, und er vielleicht auch etwas mehr Auflagen hat; allein er ist reinlicher und emsiger. Auch sieht man im Darmstädtischen fast gar keine Bettler.«

»Bis auf zwei Stunden von Mainz beruht die Nahrung der Einwohner des Landes hauptsächlich auf dem Ackerbau, der außerordentlich ergiebig ist; und das Korn dieser Gegend wird weit und breit am Rheinstrom für das schwerste und beste gehalten. Nebst dem zieht man eine unbeschreibliche Menge Obst und Zugemüse. Feiner Blumenkohl und vortrefflicher Spargel sind hier zu Lande das Essen des gemeinsten Bürgers, und ein Liebhaber von Zugemüse und Küchenkräutern befindet sich in Deutschland nirgends besser als hier; der Kappes*) wird aus dieser Gegend sowol roh als eingemacht in großen Schiffsladungen an den Niederrhein, ja sogar

*) So heißt in einigen Gegenden der weiße Kopfkohl.

bis nach Holland verfährt. Das kleine Städtchen Kronberg, welches ungefähr zwei Stunden von der Landstraße entlegen ist, und welches man auf seiner Anhöhe thronen sieht, verkauft jährlich für ungefähr 8000 Gulden Obst, Obstwein, Obstessig und Kastanien, von welchen letztern es wirklich einen ganzen Wald hat, und die schiffsvollweise nach Holland geführt werden. Alle Dörfer dieser Gegend liegen in einem Walde von Obstbäumen, und beherrschen außer demselben ungeheure Getreidefelder. Das Land ist übrigens vortrefflich angebaut. In dem Striche von Frankfurt bis Mainz, und vom Main bis an das nahe Gebirge gegen Norden, welcher ungefähr vier Meilen in die Länge, und zwei in die Breite hat, zählt man 8 Städtchen, 5 große Marktflecken und 80 Dörfer; worunter wenige unter 60 Familien stark sind.«

»Zu Wikert, zwei Stunden von Mainz, verändert sich die Natur des Landes. Von der durch die Wetterau laufenden Bergreihe erstreckt sich hier ein Arm bis an das Ufer des Mains herab, und bildet unfern desselben zwei breite Hügel, auf deren einem Wikert, auf dem andern Hochheim liegt. Der südliche und westliche Abhang des erstern trägt einen vortrefflichen Wein. Der östliche Abhang des zweiten ist ein unvergleichliches Getreidefeld, und seine Abhänge gegen Süden und Westen tragen ohne Vergleich den edelsten Wein von Deutschland. Der Flecken Hochheim, von welchem die Engländer allen Rheinwein Hock benennen, soll über 300 Familien stark sein. Einen schönern und reichern Bauernort habe ich nicht gesehn. In einem guten Jahre gewinnt man hier für 12 bis 15 tausend Gulden Wein. Das Stückfaß zu 600 Maß wird in guten Jahren für 900 bis 1000 Gulden von der Kel-

ter weg verkauft. Dieser Wein gehört also unter die theuersten in der Welt.«

»Wir waren begierig, diesen seltenen Wein zu kosten, und mußten im Orte selbst die gewöhnliche grüne Flasche mit einem Reichsthaler bezahlen. Dieser war aber vom besten Jahrgange in diesem Jahrhundert, nämlich von 1766. Auch hätten wir ihn nicht bekommen, wenn nicht ein Anwalt von Mainz bei uns gewesen wäre, dem der Wirth zu Gefallen sein mußte. Dies war der erste Deutsche Wein, den ich ganz ohne Säure gefunden habe. Er war auf der Zunge bloßes Gewürz. Der übrige Hochheimer Wein, so gut er auch sein mag, ist doch nicht von Essig frei, ob man schon die Flasche vom geringsten desselben, wenn er seine Jahre hat, mit einem halben Gulden im Orte selbst bezahlt.«

»Die starke Stunde Wegs von Hochheim bis Mainz, war eine der angenehmsten auf meinen Deutschen Reisen. Erst geht es den goldenen Hügel auf eine Viertelstunde durch ununterbrochene Weingärten hinab, die an der Straße stark von Obstbäumen beschattet werden. Auf diesem Abhange beherrscht man eine unvergleichliche Aussicht über ein kleines, aber ungemein reiches Land, welches die nördliche Erdzunge bei dem Zusammenflusse des Rheins und Mains bildet. Die Blume *) des Hochheimer Weins wächst nicht auf dieser Seite des Hügels, die gegen die Morgensonne zu sehr gedeckt ist, sondern gerade gegen Süden. Hierauf kommt man in eine Tiefe, welche von einem kleinen Bach bewässert wird, und wo Wiesen, Felder und Obst-

*) d. i. die allerbeste Art.

gärten die schönste Landschaft bilden. Zur Linken schimmert nahe bei, durch einen Wald von Obstbäumen, das wirklich prächtige Dorf Kostheim hervor. Die schöne Straße windet sich sodann durch die Obst- und Weingärten des großen Fleckens Kassel, welcher gerade gegen Mainz über, hart am rechten Rheinufer liegt.«

»So wie man die Schiffbrücke erreicht, welche über den Rhein führt, wird man von dem prächtigsten Anblick überrascht, den man sich denken kann. Der stolze Strom, welcher so eben das Gewässer des Mains verschlungen hat und hier gegen 1400 Fuß breit ist, kommt aus einer Ebene herab, die am Gesichtskreise den Himmel berührt. Abwärts stellen sich hohe Berge seinem Lauf entgegen, und zwingen ihn, indem er einige Inseln bildet, sich gegen Westen zu wenden, während er von Basel her immerfort gegen Norden geflossen ist. Diese Berge, zu deren Füßen und auf deren Abhange man einige Oerter schimmern sieht, bilden das sogenannte Rheingau, welches der Thron des Deutschen Bacchus ist *). Der Rhein hat hier immer noch einen Theil der schönen grünen Farbe, die man in der Schweiz an ihm bewundert, und noch auf eine weite Strecke hinab unterscheidet er sein Gewässer von dem des trüben Main. Gerade vor den Augen hat man die Stadt Mainz, die sich hier mit einer unbeschreiblichen Majestät darstellt. Die unzähligen Schiffe, welche die Rheden derselben bedecken, spiegeln sich, so wie die vielen und prächtigen Kirchthürme, im Kristallwasser des Rheins. Die Länge der Stadt am Rhein hinab, beträgt, die weit-

*) Wo der meiste vorzügliche Deutsche Wein wächst.

läufigen Festungswerke mit eingeschlossen, wenigstens eine gute halbe Stunde. Durch die große und etwas finstere Masse der alten Gebäude sieht man hier und da einige neuere hervorblicken, die sich im Abstich um so besser ausnehmen. Sowol längs dem Rhein, als auch zu beiden Enden ist der Häuserhaufen abwechselnd mit reichem Grün geschmückt.«

»Die Reize dieses Anblicks verschwinden, wenn man in die Stadt selbst kommt. Der Reisende, welcher nicht die Mühe nehmen mag, sich weit von seinem Absteige-quartier zu entfernen, nimmt keine gute Meinung von dieser Stadt mit sich. Der bessere Theil derselben ist gerade der abgelegenste, und der, wo die wenigsten, und fast gar keine Gasthöfe sind. Besonders liegt das Gasthaus zu den drei Kronen, welches am häufigsten besucht wird, in der finstersten und abschreckendsten Gegend, so gut auch die Bewirthung darin ist. Von da kann man einen beträchtlichen Theil der Stadt durchwandern, ohne etwas Andres, als eine düstere Häusermasse zu sehn, die über die engen Straßen hier und da den Einsturz drohen. Ich habe deßwegen von dieser Stadt die widersprechendsten Nachrichten bekommen, ehe ich sie selbst besichtigt hatte. Einige hatten sie mir als eine der häßlichsten, Andere als eine der besten Städte Deutschlands beschrieben. Erst vor einigen Tagen traf ich einen unserer Landsleute *), die als Abenteurer jeder Art, besonders in dieser Gegend, ihre Rechnung finden, der mir im vollen Ernste versicherte, Mainz sei die einzige erträgliche Stadt in Deutschland. Der gute Mann hatte nichts als das Kölnische und Triersche,

*) Franzosen.

und einen Theil von Westfalen gesehen. Ich konnte ihm nichts anders antworten, als daß Deutschland merklich groß sei.«

»Der nördlichste Theil der Stadt, wo das Wohnschloß des Fürsten liegt, ist wirklich sehr schön gebauet. Hier ziehn sich drei schnurgerade Straßen, die Bleichen genannt, vom Ufer des Rheins bis auf 700 Schritte landeinwärts in gleichlaufenden Linien hin, die fast regelmäßig von hübschen Querstraßen durchschnitten werden. Das Kurfürstliche Schloß beherrscht sowol durch diese Straßen, als auch über den Rhein und einen Theil des Rheingaus, eine unvergleichliche Aussicht. Von diesem neuen Theile der Stadt ziehen sich einige sehr schöne Straßen und Plätze in die Stadt hinein. Der sogenannte Thiermarkt, an der nordwestlichen Seite der Stadt, ist besonders sehenswürdig. Auch zwischen den alten Häusermassen findet man hier und da einige lachende Gegenden.«

»Auf dem Marktplatze nimmt sich die Domkirche vorzüglich gut aus. Sie ist ein ungeheures, vortreffliches gothisches Gebäude, dessen erstaunlicher Hauptthurm vor ungefähr 17 Jahren vom Bliz in die Asche gelegt wurde *). Er war von einem Walde von Holz gebaut, und stand gegen 14 Stunden in vollen Flammen, ehe er verzehrt wurde. Um diesem Schicksale in Zukunft vorzukommen, ließ ihn das Domkapitel nun von bloßen Steinen, beinahe in gleicher Höhe erbauen,

*) Und dessen neuere Thürme in der letzten harten Belagerung so zerschossen worden sind, daß sie den Einsturz drohen.

Anm. z. neuen Ausgabe.

welches Unternehmen gegen 400,000 Gulden gekostet hat. Schade, daß dieser bewunderungswürdige Dom mit kleinen Bürgerhäusern und Buden umgeben ist, die ihn zur Hälfte verdecken! Allein da die Häuser und Buden in dieser Gegend der Stadt am theuersten sind, so kann man es dem Domkapitel nicht verübeln, wenn es sich lieber seinen Grund und Boden bezahlen, als seine Kirche in höherem Glanze prangen läßt.«

»Schwerlich findet man in Deutschland eine Kirche von der Länge und Höhe dieses Doms *). Verschiedene prächtige Denkmähler von Kurfürsten und andern Standespersonen verschönern das Innere desselben. Unter andern bewunderte ich das Denkmahl eines verstorbenen Domprälaten, Herrn von Dalberg, welches der Bildhauer Melchior verfertigt hat. Der Verstorbene liegt in Lebensgröße auf einem Sarge, worauf eine Spitzsäule steht, die eine Dreifaltigkeit in Wolken trägt. Die Arbeit ist vortrefflich, würde aber noch weit schöner sein, wenn der Künstler seine eigenen Gedanken hätte ausarbeiten dürfen. Im obern Kor prangt ein köstliches Stück von Bildhauerkunst. Ein Graf von Lamberg, der unter einem Prinzen von der Pfalz die kaiserlichen Truppen befehligte, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts die Franzosen aus der Stadt Mainz vertrieben, und an der Seite desselben, in einem Schiffe, während des Angriffs von einer Stückkugel getödtet wurde, hebt mit dem rechten Arme trotzig den Deckel seines Sarges auf, und streckt mit der Linken den Be-

---

*) Während der Französischen Besitznahme dieses Orts wurde er in ein Vorrathshaus für Heu und Stroh verwandelt.

Anm. z. neuen Ausgabe.

fehlshaberstab heraus. Das thut eine ungemein gute Wirkung, und drückt die Todesart des Helden sehr lebhaft aus. Man findet in dieser Hauptkirche noch mehre sehenswürdige Denkmähler. — Der Schatz derselben übertrifft das sogenannte grüne Gewölbe zu Dresden, wovon man so viel Lärmen gemacht, um ein Beträchtliches.«

»Nebst dem Dom enthält die Stadt Mainz noch viele andere merkwürdige Kirchen von neuerer Arbeit. Die Jesuiten- und Peterskirche sind immer sehenswürdig, ob sie schon zu sehr mit Zierrathen überladen sind. Die Augustinerkirche, wovon die Mainzer viel zu rühmen wissen, ist das Meisterstück eines verdorbenen Geschmacks. Um so viel schöner ist die von den Einwohnern weniger bewunderte Ignatiuskirche, die ein Muster von alterthümlicher Baukunst sein würde, wenn nicht eine unglückliche Hand auch hier zu viel Ziereien angebracht hätte. Ueberhaupt vermißt man auch an den Palästen der Adligen, die hier und da aus den Bürgerhäusern hervorstechen, die edle Einfalt, welche ganz allein die wahre Größe und Schönheit ausmacht.«

»Nach einem Menschenalter wird die Stadt Mainz im Aeußerlichen kaum mehr zu erkennen sein *). Unter dem vorigen Kurfürsten ist sehr lebhaft gebaut worden, und diese Art von Aufwand scheint auch die Lieblingsbeschäftigung des jetztregierenden Fürsten zu sein. Man zwang die Klöster und Stifter, ihre alten Häuser von neuen aufzubauen, und wenn manche Straßen etwas breiter und gerader wären, so würden sie schon keine

---

*) Dies könnte jetzt im entgegengesetzten Sinne der Fall werden. Anm. z. n. A.

schlechte Figur machen. Die Einwohner, deren Anzahl sich, samt der Garnison, auf 30,000 beläuft, sind eine gute Art Leute, die, wie alle Katholiken Deutschlands, sehr viel auf eine gute Tafel halten. Ihre Gesichtsbildung ist häufig anziehend, und es fehlt ihnen nicht an natürlichem Witz und an Lebhaftigkeit; allein erst nach einigen Geschlechtern werden sie in der Bildung des Geistes ihren protestantischen Landsleuten gleich sein, so sehr sich auch die hiesige Regierung seit sechzehn bis achtzehn Jahren durch gute Erziehungsanstalten vor den übrigen katholischen Regierungen Deutschlands ausgezeichnet hat. Doch findet man in keiner katholischen Stadt Deutschlands so viele helldenkende und wirklich gelehrte Männer, als hier *).«

»Nach Wien giebt es wenige Städte in Deutschland, wo ein zahlreicherer und mächtigerer Adel versammelt ist, als hier. Es sind einige Häuser, die gegen 100,000 Gulden Einkünfte haben. Nebst diesen zählt man noch viele Häuser mit jährlich 15 bis 30,000 Gulden Einkünften. Der hiesige Adel wird für den ältesten und reinsten in Deutschland gehalten. Die fetten Dompfründen und die Hoffnung, einst einen von ihren Verwandten

---

*) Aber auch hier des groben Aberglaubens nicht wenig! Man sieht z. B. auch hier, wie in andern katholischen Städten, an den Kirchthüren angeschlagene gedruckte Zettel, worin Demjenigen, der an dem bevorstehenden Feste, ich weiß nicht welches Heiligen, in die Kirche kommen, und um die Ausrottung der Ketzer, d. i. der Freigläubigen oder Protestanten, beten werde, ein vollkommner Ablaß für alle seine Sünden versprochen wird. Sollte man glauben, daß so etwas in einer Stadt, in welcher viele aufgeklärte Männer leben, Statt finden könne?
Der Herausgeber.

oder Nachkömmlingen zum Kurfürsten erhoben zu sehen, lockt die Familien hierher und macht sie auf ihre Reinheit aufmerksam. Wie vortheilhaft es für eine Familie sei, sie auf dem erzbischöflichen Stuhle zu haben, kann man sich denken.«

»Die hiesige Stiftsgeistlichkeit ist *) die reichste in Deutschland. Eine Dompfründe trägt in einem mittelmäßigen Jahre 3500 rheinische Gulden ein. Die Pfründe eines Dompropstes ist ohne Vergleich die fetteste in Deutschland. Sie wirft jährlich gegen 40,000 Gulden ab. Jene des Domdechents trägt gegen 26,000 Gulden ein. Die sämmtlichen Einkünfte des Domkapitels betragen beinahe 400,000 Gulden. So sehr es auch in den geistlichen Rechten verboten ist, daß Einer mehr als Eine Pfründe besitze, so haben die hiesigen Domherren doch alle 3, 4 bis 5 Pfründen, und es ist schwerlich ein Stiftsherr da, der nicht wenigstens seine 8000 Gulden Einkünfte hätte. Der verstorbene Dompropst, ein Graf von Elz, hatte so viele Pfründen, daß er von denselben jährlich gegen 75,000 Gulden zog. Nebst dem Dom sind noch viele Korherrenstifte hier, deren Pfründen jährlich gegen 12 bis 1500 Gulden abwerfen. Um dir von dem Reichthum der hiesigen Klöster einen Begriff zu machen, dient dir zur Nachricht, daß man bei der Aufhebung der Jesuiten 120,000 Thlr. bloß für ihre Weine löste, ob sie schon um den billigsten Preis verkauft wurden. Der Kurfürst hob vor kurzen eine Karthaus **) und zwei Nonnenklöster auf, die für

---

*) War; denn seit der Französischen Besitznahme giebt es keine solche Geistlichkeit mehr.

Anm. z. neuen Ausgabe.

**) d. i. ein Kloster für Karthäusermönche.

ungefähr 500,000 Reichsthaler Wein in ihren geheiligten Kellern hatten.«

»Von jeher waren die geistlichen Grundsätze des hiesigen Hofes gereinigter, als anderer geistlichen Fürsten Deutschlands. Es fiel mir auf, die Bibel in den Händen so vieler gemeinen Leute, besonders auf dem Lande zu sehen, und man versichert mir, daß das Lesen derselben in dem hiesigen Sprengel nie verboten gewesen sei, sondern daß man nur den Leuten gerathen habe, sie nie ohne Berathung ihres Beichtvaters durchzulesen.«

»Der vorige Kurfürst hat vorzüglich viel für die Säuberung seines geistlichen Schafstalles gethan. Er erlag unter der Herkulesarbeit; der jetzige Fürst setzt sie, aber mit etwas gemäßigterm Eifer, fort. Jener war besonders für die Mönche fürchterlich, und sah bei Ausmistung der Klöster den Weltpriestern ein wenig zu sehr durch die Finger, die unter seiner Regierung ein zu höfisches Wesen annahmen, und die Grenzen der anständigen Freiheit ein wenig zu sehr überschritten.«

»Wie heilig indessen das Andenken des verstorbenen Kurfürsten jedem Vaterlandsfreunde in Mainz sein müsse, kannst du zur Genüge daraus ermessen, daß er bloß zur Stiftung und Unterhaltung einer Schullehrer-Pflanzschule für das Land jährlich über 30,000 Gulden aus seinem Privatbeutel hergab. In der Ueberzeugung, daß ohne den Grund einer guten Erziehung alle Verordnungen und Verbesserungs-Anstalten in einem Staate unnütz, oder doch nur augenblickliche Linderungspflaster und keine vollkommene Kur seien, sparte er nichts, was zu diesem Endzweck beitragen konnte. Der jetztregierende Fürst, welcher den Grund zum Gebäude der Volkserziehung gelegt fand, sucht es, wiewol in einem etwas anderen Sinne, auszuführen, strengt aber seine Bemühungen hauptsäch-

lich zur Beförderung der höhern Erziehung und zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste an. Den größten Theil der liegenden Gründe der erwähnten drei aufgehobenen Klöster schenkte er der hiesigen Hochschule, deren vormahls sehr schmale Einkünfte dadurch um ungefähr 100,000 Gulden vermehrt wurden.«

»Obgleich die Handlung hier seit 18 bis 20 Jahren immer blühender wird, so ist sie doch lange noch nicht Das, was sie in Betracht der günstigen Lage der Stadt und anderer Vortheile sein könnte. Die sogenannten hiesigen Kaufleute, deren einige ansehnliches Vermögen besitzen, sind im Grunde nur Krämer, die größtentheils von der Verzehrung der Stadt und des Landes umher ihre Nahrung ziehn, und nebenher die Versender für die Kaufleute von Frankfurt und einige andere Städte machen. Wie kleinlich hier im Ganzen noch der Kaufmannsgeist sei, kannst du daraus abnehmen, daß man hier schwerlich einen Wechselbrief von 30,000 Gulden anbringen könnte. Einige Modehändler, 4 bis 5 Tabacksfertiger und 5 bis 6 Spezereihändler sind Alles, was man hier zur eigentlichen Kaufmannschaft rechnen könnte. Einen Wechsler giebt es hier gar nicht. Und doch hat diese Stadt das unschätzbare Stapelrecht, und beherrscht, vermittelst des Rheins, Mains und Neckars die ganze Aus- und Einfuhr vom Elsaß, von der Pfalz, von Franken und einem Theil von Schwaben und Hessen gegen die Niederlande zu. Man sieht hier auch immerfort einige hundert Schiffe, die aber sehr wenig auf Rechnung hiesiger Kaufleute geladen haben.«

»Religionsvorurtheile waren ein Hauptinderniß der Aufnahme der Handlung in dieser Stadt. Zur Zeit der Auswanderung der Hugenotten wollte eine sehr beträchtliche Gesellschaft derselben sich hier anbauen.

Sie versprach dem Kurfürsten, der Stadt Mainz gerade gegenüber, nämlich zwischen Kassel und Kostheim, auf der Landspitze, welche der Zusammenfluß des Rheins und des Mains bildet, eine ganz neue Stadt zu bauen, sie auf ihre Kosten zu befestigen, hinlängliche Besatzung darin zu unterhalten, und der Regierung jährlich noch eine ansehnliche Abgabe zu entrichten, wenn man ihr freie Ausübung ihrer Religion gestatte, und sie einige Vorrechte der alten Stadt Mainz genießen lassen würde. Allein der damahlige Kurfürst fand es nicht anständig, so nahe bei seiner Residenz das Gift der Ketzerei Wurzel schlagen zu lassen. Der verstorbene Kurfürst hat öfters den Wunsch geäußert, so glücklich zu sein, daß ihm Ketzer von dieser Art eine ähnliche Anerbietung machten. Auch unter der jetzigen Regierung würden sie sehr willkommen sein; allein solche Gelegenheiten sind sehr selten, und man vertreibt nun in ganz Europa keine Hugenotten mehr.«

»Der Stolz und die Verschwendung des Adels sind ein anderes Hinderniß der Handlung. Er und die Geistlichkeit sind im Besitz des großen Kapitals dieser Stadt, dessen Zinsen bloß durch die innere Verzehrung umlaufen, und während der Kaufmann von Frankfurt Mitregent seiner Vaterstadt wird, sieht ihn der Edelmann hier mit der tiefsten Verachtung an, und schließt ihn gänzlich von seiner Gesellschaft aus. Der hiesige Adel äfft bloß das Aeußere und die nichtsbedeutenden Kleinigkeiten des Adels von Paris und London nach, und er ist nicht dazu aufgelegt, von ihm die Kunst zu lernen, sein Vermögen durch Handlung und Kunstfleiß zu verdoppeln.«

»Ich habe dir schon gesagt, daß die Gesichtszüge der Einwohner dieser Stadt und der Gegend sehr an-

ziehend sind. Die Landleute sind außerdem auch sehr stark von Bau, und eine frische Gesichtsfarbe unterscheidet sie stark von den Baiern und Norddeutschen, die, überhaupt genommen, bleich von Farbe sind. Allein durch das ganze Maingebiet und auch einen Theil von Hessen bis hieher fielen mir die Beine der Leute stark auf. Besonders sind die Beine der Einwohner der hiesigen Gegend sehr übel gestaltet. Entweder stehn die Knie einwärts und bilden Frauenzimmerfüße, oder sie sind ganz gerade, wie Stecken. Schön ausgeschweifte Männerfüße sieht man hier zu Lande höchstselten. Zuverlässig ist die unsinnige und sehr schädliche Art, die Wiegenkinder so stark einzuschnüren, welche in diesen Gegenden herrscht, wenigstens zum Theil, Schuld daran. Ich konnte ohne Aerger nicht zusehn, wie die Mütter es recht gut zu machen glauben, wenn sie ihre Kinder so steif wie ein Stück Holz einzwängen, und sie dann Tage lang in dieser unnatürlichen Lage liegen lassen. Dieser Zwang hat gewiß auch auf die Seele Einfluß, die in den ersten Jahren der Kindheit so enge mit dem Körper verwebt ist.«

»Ueberhaupt muß man die Abbilder der Deutschen des Tacitus hier nicht suchen. Schwarze und braune Haare sind hier viel häufiger, als gelbe. In den so nah gelegenen Darmstädtischen Landen sind die Einwohner jenen Urbildern ähnlicher. Ein aufmerksamer Beobachter sieht leicht im Aeußern, welche Völker Deutschlands mit fremden vermischt sind, und welche Länder bei der großen Völkerwanderung von undeutschen Anbauern in Besitz genommen wurden. Die schwarzen und dunkelbraunen Haare der hiesigen Einwohner stammen vielleicht noch von den Römern ab, welche hier ein Lager hatten.«

»Wenn die kurfürstl. Mainzischen Lande beisammen lägen, so hätten sie Getreide und Alles, was zur Nothdurft des Lebens gehört, in größtem Ueberflusse. Da aber einige Theile derselben zu weit von einander getrennt sind, so müssen sie verschiedene Bedürfnisse von Fremden kaufen. Besonders ist die Hauptstadt, sammt dem benachbarten Rheingau, in Rücksicht auf das Getreide, von der Pfalz abhängig, so ergiebig auch der Mainzische Antheil in der Wetterau an Korn, Weizen und allen Getreidegattungen ist. Das vorzüglichste Erzeugniß der am Rhein gelegenen Lande des Kurfürsten ist der Wein, der fast ganz allein im eigentlichen Verstande Rheinwein heißt, und nur die Weine von Nierenstein, Bacharach und einigen andern sehr wenigen Orten, die nicht im Mainzischen liegen, werden von Kennern unter dem Titel des Rheinweins mitbegriffen, die Pfälzischen, Bergsträßischen, Badenschen und Elsassischen Weine aber sorgfältig davon getrennt.«

So viel von Mainz!

13.

Reise von Frankfurt nach Darmstadt. Aufenthalt daselbst. Kleine Lustreise nach dem Melibokus. Eine Schatzgräbergeschichte.

Zu meiner fernern Reise von Frankfurt nach Darmstadt bediente ich mich abermahls der ordentlichen Post. Eben da ich aufsteigen wollte, sah ich noch verschiedene kleine Freunde und Freundinnen herbeieilen, welche theils meine persönliche Bekanntschaft machen, theils mich noch einmahl sehn, und mir Glück auf den Weg wünschen wollten. Ich riß mich ungern von ihnen los, und fuhr unter lauten Wünschen, die sie mir nachriefen, gerührt von dannen.

Der Weg von Frankfurt nach Darmstadt ist, besonders anfangs, ungemein sandig. Dennoch vollendeten wir diese vier Meilen innerhalb sechs Stunden. Der wunderliche Name dieses Theils der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt heißt, wie meine jungen Leser wissen werden, die obere Grafschaft Katzenellenbogen; eine Benennung, welche nicht, wie es das Ansehen hat, von den Worten Katze und Ellenbogen, sondern von dem Namen der alten Vorfahren der Hessen, welche Katten hießen, und von dem Berge Melibocus herzukommen scheint. Von diesem Berge wurden die daran wohnenden Katten Catti Meliboci, und die Gegend umher Cattimelibocia genannt; woraus denn nach und nach, durch verdorbene Aussprache, der seltsame Name Katzenellenbogen entstanden sein mag.

Man sieht hier ziemlich viel Kunstfleiß, aber im Ganzen genommen, wenig Wohlstand. Dies scheint sich zu widersprechen, weil gewöhnlicherweise Fleiß die Mutter des Ueberflusses ist; allein der anscheinende Widerspruch verschwindet, wenn man folgende für das Land sehr unglückliche Umstände erfährt.

Der jetzige Herr Landgraf ist, wie viele andere Beherrscher kleiner Deutschen Staaten, ein großer Freund von Soldaten. Er unterhält daher Jahr aus Jahr ein an 5000 Mann sehr schöner Truppen, welches wenigstens um die Hälfte mehr ist, als die öffentliche Sicherheit dieses Landes zu erfodern scheint, und als es mit Gemächlichkeit unterhalten kann. Dies würde indeß noch zu ertragen sein, wenn nur das Geld, welches die Unterhaltung dieses Heeres kostet, dabei im Lande bliebe. Allein unglücklicher Weise hat der Herr Landgraf schon seit vielen Jahren, ich weiß nicht

warum *), für gut gefunden, nicht zu Darmstadt oder an einem andern mitten in seinen Staaten liegenden Orte, sondern zu Pirmasens, einem Schlosse und kleinen Orte in der, ihm zwar auch gehörigen, aber größtentheils unter Französischer Landeshoheit stehenden Herrschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß zu wohnen, und ebendahin auch den größten Theil seiner Truppen zu ziehn, damit sie ihm da zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienen. Dahin gehen also jährlich 3 bis 400,000, Gulden, welche theils der Hofstaat des Herrn Landgrafen, theils die dortigen Truppen kosten, ohne jemahls wieder ins Land zurückzukehren. Man bedenke, was das für ein erschöpfender Ausfluß ist!

Der allgemein beliebte Erbprinz dieses Landes, der mit seiner liebenswürdigen Familie den Winter über in Darmstadt, und in den Sommermonaten größtentheils zu Auersbach, einem zwischen Bergen versteckten, ungemein einfachen Landhause neben einer heilenden Quelle wohnt, sucht diesen jährlichen großen Verlust des Landes, so weit das möglich ist, durch die größte Sparsamkeit bei seiner eigenen kleinen Hofhaltung einigermaßen wieder einzubringen. Ich hatte das Glück, auf erhaltene Einladung, diesem gütigen Prinzen und seiner eben so liebreichen Frau Gemahlinn zu Auersbach aufzuwarten, und ich war gerührt über die einfache, prachtlose

*) Denn derjenige Grund, den man in dortiger Gegend davon angiebt, »daß Se. Hochfürstl. Durchl., durch schreckhafte Eindrücke in der Kindheit verwöhnt, das große Schloß zu Darmstadt bei Nachtzeit zu graulich gefunden haben sollen,« schien mir der Würde eines Fürsten zu nahe zu treten, und daher nicht glaublich zu sein.

und fast bürgerliche Lebensart, die ich hier Beide führen sah.

Man bauet in diesem Lande unter andern sehr viel Hirse, welche zum Theil nach Holland versandt wird, und zugleich sehr viel Krapp oder Färberröthe, ein Gewächs, dessen Wurzel, wie schon der Name anzeigt, zum Färben gebraucht wird. Man gewinnt im Darmstädtschen jährlich gegen 80,000 Zentner solcher Wurzeln, welche dem Landmanne mit zwei Gulden für den Zentner, so wie sie aus der Erde kommen, abgekauft werden; daß also der Krappbau alle Jahre an 160,000 Gulden unter die Landleute bringt.

Die meisten Felder werden hier, wie in dem ganzen südlichen Deutschlande, des Jahrs zweimahl genützt. Sobald nämlich die Getreideernte vollendet ist, pflügt man das Stoppelfeld gleich wieder um, und säet Rüben oder Wicken, letztere zur Fütterung für das Vieh, hinein. Dies gewährt einem Reisenden, der aus nördlichern Gegenden kommt, einen angenehmen Anblick, indem er zu einer Zeit, wo er nichts als Stoppelfelder zu sehen gewöhnt ist, Alles rund umher wieder grünen sieht, als wenn so eben erst der Frühling eingetreten wäre.

Darmstadt ist für eine Hofstadt gar nicht ansehnlich, und erhebt sich nicht sehr über eine mittelmäßige Landstadt. Sie mag ungefähr 8000 Einwohner enthalten. Das fürstliche Schloß ist so groß angelegt worden, als wenn alle Fürsten Deutschlands zugleich darin wohnen sollten; allein — es ist unvollendet geblieben. Auf den ersten Anblick glaubt man ein sehr großes Vorrathshaus zu sehn, weil das untere Geschoß noch immer nicht mit Glasfenstern versehn, sondern jede Fensteröff-

nung mit Brettern zugenagelt ist. Dieser Anblick macht einen sehr widrigen Eindruck.

Sehenswürdiger als dies Schloß in seinem unvollendeten Zustande ist das neuerbaute Uebungshaus für die Soldaten; ein sehr künstliches und sehr merkwürdiges Gebäude! Es besteht aus einem einzigen ungeheuren Saale, welcher, trotz seiner außerordentlichen Länge und Breite, von keiner einzigen Säule unterstützt wird. Etwas auffallend ist es, in diesem, den kriegerischen Uebungen gewidmeten Saale, viele kleine eiserne Oefen angebracht zu sehn. Man kann sich der Frage nicht enthalten: wozu diese in einem solchen Hause? und die Antwort, die man darauf erhält, ist: daß sie um des Herrn Landgrafen willen daseien, weil dieser die Kälte nicht ertragen könne, und gleichwol, bei seinem ehemahligen Aufenthalte in Darmstadt, den Uebungen seiner Soldaten gern beiwohnen mochte.

Der Schloßgarten liegt dicht an der Stadt, und gewährt den Einwohnern einen angenehmen Ort zum Lustwandeln. Man hat ihn auf Englische Weise eingerichtet, welche nach und nach die ehemalige steife und gekünstelte Manier der Französischen Gärten überall verdrängen wird. Das Merkwürdigste in diesem Garten war mir, wie vielen andern Reisenden, das Grab der letztverstorbenen, allgemein verehrten Frau Landgräfinn von Darmstadt, mit einem, von Friedrich dem Einzigen ihr gesetzten Denkmahle. Es besteht dasselbe aus einem mit Efeu ganz bewachsenen Hügel, auf welchem eine weiße, marmorne Urne mit der Inschrift steht:

Ingenio vir, sexu femina.
(ein Mann an Geist, von Geschlecht ein Weib.)

Schade, daß der Efeu diese Urne schon beinahe ganz

umschlungen hat, so daß man die Inschrift kaum mehr lesen kann!

Gewerkshäuser von einiger Bedeutung giebt es in Darmstadt gar nicht. Die Bürger nähren sich theils vom Ackerbau, theils von Handwerken. Jene bewohnen eine eigene Straße, die als ein besonderer Ort angesehen wird, der auch seine eigene Gerichtsbarkeit hat. Im Lande hingegen hat man folgende Fabriken, wovon einige ungemein blühend und beträchtlich sind: 1) die Krappfabrik bei Pfungstadt, wo die Krappwurzeln getrocknet und gemahlen werden; 2) eine Pelzscherfabrik in Rüsselsheim; 3) eine Strumpfwirkerei, die die aus drei, von reformirten Flüchtlingen angebauten, Dörfern besteht; und 4) einige Hutfabriken.

Man hat in diesem Lande eine Invalidenanstalt errichtet, die an sich sehr lobenswürdig ist, nur daß sie durch die Art, wie das dazu erfoderliche Geld herbeigeschafft werden muß, für Viele drückend wird. Was kann gerechter sein, als daß der Soldat, der im Dienste des Vaterlandes alt, schwach oder gar verstümmelt worden ist, am Abend seines Lebens vor Mangel und Elend gesichert werde; und was kann billiger sein, als daß ein Jeder der an den Vortheilen dieses Schutzes Antheil genommen hat, nun auch zur Unterhaltung solcher ausgedienten Wächter des Staats nach Verhältniß seines Vermögens etwas beitrage! Schränkte daher jeder Fürst sich darauf ein, nur so viele Soldaten zu halten, als die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit seines Landes wirklich nöthig macht: dann würde kein billigdenkender Unterthan gegen eine verhältnißmäßige Auflage zur Verpflegung der Ausgedienten etwas einzuwenden haben. Aber wenn der Landesherr, mehr aus bloßer Liebhaberei, als weil ein wirkliches

Staatsbedürfniß es erfodert, eine mit der Größe des Landes nicht in Verhältniß stehende Menge von Kriegesknechten mitten im Frieden unterhält; wenn der größere Theil dieser menschlichen Puppen, nicht zu Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, noch weniger zum Schutze gegen auswärtige Feinde, sondern lediglich zu belustigenden Kriegsspielen gebraucht wird, und nur dazu von dem Lande, welches keinen Nutzen davon hat, unterhalten werden muß: dann scheint es — ich möchte mich gern so gelinde als möglich ausdrücken — ein wenig hart zu sein, den Unterthanen nun auch noch die Verpflegung Derjenigen aufzubürden, welche in diesem Dienste alt geworden sind. — —

Bei dem hiesigen Soldatenwesen wird noch ein sonderbarer Gebrauch beobachtet, dessen Ursprung sich in einem ziemlich dicken Aberglauben verliert. Es wird nämlich in jeder Nacht, und zwar gerade um die Mitternachtsstunde, die Trommel geschlagen, welches die Scharwache genannt wird. Und warum dieses? Deßwegen, sagt man, weil zur Zeit, da Wien von den Türken belagert wurde und alle ausgestellten Wachen gerade in einer Mitternachtsstunde, in welcher die Stadt überrumpelt werden sollte, in tiefen Schlaf versunken waren, die Trommeln eines Darmstädtischen Regiments sich von selbst zu rühren begannen, wodurch denn die Schlafenden geweckt und die Absichten der Feinde vereitelt wurden. Ich will indeß hoffen, daß das mitternächtliche Trommeln in Darmstadt, außer der Fortpflanzung dieser abergläubischen Sage, auch noch auf etwas Vernünftigeres abzwecke.

Nachdem ich einige sehr verdienstvolle Männer in Darmstadt kennen zu lernen das Vergnügen gehabt hatte, fuhr ich am dritten Tage meines Hierseins, in

Begleitung meines gütigen Wirths, des Herrn Konrektors Sartorius und zweier jungen Freiherren von Harthausen, welche mir während meines Hierseins ungemein viel Liebe und Gefälligkeit erwiesen hatten, nach Ingenheim, einem an der Bergstraße sehr artig liegenden Dorfe, um von hieraus den oberwähnten naheliegenden Berg Melibokus zu besteigen. Wir traten bei einem Landpfarrer ab, einem so biedern, schlichten, gastfreien, gutmüthigen und zugleich verständigen Manne, daß er zu dem Bilde des bekannten Landpriesters von Wakefield *) gesessen zu haben schien. Er heißt Lindemeyer; und ich bin stolz darauf, diesen braven Mann unter meine Freunde zählen zu dürfen.

Nachdem wir eine, mehr durch wahre Gastfreundlichkeit, als durch Indische Spezereien gewürzte Mittagsmahlzeit eingenommen hatten, traten wir, in Begleitung des lieben Pfarrers und seiner muntern Kinder, die beschlossene Wanderschaft nach dem Melibokus an. Dieser Berg ist zwar der höchste unter denen, die das lange, von hier nach Basel ununterbrochen fortlaufende Kettengebirge ausmachen, an dem die sogenannte Bergstraße sich hinzieht, allein man ersteigt ihn deßungeachtet ohne sonderliche Mühe, vorausgesetzt, daß man einen der Gegend eben so kundigen Führer hat, als der unsrige war.

Die Aussicht, deren man auf dem Gipfel dieses Berges genießt, ist wol unstreitig eine der größten, mannigfaltigsten in Deutschland. Tief zu unsern Füßen lag eine gegen Süden und Norden grenzenlose Fläche, gleich einer ausgespannten Landkarte. Durch dieselbe hin schlängelt sich in mahlerischen Krümmungen der blaue Rhein,

---

*) Die Hauptperson eines Englischen Romans dieses Namens.

und nimmt oberwärts den von Heidelberg kommenden Neckar, bei Manheim, und unterwärts den von Frankfurt herfließenden Main, bei Mainz auf. Gegen Westen erblickt man, in einer Entfernung von ungefähr acht Meilen, das lange Vogesische Gebirge, welches auf der einen Seite gegen Norden weiter läuft, als das Auge folgen kann. Dreht man sich um, so übersieht man gegen Osten einen Theil derjenigen Gebirge, welche den Odenwald ausmachen, und unter diesen den Spessart. In der ungeheuern Fläche hingegen unterscheidet man bei klarer Luft und guter Sehekraft Heidelberg, Speier, Manheim, Worms, Oppenheim, Mainz, Frankfurt, Hanau, Darmstadt, und eine Menge kleinerer Ortschaften. Die Spitzen der meisten Berge längs der Bergstraße sind mit Trümmern ehemahliger Raubschlösser gekrönt, welches ihnen ein sehr ehrwürdiges und mahlerisches Ansehn giebt.

Auf dem Gipfel des Melibokus hat der jetzt regierende Landgraf einen hohen steinernen Thurm errichten lassen, der eine der schönsten Sternwarten in der Welt abgeben würde, wenn er zu diesem Behufe eingerichtet wäre. Allein seine Bestimmung ist dermahlen nur die, eine noch größere und weitere Aussicht zu gewähren. Man hat ihn mit einer Inschrift versehn, von der jeder Darmstädter von Geschmack, zur Ehre seines Vaterlandes, wünschen muß, daß sie je eher je lieber — übertüncht oder ausgekratzt werden möge. Der Wanderer, dessen Seele durch die Höhe des Orts, wo er steht, durch die reinere Himmelsluft, die er einathmet, und durch die weite, herrliche Aussicht, deren er hier genießt, mehr als gewöhnlich zu großen Gedanken und hohen Empfindungen gestimmt ist, tritt mit der Erwartung

davor hin, solche Gedanken und Empfindungen in sich erweckt und entwickelt zu fühlen; aber wie kläglich sieht er sich getäuscht, wenn er folgende, in jedem Betrachte ganz erbärmliche Reimereien lieset:

Dies Denkmal Cattenberg, du
Ursprung aller tapfern Hessen,
Hast du der Gegenwart
Des neunten Ludwigs beizumessen,
Der wie dein erstes Volk gedacht und denken wird,
Dass Heldenmuth und Ruhm der Fürsten gröſste Zierd'.

Oeffentliche Denkmähler und Inschriften sieht Jedermann, und zwar mit Recht, für Proben des Geschmacks und der Aufklärung an, welche damahls herrschten, da man diese Denkmähler errichtete, weil man voraussetzt, daß die gescheitesten Leute derselben Zeit und desselben Landes dabei zu Rathe gezogen wurden. Man sollte daher, wenn uns die Ehre unsers Zeitalters und unsers Vaterlandes nicht ganz gleichgültig ist, entweder gar keine, oder nur solche setzen, welche mit dem Stempel des guten Geschmacks geprägt wären und eine Bildung des Geistes verriethen, deren man sich bei den Ausländern und bei der Nachwelt nicht zu schämen brauchte. Aber was für Begriffe muß der Ausländer sich von dem Geschmacke und dem Grade der Aufklärung dieses Volkes machen, wenn er jene sinnlose Inschrift lies't, und nicht weiß, daß sie vielleicht in dem rohen Gehirn eines Jägers oder Bereiters entstand, der, ohne den Auftrag dazu zu haben, seinem Fürsten eine derbe Schmeichelei auftischen wollte, um ein Geschenk oder eine bessere Versorgung zu erhaschen?

Junge Prinzen können hieraus beiläufig lernen, daß

ein Fürst, dem seine eigene und seines Landes Ehre lieb ist, außer seinem Stallmeister, Hofmarschall, Oberjägermeister, Kammerjunker u. s. w. auch noch andere Leute nöthig habe, die ihm bei Gelegenheit ihren Kopf und ihre Feder leihen; wofern er nicht, welches freilich wol am klügsten wäre, es in seiner Jugend rathsam fand, Kopf und Feder selbst zu üben, um erfoderlichen Falls beide nach Nothdurft gebrauchen zu können.

Die Neigung, Denkmähler für die Folgezeit zu errichten, liegt tief in unserer Seele, und ist genau mit dem Wunsche nach Unsterblichkeit, und mit der allen Menschen eigenen Ahnung derselben verbunden. Auch uns wandelte auf dem Gipfel des Melibokus diese unschuldige Neigung mächtig an, und es ward daher beschlossen, daß wir ein Zeichen unsers Hierseins, und zwar im Geschmack der Erzväter, hinterlassen wollten. Gedacht, gethan. Wir wälzten und schleppten eine Menge großer Steine herbei, und erbauten davon auf dem äußersten Rande des Berggipfels einen der Freundschaft gewidmeten Altar. Nachdem wir damit zu Stande gekommen waren, gab die Gesellschaft sich die Hand darauf, daß, wer von uns jemahls wieder in diese Gegend kommen würde, den Berg von neuen ersteigen, und beim Anblicke dieses Denkmahls, oder der Trümmer desselben, sich der ehemahligen Gefährten mit Liebe und Freundschaft erinnern wolle. Wenn meine jungen Leser hier etwas Empfindsamkeit zu wittern glauben, so muß ich sie bitten, zu unserer Entschuldigung zu bedenken, daß man in hohen bergigen Gegenden, wo man alles Irdische tief unter seinen Füßen liegen sieht, zu feinen, lebhaften und dichterischen Gefühlen weit aufgelegter, als auf dem platten Lande, ist. Auch dem kältesten und ernsthaftesten Erdensohne wandeln hier Empfindungen an, die

er unten vielleicht nur aus Geschichtsdichtungen kannte.

Beim Herabsteigen nahmen wir einen Umweg dur verschiedene äußerst mahlerische und zum Theil tiefversteckte Berggegenden, wo wir bald einzelne Hütten oder Mühlen an einem schroffen Felsen kleben, bald rauschende Waldbäche über Felsen herabstürzen, bald ein kleines ruhiges Dörfchen in einem von hohen Bergwänden eingeschlossenen Thale liegen sahn. Doch dies Alles will gesehn und empfunden, aber nicht beschrieben sein.

Den Abend brachten wir unter dem gastfreien Dache unsers lieben Landpredigers, bei einer einfachen Mahlzeit, in Liebe und Freundschaft zu. Er erzählte uns, unter andern, folgenden Vorgang, welcher mir in mehr als einer Betrachtung merkwürdig, und einer öffentlichen Bekanntmachung nicht unwerth zu sein scheint. Meine jungen Leser können daraus eine Klasse von Betrügern kennen lernen, vor welchen sie sich in Acht zu nehmen haben.

Es fand sich vor einigen Jahren ein Reisender bei ihm ein, der sich für einen aus der Römisch-katholischen Kirche zu der protestantischen ausgetretenen Ueberläufer ausgab. Er klagte über Verfolgungen, die er von seinen ehemahligen Glaubensgenossen, seines Uebergangs wegen, ausgestanden haben wollte, und suchte dadurch Mitleid zu erwecken. Der Pfarrer, ein eben so aufgeklärter, als gutmüthiger Mann, nahm ihn, nicht weil er ein Ueberläufer zu sein vorgab, sondern weil er ein Mensch und ein ermüdeter Wanderer war, seiner Gewohnheit nach, gastfrei auf, und ließ ihn mit sich essen. Nach geendigter Mahlzeit äußert der Fremde ein großes Verlangen, denjenigen Berg zu ersteigen, an dessen Fuße des Pfarrers Wohnung liegt, und dessen Gipfel

die Ueberbleibsel eines ehemahligen Klosters trägt; und der gefällige Pfarrer steigt mit ihm hinauf.

Jetzt sind sie bei dem Gemäuer angelangt. Der angebliche Glaubensüberläufer nimmt auf einmahl eine geheimnißvolle Miene an, geht spähend und tiefsinnig um die Trümmer herum, schneidet eine dünne Ruthe aus einem Haselbusche, faßt dieselbe an beiden Enden, und hält sie auf verschiedenen Stellen an den Boden. Lange will die Ruthe keine Bewegung machen; endlich weiß er ihr mit den beiden Daumen seiner Hände einen solchen Ruck zu geben, daß sie, indem er sie etwas gebogen hält, gegen die Erde schlägt.

Nun wird sein Gesicht auf einmahl sehr feierlich. Er nimmt den Prediger, als wenn er ihm Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu offenbaren hätte, auf die Seite, und redet ihn ungefähr mit folgenden Worten an:

»Ich bin gekommen, Sie glücklich zu machen. Sie sehn, ich besitze die Kunst, vergrabene Schätze zu entdecken. Der Ort, wo Sie meine Wünschelruthe *) schlagen sahn, enthält einen solchen, und zwar einen recht großen. Ich bin bereit, ihn zu heben und Ihnen, wenn Sie mir dabei helfen wollen, die Hälfte abzugeben.«

Der Pfarrer lächelt, und der Betrüger fährt fort:

»Ich verlange nicht, daß Sie mir ohne Beweisgrund glauben sollen. Der Geist, der diesen längst vergrabenen Schatz bewacht, soll in der Mitternachtsstunde,

*) Eine Ruthe, von der die Betrüger dieser Art den einfältigen Leuten, die sich von ihnen bethören lassen, aufbinden, daß sie da, wo ein Schatz vergraben liegt, eine Bewegung nach der Erde mache.

wenn Sie sich mit mir hieher verfügen wollen, vor ihren Augen erscheinen, und selbst bekräftigen, was ich jetzt gesagt habe.«

»Mein Herr,« erwiedert der Pfarrer, »Sie haben sich an den unrechten Mann gewandt. Ich, für meinen Theil, bedarf keiner Schätze, und bin überdas dazu angesetzt, die Menschen auf höhere Schätze aufmerksam zu machen, und ihnen zur Erwerbung derselben nach meinem Vermögen behülflich zu sein. Wenn wir also hier sonst kein Geschäft mehr mit einander haben, so können wir immer wieder hinabsteigen.«

Der Betrüger merkt nun wol, daß er mit einem Manne zu thun habe, dem man durch abergläubische Vorspiegelungen nicht ankommen könne. Er ändert also seinen Plan, ohne ihn aufzugeben, steigt mit dem Pfarrer hinab, erhält einen Zehrpfennig auf den Weg, und setzt seinen Stab weiter.

Der Pfarrer glaubt, seiner los zu sein; allein er irrt sich. Nach einigen Tagen sieht er den nämlichen Betrüger, begleitet von einem Gefährten — vermuthlich Demjenigen, welcher den Geist gemacht haben würde, wenn der erste Anschlag gelungen wäre — abermahls in sein Haus treten. Er fragt nach der Ursache dieses neuen Zuspruchs, und die beiden Gaukler tischen ihm nunmehr folgende Geschichte auf:

»Wir sind,« sagen sie, »um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, keine Glaubensüberläufer, sondern dem Römisch-katholischen Glauben noch jetzt zugethane Exjesuiten *),

*) So nennt man die ehemahligen Mitglieder eines aufgehobenen Mönchsordens, welcher die Gesellschaft Jesu, oder der Jesuitenorden genannt wurde. Man hob ihn auf, weil er sehr viel Unheil stiftete; allein er dauert den

die der heilige Vater Papst in wichtigen Angelegenheiten ausgesandt hat. Wir wollen Ihnen Alles offenbaren, weil wir wünschen, daß Sie das Glück, welches Ihnen durch uns angeboten wird, nicht von sich stoßen mögen. Wissen Sie also, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welchem viele Klöster zerstört, oder von den Freigläubigen in Besitz genommen wurden, die in solchen Klöstern lebenden Mönche und Nonnen ihre Schätze vergruben, und ein Verzeichniß davon, wie auch eine genaue Beschreibung von dem Orte, wo sie dieselben eingescharrt hatten, nach Rom schickten. Der Papst nun, welcher alle diese Verzeichnisse besitzt, sendet von Zeit zu Zeit treue Leute aus, um diese Schätze wieder auszugraben. Solche Abgeordnete sind auch wir, und Sie begreifen nunmehr, woher wir so zuverlässig wissen konnten, daß gerade hier, und zwar oben bei dem alten Klostergemäuer, ein solcher Schatz verborgen liege.«

Der gute Pfarrer hatte die Geduld gehabt, die Betrüger ausreden zu lassen. Jetzt aber wies er sie mit Verachtung ab, und verbot ihnen ein für allemahl, mit diesen oder ähnlichen Zumuthungen ihm jemahls wiederzukommen. Sie gingen, und wandten sich (wie ich auf meiner fernern Reise erfuhr) nach einem namhaften Orte, wo es ihnen glückte, nicht nur einen gewissen Prinzen, sondern auch verschiedene andere vornehme Personen, worunter sogar Konsistorialräthe waren, in ihr Netz zu ziehn. Hier fingen sie endlich an, falsches Geld zu münzen. Die Sache wurde entdeckt; sie selbst verschwanden, und man verheimlichte den Vorgang, um

---

noch, leider! noch immer fort, nur daß die Glieder desselben keine Ordenskleider mehr tragen, und sich jetzt Exjesuiten nennen.

der wichtigen Personen willen, welche Antheil daran genommen hatten.

Ich habe diese Begebenheit erzählt, um meine jungen Leser ernstlich zu warnen vor Betrügern dieser Art, welche die Kunst, Schätze zu graben, oder Geister zu sehn, oder Gold zu machen, zu besitzen vorgeben, doch ja auf ihrer Hut zu sein, weil tausend ältere und neuere Erfahrungen beweisen, daß der Glaube an solche vielversprechende Wundermänner allemahl die Folge hat, daß die Betrogenen entweder an Geist oder an Vermögen, oder an beiden zugleich verarmen, und für ihre Leichtgläubigkeit durch Verstandesschwäche, Schwermuth, Mangel und tiefes Elend büßen müssen. Die Wuth, ohne Fleiß und Arbeitsamkeit Schätze sammeln und Dinge erfahren zu wollen, deren genauere Kenntniß uns für dieses Leben noch nicht beschieden ist, nimmt immer mehr und mehr überhand. Fürsten und Handwerksleute, Priester und Kriegsmänner, Jünglinge und Greise, Männer und Weiber sind davon angesteckt, und rennen blindlings der Grube zu, welche menschenfeindliche, in den Mantel der Weisheit und Frömmigkeit gehüllte Schurken für sie gegraben haben. O, meine jungen Freunde und Freundinnen! flieht, so lieb euch eure Wohlfahrt ist, flieht Alle, welche durch Aberglauben, Schwärmerei und vorgegebene verborgene Wunderkünste euch von dem geraden Wege des gesunden und schlichten Menschenverstandes abzulocken suchen, fest überzeugt, daß sie, wenn ihr auf ihre Gaukeleien achtetet, euch in Irrgänge führen würden, aus welchen man höchstselten einen Ausgang findet! Laßt euch warnen, ihr Lieben, und glaubt der Versicherung eines wohlmeinenden Freundes, der über Das, was dem Menschen gut oder schädlich ist, lange nachgedacht und vielfältige Beobachtungen

gesammelt hat, der Versicherung, daß der Weg zur Glückseligkeit nicht dunkel und geheimnißvoll, sondern für Jeden, welcher gesunde Augen des Verstandes und guten Willen hat, hinlänglich erhellt und ohne Anwendung geheimer Künste leicht zu finden sei. Wer von dem Gegentheile euch zu überreden sucht, von dem dürft ihr zuversichtlich glauben, bis ihr es einst aus eigener Beobachtung wissen werdet, daß er entweder ein Betrogener oder ein Betrüger sei.

14.

Beschreibung der Bergstraße. Reise über Heidelberg und Bruchsal nach Karlsruhe.

Ich hatte vor meiner Abreise von Ingenheim das Vergnügen, zu erfahren, daß ich, ohne es zu wissen, so glücklich gewesen war, mir die ländlichen Bewohner dieses Bergdorfs zu Freunden zu machen. Ein junger Bursche hatte den Pfarrer um ein Historienbuch angesprochen, dieser hatte ihm meinen Robinson gegeben, und Jener war damit an einem Sonntagsabend in die Schenke gegangen. Hier hatte er angefangen, der Versammlung etwas daraus vorzulesen, und da diese das Ding schnakisch fand, so verbreitete sich das Gerücht davon ins Dorf. Die Versammlung wuchs; der Vorleser, durch diesen Beifall ermuntert, stellte sich jeden Sonntagsabend mit seinem Buche wieder ein, und nicht lange, so sah er das ganze Dorf um sich her versammelt, welches seinen Vorlesungen bis nach Mitternacht mit der größten Aufmerksamkeit beiwohnte. Der Pfarrer, der in seinem Dorfe auf Ordnung hält, und dem die Ursache der langen nächtlichen Versammlungen unbekannt war, machte einigen seiner Pfarrkinder Vor-

würfe darüber, und ermahnte sie, künftig früher nach Hause zu gehn. Allein diese antworteten ihm sehr unbefangen, daß der Peter ihnen da aus einem so kuriösen Historienbuche vorlese, daß sie gar nicht davon wegkommen könnten. — Man sieht, daß der Bauer auch noch für etwas Anders, als für seinen Eulenspiegel, Sinn hat, wenn ihm nur etwas Anders in die Hände gespielt wird.

Der freundschaftliche Pfarrer Lindemeyer begleitete mich am folgenden Tage nach Auerbach, und von da nach Heppenheim, einem gleichfalls an der Bergstraße liegenden Kurmainzischen Städtchen, wo ich die Post erwarten wollte. Hier schied er von mir, und ich habe Ursache zu glauben, daß seine Empfindungen bei unserer Trennung den meinigen gleich waren. Friede sei mit ihm an dem Tage, da er dieses lesen wird!

Indem ich die Bergstraße entlang fuhr, hatte ich abermahls Gelegenheit, die bekannte Bemerkung, daß übertriebene Beschreibungen der beschriebenen Sache allemahl zu schaden pflegen, an mir selbst bestätiget zu sehen. Ich hatte von dieser berühmten Straße so sehr viel Lobpreisungen theils gelesen, theils gehört, daß meine Neugierde dadurch äusserst gespannt worden war. Der Pinsel meiner Einbildungskraft war dabei auch nicht müßig geblieben, und hatte mir höchst wunderbare Naturgemählde vorgeschildert, wovon ich nunmehr die Urwerke selbst sehen sollte. Mit dieser Gemüthsstimmung trat ich die Reise auf dieser Straße an.

Das Geringste, was ich mir vorgestellt hatte, war, daß der Weg in einer gewissen beträchtlichen Höhe an den Seitenwänden des Kettengebirges fortlaufen und überall eine weite herrliche Aussicht in eine paradiesi-

sche Ebene gewähren werde. Es war mir daher schon gar nicht recht, da ich fand, daß er fast immer auf der Ebene blieb, und sich nirgends mit einiger Kühnheit erheben wollte. Aber es wird noch kommen, dachte ich, und war mit meinen Blicken immer voraus. Es folgte Berg auf Berg, und zwischen den Bergen ein hübsches Thal nach dem andern. Schön! dachte ich; aber es wird noch viel schöner kommen. Ich fuhr in einer ununterbrochenen Doppelreihe von Wallnuß- und andern Obstbäumen hin, hatte zu meiner Rechten einen unübersehbaren Feldgarten, der einen unbeschreiblichen Segen von Feld- und Gartenfrüchten darbot, zu meiner Linken, bis an die Mitte der Berge, nichts als Weingelände mit Kastanien-, Mandeln-, Pflaumen-, Pfirsichen- und andern feinen Obstbäumen durchpflanzt. Herrlich! sagte ich; aber es wird gewiß noch viel herrlicher kommen. So war, der überspannten Erwartung wegen, meine ganze Aufmerksamkeit mehr auf Das, was noch kommen sollte, als auf Das, was wirklich vor mir lag, gerichtet, und — zu meiner Beschämung muß ich gestehn! — ich genoß darüber von dem vielen Schönen und Herrlichen, welches Natur und Fleiß links und rechts vor mir ausgebreitet hatten, nicht halb so viel, als mir davon zu Theil geworden wäre, wenn die Beschreiber dieser angenehmen Straße meine Erwartung minder gespannt gehabt hätten. Erst am Ende, da ich Heidelberg schon im Gesicht hatte, sah ich den Schaden ein, der mir daraus erwachsen war, und da dachte ich denn bei mir selbst: o wenn doch alle die jungen Leute, die dies künftig in deiner Reisebeschreibung lesen werden, ein Beispiel daran nehmen wollten, wie thöricht es ist, sich gar zu große Erwartungen und Hoffnungen von der Zukunft zu machen und darüber den Genuß derjenigen

Glückseligkeit zu verabsäumen, welche das Gegenwärtige darbietet! Möchten doch alle den Weg des Lebens mit größerer Weisheit betreten, als ich die Bergstraße befuhr, und nicht erst am Ende desselben, wie ich bei Heidelberg, zu spät erkennen — daß er durch manche wunderschöne Gegend lief!

Ungeachtet diese Straße einige dreißig Meilen weit ununterbrochen bis Basel fortläuft und das zusammenhangende Gebirge immer zur Seite behält, so versteht man doch unter dem Namen der Bergstraße gemeiniglich nur denjenigen Theil derselben, der bei Eberstadt, eine halbe Meile von Darmstadt, anfängt, und bis Heidelberg eine Strecke von ungefähr sechs Meilen durchläuft. Die Länder, welche diese Straße berührt — Kurmainz und vornehmlich die Pfalz — gehören unter die fruchtbarsten und gesegnetesten in Deutschland. Der Boden bedarf hier so wenig Anbau, und bringt gleichwol so viele, so mannichfaltige und so schöne Früchte hervor! Außer den in Niedersachsen bekannten Feld- und Gartenfrüchten, trägt der hiesige Acker auch Spelt und Dinkel, zwei Getreidearten, wovon jene, welche vortreffliches weißes Mehl giebt, dem Weizen, diese der Gerste gleicht. Beide Länder, sowol die Pfalz als auch Mainz, sind die weinreichsten in Deutschland, und liefern die edelsten Arten des sogenannten Rheinweins. An Baum- und Gartenfrüchten sieht man hier einen solchen Ueberfluß, daß man glauben sollte, die Einwohner hätten an diesem Allen ihren hinreichenden Unterhalt. Und dennoch giebt es der Armen, der Bettler im eigentlichsten Verstande, in keinem andern Lande mehr als hier, es müßte denn in der Gegend der vier Waldstädte sein. Und woher dieses? Vermuthlich aus mehr als einer Ursache. Ohne mir anmaßen zu wollen, diese Ursachen

alle während meines kurzen Aufenthalts allhier erforscht zu haben, will ich meinen jungen Lesern nur diejenigen vorlegen, von welchen ich selbst mich zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Erstens fehlt es auch in diesen Ländern, wie in den meisten andern, noch an weislich eingerichteten Armenanstalten. Die Regierung zu Mainz scheint indeß diese für jeden Staat so wichtige Angelegenheit jetzt ernstlich zu Herzen zu nehmen. Dies schließe ich daraus, weil sie zur Zeit meines Aufenthalts in Frankfurt einen Mann von Einsicht, der über die Verbesserung des Armenwesens geschrieben hat, nach Mainz kommen ließ, um ihn zu ersuchen, einen Plan zur bessern Einrichtung ihres Armenwesens zu entwerfen.

Zweitens ist es eine allgemeine Bemerkung, daß in weinreichen Gegenden, mehr als in Kornländern, die größte Armuth und der größte Ueberfluß gemeiniglich dicht beisammen wohnen. Die Ursache davon ist diese: Der Wein geräth nicht immer; auf ein einziges vorzüglich gutes Jahr folgen nicht selten viele, theils ganz schlechte, theils höchstmittelmäßige hintereinander. Dem Wohlhabenden und Reichen schadet dieses nicht, es kommt ihm vielmehr zu Statten, um noch reicher zu werden; denn dieser schüttet den Ueberfluß der guten Jahre auf, und verkauft ihn nicht eher, als bis ein vorzüglich schlechtes Jahr den Preis der Weine steigen macht. Dann wird er für den Mangel der schlechten Jahre mehr als hinreichend schadlos gehalten. Der ärmere Weinbauer hingegen muß alljährlich verkaufen, was er an Wein gewonnen hat; er kann daher auch den besten zur Zeit des Ueberflusses nicht anders, als wohlfeil verkaufen; und wenn hierauf wieder Mißwachs einfällt, so hat er nichts.

Drittens darf man nur wissen, daß Kurmainz ganz, die Pfalz hingegen zum Theil katholisch ist, und daß der jedesmahlige Kurfürst von Mainz, als ein geistlicher Fürst, die Regierung bei seinem Tode einem Fremden überlassen muß — um in diesen Ländern mehr Armuth und weniger Wohlstand zu erwarten, als, nach der natürlichen Beschaffenheit derselben, darin gefunden werden müßte. Wie das zusammenhänge, habe ich meinen jungen Lesern schon oben begreiflich zu machen gesucht.

Viertens giebt es sowol in Kurmainz, als auch in der Pfalz, noch ganz besondere Ursachen der auffallenden Armuth und des großen Elendes vieler Unterthanen, die ich hier auseinanderzusetzen mich wol enthalten muß, weil ich, so Gott will! noch ein Paar Jahre in gemeinnütziger Thätigkeit verleben möchte, wozu man Gemüthsruhe und Gesundheit nöthig hat. Beide aber pflegt man heutiges Tages leicht einzubüßen, wenn man sich einfallen läßt, auf gewisse öffentliche Mängel und Mißbräuche öffentlich aufmerksam zu machen, welche gewisse Leute nur gar zu gern auf immer zu verbergen wünschten. Das ist eine Erfahrung, die ich erst neuerlich bei Gelegenheit Dessen gemacht habe, was ich in dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen, von den großen Beschwerden der Stadt Wismar gegen ihre Stadtobrigkeit, aus reiner Menschenliebe bekannt zu machen mich gedrungen fühlte. Denn, daß ich für dieses Werk der Barmherzigkeit gegen eine ganze, ehemahls so blühende, jetzt in Verfall gerathene Stadt, nicht Verdruß und Kränkung in vollem Maße einerntete, das lag nur an dem kleinen Umstande, daß ich mich glücklicher Weise in den Stand gesetzt sah, Das, was ich beschrieben hatte, sobald es verlangt würde, vor aller Welt

Augen mit unwidersprechlichen Beweisen zu belegen. So glücklich aber ist man nicht immer, auch wenn man seiner guten Sache sich noch so sehr bewußt ist; und in solchen Fällen gebietet die Klugheit — zu schweigen.

Heidelberg liegt in einer überaus schönen und fruchtbaren Gegend am Neckar, der bei dieser Stadt sich aus dem Gebirge hervorwindet, um noch drei Meilen lang den fettesten Theil der Pfalz zu durchströmen, und sich dann bei Manheim mit dem Rheine zu vermählen. Man sah hier noch die Trümmer einer bedeckten hölzernen Brücke, welche dieser Strom vor einigen Jahren, bei dem bekannten fürchterlichen Eisgange, zerrissen hat; und ich erstaunte, da man mir in der Stadt die unglaubliche Höhe zeigte, bis zu welcher das Wasser dieses Stroms damahls angeschwollen war. Diese Brückentrümmer passen übrigens vortrefflich in die ganze höchstmahlerische Landschaft, welche die Stadt Heidelberg mit dem zerfallenen großen kurfürstlichen Schlosse und den umliegenden Bergen bildet. Fast sollte man glauben, daß dies die Ursache sei, warum die Regierung noch keine Anstalten getroffen hat, diese der Stadt Heidelberg nicht bloß zur Zierde, sondern auch zum großen Nutzen gereichende Brücke wiederherzustellen. Im Preußischen, wo man das Nützliche dem Schönen vorzuziehen pflegt, würde sie vermuthlich schon wieder dastehn *).

Die Gegend, worin Heidelberg liegt, wird für eine der schönsten in Deutschland gehalten; und ich glaube, daß man Recht habe. Denn was nur immer zu einer

*) Ein Jahr nach dem Hiersein des Verfassers ist sie wirklich wiederhergestellt worden.

vorzüglich schönen Lage eines Orts erfodert werden mag, das sieht man hier beisammen. Die Stadt selbst liegt an einer Anhöhe innerhalb eines Halbkreises, den schöngeformte und weinreiche Berge bilden, zwischen welchen der grünliche Neckar sich majestätisch hervorwälzt. Da, wo dieser Halbkreis sich öffnet, sieht man in den weiten paradiesischen Garten hinaus, den die fruchtbaren Ebenen der Pfalz bilden, und welcher erst in einer Entfernung von sechs bis acht Meilen von dem Vogesischen Gebirge begrenzt wird. Aber ich wollte ja nicht mahlen!

Die Stadt selbst ist noch ziemlich gut gebaut; aber Handel und Gewerbe scheinen hier bei weiten nicht so stark zu blühen, als sie, der bequemen Lage nach, und wenn die Regierung auf die Beförderung derselben ein wenig mehr Aufmerksamkeit verwenden wollte, blühen könnten. Daß eine Hochschule an diesem Orte sei, wird man nicht gewahr; so unbedeutend ist sie jetzt. Vermuthlich haben meine jungen Leser von der kostbaren Büchersammlung gehört, welche dieser Stadt ehemahls zu einer so großen Zierde gereichte; aber auch diese ist leider! nicht mehr hier. Als nämlich der kaiserliche General Tilly im dreißigjährigen Kriege die Stadt eroberte, wurde der größte Theil dieser herrlichen Büchersammlung, welche die größten Seltenheiten enthielt, dem damahligen Papste Gregorius XV. geschenkt, der sie mit der vatikanischen Bibliothek zu Rom vereinigte.

Merkwürdig ist es, daß an diesem Orte alle drei Glaubenszünfte der christlichen Kirche — die katholische, lutherische und reformirte — einer freien Religionsübung genießen; ein Vorzug, der diese Stadt allein blühend machen könnte, wenn diese Freiheit nicht, aus Unduldsamkeit und Zunfteifer der einzelnen Parteien

gegen einander, und besonders durch die Erweiterungssucht und den Unterdrückungsgeist der Römisch-katholischen, auf mancherlei Weise wieder beschränkt würde. Man schätzt die Zahl der Einwohner dieser Stadt auf 9 bis 10,000; allein der Augenschein müßte hier außerordentlich trügen, wenn diese Zahl nicht um ein paar Tausend zu hoch angesetzt sein sollte.

Das bekannte Heidelberger Weinfaß, welches unter den Seltenheiten dieses Orts gemeiniglich zuerst genannt zu werden pflegt, kann ich meinen jungen Lesern nicht beschreiben, weil ich leider! nicht die Neugierde hatte, es mir zeigen zu lassen. Ich weiß bloß, daß es vor einigen dreißig Jahren neu erbaut worden, und — von so ungeheurer Größe ist, daß es 330 Fuder und drei Eimer Wein *), d. i. ungefähr 316,896 Quartflaschen enthält. Man denke sich hienach den großen Umfang, den dieses Weinfaß haben muß!

Von Heidelberg reisete ich nach Bruchsal, in der hiesigen Mundart Brusel genannt, welches die Hofstadt des Bischofs von Speier ist. Der erste Anblick dieser Stadt ist, wenn man von Heidelberg herkommt, überraschend schön, weil man, von dieser Seite kommend, zuerst in die Neustadt tritt, die, außer dem ansehnlichen bischöflichen Palaste und den dazu gehörigen Gebäuden, aus lauter hübschen Häusern in neuerem Geschmacke besteht, die eine ungemein regelmäßige Straße bilden. Die größere Altstadt hingegen sticht

*) Ein Fuder Wein enthält in diesen Gegenden sechs Ohm, ein Ohm aber ungefähr 160 Niedersächsische Quartflaschen. Ein Eimer ist zu Hamburg der fünfte Theil eines Ohms.

stark dagegen ab, und ist, wie die alten Städte alle, unregelmäßig und altväterisch.

Bruchsal scheint ein sehr nahrhafter und daher auch sehr volkreicher Ort zu sein, welches wol zum Theil dem glücklichen Umstande zuzuschreiben ist, daß er an einer sehr stark befahrnen Straße liegt. Alles nämlich, was aus der Schweiz, dem südlichen Frankreich und aus Schwaben kommt, und nach Frankfurt will, das muß seinen Weg über Bruchsal nehmen. Man findet daher gemeiniglich die hiesigen Gasthöfe mit Fremden, die Straßen mit Frachtwagen besetzt; und das führt Geld und Nahrung her. Auch wird hier viel Tabak verarbeitet, und vor den Thoren der Stadt liegt ein beträchtliches Salzwerk.

Ich trat nunmehr aus den Rheinischen Kreisen in den Schwäbischen, und zwar in die Markgrafschaft Baden ein. Mein Weg ging über Durlach nach Karlsruhe. Der erste von diesen beiden Orten sieht wie alle diejenigen aus, welche ehemahls Hofstädte waren, aber dieses Vorzugs in der Folge beraubt wurden — er liegt in Verfall. Ein solcher Ort hatte sich einmahl daran gewöhnt, seine Hauptnahrung aus dem Aufwande, den der Hof machte, zu ziehn; nun wird der Hof nach einer andern Stadt verlegt; jene Nahrungsquelle ist also verstopft, und die betroffene Bürgerschaft, welche darauf nicht gefaßt war, und sich auf keine anderweitige Hülfsmittel in der Geschwindigkeit zu besinnen weiß, verarmt. So ging es Durlach, da der markgräfliche Hof für gut befand, seinen Wohnsitz von da nach Karlsruhe zu verlegen. Jetzt sieht dieser Ort wie ein alter Mann aus, der ehemahls wohlhabend war, nun von Nahrungssorgen gebeugt wird, und dadurch vor der Zeit veraltert.

Aber wenn dieser Anblick einem, an Allem, was Menschenglück betrifft, theilnehmenden Gemüthe nothwendig Mißvergnügen machen muß, so wird man für das Unangenehme dieser Empfindung, sobald man auf der andern Seite der Stadt wieder aus dem Thore hinausgeht, durch einen unbeschreiblich schönen Anblick schadlos gehalten. Man tritt nämlich in eine doppelte Baumreihe ein, wovon ich zu behaupten wage, daß sie eine der schönsten in der Welt ist; und die davon beschattete Kunststraße läuft durch eine Ebene, welche so herrlich angebauet ist, daß man schon hier von der Badenschen Landwirthschaft eine recht große Meinung bekommt. Diese beiden Baumreihen muß ich aber etwas umständlicher beschreiben.

Sie bestehen aus lauter Italienischen Pappeln. Meine jungen Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich in dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen von dem schnellen Wachsthume dieses schönen Baumes redete, und den Gedanken äußerte, daß die Fortpflanzung desselben und anderer Pappelarten, in Gegenden, welche holzarm sind, von großem Nutzen sein würde. Was ich damahls darüber sagte, gründete sich bloß auf ein paar kleine Versuche, die ich selbst damit angestellt hatte, und woraus ich mich überzeugte, wie leicht und schnell diese Baumart durch bloße Reiser fortgepflanzt werden könne. Aber Alles, was ich damahls davon wußte, wurde durch Das, was ich hier davon vor Augen hatte, bei weiten überwogen. Ich sah eine doppelte Reihe dieser Bäume, von erstaunlicher Höhe und von der Dicke einer siebzigjährigen Fichte, alle von gleicher Größe, alle mit spitzulaufenden Gipfeln, alle einander so gleich an Höhe und Wachs, als wenn sie mit der Schere und nach dem Richtscheit be

schnitten wären; und zu meinem Erstaunen hörte ich, daß alle diese Bäume erst vor 14 Jahren, als kleine fingerdicke Reiser gepflanzt worden waren. Also innerhalb 14 Jahren kann man von dieser Baumart einen Wald zuziehen, der an Höhe und Dicke der Bäume einen siebzigjährigen Fichtenwald übertrifft! Und dazu bedarf man weiter nichts, als — einer Menge junger Reiser, von welchen jeder alte Baum einige hundert liefern kann. Wie freute ich mich, meine Vermuthung über den Nutzen dieser Baumart hier so augenscheinlich bestätiget zu finden!

Diese schnurgeraden Baumreihen sind eine halbe Meile lang, und verbinden Karlsruhe mit Durlach. Die Kunststraße, welche davon beschattet wird, gehört unter die besten, die man sehen kann, weil sie, statt kleingeschlagener Steine, mit Grand aus dem Bette des Rheinstroms bedeckt ist. Man rollt darüber hin, als fahre man auf Dielen; und der ferne Anblick des geschmackvollen Thors von Karlsruhe, verbunden mit der ergetzenden Aussicht in wohlangebaute, lachende Fluren auf beiden Seiten der Kunststraße, macht diese Fahrt zu einer der angenehmsten, die man sich nur denken kann.

Karlsruhe — doch dieser Ort ist eines eigenen Kapitels werth.

15.

Aufenthalt in Karlsruhe. Reise von da über Rastadt nach Kehl.

Karlsruhe ist, so viel ich weiß, eine der regelmäßigsten Städte in Deutschland, und gehört überhaupt zu den seltenen Oertern, die nicht von ungefähr

und nach und nach, sondern auf einmahl, und zwar nach einem vorher entworfenen regelmäßigen Plane entstanden. Der Grundriß dieser Stadt gleicht einem Fächer, in welchem das markgräfliche Schloß den Knopf, die verschiedenen Hauptstraßen eben so viele Fächerstäbe oder Fächerfalten vorstellen. In welcher Hauptstraße man daher auch sein mag, so erblickt man immer am Ende derselben das Schloß, weil von diesem jede derselben abläuft. Steht man aber auf dem Thurme des Schlosses, welches beim Eingange in den sogenannten Hartwald liegt, so sieht man rund um sich her in 32 Straßen, wovon neune die Hauptstraßen der Stadt, die übrigen Durchschnitte durch den Wald sind.

Die außerordentliche Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Nettigkeit dieser Stadt entzückt den Reisenden, der zum ersten Mahle hierherkommt, über die Maßen. Die Straßen sind breit, schnurgerade und wohlgepflastert, die Häuser fast alle von einerlei Höhe, und größtentheils nach Einem Leisten zugeschnitten. Daraus entsteht denn aber freilich auch eine Einförmigkeit, welche sehr bald ermüdet, weil der menschliche Geist zwar die Regelmäßigkeit liebt, jedoch auch zugleich Mannichfaltigkeit verlangt, um mit jedem Blicke irgend eine neue Schönheit oder Vollkommenheit wahrzunehmen. Dies erfährt Jeder, der in Karlsruhe sich nur einige Tage verweilt, an sich selber, weil eben die große Regelmäßigkeit, die ihn beim ersten Anblicke entzückte, nach Verlauf dieser Tage ihm schon sehr langweilig vorkommt.

Das Schloß ist nur von Holz gebaut, und gar nicht prächtig *); auch hat es wegen der fächerförmigen

*) Ein durchreisender Edelmann äußerte vor ungefähr 40

Anlage der Stadt, der es zum Endpunkte dienen sollte, eine etwas ungewöhnliche Form erhalten müssen, indem die beiden Flügel desselben von dem Hauptgebäude in stumpfen Winkeln ablaufen mußten. Nur für einen Hof, wie der markgräfliche ist, der seine Würde durch etwas Besseres, als durch Prunk und Ueppigkeit zu erhalten weiß, konnte ein solches Schloß bisher für zureichend gehalten werden.

Der hinter demselben befindliche Englische Garten hat eben so wenig etwas Prächtiges, aber desto mehr angenehme und sinnreiche Anlagen aufzuweisen. Ueberhaupt scheint in Allem, was man hier sieht, der Geist des edlen und weisen Vaters dieses glücklichen Landes zu weben, von dem ich, weil es unstreitig die größte Merkwürdigkeit von Karlsruhe ist, meinen Lesern eine etwas umständlichere Nachricht schuldig bin. Und hier wünsche ich, daß besonders meine fürstlichen jungen Leser mit Aufmerksamkeit vernehmen mögen, was — nicht die lobpreisende Posaune der Schmeichelei — sondern die Stimme der unbefangenen und unbestechlichen Geschichte von diesem Muster guter Fürsten zu melden hat.

Seitdem ich die Gelegenheit hatte, das Thun und Lassen mancher Fürsten in der Nähe zu beobachten, bin ich immer mißtrauisch gewesen gegen Das, was man —

Jahren seine Befremdung darüber, daß das Schloß von Holz, und nicht wenigstens von Backsteinen erbaut wäre. »Ich wollte nichts, als ein Obdach haben,« antwortete der Fürst, »und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen. Ohne einen harten Druck derselben konnte ich nicht prächtiger wohnen.«

Briefe eines reisenden Franzosen.

sei's zu ihrem Lobe, oder zu ihrem Tadel — zu sagen oder zu schreiben pflegt. Ich hatte nicht selten gesehn, wie wenig dazu gehört, um ein vortrefflicher, weiser, gütiger, ja sogar ein großer Fürst genannt zu werden; und ich hatte auf der andern Seite so oft bemerkt, wie wenig die meisten Menschen im Stande sind, die wahren Verdienste wirklich guter Regenten nach Wahrheit zu würdigen, daß ich mir schon lange zur Regel machte, weder in das Lob, noch in den Tadel derselben einzustimmen, bis ich Gelegenheit gehabt hätte, mich entweder durch eigene Beobachtungen, oder durch eine hinreichende Menge wirklicher Thatsachen vorher selbst zu überzeugen. Wenn ich ja einiges Vorurtheil für oder wider einen noch lebenden Regenten mir erlaubte, so war es dieses: daß ich viel Gutes hoffte von Dem, über welchen ich seine eigenen Unterthanen mit großer Freimüthigkeit, oft mit Bitterkeit, urtheilen hörte, und daß ich im Gegentheil viel Schlimmes, wenigstens viel Schwaches und Sultanmäßiges bei Dem vermuthete, zu dessen Preise sich die Zungen seiner Diener mit den geschäftigen Federn der Zeitungsschreiber vereinigten. Das mag für Manchen, der den Lauf der Dinge noch nicht kennt, wol sehr sonderbar klingen; aber die Erfahrung ist auf meiner Seite.

Dem zu Folge — ich gestehe es — hatte ich einigen Verdacht geschöpft, da man vor einiger Zeit anfing, über die weise und vortreffliche Regierung des jetzigen Herrn Markgrafen ein wenig allzulaut zu werden. Es muß doch, dachte ich, wol nicht so ganz richtig damit sein, weil man so viel darüber zu schwatzen weiß. Von Friedrich dem Einzigen und von dem edlen Herzoge von * * weiß man weniger zu schwatzen; und da ist doch wahre Größe, da ist doch wirkliche Regenten-

tugend! Ich schüttelte den Kopf und — schob mein unbedeutendes Urtheil auf.

Jetzt war ich an Ort und Stelle, und konnte mit eigenen Augen sehn, mit eigenen Ohren hören; und ich nahm mir vor, Beide so gut zu gebrauchen, als ich vermöchte. Aber gleich beim Eintritt in dieses Land wurde mir schon ein großer Theil meines obigen Zweifels abgenommen. Ich stieß auf Mißvergnügte, welche ohne Zurückhaltung ihren Herrn schalten, daß er sein Vertrauen oft unwürdigen Dienern schenke, welche zum Schaden des Landes Mißbrauch davon machten. O, sagte ich zu mir selbst, indem ich dieses hörte, der Hauptsache nach muß es hier doch recht gut stehn, weil man kein Bedenken trägt, seine vermeinten Beschwerden dem ersten dem besten Fremden an den Hals zu werfen! Ich lernte Männer von Verstand und Herzen kennen, welche oft um die Person ihres Fürsten sind; und hörte auch diese über das Gute wie über das Mangelhafte ihrer Verfassung und ihrer Staatsverwaltung mit großer Freimüthigkeit und ohne alles Lobpreisen reden; und der Schluß aller ihrer Urtheile war: daß die Absichten ihres guten Regenten allemahl die reinsten und besten wären, nur daß sie nicht immer erreicht würden; daß sein eigenes Urtheil fast immer richtig, seine eigenen Plane fast immer die weisesten und wohlthätigsten wären, nur daß er aus zu großer Bescheidenheit und aus gar zu weit getriebenem Mißtrauen gegen sich selbst oft mehr dem Urtheile Anderer, als seinem eigenen folge. Jetzt war es mir schon ziemlich begreiflich, woher das laute Lobpreisen bei aller wahren Vortrefflichkeit des Gepriesenen rühren könne, und mein Zweifel sank immer mehr und mehr.

Ich sah mich im Lande um. Hier erblickte ich einen

Anbau, eine Bevölkerung und zugleich einen Wohlstand, dergleichen ich so allgemein und durchgängig noch in keinem andern Lande wahrgenommen hatte. Aber ich hörte auch von häufigen Auswanderungen der Badenschen Unterthanen in andere Länder reden; ein Umstand, der für ein so gesegnetes und so väterlich regiertes Land etwas sehr Befremdendes hat. Ueberall stieß ich auf Spuren einer milden und weisen Regierung; überall fand ich in den Herzen der Unterthanen eine ungeheuchelte Liebe und Verehrung gegen ihren guten Landesvater; aber ich hörte auch hie und da Klagen über öftere Vereitelung der liebreichen Absichten desselben, hie und da ziemlich lautes Murren über manche Bedrückung, wovon dem guten Landesvater nichts zu Ohren komme. Mein Zweifel hatte sich nunmehr völlig aufgelöst.

Ich brannte vor Begierde, den edlen Fürsten selbst zu sehn, und der edle Fürst kam meinem Wunsche zuvor, indem er mich zu sich laden ließ. Er empfing mich mit der ihm eigenen Herzlichkeit, und leitete das Gespräch auf den wichtigsten Gegenstand seiner Regentensorge, auf die Verbesserung der Schulen und der Sitten. Nicht ohne Rührung kann ich mich erinnern, wie oft er während dieses Gesprächs immer wieder auf die ihm einzig und allein am Herzen liegende große Frage zurückkam: wie man es anzufangen habe, um die Menschen nicht bloß klüger, geschickter und reicher, sondern auch besser und dadurch glücklicher zu machen? Ich begreife, sagte er, daß man den Unterricht erleichtern, und der Jugend bessere und gemeinnützlichere Kenntnisse in kürzerer Zeit auf eine angenehmere Weise, als ehemahls, beibringen könne; aber wie wollen wir es angreifen, um der allgemeinen Sittenverderbniß zu steuern, Tugend und Rechtschaffenheit unter die Men-

schen zu verbreiten, und sie dadurch fähig zu machen, einer wahren, innern Glückseligkeit zu genießen? Ich gestehe, daß mir diese Frage in dem Munde eines Fürsten eben so neu, als rührend war.

Besonders erfreulich war es mir, bei dieser Unterredung zu hören, was für würdige Begriffe dieser menschenliebende Regent von der Bestimmung unserer Brüder in den niedrigen Ständen, oder des sogenannten gemeinen Mannes unterhält. Um diese bisher am meisten vernachlässigte Klasse von Menschen schien er gerade am meisten bekümmert zu sein. Er war durchdrungen von der Wahrheit, daß auch diese einer größern Veredelung fähig sind, und daß der Regent die Pflicht auf sich habe, für eine zweckmäßige größere Aufklärung derselben Sorge zu tragen; aber wer zeigt uns, fragte er, den Punkt, bis zu welchem wir in der Beförderung dieser Aufklärung des gemeinen Mannes gehen dürfen, oder besser, wer bestimmt uns die eigentlichen Gegenstände, über welche, und die eigentlichen Grenzen, bis zu welchen diese Aufklärung sich verbreiten darf? Es ist hier der Ort nicht, Dasjenige, was der fürstliche Weise mit eben so großer Einsicht als Wärme hierüber redete, vorzulegen; aber man sieht aus den bloßen Fragen schon, welche Gegenstände des Nachdenkens ihn am meisten beschäftigen müssen.

Je näher man diesen liebenswürdigen Fürsten kennen lernt, desto zweifelhafter wird man, ob man ihn den Weisen, oder den Gütigen nennen soll. In der That verdient er beide ehrenvolle Titel in gleichem Maße. Er ist frei von allen den verderblichen Leidenschaften und Liebhabereien, wovon auch den besten Fürsten wenigstens eine oder die andere anzukleben pflegt. Weder geizig, noch verschwenderisch, ist er von karger

Habsucht und von Pracht und Ueppigkeit gleich weit entfernt. In stiller Größe und edler Einfachheit geht er in allen Dingen auf der goldenen Mittelstraße einher. Seine Zerstreuungen bestehen in rastloser Thätigkeit zum Besten seiner Unterthanen; wohlgewählte Bücher, verbunden mit lehrreichen Gesprächen über das Gelesene, machen seine einzige Erholung aus. Er ist weder Jäger, noch Spieler, und schweift weder bei der Tafel, noch auf irgend eine andere Weise aus. Sogar das Soldatenspiel, dem die meisten andern Fürsten ergeben sind, scheint für ihn nichts Anziehendes zu haben. Das sind Züge des Weisen; jetzt noch ein paar andere, in welchen meine jungen Leser auch den Gütigen erkennen werden.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Wuth des Auswanderns auch viele markgräfliche Unterthanen ergriffen hat, und ich werde die räthselhafte Frage, wie dieses unter der Regierung eines so guten Fürsten je der Fall sein konnte? nachher aufzulösen suchen. Als man dieses Auswandern bemerkte, stellte man dem Markgrafen die Nothwendigkeit vor, Verfügungen deßhalb zu treffen, um die Ueberläufer mit Gewalt zurückzuhalten; allein er verwarf diesen Rath, und zwar aus einem Grunde, der seinem Herzen Ehre machte. »Er wolle,« sagte er, »nur über freie Leute herrschen; er habe seine Unterthanen von der Leibeigenschaft losgesagt, es müsse ihnen also auch erlaubt sein, zu gehen, wohin sie wollten, wenn es in seinem Lande ihnen nicht mehr gefalle.« Was sagen meine jungen Leser zu dieser Aeußerung?

Ein ähnlicher Zug: Kurz vor meiner Ankunft in Karlsruhe hatte man ihm vorgestellt, daß der wahrscheinliche Ueberfluß des diesjährigen Weins es durchaus erfodere, daß Se. Durchlaucht ihren großen Wein-

vorrath vom vergangenen Jahre verkaufen ließen, um Platz für den neuen Wein zu gewinnen. Allein was antwortete der gütige Landesvater? »Ich weiß,« sagte er, »daß viele meiner Unterthanen gleichfalls noch große Weinvorräthe liegen haben. Lasse ich meine Keller öffnen, so werde ich Jenen den Markt verderben, und Schuld daran sein, daß ihnen ihre Weine liegen bleiben. Das wäre unbillig von mir gehandelt. Man lasse also — auch mit Gefahr, den diesjährigen Segen nicht unterbringen zu können — meine eigenen Keller so lange verschlossen, bis meine Unterthanen durch guten Verkauf die ihrigen werden ausgeleert haben. Der besondere Vortheil des Fürsten muß dem allgemeinen Vortheile seiner Unterthanen nachstehen.«

Ich küsse das Blatt, auf welchem ich diese wahrhaft fürstlichen und landesväterlichen Worte nachgeschrieben habe. Junge Prinzen, und ihr, Söhne der Edlen, die ihr einst als Räthe der Fürsten am Ruder des Staats sitzen werdet, habt ihr sie vernommen, diese goldenen Worte, werth in Marmor und Erz gegraben zu werden? Der besondere Vortheil des Fürsten muß dem allgemeinen Vortheile seiner Unterthanen nachstehn! Welche erhabene, und zugleich einfache, und doch auch zugleich neue Fürstenlehre! und wie verschieden von der, welche in den meisten andern Ländern befolgt wird! —

Was nun die räthselhafte Frage betrifft: woher es gleichwol komme, daß auch in diesem von der Natur so sehr begünstigten Lande, und unter der milden und weisen Regierung dieses Fürsten, von häufigen Auswanderungen, besonders nach dem Oesterreichischen Gallizien hin, gehört worden ist? so glaube ich, daß diese

sonderbare Erscheinung aus folgenden Hauptursachen schon ziemlich begreiflich werde.

Erstens mag die sehr große Bevölkerung verschiedener Gegenden dieses Landes, besonders der obern Markgrafschaft, wo man 3 bis 4000 Köpfe auf eine Geviertmeile rechnet, wol Vieles dazu beigetragen haben. Mancher, der sich gern hätte anbauen mögen, fand keine Handbreit Landes mehr übrig, welche nicht schon ihren Besitzer hatte; er wanderte also aus, und ging nach Gallizien, oder Ungarn, wo der wüsten und ungebauten Strecken noch so viele sind. Mancher hätte gern ein Landeigenthum gekauft; allein er fand den Preis der Grundstücke in diesem starkbevölkerten Lande so erstaunlich hoch, daß er Verzicht darauf thun mußte. Er wanderte also aus, und ging nach Gegenden, wo er hundert Morgen umsonst erhalten konnte.

Zweitens fanden sich seit einiger Zeit überall, auch im Badenschen, Oesterreichische Abgeordnete ein, welche den Leuten so viel Reizendes und Herrliches von den neuen Ländern vorzuspiegeln wußten, daß sie thörichter Weise, gleich dem Hunde in der Fabel, den guten Bissen im Munde fahren ließen, und nach einem bloßen Schatten schnappten. Der unwissende Landmann beurtheilte den Werth der Grundstücke und Freiheiten, die ihm in Gallizien angeboten wurden, nach Demjenigen, den diese Dinge im Badenschen haben, ohne dabei zu bedenken, wie viel Schweiß und Kosten erst angewandt werden müssen, um jene, noch in der Wildniß liegende Grundstücke urbar zu machen, und wie wenig Gelegenheit er nachher haben werde, die gewonnenen Erzeugnisse mit Vortheil abzusetzen!

Drittens hat man bemerkt, daß die meisten markgrä chen Ueberläufer nicht sowol aus dem eigentlichen

Baden, als vielmehr aus demjenigen Theile der Grafschaft Sponheim auswanderten, welcher ehemahls dem Markgrafen von Baden und dem Herzoge von Pfalzzweibrücken gemeinschaftlich gehörte, seit zehn Jahren aber zwischen diesen beiden Herren getheilt worden ist. In diesem Lande nun soll es, während der gemeinschaftlichen Regierung nicht zum ordentlichsten hergegangen sein. Die dadurch verwöhnten Unterthanen finden daher an der bessern Zucht und an der ordentlichern Verwaltung, welche die Badensche Regierung daselbst einzuführen sucht, keinen Geschmack, und — wandern lieber aus, als daß sie sich zu ihrem eigenen Besten fügen lernen. Man muß den Herren eine glückliche Reise wünschen!

Die obere Markgrafschaft Baden, oder das sogenannte Oberland, ist unstreitig eins der schönsten, fruchtbarsten, reichsten und angebautesten Länder, welche man in Deutschland sehen kann. Dieses Land bringt Alles, was sowol zu den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens, als auch zum Vergnügen gehört — Korn, Wein, Vieh, Obst, Wild, Fische u. s. w. — in Ueberfluß hervor. Auch gehören Bauern, welche 200,000 Gulden im Vermögen haben, hier nicht, wie anderwärts, zu den Seltenheiten, auf welche man mit Fingern weiset. Der Wohlstand ist vielmehr allgemein, und nur die Armuth ist etwas Seltenes hier. In der That erinnere ich mich nicht, in dem ganzen Oberlande auch nur einen einzigen Bettler gesehn zu haben. Aber überall sah ich wohlgekleidete und wohlgenährte Landleute; überall rothe, freie und fröhliche Gesichter unter ihnen, überall augenscheinliche Beweise von einem Wohlbehagen, wovon der arme Landmann in den meisten andern Ländern wol nie einen Vorschmack gehabt haben mag!

Jammerschade, daß auch hier, wie überall, wo Wohlstand herrschend wird, der allgefräßige Wurm der Ueppigkeit die Wurzel der Glückseligkeit dieses frohen Volkes zu benagen bereits angefangen hat, und sie wahrscheinlicher Weise noch immer weiter benagen wird! Das Herz that mir weh, da ich die theuern Kleidungsstücke *), worin die hiesigen Bauernweiber einherstolzen, und andere Auswüchse der Ueppigkeit bemerkte, welche die untrüglichen Vorboten von Verfall und mannigfaltigem Elende sind. Möchte doch der Geist der Mäßigkeit, der Ordnung, der Einfachheit und einer weisen Sparsamkeit, welche dem Beherrscher dieses glücklichen Landes eigen ist, sich nach und nach über alle seine Unterthanen verbreiten und zum Volksgeiste werden!

Ich fand in Karlsruhe unter vielen andern lobenswürdigen Anstalten auch eine zur Beförderung der Thierarzneikunde, welche in allen andern Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Der Herr Markgraf hat nämlich einen jungen, fähigen Mann zu diesem Behuf reisen lassen; und nachdem dieser, mit Kenntnissen bereichert, zurückgekehrt war, so wurde verordnet, daß aus allen Aemtern junge Leute nach Karlsruhe kommen sollten, um sich hier in der bisher so sehr vernachlässigten und gleichwol so allgemein nöthigen Thierarzneikunde unterrichten zu lassen. Sicher wird diese Anstalt dem Lande jährlich einige hundert Stück Vieh erhalten, welche sonst ein Opfer der Unwissenheit geworden wären.

Ich nahm in Karlsruhe einen sogenannten Hau-

*) Sie tragen, z. B. um sich eine hohe Brust zu machen, seidene Halstücher von der Größe eines mittelmäßigen Tischlakens, wovon ihnen das Stück 25 Gulden kostet.

derer, d. i. einen Miethkutscher mit einem sehr leichten Wienerwagen, wofür man bis Rastadt, welches zwei gute Meilen davon liegt, nicht mehr als einen Französischen Laubthaler bezahlt. Schneller und angenehmer als mit diesem Fuhrwerke bin ich nie gefahren; aber freilich waren Weg und Wetter auch so schön, als man beide nur immer wünschen mag!

Rastadt, ehemahls der Wohnsitz der Markgrafen von Baden-Baden, ist nunmehr auch in dem Falle, worin Durlach und andere ehemahlige Hofstädte sich befinden — sie leidet Mangel an Nahrung. Zwar hat man eine Stahlfabrik angelegt; aber diese kann eben so wenig, als die für Steingut zu Durlach, die ehemahlige Anwesenheit des Hofes und der Landesstellen ersetzen. Der Ort verarmt, und wird immer mehr und mehr entvölkert. Hausmiethe und Lebensmittel sind daher unglaublich wohlfeil; und eine Familie, welche 500 Gulden zu verzehren hat, wird hier für wohlhabend gehalten. Das schöne Schloß, wogegen das zu Karlsruhe nur ein Bürgerhaus zu sein scheint, steht leer, wird aber doch gut unterhalten. Ich ließ mir dasselbe zeigen, nicht weil es ein Schloß, sondern weil es dasjenige Schloß ist, auf welchem der berühmte Rastädter Friede geschlossen wurde. Man führte mich in das Kabinet, in welchem die beiden großen Heerführer Eugen und Villars zusammenkamen, um diesen Frieden zu unterzeichnen; und noch sah man an der Wand die Dintenflecke, welche die Schreiber beim Ausspritzen der Federn gemacht hatten. Es ist Einem in einem solchen Zimmer doch ganz anders zu Muthe, als wenn man über Schlachtfelder reiset!

Nachdem ich hier einige Stunden verweilt hatte, fuhr ich mit einem neuen Hauderer weiter.

Bis dahin hatte ich auf meiner Reise einer mir ungewöhnlich guten Gesundheit genossen; allein diese schöne Zeit lief nunmehr zu Ende. Die außerordentliche Hitze, welche nach der bisherigen kalten und nassen Witterung eintrat, äußerte eine erschlaffende Wirkung auf meine Nerven und besonders auf meine Eingeweide. Ich wurde von Leibschmerzen und Durchlauf befallen.

Krank und niedergeschlagen langte ich gegen Abend zu Kehl, einem kleinen markgräflichen Orte am Rhein, unweit Straßburg, an, welcher ehemahls bekanntlich eine Reichsfestung war. Ich beabsichtigte, gegen Abend über den Rhein bis nach Straßburg zu gehen; allein ich konnte nicht. Die heftigen Schmerzen zwangen mich, in das erste das beste Wirthshaus einzukehren, um daselbst zu übernachten. Da es mir wichtig war, sobald als möglich wieder hergestellt zu werden, so wünschte ich einen Arzt zu haben; allein der Arzt von Kehl war nur ein gemeiner Bartpfleger. Ich bat hierauf, daß man mir ein wenig Haferwelgen zubereiten möchte; aber unglücklicherweise war in ganz Kehl keine Hafergrütze zu bekommen. Ein Glas Wasser also! — Dies wurde mir nun zwar gebracht, allein es roch von Fäulniß, und war durchaus ungenießbar. Der Ort liegt nämlich in einer so niedrigen und sumpfigen Gegend, daß man kein reines Quellwasser daselbst haben kann. Unmuthsvoll warf ich mich aufs Bette, und hoffte, daß ich Durst und Leibschmerzen würde verschlafen können; aber auch hier wartete meiner eine neue Widerwärtigkeit. Ein Schwarm von Schnaken (so nennt man in diesen Gegenden die Mücken) zersetzte mir Gesicht und Hände; und wo diese nicht hinkommen konnten, da gingen mir gewisse andere kleine

Geschöpfe zu Leibe, die ich noch vielweniger von mir abzuhalten vermochte. Ich lag auf der Folter; und wenn ich jemahls eine lange, unangenehme Nacht verlebt hatte, so war es diese.

Kehl hat eine eben so traurige als ungesunde Lage. Die ganze Gegend ist morastig. Dies und die Französische Unsauberkeit, welche an diesem Grenzorte herrscht, machen, daß fast jeder Fremde, der sich hier eine Zeit lang aufhält, mit einem Fieber dafür büßen muß. Ich eilte daher am folgenden Morgen, so sehr ich konnte, ihn zu verlassen, und ließ mich nach Straßburg fahren, welches nur eine Stunde davon entfernt liegt.

16.

Uebergang über den Rhein nach Straßburg. Reise durch Oberelsaß, über Kolmar nach Basel.

Auf der hölzernen Brücke, welche Deutschland mit Frankreich verbindet, durchkreuzten sich in meiner Seele gar sonderbare Empfindungen. Ich fühlte eins ums andere Vaterlandsliebe, Wehmuth und Unwillen in mir aufwallen, indem ich an dem entgegengesetzten Ende der Brücke eine Französische Wache erblickte, wo ehemahls eine Deutsche stand, und dabei bedachte, wie viele Thorheiten, Laster und Elend von jener Seite des Stroms zu uns herübergebracht wurden. Freilich wurden uns auch Französische Kenntnisse und Französische Artigkeit herübergebracht; aber waren diese wirklich eine Schadloshaltung für die Deutsche Einfachheit, Geradheit, Mäßigkeit und Ehrlichkeit, welche darüber verloren gingen? — Da ich die Brücke zurückgelegt hatte, nahm ich von meinem lieben Vaterlande

durch einen wehmüthigen Rückblick Abschied, und mein Wagen rollte auf einer sehr schönen Kunststraße, die durch einen häßlichen Sumpf führt, der Stadt zu.

Meine Kränklichkeit dauerte fort, und die Sonnenhitze nahm überhand. Aus beiden Ursachen sah ich mich, während meines Hierseins, genöthigt, die meiste Zeit das Zimmer, oft sogar das Bett zu hüten. Der Bemerkungen, die ich unter diesen Umständen zu machen Gelegenheit hatte, konnten daher nicht viele sein.

Straßburg — ehemahls eine Deutsche freie Reichsstadt, jetzt dem Französischen Zepter unterworfen — ist ein großer wohlbefestigter Ort, dessen Straßen, aber, wie gewöhnlich bei alten Städten, größtentheils ziemlich krumm und enge sind. Man schätzt die Zahl der Einwohner, ohne die Besatzung, welche 10,000 ausmacht, auf 45,000 Köpfe. Die vielen Fremden und Reisenden, wovon dieser Ort beständig wimmelt, mögen im Durchschnitt wol auch jedesmahl ein paar Tausend betragen.

Zur Erleuchtung der Straßen bedient man sich hier, wie in Paris, der Scheinwerfer oder sogenannten Réverbères, d. i. einer Art von Lampen, die an ein geglättetes Metall befestiget sind, welches, gleich einem Spiegel, das darauf fallende Licht derselben zurückwirft. Diese Scheinwerfer hangen mitten über der Straße an Stricken, welche man von einem Hause zum andern, in der Höhe eines Stockwerks, durch die Luft gezogen hat; und ungeachtet die Entfernung der einen Lampe von der andern ziemlich groß ist, so wird die Straße doch weit besser dadurch erleuchtet, als durch eine doppelt so große Anzahl gewöhnlicher Laternenpfähle geschehen könnte. Diese Art der Erleuchtung scheint daher besser und zugleich wohlfeiler,

als die gewöhnliche zu sein, und verdiente also in andern Städten nachgeahmt zu werden.

Was einem Fremden gleich beim Eintritte in Straßburg zuerst auffällt, das ist der sonderbare und, wie mir däucht, gar nicht vortheilhafte Kopfputz des hiesigen Frauenzimmers vom untern und Mittel-Stande. Dieser besteht in einem sehr kleinen Käppchen von reichem Zeuge, welches nur eben den hintersten Theil des Kopfes bedeckt, indeß der größere Theil des unbedeckten Haares rund um dieses Käppchen herum kurzgekräuselt und gepudert ist. Der ganze Kopf erhält hiedurch eine Form, die von der, welche die Natur ihm gab, gar sehr verschieden und daher — wie jede andere Mode, welche die Formen der Natur verhunzt — ungemein häßlich ist.

Von den öffentlichen Gebäuden und sonstigen Merkwürdigkeiten der Stadt konnte ich nicht viele sehn, weil meine kränklichen Umstände mir nur zweimahl auszugehn erlaubten. Diese beiden Gänge nützte ich, um den Münster und diejenige Kirche in Augenschein zu nehmen, worin das berühmte Denkmahl des noch berühmtern Marschalls von Sachsen prangt. Der Münster, dieses erhabene und bewundernswürdige Meisterstück der Gothischen Bauart, welches an Kühnheit, Kunst und Größe wol schwerlich seines Gleichen hat, verdient vorzüglich gesehen zu werden. Man hat über 200 Jahr daran gearbeitet; ganz Elsaß mußte dabei frohnen, und Bettelmönche schleppten unermeßliche Summen zur Bestreitung der Baukosten aus allen Ländern herbei. Und doch ist das erstaunliche Felsengebäude bis auf diesen Tag noch nicht ganz vollendet worden. Denn statt zweier hohen Spitzen, welche der ungeheure Thurm eigentlich tragen sollte, hat er nur erst eine erhalten,

welches, von fern gesehn, eine Unförmlichkeit verursacht.

Das ganze Riesengebäude scheint ein einziger, durch Kunst bearbeiteter Fels von röthlicher Steinart zu sein. Die hohe Spitze des Thurms besteht aus lauter Säulenwerk und durchbrochener Arbeit, so daß man überall durch und durch sehen kann; welches ihr, bei aller Größe, Festigkeit und Höhe, die sie hat, ein sehr leichtes und lichtes Ansehn giebt. Das ganze äußere Gebäude ist von unten bis oben mit einer unendlichen Menge und Mannichfaltigkeit von Zierrathen im Gothischen Geschmacke beladen, welche an jedem andern kleineren Hause einen widrigen Eindruck machen würden, hier aber, wenn ich meinen eigenen ungelehrten Empfindungen trauen darf, dazu dienen, das Erstaunen, welches von dem Ganzen erregt wird, durch die Verwunderung über die sonderbare Verbindung des Kleinzierlichen mit dem Großen und Erhabenen, nur noch mehr zu verstärken. Das Innere des Gebäudes ist, ganz wider die Art katholischer Kirchen, ziemlich einfach, und mit Verzierungen von Bildhauerarbeit, Gemählden u. s. w. keineswegs überladen.

Das obenerwähnte Denkmahl des Marschalls von Sachsen werden meine jungen Leser aus einem Kupferstiche, welcher ihnen wol einmahl zu Gesicht kommen dürfte, besser als aus jeder wörtlichen Beschreibung kennen lernen. Ich will sie daher nicht damit aufhalten.

Da Straßburg ein Grenzort ist, welcher aus einer Deutschen Reichsstadt eine Französische Königsstadt ward, so treffen die Deutschen und Französischen Sitten hier am meisten zusammen, und schmelzen gleichsam in einander, so daß man hier weder jene noch diese

mit Dem, was ihnen eigenthümlich ist, sondern ein Gemisch von Beiden sieht, worin die deutsche Geradheit durch Französische Geschmeidigkeit, und die Französische Flatterhaftigkeit durch Deutschen Ernst gemäßigt wird. Diese Vermischung scheint keine unebene Wirkung, besonders bei Solchen zu thun, deren gesunder Verstand das Gute wie das Fehlerhafte in dem Eigenthümlichen beider Völker bemerkte, und Jenes anzunehmen, Dieses zu vermeiden suchte. Auch die beiden Sprachen, die Deutsche und Französische, gehen hier so schwesterlich gepaart im Schwange, daß es schwer fällt, zu bestimmen, welche von ihnen die herrschende ist. Selten sieht man hier Leute von einiger Ausbildung, welche nicht Beide mit gleicher Fertigkeit reden.

Straßburg ist eine Zeitlang der Schauplatz eines berühmten Gauklers gewesen, dem der vornehme und gemeine Pöbel die zweideutige Ehre erwies, ihn für einen Wunderthäter zu halten. Der Mann nennt sich Cagliostro; aber wer er eigentlich sei? woher er stamme? wohin er mit seiner geheimnißvollen Wirksamkeit eigentlich ziele? das hat der angebliche Wundermann gar weislich in undurchdringliche Wolken zu hüllen gewußt. Der obgedachte Pöbel, der Alles, was sonderbar ist, anzustaunen pflegt, und welcher schwachköpfig genug ist, alles Ungereimte, wenn es nur den Schein des Wunderbaren und Uebernatürlichen an sich trägt, für möglich und für wahr zu halten, hat wunderseltsame Dinge von ihm geglaubt und ausgebreitet. Er soll Gold aus Blei, aus Kieselsteinen Demanten machen können! Er soll alle Krankheiten heilen, Greise wieder verjüngen, ja sogar Unsterblichkeit verleihen können *)!

*) Sollte man glauben, daß es, besonders unter dem vor-

Er selbst soll schon zu Christus Zeiten gelebt und ihm klugen Rath gegeben haben, den dieser aber, leider! nicht befolgte. Er soll Geister hervorrufen und durch Hülfe derselben viel Wunderbares leisten können; und was des abgeschmackten Zeuges mehr ist! Sollte man sich vorstellen, daß solche ungereimte Fratzen in unsern erleuchteten Zeiten, sogar von feinen Leuten, welche sich einer guten Erziehung rühmen, sogar von Prinzen und Prinzessinnen angehört und — was noch ärger ist — geglaubt werden könnten?

Und doch geschah es. Der Wundermann bekam unglaublich großen Zulauf von Leuten aus allerlei Stän-

---

nehmen Pöbel, solche Erzpinsel gebe, welche sogar folgendes abgeschmackte und unsinnige Feenmährchen von diesem Wundermanne eine Zeit lang für wahr halten konnten? — Eine Dame, ich glaube, es war eine Prinzessinn, hatte ein Fläschchen voll Wundertropfen von ihm bekommen, wovon ein einziges Tröpfchen hinreichend war, aus einem alten Gesichte alle Runzeln zu vertreiben, und das abgelebteste alte Mütterchen plötzlich wieder in ein junges, blühendes Mädchen zu verwandeln. Die Dame hatte dieses Fläschchen auf dem Nachttische stehen gelassen, und ihr naschhaftes Kammermädchen, welches in ihrer Abwesenheit Haussuchung hielt, glaubte wohlschmeckendes gebranntes Wasser darin zu finden, setzte es an den Mund und that einen Schluck daraus. Plötzlich wurde die Näscherinn, nicht bloß um einige Jahre verjüngt, sondern, weil sie so viel davon genommen hatte, in ein ungebornes Kind von der Größe eines kleinen Fingers verwandelt. Die Dame kam zu Haus, aber da war kein Kammermädchen, um sie auszukleiden. Sie klingelte, sie rief, sie erzürnte sich: umsonst! Endlich geht sie zum Nachttische, um sich selbst auszukleiden; und siehe! da erblickt sie die Figur einer Lilliputterinn, die auf dem Tische umherhüpft. Ein Blick auf ihre meist leere Flasche geworfen, erzählt ihr auf einmahl die ganze Geschichte.

den, vornehmlich aus den höhern. Sein Haus war unabläſſig mit Herrenwagen beſetzt, und unter Denen, welche ihm den Hof machten, ſah man ſogar Prinzen vom königlichen Geblüte und Leute mit Stern und Ordensbändern in Menge. Sein Ton war gebieteriſch, wie der eines Geſandten vom Himmel, ſeine Sprache bald räthſelhaft, bald hochfliegend und wie die eines Propheten. Dabei heuchelte er eine Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit, welche an die Tugend eines vollendeten Heiligen zu grenzen ſchienen. Er heilte unentgeltlich; er theilte Almoſen und Geſchenke aus, ohne ſich, dem Anſehn nach, von irgend Jemand wieder beſchenken zu laſſen; er machte ſeinen Kranken die Beſſerung ihres Herzens und die Austilgung aller unreinen Begierden zur erſten Bedingung ihrer Geneſung. Hiedurch gewann er die Verehrung Derer, auf welche ſeine ſonſtigen Gaukeleien vielleicht keinen Eindruck würden gemacht haben.

Jetzt glaubte er, einen hinlänglichen Anhang zu haben, um mit glücklichem Erfolge eine größere und glänzendere Schaubühne betreten zu dürfen. Er ging nach Paris. Allein hier war es, wo er in einen allgemein bekannt gewordenen Rechtshandel verflochten und in die Baſtille geworfen wurde, aus der er nach vollendeter Unterſuchung zwar wieder losgelaſſen, aber doch auch zugleich des Landes verwieſen wurde.

Ich habe die Gelegenheit, von dieſem ſonderbaren Abenteurer zu reden, deßwegen ergriffen, um meine jungen Leſer noch einmahl zu warnen, ſich vor Leuten dieſer Art, deren es in unſern hellen Zeiten mehr als jemahls giebt, ſorgfältig in Acht zu nehmen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß Derjenige, der ſich von ihnen einnehmen läßt, entweder um ſeine geſunde Vernunft oder um ſein Vermögen, oft um Beide und um ſeine

Gemüthsruhe zugleich, gebracht werde. — Woher ich aber wisse, daß Cagliostro, wie alle andere Wundermänner seines Gelichters, Gaukler sind, fragen meine lieben Leser? Daher, weil die Erfahrung Leute dieses Schlages bisher immer als solche dargestellt hat; vornehmlich aber auch daher, weil sie fast immer für nöthig erachten, sich selbst und ihre Handlungen in den verdächtigen Mantel des Geheimnißvollen, des Wunderbaren und des Unbegreiflichen zu hüllen. Wer sich zu verstecken sucht, der fürchtet sich, entdeckt zu werden; wer die Entdeckung scheut, der hat entweder schon Böses gethan, oder geht damit um, es noch zu thun. Rechtschaffenheit und wahre Weisheit wollen weder schimmern, noch verborgen sein; sie gehen ihren stillen und geraden Gang am hellen Tage fort, unbekümmert, ob man sie bemerke oder nicht. Sie suchen sich keinen Anhang zu machen, und wenn sie ja, zur Beförderung ihrer gemeinnützigen Wirksamkeit, Verbindungen einzugehen für nöthig erachten, so verhehlen sie weder das Ziel, wonach sie streben, noch die Mittel, deren sie sich dazu bedienen wollen. Sie führen nicht ins Dunkle, und verlangen nicht, daß man an sie glaube, sondern sie wünschen, daß man sie und ihre Handlungsarten untersuche und aufkläre, je mehr je lieber. Wer Glauben statt Untersuchung verlangt, wer Wunder statt Beweise verspricht, wer in geheimen Zusammenkünften geheimnißvolle Dinge verheißt, und die Wahrheit, statt sie immer mehr und mehr vor den Augen seiner Brüder zu enthüllen, geflissentlich zu verschleiern und in unbegreifliches Dunkel zu hüllen sucht: der kann kein Weiser und kein Menschenfreund sein, der giebt vielmehr eben hiedurch deutlich zu erkennen, daß er verborgene, unlautere

Absichten hege; von dem thut Jeder, der nicht angeführt sein will, wohl, sich entfernt zu halten, so weit er kann. Das räth die gesunde Vernunft, und die Erfahrung bestätiget es! — —

In Straßburg scheint man überhaupt, so wie in der nahe gelegenen Schweiz, für Schwärmereien jeder Art weit mehr Empfänglichkeit, und weit mehr Anlagen zu einem blinden Wunderglauben zu haben, als wir Andern, wenigstens in den nördlichen Theilen von Deutschland, in uns zu fühlen pflegen. Denn auch Mesmer, ein zweiter Wundermann von gleichem Schlage, hat hier eine Menge von Gläubigen und sehr eifrige Schüler gefunden, welche seine magnetischen Gaukeleien fortzusetzen und zu verbreiten suchen. Dieser Mann giebt nämlich vor, daß es, außer der eigentlichen magnetischen Kraft in dem bekannten Steine dieses Namens, noch einen gewissen thierischen Magnetismus im menschlichen Körper gebe, durch dessen Erregung die unheilbarsten Krankheiten geheilt und die wunderbaren Gaben der Wahrsagung und Prophezeiung verliehen werden können. Die Art, wie er dabei verfährt, ist folgende.

Unter gewissen feierlichen Vorbereitungen und Grimassen betastet und bestreicht der Wundermann den Körper Desjenigen, welcher magnetisirt oder — wie er sich gleichfalls ausdruckt — desorganisirt werden soll. Unter dieser Verrichtung schlummert der Kranke ein; und nun hat er auf einmahl die Gabe, zu weissagen und schlafend zu wissen, was ihm wachend unbekannt war. Er wird über allerlei Dinge ausgefragt, und auf jede Frage erfolgt eine vernehmliche Antwort, und zwar — o Wunder! — gerade die rechte. Man fragt ihn nach dem eigentlichen Sitze

und der Ursache seiner Krankheit; und der Träumer weiß beide auf ein Haar anzugeben. Man fragt ihn nach den Mitteln, die er gebrauchen müsse, um wieder zu genesen; und — o doppeltes Wunder! — er schreibt sie, trotz dem besten Arzte, vor, auch wenn er vorher nie die mindeste ärztliche Kenntniß hatte. Er bestimmt Zeit und Stunde, wann diese Mittel genommen werden müssen, er bestimmt die Größe der Gaben, er sagt ihre Wirkungen voraus, und weiß ganz genau, wann und in welchem Grade er durch den Gebrauch derselben genesen werde. Er weiß, was für Personen zugegen sind, er kann sogar durch's Gefühl Dinge unterscheiden, die er wachend vielleicht mit beiden Augen und allen übrigen Sinnen zugleich nicht unterscheiden konnte. Man läßt ihn z. B. ein beschriebenes oder bedrucktes Papier berühren; und er sagt euch mit geschlossenen Augen, ob die Schrift Deutsch, Lateinisch oder Hebräisch sei. Nicht wahr, das ist doch wunderbar genug!

Und was wollen wir nun dazu sagen, ihr jungen Freunde? Wollen wir die Wahrheit der Nachrichten, die uns davon gegeben werden, in Zweifel ziehn? Aber diese kommen zum Theil von so guten und lieben Leuten her, daß man eine vorsätzliche Erdichtung oder Verfälschung derselben unmöglich argwöhnen kann. Was also? — Das, was wir sagen und urtheilen, wann wir einen geschickten Taschenspieler unglaubliche Dinge verrichten sehn. In diesem Falle denkt oder spricht kein Vernünftiger: das ist ein Wunder! das übersteigt die menschliche Vernunft! das geht mit übernatürlichen Dingen zu! sondern wir Alle, die wir auf einen etwas ausgebildeten Verstand Ansprüche machen, denken und sprechen etwa so: ich weiß zwar nicht, wie der

muthlich würde ich dieselbe Erklärung von ihm gehört haben, wenn es mir möglich gewesen wäre, seinen Gaukeleien beizuwohnen. Ich tröstete mich indeß wegen dieser Unmöglichkeit mit der Hoffnung, daß ich in Zürich bei Freund Lavater wiederfinden würde, was ich in Straßburg verfehlen mußte, und reisete, sobald ich mich einigermaßen wieder hergestellt fühlte, nach Kolmar ab.

Eine herrliche Fahrt! Kunststraßen, so eben, als wären sie mit Dielen belegt, ein Postwesen, wie man es in Deutschland, so weit ich es kenne, nirgends findet, und Landschaften, welche an Fruchtbarkeit, Anbau und Bevölkerung sogar die obere Markgrafschaft Baden hinter sich lassen! Um sich von der erstaunlichen Volksmenge in Oberelsaß einen Begriff zu machen, braucht man nur zu hören, daß auf den Wochenmarkt von Kolmar Leute aus 400 Ortschaften kommen und an dem nämlichen Tage wieder zu Hause fahren können. Also 400 Oerter innerlich eines Umkreises, dessen Halbmesser ungefähr zwei oder drei Meilen beträgt; welche unglaublich große Bevölkerung!

Man fährt auf dieser Straße längs des Vogesischen Gebirges hin, welches den Vorüberreisenden eine große Mannichfaltigkeit von überaus schönen Ansichten darbietet. Jedes Glied in dieser langen Bergkette hat seine eigenthümliche mahlerische Form und Bekleidung; und fast jedes derselben prangt mit den Ueberresten eines Bergschlosses. An den Seiten und am Fuße dieser Berge liegen die Städte, Dörfer und Landgüter so nahe bei einander, daß sie beinahe ein einziger langer, zusammenhängender Ort zu sein scheinen.

Ich war kaum einige Meilen weit durch diese reichen und angenehmen Gegenden hingefahren, als ich

mich auch die bisherige allgemeine Erfahrung aller weisen und aufgeklärten Menschen seit vielen Jahrhunderten, als welche bezeuget, daß bei allen angeblichen Wundern, die in Zeiten geschehen, da man nicht mehr blindlings glaubte, sondern schon zu untersuchen pflegte, immer Täuschung oder Betrug zum Grunde gelegen haben. So denken vernünftige Menschen in Fällen dieser Art; und die Erfahrung hat noch immer bewiesen, daß sie recht daran thaten.

Es ist indeß die Pflicht eines jeden aufgeklärten Menschenfreundes, Erscheinungen dieser Art, wenn er Gelegenheit dazu hat, mit aller ihm möglichen Achtsamkeit untersuchen zu helfen. Ich hatte mir daher vorgenommen, die Entgliederung oder sogenannte Desorganisation, wo möglich, an mir selbst geschehen zu lassen, um zu erfahren, worin die Täuschung eigentlich bestehen möchte; allein meine fortdauernde Kränklichkeit wollte mir nicht gestatten, diejenigen Bekanntschaften zu machen, welche zur Erreichung dieser Absicht nöthig waren. Ich sprach indeß zu Straßburg einen Mann, der aus gleichem Beweggrunde eine solche Verrichtung ohne allen Erfolg an sich selbst hatte vornehmen lassen. Der Wundermann benachrichtigte ihn, daß seine Füße und Beine zuvörderst erkalten würden; allein Füße und Beine blieben warm, wie zuvor. Dann sollte er Kopfschmerzen fühlen; allein der Ungläubige fühlte nichts. Nach einigen andern vergeblichen Versuchen dieser Art erklärte Jener, daß eine gewisse Geneigtheit dazu gehöre, und daß ihm diese fehle. Ver-

---

wer ihr das zutrauen kann, dem muß es wol nicht schwer fallen, auch das Allerungereimteste zu glauben.

muthlich würde ich dieselbe Erklärung von ihm gehört haben, wenn es mir möglich gewesen wäre, seinen Gaukeleien beizuwohnen. Ich tröstete mich indeß wegen dieser Unmöglichkeit mit der Hoffnung, daß ich in Zürich bei Freund Lavater wiederfinden würde, was ich in Straßburg verfehlen mußte, und reisete, sobald ich mich einigermaßen wieder hergestellt fühlte, nach Kolmar ab.

Eine herrliche Fahrt! Kunststraßen, so eben, als wären sie mit Dielen belegt, ein Postwesen, wie man es in Deutschland, so weit ich es kenne, nirgends findet, und Landschaften, welche an Fruchtbarkeit, Anbau und Bevölkerung sogar die obere Markgrafschaft Baden hinter sich lassen! Um sich von der erstaunlichen Volksmenge in Oberelsaß einen Begriff zu machen, braucht man nur zu hören, daß auf den Wochenmarkt von Kolmar Leute aus 400 Ortschaften kommen und an dem nämlichen Tage wieder zu Hause fahren können. Also 400 Oerter innerlich eines Umkreises, dessen Halbmesser ungefähr zwei oder drei Meilen beträgt; welche unglaublich große Bevölkerung!

Man fährt auf dieser Straße längs des Vogesischen Gebirges hin, welches den Vorüberreisenden eine große Mannichfaltigkeit von überaus schönen Ansichten darbietet. Jedes Glied in dieser langen Bergkette hat seine eigenthümliche mahlerische Form und Bekleidung; und fast jedes derselben prangt mit den Ueberresten eines Bergschlosses. An den Seiten und am Fuße dieser Berge liegen die Städte, Dörfer und Landgüter so nahe bei einander, daß sie beinahe ein einziger langer, zusammenhängender Ort zu sein scheinen.

Ich war kaum einige Meilen weit durch diese reichen und angenehmen Gegenden hingefahren, als ich

merkte, daß ich mich zu früh herausgemacht hatte. Meine Krankheit kehrte zurück, und ich vollendete den Rest dieser Tagereise in einer traurigen Gemüthsstimmung. Krank, schwach und mißmüthig kam ich zu Kolmar an, und mußte mich abermahls aufs Bett und in die Arme eines Arztes werfen.

Die größte Merkwürdigkeit von Kolmar hatte ich in Straßburg schon gesehn. Dies war mein ehrwürdiger Freund Pfeffel, den mein guter Geist gerade in den nämlichen Gasthof führte, worin ich selbst abgetreten war. Dieser merkwürdige Mann, der unter den Erziehern, Gelehrten und Dichtern unserer Zeit eine ansehnliche Stelle behauptet, ist, seit seinen Jünglingsjahren, auf beiden Augen blind. Er wurde nämlich, da er in Halle den Wissenschaften oblag, von einer schmerzlichen Augenkrankheit befallen, und reis'te nach Dresden zu einem gerühmten Augenarzte. Allein dieser Marktschreier machte das Uebel zehnmal ärger, als es gewesen war, und der unglückliche junge Mann mußte, schon halb blind und von den empfindlichsten Augenschmerzen gepeinigt, davonreisen. So kam er zu Kolmar an. Herr Borell, ein hiesiger Arzt, der während meines Hierseins auch der meinige war, untersuchte den Zustand seiner Augen, und fand sie unheilbar. Wenn Sie, sagte er, von den Schmerzen, die Sie leiden, frei sein wollen, so ist dazu kein anderes Mittel vorhanden, als — sich beide Augen ausstechen zu lassen! Pfeffel schauderte; allein unvermögend, die Qualen, die er litt, länger zu erdulden, hielt er herzhaft seine kranken, meist schon blinden Augen dem Messer des Arztes entgegen, und — es war geschehen!

Nie habe ich einen Blinden gesehn, dem man die

Blindheit weniger anmerken konnte, als diesem meinen Freunde. Er ist so heiter und vergnügt, als wenn der Verlust des Gesichts ihm keine einzige Lebensfreude geraubt hätte; und er ist so frei und lebhaft in seinen Bewegungen, daß man alle Augenblicke in Versuchung geräth, seine gänzliche Blindheit, die doch leider! augenscheinlich genug ist, in Zweifel zu ziehn. Wenn er von den Unfällen seines Lebens redet, so wird der Blindheit entweder gar nicht, oder nur im Vorbeigehn und zuletzt gedacht. Vergißt sich etwa Jemand, und sagt ihm unbedachtsamer Weise: sehen Sie, lieber Pfeffel! so kann er in ein herzliches Lachen ausbrechen, daß man ihm etwas zumuthet, wozu er doch keine sinnliche Werkzeuge hat. Er erzählte mir sogar von zwei Blindgebornen zu Manheim oder Speier, die sich zuweilen alles Ernstes hinsetzen und die armen Sehenden, die sie die Fünfsinnigen nennen, beklagen sollen, daß sie auf so manche Freude des Lebens, welche den Blinden zu Theil werde, Verzicht thun müßten; vermuthlich weil des Blinden Seele mehr bei sich selbst zu Hause ist, wenn ich so sagen darf, indem sie nicht, wie die unsrige, alle Augenblicke gereizt wird, ihre Aufmerksamkeit und Gedanken auf äußere Gegenstände zu heften; weil sie also durch nichts gestört wird, ihren eigenen Gedanken und Empfindungen nachzuhängen, so lange es ihr beliebt; und weil sie in der größern Schärfe ihrer übrigen sinnlichen Werkzeuge einen Ersatz für den Verlust des fünften Sinnes findet. So wahr ist es, daß jedes Uebel auch sein Gutes mit sich führt, und daß die allgütige Vorsehung in jeden Becher voll bitterer Trübsal, welchen sie den Sterblichen reicht, auch einige mildernde Tropfen süßer Freuden zu schütten pflegt!

Pfeffel wurde durch seine Blindheit nicht gehindert, ein glücklicher Gatte, Vater einer zahlreichen Familie und ein sehr nützlicher Bürger zu werden. Er legte mit seinem und meinem edlen Freunde Lerse eine Kriegsschule zu Kolmar an, die nun schon lange blüht, und den Beifall, den sie von Anfang an erworben hat, noch immer zu erhalten weiß.

Kolmar ist ein alter, unregelmäßiger, aber ungemein bevölkerter Ort. Er hat ungefähr 8000 protestantische und 10,000 Römisch-katholische Einwohner, ungeachtet er nicht halb so groß, als Braunschweig, ist. Die bloße Kattun- oder, wie man hier sagt, Indienne-Fabrik, welche nahe bei Kolmar auf dem Lande liegt, beschäftigt 1800 Menschen. Es ist hier auch der höchste Gerichtshof, oder das Obergericht von Elsaß, vor welchem die Sachen, nach Französischer Weise, öffentlich, und zwar mündlich vorgetragen, bestritten und vertheidigt werden. Dies allein zieht hier immer sehr viele Menschen her, und macht den Ort nahrhaft.

Da Kolmar, so wie der ganze Elsaß, nun schon so lange unter Französischer Botmäßigkeit steht, so kann man nicht umhin, befremdet zu sein, indem man den großen Wohlstand und die außerordentlich starke Bevölkerung wahrnimmt, welche hier, sowol in den Städten als auch auf dem Lande herrschen. Der Französische Zepter gehört doch bekanntlich zu den leichtesten eben nicht, und eine Herde, welche unter eiserner Ruthe geweidet wird, pflegt doch ordentlicher Weise nicht sehr zu gedeihen und nicht sehr anzuwachsen; woher denn hier das Gegentheil? — Die Antwort auf diese Frage scheint folgende zu sein: daher, weil diesem von

ihnen vergönnte, Gott nach ihrer eigenen Weise anzubeten. Wo also kein Glaubenszwang herrscht, da muß, ich wiederhole es, die Bevölkerung zusehends wachsen, und da müssen denn auch Kunstfleiß und Wohlstand verhältnißmäßig vermehrt werden. Kolmar ist ein abermahliger Beweis davon.

Daß doch die Fürsten und Staaten diese eben so große als einfache Wahrheit noch immer nicht ganz begreifen wollen! —

Nachdem ich einigermaßen wieder hergestellt war, reisete ich über Hüningen, eine Französische Festung am Rhein, nach Basel.

17.

Beschreibung von Basel.

Basel hat eine unvergleichliche Lage am Rhein, der hier seinen Lauf ändert, und nicht weiter gegen Westen, sondern gegen Norden fließt. Die Gegend ist in mäßiger Entfernung von einem halben Kreise schöner Berge eingeschlossen, und nur gegen Süden und Westen offen. Das Land um die Stadt herum scheint auch hier, wie im Elsaß und an der Bergstraße, ein einziger großer Garten zu seyn.

Der schöne blaue Rhein fließt mitten durch die Stadt, und theilt sie in zwei Hälften, wovon die eine die größere, die andere die mindere Stadt genannt wird. Beide zusammengenommen haben einen ziemlich großen Umfang, aber nicht mehr als 15,000 Einwohner.

Die größere Stadt ist sehr uneben, das Pflaster schlecht, die Straßen sind enge und krumm, und die Häuser größtentheils von alter, geschmackloser Bauart. Einige Straßen sind so abschüssig, daß man sie nicht befahren

kann. Fast jedes Haus hat, wie bei uns die Wirthshäuser, sein eigenes Zeichen, und wird nach diesem, nicht nach seinem Eigenthümer, benannt, z. B. im schwarzen Bär, im grünen Esel u. s. w. Man glaubt daher eine Stadt voll Wirthshäuser zu sehn. Ueberdas beobachtet man an jedem Hause, und zwar vor einem der Fenster des zweiten Geschosses, entweder zwei gegeneinander über stehende Spiegel, wovon der eine etwas unterwärts gerichtet ist, oder ein Kästchen von Gitterwerk. Beide dienen der Frau des Hauses, Dasjenige, was auf der Straße vorgeht, zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Denn hat sie ein Gitterkästchen vor dem Fenster, so steckt sie das Köpfchen hinein, und kann alsdann durch die Zwischenräume des Gitterwerks gemächlich umherschauen, ohne daß man sie von unten zu Gesicht bekommt. Hat sie hingegen zwei Spiegel vor dem Fenster, so kann sie, indem sie in ihrem Zimmer sitzt, jeden Vorübergehenden in dem einen und in dem andern, unterwärts gekehrten, Diejenigen erblicken, welche sich ihrer Hausthür nähern. Sie weiß daher, noch ehe Jemand gemeldet wird, wer in ihrem Hause angekommen ist.

Diese Einrichtung beweist, dünkt mir, zweierlei: erstlich, daß die Frauen in Basel eben so neugierig, als die unsrigen, sind, und zweitens, daß sie an Eingezogenheit die unsrigen übertreffen müssen; Dieses, weil sie Bedenken tragen, sich am Fenster sehen zu lassen, und Jenes, weil sie auf das Vergnügen, die Vorübergehenden zu mustern, gleichwol nicht Verzicht thun wollen. Ich will indeß nicht in Abrede sein, daß jezuweilen auch wol ein Mannskopf im Gitterkästchen stecken oder seine Augen auf die Straßenspiegel heften möge.

Viele Häuser dieser alten Stadt sind von außen bemahlt, aber auf eine so geschmacklose Weise, daß man nunmehr anfängt, die Farben durch einen weißen Ueberstrich auszulöschen. Einige dieser Mahlereien sollen noch von dem berühmten Holbein herrühren, der seiner unordentlichen Lebensart wegen, sich oft genöthiget sah, zu dem seiner unwürdigen Geschäfte eines Anstreichers zu greifen, um Brot für seine hungrige Familie, und Wein zur Stillung seines eigenen unersättlichen Durstes zu verdienen. Man erzählte mir von diesem liederlichen Künstler folgende lächerliche Geschichte.

Einst, da er übernommen hatte, das Haus eines hiesigen Bürgers zu bepinseln, und die Arbeit zum öftern unterbrach, um in einem nahegelegenen Weinhause seine unmäßige Trinkbegierde zu befriedigen, machte ihm der Bauherr Vorwürfe darüber, und drohete, die Arbeit einem andern zu übertragen, wenn er künftig nicht fleißiger sein werde. Holbein versprach Besserung; und wirklich erblickte der Bauherr am folgenden Tage, so oft er nach dem Gerüste in die Höhe sah, die herabhängenden Beine desselben, und glaubte also, daß seine Warnung gefruchtet habe. Allein, da er diese Beine den ganzen Tag über an einer und ebenderselben Stelle bemerkte, so bewog ihn die Befremdung darüber, hinaufzusteigen, um zu sehn, was der Mann doch so lange an dieser einen Stelle mache. Und siehe! da waren es nicht Holbeins wirkliche, sondern ein Paar gemahlte Beine, die der Schalk, der unterdeß abermahls im Weinhause war, so täuschend gemacht hatte, daß sie, von unten gesehn, seine eigenen wahren Beine zu sein schienen.

Auf der Bibliothek zu Basel, welche unter andern Merkwürdigkeiten auch verschiedene Ueberbleibsel von

Erasmus und Holbein enthält, sah ich das berühmte Buch des erstern: das Lob der Narrheit genannt, zu welchem Letzterer allerlei lächerliche Figuren mit der Feder gezeichnet hat. Eine dieser Figuren stellt das Zerrbild eines Trunkenbolds vor, über welches Erasmus mit eigener Hand den Namen Holbein schrieb; ein Beweis, daß die eben erzählte Geschichte von ihm wol keine Verleumdung seyn mag.

Basel hat eine Hochschule; aber eine so unbedeutende, daß nicht wohl abzusehen ist, warum man sie nicht schon längst hat eingehen lassen. Man versicherte mir, daß die Zahl der hiesigen Beflissenen sich nicht über zwanzig belaufe, so daß wirklich mehr Lehrer als Schüler dawären. Meine eigene Beobachtung stimmte hiemit überein. Denn bei einer öffentlichen gelehrten Streitfeierlichkeit oder sogenannten Disputation, die während meines Hierseins vorfiel, zählte ich wirklich gegen dreißig Hochlehrer und nur fünf oder sechs Beflissene. Man stritt über die Frage: ob man seine Vernunft auch in Glaubenssachen gebrauchen dürfe? Dies wurde nun zwar bejahet; aber der bloße Umstand, daß man diese Frage hier noch für schwankend, d. i. für eine solche hält, worüber für und wider gestritten werden kann, beweiset, daß die Aufklärung über Dinge dieser Art hier noch keine sonderliche Fortschritte gemacht haben könne.

Sonderbar ist es, daß die Uhren in Basel sämmtlich um eine Stunde früher gehn, als die in andern Ländern, so daß es hier schon eins schägt, wann rund umher erst Mittag ist. Die Ursache dieser Abweichung wird verschiedentlich angegeben. Einige setzen sie in die Zeit, da hier eine Kirchenversammlung gehalten wurde. Damahls, sagen sie, lag den geistlichen Herren, welche

hier versammelt waren, mehr ihre eigene Ruhe und Gemächlichkeit, als das Wohl ihrer Herde, der kristlichen Kirche, am Herzen. Sie schliefen daher, von späten Schmausereien müde, bis in den Tag hinein, und erschienen in der Versammlung gemeiniglich viel später, als man festgesetzt hatte. Um sie etwas früher auf die Füße zu bringen, ließ man in einer guten Nacht die sämmtlichen Uhren der Stadt eine ganze Stunde überspringen. Andere wollen den Grund dieser Abweichung in folgendem Vorfalle gefunden haben. Die Bürger von Basel hatten einst einen Aufruhr vor, und zum Ausbruch desselben war die Stunde der nächsten Mitternacht anberaumt worden. Der Rath, hievon benachrichtiget, ließ hierauf in der nächsten Nacht alle Glocken der Stadt die verabredete Stunde überspringen, und, statt zwölf, ein Uhr schlagen. Hierdurch wurden die Empörer irre gemacht. Jeder bildete sich ein, daß er die Stunde verfehlt habe; und weil in der verflossenen Stunde Alles still und ruhig geblieben war, so glaubte Jeder, daß seine Mitverschwornen anderes Sinnes geworden wären. Er hielt sich also gleichfalls ruhig, und aus dem vorgehabten Aufstande wurde nichts. — Andere geben andere Ursachen an.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, so scheint es doch in jedem Falle wenigstens sonderbar, wo nicht ungereimt zu sein, daß man jetzt, da die Ursache zu dieser Abweichung von der gewöhnlichen Stundenzählung nicht mehr vorhanden ist, gleichwol noch immer fortfährt, die Uhren der Stadt um eine Stunde früher gehen zu lassen. — Aber hier haben meine jungen Leser abermahls Gelegenheit, zu lernen, wie unbillig es sei, gewisse Verfassungen zu tadeln, bevor man hinlänglich untersucht hat, ob einer Veränderung oder gänzlichen

Abstellung derselben nicht bis jetzt vielleicht unübersteigliche Hindernisse im Wege lagen? Die Sache verhält sich nämlich so. Schon lange wünschte man, den Stundenschlag der Baselschen Uhren mit dem in andern Ländern wieder gleichförmig zu machen; allein man fand die Sache schwieriger, als sie, von fern gesehn, zu sein scheint. Das Volk ist nun einmahl daran gewöhnt, um 1 Uhr Mittag, um 7 Uhr Feierabend zu haben, und dem Volke etwas Gewohntes wieder abzugewöhnen, ist — die Sache betreffe, welche sie wolle — in der That keine Kleinigkeit. Dennoch war der Rath von Basel einst entschlossen, die Sache durchzusetzen. Er gab Befehl, und die sämmtlichen Uhren der Stadt wurden um eine Stunde zurückgesetzt. Allein was geschah? Alle Geschäfte geriethen in Unordnung; die großen Bandfabriken standen still; es war nahe dabei, daß man einen völligen Aufstand zu besorgen hatte. Was sollte man dabei thun? Die Sache hartnäckig durchsetzen? Das geht sogar in einem herrisch regierten Staate nicht immer, in einem Freistaate vollends gar nicht an. Die weisen Väter dieses kleinen Freistaats fanden, nach vorhergegangener Berathschlagung, für rathsamer, die Sache wieder auf den alten Fuß, als die Ruhe und Wohlfahrt des ganzen Landes um einer solchen Kleinigkeit willen auf das Spiel zu setzen. Die Zeiger der Uhren wurden von neuen um eine Stunde vorgeschoben, und — Jeder ging nun wieder an seine Arbeit. Tadele nun, junger Reisender, aber sage uns auch zugleich, wie man es hätte besser machen können?

Die bürgerliche Verfassung des kleinen Freistaats Basel scheint jetzt eine der weisesten und glücklichsten zu sein. Ehemahls war sie es nicht, und es kostete Mühe, um die Rechte und die Macht des Raths und

der Bürgerschaft in das schöne Gleichgewicht zu bringen, worin sie sich jetzt befinden. Damahls war die Staatsverfassung von Basel völlig aristokratisch, das heißt, die ganze gesetzgebende Gewalt war in den Händen einiger Vornehmen, welche den sogenannten kleinen Rath ausmachten. Zwar hatte man auch einen größern Rath, welcher die Bürgerschaft vorstellte, aber das Ansehn und der Einfluß desselben waren nach und nach zu nichts geworden; der kleinere Rath rief ihn zusammen, aber nur wann er wollte, und nur um Ja! zu sagen zu Dem, was schon beschlossen war. Da ermannten sich einige Edle im Volk, setzten ihr Leben aufs Spiel, rissen ihren unterdrückten Mitbürgern der Knechtschaft Binde von den Augen, damit sie ihre Schmach und ihre Rechte sähen, feuerten sie an und — erregten einen Aufruhr. Dies kostete einigen dieser Vaterlandsfreunde zwar den Kopf; aber ihr Blut war der Same, aus welchem Freiheit und Bürgerglück aufblüheten.

Seitdem muß der große, die Bürgerschaft vorstellende Rath alle 14 Tage zusammenkommen, und jedes Mitglied desselben muß insbesondere gefragt werden: ob es irgend eine Beschwerde, oder irgend einen Vorschlag zum allgemeinen Besten vorzubringen habe? und was auf diese Weise vorgebracht wird, das ist keinesweges in den Wind gesprochen; es wird vielmehr mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit angehört, und wenn es thulich ist, auch wirklich befolgt. Seitdem gehen die Herren des Raths mit den Bürgern, wie gütige Väter mit ihren Kindern, um. Alle Staatsgeschäfte werden öffentlich getrieben, und nach jeder Sitzung des Raths kann jeder Bürger, der es verlangt, sich durch geschriebene Zettel von den Verhandlungen des Tages benachrichtigen lassen. Alle nehmen auch wirklich Antheil

daran, weil Alle nunmehr fühlen, daß sie Glieder einer einzigen Familie sind, in der nichts vorgehn kann, was nicht Allen gleich wichtig sein sollte.

Zu diesem Behufe kommen die Männer täglich in kleinen Gesellschaften zusammen, die man Kämmerli (Kämmerlein) nennt. Hier wird bei einer Pfeife Tabak von nichts als öffentlichen Angelegenheiten geredet. Hier wird der freibürgerliche Geist genährt und Manches abgehandelt, was das gemeine Beste befördern kann. Aller Unterschied der Stände wird dabei gänzlich aus den Augen gesetzt, und der Schneider z. B., wenn er nur sonst ein vernünftiger Mann ist, darf hier gar wol dem angesehensten Herrn des Raths zur Seite sitzen, sein Pfeifchen rauchen, und über Staatssachen mit ihm reden. Nur Eins hat mir an diesen Kämmerli's nicht recht gefallen wollen; dieses nämlich: daß die Mitglieder einer jeden besondern Gesellschaft ungefähr von einem und ebendemselben Alter sein müssen. Die Jünglinge haben ihre Zusammenkunftsörter für sich; die Männer gleichfalls; so auch die Alten und Greise. Aber besser dünkt mir, würde es sein, wenn die Mitglieder von vermischtem Alter wären. Dann würde der Jüngling seine Munterkeit dem Greise, der Greis dem Jünglinge seine Erfahrungen und seine gereiften Einsichten mittheilen können, und Beide würden offenbar dabei gewinnen, dieser an Klugheit, jener an Vergnügen. Auch würde die jugendliche Fröhlichkeit durch den Ernst des Alters gemäßiget und vor Ausschweifungen bewahrt werden; und das würde ein großer Gewinn für die Sitten und für die öffentliche Glückseligkeit sein.

Auch hier, wie überall, klagen rechtschaffene und weise Vaterlandsfreunde über die mit jedem Jahre wei-

ter um sich greifende Ueppigkeit, die, wie ein gefräßiger Wurm, an der Glückseligkeit einzelner Familien und des ganzen kleinen Staates nagt. Diese Klage mag, wenn man das jetzige Basel mit dem ehemahligen vergleicht, gegründet sein; dem Reisenden hingegen, der diese Stadt mit andern Städten von gleichem Umfange zusammenhält, ist sie es nicht. Dieser bemerkt vielmehr hier im Ganzen einen Grad von Einfachheit und Sittenreinigkeit, den er an andern Orten vergebens suchte. Die edle Frau eines hiesigen Meisters, d. i. eines Herrn des Raths, der zugleich Schutzherr und Wortführer einer gewissen Zunft ist, französelt hier in Kleidung, Lebensart und Sitten weniger, als die Frau eines Schneidermeisters in andern großen Städten; und der höchste Grad von Ausschweifung, den man den Männern vorwirft, ist, daß sie sich etwa ein Gartenhäuschen bauen, um ein wenig öfter, als ihre Geschäfte erlauben, darin mit einigen Freunden zusammenzukommen und zu schöppeln, d. i. ein Glas Wein mit einander zu trinken. Daß aber der Ton des Ganzen hier noch auf Nüchternheit, Aufmerksamkeit und Eingezogenheit gestimmt sein müsse, erhellet unter andern aus der tadelnden Benennung, welche das Volk einem Gartenhäuschen dieser Art gegeben hat, indem man es den Friß den Gewinn zu nennen pflegt. — Diejenigen Häuser, worin man hier Ueppigkeit in höherem Stil bemerkt, sind so selten, daß sie für eine Ausnahme gehalten werden müssen.

Die hiesigen Bandfabriken, die größten und blühendsten dieser Art, sind zu bekannt, als daß ich sie zu nennen brauchte. Ueberhaupt aber herrscht in und um Basel herum ein Kunstfleiß, und daher auch ein Wohlstand, welche Beide für Einen, der aus Niedersachsen

hieher kommt, ungemein auffallend sind. Zum Beweise, wie sorgfältig der aufmerksame Baseler Alles, was nutzbar ist, zu benützen sucht, mag unter andern folgende kleine Beobachtung dienen.

Ich machte in Gesellschaft einiger Freunde eine Lustfahrt aufs Land, und wir fuhren bei einem Acker vorbei, der durch sein buntschäckiges Ansehn meine Aufmerksamkeit schon von fern auf sich zog. Wir kamen näher, und nun sah ich mit Verwunderung, daß der ganze Acker mit wollenen Lappen von allerlei Farben besäet war. Was bedeutet das? fragte ich einen meiner Begleiter; hat etwa ein Schneider seine Werkstatt hier gehabt? Das nicht; antwortete Jener. Was Sie sehen, ist Dünger. Diese Lappen gewähren, wenn sie untergepflügt werden, dem Lande eben so viel neue Fruchtbarkeit, als der beste Mist. Sie sehen, wir Schweizer verstehen uns ein wenig darauf, Vortheil auch aus solchen Dingen zu ziehn, welche man anderwärts als unnütz wegzuwerfen pflegt.

Ich wünschte, daß meine jungen Leser das Vergnügen, welches ich bei Bemerkungen dieser Art empfinde, mit mir theilen möchten. Es sei mir daher vergönnt, ihnen die Gründe darzulegen, warum ich mich jedesmahl so herzlich freue, so oft ich Gelegenheit habe, irgend ein neuerfundenes Mittel wahrzunehmen, wodurch Nahrung, Gewerbe und öffentlicher Wohlstand befördert werden. Ich empfinde bei solchen Gelegenheiten zuvörderst recht große Freude über das fortschreitende Umsichgreifen des menschlichen Verstandes, über die vermehrte und vervielfältigte Thätigkeit der menschlichen Kräfte. Der Mensch, mit seinen hohen Seelenfähigkeiten, wird mir dann immer ehrwürdiger, und ich fühle mich groß und stolz bei dem Gedanken, daß diese Menschen meine

Brüder sind, und daß auch ich ein Mensch bin. Aber ich habe bei dergleichen Gelegenheit auch eine andere Ursache zur Freude; diese nämlich:

Jeder, der ein wenig um sich her zu schauen gewohnt ist, weiß, wie sehr die Bedürfnisse der Menschen seit einiger Zeit vervielfältiget worden sind, und wie so Mancher dadurch nach und nach in den Fall kommt, daß seine Einnahme den immer wachsenden Ausgaben nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermag. Es gehört mit jedem Jahre mehr dazu, seinem Stande gemäß zu leben, seinem Stande gemäß sich zu kleiden, seinem Stande gemäß zu wohnen und eingerichtet zu sein, seinem Stande gemäß zu essen und zu trinken, seinem Stande gemäß sich zu vergnügen und mit den Leuten desselben Standes in gesellschaftlicher Verbindung zu stehen, es mag nun unser Stand entweder der eines Besenbinders oder der eines Staatsministers sein. Die Einnahme hingegen ist in vielen Familien aller Stände geblieben, wie sie vor hundert und mehr Jahren war, da man viele von denjenigen Bedürfnissen, welche heutiges Tages zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden, noch gar nicht kannte. Und was ist nun die Folge davon?

Diese: daß die Menschen überhaupt, besonders die Hausväter, von drückenden Nahrungssorgen, oft sogar von ganz niederschlagenden Sorgen über Schuldenlast geängstiget werden; diese, daß das Mein und Dein immer wichtiger für die Menschen wird, daß sie darüber, auch in Ansehung der geringsten Kleinigkeiten, weniger als jemahls Spaß verstehn, und mehr als jemahls sich darüber einander beneiden, anfeinden und verfolgen; diese endlich, daß die Versuchung zu Uebervor-

theilungen, Betrügereien, Unterdrückungen und Schurkereien dadurch immer stärker und unwiderstehlicher wird. Bei dieser Lage der Sachen scheint es mir also eine recht große Wohlthat für die Menschheit zu sein, neue Mittel zum Erwerb und zur Ersparung zu erfinnen, neue Nahrungszweige für sich und seine Mitmenschen zu erdenken oder vervollkommnen zu helfen, und überhaupt dazu behülflich zu sein, daß mehr erworben und weniger verschwendet werde. Deßwegen also freue ich mich so sehr, so oft ich kleine oder große dahin abzweckende neue Erfindungen, Anstalten oder Anlagen sehe, und ich würde mir kein geringes Verdienst um die Menschheit zu erwerben glauben, wenn ich diese Denkart allen meinen jungen Lesern einzuflößen im Stande wäre. Möchten sich doch recht Viele unter ihnen finden, die sich und mich und andere Menschen lieb genug hätten, um mir zur Erwerbung dieses hohen Verdienstes behülflich zu sein, und sich auf der Stelle zu entschließen, sowol für ihre eigene Person so sparsam und erwerbsam, wie möglich, zu sein, als auch Alles, was die Sparsamkeit und Erwerbsamkeit bei andern Menschen befördern kann, nach Möglichkeit zu begünstigen, zu empfehlen und verbreiten zu helfen!

Man bemerkt zu Basel, wie in allen Berggegenden, eine Menge Leute, besonders weiblichen Geschlechts, mit geschwollenen Hälsen oder sogenannten Kröpfen, und es ist in solchen Gegenden beinahe eine Seltenheit, eine Person zu sehn, welche ganz und gar nichts davon an sich hat. Die wahre Ursache dieses Uebels scheint mir bis jetzt noch nicht entdeckt zu sein. Einige haben gesagt: es rühre von der Bergluft her; Andere: das Wasser solcher Berggegenden, das reinste und gesundeste, welches man trinken kann, sei Schuld daran! Aber,

wenn das Eine oder das Andere die Ursache ist, woher kommt es denn, daß nicht eben so viele Männer, als Weiber, mit diesem Uebel behaftet sind, da doch Beide einerlei Luft und einerlei Wasser genießen? Wiederum hat man gesagt: es rühre dieses vornehmlich daher, weil die Weiber und Mädchen in bergigen Gegenden gemeiniglich viel auf dem Kopfe zu tragen pflegen, wodurch ihr Hals auf eine unnatürliche Weise hervorgepreßt werde; aber da muß ich abermahls fragen: woher kommt es denn, daß das vornehme Frauenzimmer, welches, außer seinem Kopfputze keine Lasten zu tragen gewohnt ist, in solchen Gegenden gleichwol eben so gut, als die Weiber der niedrigen Stände, seinen Kropf für sich zu haben pflegt? Und woher kommt es, daß die Harzweiber, die, so weit ich sie beobachtet habe, Alles auf dem Rücken, und niemahls oder selten etwas auf dem Kopfe tragen, diesem Uebel eben so sehr, als andere Bergbewohnerinnen, unterworfen sind?

Ich habe eine Vermuthung. Ob sie gegründet sei, mögen die Aerzte untersuchen. Hier ist sie!

Die Berggegenden haben, in Ansehung der Luftbeschaffenheit, dies Besondere, daß daselbst Hitze und Kälte, und zwar Beide in hohem Grade, öfter und schneller mit einander abzuwechseln pflegen, als auf dem platten Lande. Jetzt ist der Himmel entwölkt, die Sonnenstrahlen schießen gegen die hohen und zum Theil felsigen Bergwände, und werden von denselben zurückgeworfen; der Wind hat sich entweder ganz gelegt, oder er kommt gerade von einer Gegend her, wo die Berge ihm entgegenstehn und ihn hindern, in das Thal zu blasen; die Luft steht still; es entsteht eine schreckliche Hitze, und Menschen und Thiere schmachten. Jetzt sieht man die Weiber ihre Hälse entblößen, welche des Nachts und

des Morgens, wo es in solchen Gegenden kalt zu sein pflegt, mit Tüchern eingehüllt gewesen waren. Nicht lange, so dreht sich der Wind, so steigen Wetterwolken aus dem Gebirge hervor, so donnert's und blitzt's; und in einem Nu! ist die Luft, welche einige Minuten vorher noch von Sonnenhitze glühte, bis zu einem empfindlichen Grade abgekühlt. Noch ehe die Weiber das Bedürfniß, zu ihren weggelegten Halstüchern zu greifen, fühlen, ist die starke Ausdünstung ihrer an Bedeckung gewöhnten Hälse zurückgetreten, stockt, und verursacht Geschwulst. Der Kropf ist fertig.

Die Männer, welche ihre Hälse seltener entblößen, kommen seltener in den Fall; und in platten Gegenden, wo die Abend- und Morgenzeit, so wie die Nacht minder kühl zu sein pflegt, sind die Weiber weniger gewohnt, ihre Hälse einzuhüllen; und wenn sie sich etwa, bei einer außerordentlichen Sommerhitze, einmahl ungewöhnlich stark entblößen, so sind sie seltener einer plötzlichen Erkältung ausgesetzt, weil Hitze und Kälte in ebenen Gegenden nicht so plötzlich und nicht so stark mit einander abzuwechseln pflegen. Daher auch selten Kröpfe unter ihnen!

Wäre nun diese meine Bemerkung gegründet, so wäre auch zugleich das Mittel, die Kröpfe aus der Welt zu schaffen, glücklich entdeckt. Man müßte nämlich den Bergbewohnern rathen, ihre Kinder von der Wiege an zu gewöhnen, in jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung die Hälse entweder niemahls zu bedecken, oder immer und ohne Ausnahme bedeckt zu halten. Das Letzte würde beschwerlich, und nicht so leicht von ihnen zu erhalten sein; deßwegen würde ich ohne Bedenken das Erste empfehlen. Nachtheilige Folgen hätte man auf keine Weise zu besorgen; denn warum sollte der Hals nicht eben so gut, als Gesicht und Hände, an eine beständige Ent-

blößung gewöhnt und gegen jeden Eindruck einer abwechselnden Hitze und Kälte abgehärtet werden können? Die Sache ist wichtig; sie verdiente von erfahrnen Aerzten geprüft und dann durch Versuche völlig ausgemacht zu werden.

Es ist merkwürdig, daß die beiden Hälften der durch den Rhein getheilten Stadt Basel sich, was den großen Haufen betrifft, eben so herzlich hassen, als die beiden durch den Main getrennten Städte Frankfurt und Sachsenhausen, ungeachtet jene, wie diese, von Bürgern eines und ebendesselben Staats bewohnt werden. Sonderbar! Gleichsam, als wenn das Wasser eines zwischenfließenden Stroms alle Empfindungen von Bürgerliebe auszulöschen vermögend wäre! Bei dem Pöbel von Basel wird dieser gegenseitige unbürgerliche Haß durch eine Kleinigkeit genährt, von der ich mich wundere, daß sie der Aufmerksamkeit der weisen Väter dieses Freistaats entgangen zu sein scheint. In einem Thurme nämlich, an dem einen Ende der Rheinbrücke, ist eine Uhr, und außerhalb des Thurms ein steinerner Mohrenkopf, der mit jener dergestalt in Verbindung steht, daß er in jeder Secunde eine scheußlich lange Zunge gegen die mindere Stadt ausstreckt und jedes Mahl wieder einzieht. Offenbar scheint diese niedrige Witzelei auf eine Verachtung der Bürger der mindern Stadt von Seiten der Einwohner der größern zu deuten; und offenbar trägt dieser ungesittete Spaß noch immer viel dazu bei, den gegenseitigen Haß der beiden Bürgerschaften zu unterhalten und auf die Nachwelt fortzupflanzen. Denn gerade solche elende Dinge sind es, welche auf die Gemüther des Pöbels am allermeisten wirken; und ich würde daher, wenn ich ein Mitglied des Baseler Raths wäre, keinen Augenblick säumen, auf das nachdrücklichste darauf anzutragen, daß dieser dum-

men Witzelei ein Ende gemacht würde, indem man dem Kopfe die häßliche Zunge ausrisse. Wollte man ja ein sogenamntes **Wahrzeichen** an dieser Stelle haben, wovon der reisende Handwerksbursche in seiner Heimath zu erzählen hätte, so würde ich rathen, dem Uhrwerke eine solche Einrichtung zu geben, daß bei jeder Secunde sich eine Hand mit einem Oelzweige gegen die mindere Stadt ausstrecken müßte. Warum? Das werden meine jungen Leser wol von selbst errathen.

18.

Reise von Basel über die vier Waldstädte nach Schafhausen und nach dem Rheinfalle.

Diese Reise, welche zehn Meilen beträgt, gehört unter die angenehmsten, die man machen kann. Der Weg läuft größtentheils zwischen einer doppelten kleinen Bergreihe hin, die überall sehr mahlerische Ansichten bildet, und durch ein fruchtbares Thal getrennt wird, welches dem hier noch jugendlichen und daher muthwilligen Rheine zur Laufbahn dient. Ich nenne ihn **muthwillig**, weil er in allen diesen Gegenden nicht, wie ein alter, bedächtiger Strom, der schon manches Land durchstrichen hat und sich nun seinem Ende naht, langsam dahinwallt, sondern, wie ein rascher Jüngling, der die Fülle seiner Kräfte nicht zu lassen weiß, und die große Lebensreise mit Laufen, Hüpfen und Springen beginnt, dahinströmt. Er fließt hier nicht, sondern er schießt mit der Schnelligkeit eines Pfeils dahin, tobt zwischen den Felsenwänden, die ihn einschränken, lärmt, schäumt und bäumt sich bei den Steinmassen, die ihm im Wege liegen, und die er mit sich fortzureißen vergebens strebt. Und was richtet er durch all' sein Poltern aus? Und was nützet er dabei

der Welt? — Nichts! Kaum daß er einen kleinen Fischerkahn zu tragen vermag. Frachtschiffe von einigem Belang zu führen, und dadurch Handel und Gewerbe zu befördern — dazu ist er unvermögend.

Dein Bild, o Jüngling, der du Alles mit leidenschaftlicher Hitze unternimmst, und den Weg der Geschäfte, der regelmäßig gegangen, aber nicht im Sturme unordentlich durchhüpft sein will, mit Laufen, Springen und Koboltschießen beginnst! —

Die sogenannten vier Waldstädte, Rheinfelden, Geckingen, Laufenburg und Waldshut, welche man auf diesem Wege berührt, haben eine wunderschöne, zum Theil sehr mahlerische Lage; besonders Laufenburg. Hier wird der Rhein durch Felsenwände so enge zusammengepreßt, daß sein Bett kaum eine Breite von 15 bis 20 Schritt behält. Und in ebendiesem bedrängten Zustande muß er nun noch obenein sich einige Ellen hoch von einem schroffen Felsen hinabstürzen, wobei er sich entsetzlich geberdet, und dermaßen schäumt, daß sein vorhin blaues Gewässer eine ganze Strecke lang das Ansehen hat, in Milch verwandelt zu sein. In dem Städtchen selbst ragt auch ein schroffer Fels in die Luft empor, auf dem ein altes, halb verfallenes Bergschloß mit einer Kirche steht, welches in dem Gemählde der ganzen wilden und wundersamen Gegend eine vorzügliche Wirkung thut.

Diese Waldstädte haben ihre Benennung von dem, an den Ufern des Rheins anhebenden und weit in Schwaben fortlaufenden sogenannten Schwarzwalde, einem rauhen waldigen Gebirge, welches zum Theil dem Hause Oesterreich, zum Theil aber auch dem Herzoge von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden, und verschiedenen Grafen und Herren gehört. Die

vier Waldstädte selbst stehen unter Oesterreichischer Botmäßigkeit.

Man glaubt hier plötzlich in ein von Deutschland weit entferntes Land gekommen zu sein; so sehr unterscheiden sich die Bewohner dieser rauhen Waldgegenden von andern Deutschen, durch Kleidung, Sprache und Sitten. Die Sprache ist schon schweizerisch, und die Kleidung der Männer, welche schwarz ist, besteht in einem kurzen, faltenreichen Jäckchen, langen und weiten Pumphosen, einem hohen und spitzigen Hute, in Form eines Zuckerhuts, und in einem weißen Halskragen, dergleichen man bei uns nur noch auf alten Bildnissen zu sehen gewohnt ist. Sie tragen dabei einen langen, gemeiniglich pechschwarzen Judenbart, der ihnen vollends ein sehr altfränkisches und ausländisches Ansehen giebt. Die weibliche Tracht nähert sich jener, welche den Vierländerinnen auf dem Hamburgischen Gebiete eigen ist. Sie besteht nämlich aus einem rothen, mit grünen Streifen belegten Mieder, einem in unendlich viele Falten gelegten Rocke von gleicher Farbe, rothen Strümpfen, einer messingenen Leibkette, langen, herabhangenden Haarflechten, und einem kleinen weißen Strohhute mit vier Ecken. Einen solchen unförmlichen Sommerhut sieht man auch, statt des oben beschriebenen spitzigen Huts, verschiedene Männer tragen.

Die herrschende Religion dieser Gegend ist die katholische. Man hört daher auch von Leuten, die Einem hier begegnen, nicht den in protestantischen Ländern gewöhnlichen Gruß: Guten Morgen! oder, Guten Tag! sondern den unter Katholiken üblichen, einem protestantischen Ohre etwas sonderbar klingenden: Gelobt sei Jesus Christus! worauf man nicht etwa: großen Dank! sondern: in Ewigkeit! erwiedern muß. Wozu

diese frömmelnde Sprache bei Gelegenheiten, wo doch wol schwerlich Jemand bei Dem, was er so aus bloßer Gewohnheit sagt, auch nur im mindesten etwas den Worten Gemäßes zu denken pflegt?

In meinem Leben habe ich nicht mehr Bettler gesehn, als hier, in der Gegend der vier Waldstädte; und in meinem Leben habe ich die hohe menschliche Natur nicht mehr erniedriget gesehen, als hier. Sie bitten und flehen nicht bloß, wie anderwärts; nein! sie werfen sich vor euch schon von fern haufenweise auf die Knie und beten euch an! Ein schändlicher Anblick! — Vor einigen Jahren kam der Kaiser durch diese Gegenden; wäre er doch damahls wirklich unerkannt geblieben, um von diesen Unglücklichen eben so, wie andere Reisende, angefallen zu werden! Der Anblick würde sein großes Herz empört, und der Schutzgeist der Menschheit würde seiner erhabenen Seele den Gedanken zugeflüstert haben: was nützt es, auf die Erweiterung deiner Staaten und auf die Vermehrung deiner Unterthanen zu denken, so lange noch so viele deiner angeerbten Unterthanen im Elende seufzen, und unter die Würde der Menschheit so tief erniedriget sind? Des großen Menschenfreundes Wangen würden bei diesem Gedanken geglüht haben, und sicher würde der Vorsatz in seiner Seele zur Reife gekommen sein: erst will ich mein angeerbtes Volk beglücken, und nur dann erst, wenn kein Elender, den menschliche Hülfe retten konnte, in meinen Staaten mehr zu finden ist, nur dann erst will ich umherschauen, ob in andern Ländern der Unglücklichen mehr sind, welchen ich meinen Schutz und meine Hülfe anbieten kann. — Aber ach! die guten Fürsten lernen meistentheils nur die glänzende Seite ihrer Staaten kennen, auch wenn sie dieselben noch so oft bereisen, weil die sie überall umgebenden

Schmeichler und die kleinen Volkstyrannen und Volks-unterdrücker Alles, was die Augen ihnen eröffnen könnte, zu entfernen, und Alles, was die gewünschte Täuschung nur immer zu befördern vermag, ihnen überall in den Weg zu bringen wissen. Das ist sehr traurig! Das ist ein großes Unglück für die Menschheit!

Der Tag, an welchem ich nach Schafhausen reisete, war so heiter, daß am Himmel auch nicht das kleinste Wölkchen zu sehen war. Als ich aber jenseits Waldshut, wo das nördliche Ufer des Rheins, auf welchem der Weg hinläuft, zu einer beträchtlichen Anhöhe anschwillt, meine Augen gegen Süden richtete, stutzte ich bei dem plötzlichen Anblicke einer langen Wolkenbank, welche hell wie Schnee und glänzend wie Eis über die gegenüberstehenden Berge hoch emporragte. Wo ist denn, fragte ich meinen Gefährten, auf einmahl jenes Wolkengebirge hergekommen? Mein Freund blickte hin; aber noch ehe er mir antworten konnte, entdeckte ich meinen Irrthum, und bemerkte mit Erstaunen, daß Das, was ich für glänzendes Gewölk gehalten hatte, eine Reihe von Gletschern oder Eisbergen war, die sich durch die Kantone Glarus und Bern erstrecken. Einen erstaunenswürdigern Anblick habe ich nie gehabt! Ich ließ unser Fuhrwerk halten, und übergab mich ganz den Empfindungen der Bewunderung, welche dieses prächtige Schauspiel Jedem, der es zum ersten Mahl sieht, nothwendig einflößen muß.

Jetzt fuhren wir weiter. Die Anhöhe senkte sich, und der Weg lief abermahls zwischen niedlichen kleinen Bergen hin, welche sehr mahlerische Landschaften bilden. Aber die erhabenen Gletscher wurden uns entrückt; und hin war mein Geschmack an allen den andern Schönheiten der Natur, welche die niedlichen kleinen Berge mir dar-

boten. Ich zürnte diesen Bergen, weil sie mir die Aussicht nach den Gletschern benahmen. Hätte es bei mir gestanden, sie wären bis zum Mittelpunkte der Erde versunken; so gram war ich ihnen! so wenig hatte ich forthin Sinn für irgend eine andere Naturschönheit, außer den erhabenen Schönheiten der einmahl gesehenen Gletscherbühne!

Siehe da! dachte ich endlich, nachdem meine Bemühung, jenes großen Anblicks noch einmahl theilhaftig zu werden, immer fruchtlos blieb, — wie weislich der gütige Himmel uns die Aussicht in das künftige Leben versperrt hat! Würde uns hienieden nur ein einziges Mahl ein deutlicher Anblick der höhern Freuden gewährt, welche dort unser warten, so wäre jeder Freudengenuß für dieses Leben dahin! Die größten Wohlthaten Gottes, deren wir jetzt mit Dank und Freude genießen, würden forthin uns anekeln, weil sie nicht Das wären, was wir von den Seligkeiten eines andern Lebens schon gekostet hätten. Todt wäre uns die ganze Natur mit allen ihren herrlichen Reizen; wir würden uns hinaussehnen aus dieser dürftigen Welt; wir würden an Allem, was darin vorgeht, keinen Antheil nehmen, und über dem Sehnen und Streben nach einem bessern Lande würden wir für das gegenwärtige unbrauchbar und verloren sein. Wohl uns, daß der gütige Himmel uns die Aussicht in das künftige Leben so weislich versperrt hat!

Erst in der Gegend von Schafhausen wurde uns der erhabene Anblick der Gletscher noch einmahl gewährt. Darüber verlor ich aber auch vollends jedes Gefühl für jede kleinere Naturschönheit, woran die Lage dieser Stadt so reich ist. Dies Letzte weiß ich nur geschichtlich; gefühlt habe ich es nicht.

Schafhausen liegt am Rheine, welcher schon von hier

an, bis nach Laufen — eine halbe Stunde davon — ein so abhängiges Felsenbett hat, daß diese ganze Strecke ein einziger großer Wasserfall genannt werden kann. Es geht hier eine merkwürdige hölzerne Brücke über denselben, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist. Denn ungeachtet sie eine Länge von eben so viel Fuß hat, als Tage im Jahre sind — nämlich dreihundert und fünf und sechzig — so bedarf sie doch eigentlich keines einzigen Pfeilers, weil sie durch ein künstliches, sogenanntes Hängewerk gehalten wird. Zwar ruht sie jetzt wirklich auf einem, von der ehemahligen steinernen Brücke übrig gebliebenen Pfeiler; aber wenn es nach dem Kopfe des Baumeisters gegangen wäre, so würde man auch diesen weggerissen haben. Man scheint indeß wohl gethan zu haben, ihm hierin nicht gefolgt zu sein; denn ungeachtet die Brücke noch nicht gar lange steht, so hat sie sich doch schon so sehr gesenkt, daß dieser Pfeiler ihr jetzt in der That recht wohl zu Statten kommt. Das Wasser des Rheins ist hier so blau, daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, daß es wirklich gefärbt sei; aber wenn man mit einem Glase daraus schöpft, so ist das Geschöpfte so klar und weiß, als Kristall.

Mitten in Schafhausen erhebt sich ein kleiner runder Berg mit einer alten Burg, worauf Derjenige, der nicht kurz vorher die Gletscher gesehen hat, einer sehr reizenden Aussicht genießt. Ich war zwar oben; genoß aber, der gesagten Ursache wegen, nichts davon.

Diese Stadt ist um vieles kleiner als Basel; auch zählt sie nicht über 9000 Einwohner. Sie hat übrigens größtentheils eine eben so alte Bauart, als jene.

Der Hauptzweck meiner Reise hieher war, den berühmten Rheinfall bei Laufen, eine halbe Stunde unter Schafhausen, zu sehn. Ich begnügte mich daher,

nur eine und die andere angenehme Bekanntschaft zu machen; worauf wir denn in Begleitung einiger neuen Freunde hinfuhren, um jenes merkwürdige Schauspiel in Augenschein zu nehmen.

Meine Erwartung wurde hier keinesweges getäuscht; aber ich bedaure, daß ich wahrscheinlicher Weise die meiner jungen Leser werde täuschen müssen. Denn, nicht wahr, ihr vermuthet, daß ich, gleich andern Reisenden, bei diesem prächtigen Wasserfalle mit klopfendem Herzen, zitternden Gliedern, weitaufgesperrten Munde und mit einer Thräne im Auge dastehn und euch ein entzückungathmendes O! und Ach! nach dem andern vorkrähen werde? Meint ihr? Nun so hört denn, was geschah!

So wie wir die Stadt verlassen hatten, hörten wir allmählig den Donner des noch fernen Wasserfalls, wie das dumpfe Getöse eines weithin aufsteigenden Gewitters. Das Getöse nahm zu, jemehr wir uns näherten, und meine Erwartung wurde immer stärker gespannt. Jetzt kamen wir auf einem der beiden Berge an, zwischen welchen der Rhein sich herabstürzt, und das große Schauspiel lag vor unsern Augen.

Herrlich! rief ich aus; sprang hurtig aus dem Wagen und stand und weidete eine gute Weile die Augen an einem Naturgemählde, welches wirklich über die Maßen groß und schön ist. Man stelle sich einen schon ziemlich mächtigen Strom vor, welcher einen ungefähr 12 Klafter hohen Felsen hinabstürzt. Wie das lärmt und schäumt! Wie das sprudelt, sich bäumt, woget und kreiset! Und wenn nun vollends die Sonne darauf scheint, wie dann der Regenbogen auf der staubenden, milchweißen Wasserwolke absticht! — Herrlich! sagte ich; fühlte aber in der That weder Herzklopfen, noch Zittern der Glieder.

Ich blickte von neuen hin; ich richtete meine Augen auf die alten Steinmassen, welche oben auf dem Felsen, gleich Thürmen, aus dem Wasser hervorragen und der Wuth des gewaltig reißenden Stroms spotten; dann auf den angrenzenden Felsenberg, auf dessen Gipfel das Bergschloß Laufen senkrecht in den Wasserfall hinabschaut *); dann auf die Drahtmühle, welche hart am Wasserfall auf eben dem Felsen liegt, von dem der Strom sich hinabstürzt und von dem fallenden Wasser desselben getrieben wird; dann auf die ganze umliegende, halb wilde, halb mit Wein bepflanzte Berggegend, und sagte abermahls: herrlich! fühlte aber noch immer weder Herzklopfen, noch Zittern in den Gliedern.

Jetzt stiegen wir den Berg, worauf wir standen, vollends hinab, setzten uns unterhalb des Wasserfalls in einen langen, aber äußerst schmalen Fischerkahn, und fuhren durch das wirbelnde und wogende Wasser, welches sich lange von seinem Falle nicht erholen kann, nach dem gegenseitigen Ufer. Hier ist, an eben dem Felsen, auf welchem das Schloß Laufen steht, bis in den Wasserfall hinein, ein hölzernes Gerüst errichtet, auf welchem man den herabschießenden, donnernden Strom mit Händen greifen kann, und wo Jeder das Andenken seines Hierseins dadurch zu verewigen pflegt, daß er seinen Namen in den Felsen gräbt **). Aus dem schäumenden, milch-

*) Dessen Erbauer aber von Wasserfällen kein sonderlicher Freund gewesen sein muß, weil er nach der Seite des stürzenden Stroms, wenn ich mich anders recht erinnere, auch nicht ein einziges Fenster angebracht hat.

**) Selbst Joseph II. hatte diesen Felsen gewürdiget, seinen geheiligten Namen mit Bleistift daran zu schreiben, worüber vermuthlich eine fremde Hand eine Kaiserkrone gezeichnet hatte.

weißen Wasserberge, welcher am Fuße des Wasserfalls sich unablässig in die Höhe bäumt, sieht man Lachse hervorspringen, welche den pfeilschnellen Strom vergebens zu ersteigen streben. Der Wasserdonner ist hier so laut, daß man kaum sein eigenes Wort davor vernehmen kann. — Herrlich! herrlich! sagte ich hier abermahls; aber mein Herz wollte noch immer nicht zerspringen, und wenn meine Wangen von Zeit zu Zeit benetzt wurden, so geschah es nicht von empfindsamen Thränen, sondern von dem Wasserstaube, der das Gerüst, worauf wir standen, wie ein feiner Nebel benetzt.

Und woher rührte denn diese ungewöhnliche Mäßigung meiner Empfindungen? Und wie kam es, daß ich an dieser Stelle nicht ebendieselbe Rührung empfand, welche so viele andere Reisende daselbst empfunden zu haben erzählen? Ist mein Empfindungsvermögen etwa schon so ausgetrocknet, daß ich einem so großen und schönen Naturauftritte mit Gleichgültigkeit beiwohnen kann? Das sollte mir sehr leid thun. Kann ich doch aber, so alt ich bin, bei einem vollen Apfelbaume mit dem warmen Vollgefühle eines empfindsamen Jünglings stehn, und den Segen Gottes, der daran hängt, mit einer Thräne im Auge bewundern! Auch habe ich ja nicht gesagt, daß ich gleichgültig blieb; ich gestand bloß, daß ich keine leidenschaftliche Entzückung bei mir verspürte? Und woher dieses? Durch eine einzige Vorstellung, die sich mir hier, vielleicht zur Unzeit, aufdrang, und die ich nicht wieder los werden konnte.

Der Rhein kam mir nämlich hier gerade wie ein junger Feuerkopf, Genie genannt, in derjenigen Bedeutung vor, worin man dieses Wort seit ungefähr zehn Jahren in Deutschland zu nehmen gewohnt ist, und nach welcher es einen zwar kraftvollen, aber aufbrausenden jungen

Geist bedeutet, der etwas Ungewöhnliches, Seltsames und Auffallendes darbietet, sich über Sitten, Gebräuche und Wohlanständigkeit hinwegsetzt, nicht anders, als aus innerem Drange und im Sturme handeln zu können wähnt, und daher zu keinem einzigen, nach Zeit und Ort bestimmten regelmäßigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens tauglich ist. Den seltsamen Luftsprüngen eines solchen Kraftgeistes ein Weilchen zuzusehn, mag etwas ganz Unterhaltendes sein. Ich habe mich selbst wol manchmahl daran ergetzt; aber in Entzückung darüber zu kommen, und außer mir zu gerathen — das habe ich nie gekonnt.

Gerade so kam mir nun auch, wie gesagt, an dieser Stelle der Rhein vor. Die Luftsprünge, die er hier und an einigen andern Orten macht, schienen mir in der That schauderhaft schön zu sein; aber ich konnte mich dabei der Frage nicht erwehren: wozu nützen sie denn? Wird irgend etwas zum Besten der menschlichen Gesellschaft dadurch bewirkt? — Ganz und gar nicht; sie sind vielmehr gerade Das, was den Strom in dieser Gegend hindert, den Menschen nützlich zu werden. Wäre der Rhein hier minder Genie, ginge sein Strom, wie andere ehrliche Flüsse, fein gemäßiget und regelmäßig einher, so könnte er Handlung und Gewerbe befördern, so könnten die Erzeugnisse beider Indien, zum Vergnügen und Nutzen der Bewohner dieser Gegend, auf seinem Gewässer bis nach Schafhausen und Konstanz schwimmen. Das kann er nunmehr nicht; und was kann er denn? Das Auge des Müßigen ergetzen; allenfalls auch Stoff zu dichterischen Gemählden liefern und — eine mahlerische Reisebeschreibung aufstutzen helfen! Und darüber sollte ich Herzklopfen empfinden? Das sollte mir Thränen ins Auge locken?

Wir reiseten noch denselben Abend nach Lauchingen, einem zwei Meilen von hier belegenen Dorfe, zurück, und hatten die Ehre, in eben dem Bette zu übernachten, in welchem einige Jahre vorher Se. Majestät, der Deutsche Kaiser, ausgeruhet hatte.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Neunzehntes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Dritter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

I. Kommodore Birons Reise um die Erde.
II. Kapitän Wallis Reise um die Erde.
III. Kapitän Carterets Reise um die Erde.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Dritter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

I. Kommodore Birons Reise um die Erde.
II. Kapitän Wallis Reise um die Erde.
III. Kapitän Carterets Reise um die Erde.

Vorrede.

Ich liefere hier den dritten Theil meiner Reisebeschreibungen für die Jugend; der vierte wird zur Ostermesse erscheinen. Der fortdauernde Beifall, womit man auch diese meine kleine Bemühung für die junge Nachwelt belohnt, ist mir ein ermunternder Beweis, daß ich die Zwecke, die ich dabei vor Augen hatte, nicht ganz verfehlt haben müsse.

Ich habe hier drei Reisen zusammengenommen, welche nicht wohl von einander getrennt werden konnten, theils weil sie alle drei einen und ebendenselben Zweck hatten, theils weil einerlei Karte dabei zum Grund gelegt werden konnte. Es sollten nunmehr die Cookschen Entdeckungsreisen folgen. Um indeß das Unangenehme der Einförmigkeit zu vermeiden, werde ich diese noch zurückhalten, und in

Einleitung.

Bald nachdem der König von Großbritannien, Georg III., zur Regierung gekommen war, faßte er den Entschluß, Schiffe auszusenden, welche unbekannte Länder entdecken sollten. Es schien nämlich höchstwahrscheinlich zu sein, daß sowol auf dem großen Südmeere überhaupt — meine jungen Leser kennen doch diesen weiten Theil des Weltmeers, welcher Amerika von Asien trennt? — als auch besonders nach der Gegend des Südpols hin, noch manche Insel, vielleicht noch manche sehr beträchtliche Strecke Landes liege, welche den Europäern bis dahin unbekannt geblieben wäre. Diese sollten nunmehr aufgesucht werden.

Der Vorsatz konnte indeß erst im Jahre 1764, da das Königreich einer vollkommenen Ruhe genoß, zur Ausführung gebracht werden. Da ernannte Se. Majestät den Kommodore Biron*) zum Anführer bei dieser Unternehmung, und ließ ihm dazu zwei Schiffe, den Delphin und die Tamar, ausrüsten. Jener war ein Kriegsschiff vom sechsten Range**), und führte vier und

*) Kommodore heißt in England ein Seeoffizier, der zwar noch nicht Admiral ist, aber doch schon einige Schiffe oder ein ganzes Geschwader, als oberster Befehlshaber führt.

**) Die Kriegsschiffe werden nämlich nach der Zahl der Kanonen, die sie führen, in gewisse Klassen geordnet. Diejenigen, welche hundert und mehr Kanonen führen, machen den ersten Rang aus.

zwanzig Kanonen, diese eine Schaluppe*), welche sechzehn Kanonen führte. Der Delphin hatte hundert und funfzig Mann, nebst drei Lieutenants und sieben und dreißig Unteroffizieren, die Tamar hingegen nur neunzig Mann, nebst drei Lieutenants und zwei und zwanzig Unteroffizieren, an Bord. Die Führung dieser letzten wurde dem Kapitän Mouat anvertraut; auf dem Delphin befand sich Biron selbst.

Die Beschreibung dieser und einiger andern Entdeckungsreisen wurde, auf Befehl des Seeraths oder der Admiralität, folgendermaßen ausgefertiget. Die Anführer der Schiffe und alle andere darauf befindliche Personen, welche Tagebücher geführt hatten, mußten ihre Papiere einem gewissen Doktor Hawkesworth überliefern; dieser verfertigte daraus eine zusammenhangende Geschichte; und als dieselbe vollendet war, wurde sie nicht bloß in Gegenwart der sämmtlichen Herren Reisenden vorgelesen, sondern auch einem Jeden derselben schriftlich mitgetheilt, damit nun Jeder selbst bei mehrer Muße für sich untersuche, ob etwa irgend ein Umstand anders darin erzählt worden sei, als er, seines Wissens, sich wirklich zugetragen habe; eine Vorsicht, welche dieser Geschichte einen höhern Grad von Glaubwürdigkeit gewährt, als die meisten anderen Reisebeschreibungen zu haben pflegen.

Gegenwärtige Erzählung, welche sich auf jene Hawkesworthsche gründet, ist mit aller Treue und Sorgfalt gemacht worden, nur daß man wegließ, was weder für

*) Gewöhnlich heißt eine Schaluppe nur ein großes offenes Boot; hier bedeutet es, wie man sieht, ein kleines Kriegsschiff von sechzehn Kanonen und mehr als hundert Mann Besatzung.

junge Leser, noch für Erwachsene, die keine Seefahrer von Handwerk sind, gehört, und die Schreibart nach dem Bedürfnisse Derer einrichtete, für welche diese Sammlung von Reisebeschreibungen eigentlich bestimmt ist. Alles, was für solche Leser einer Erklärung bedurfte, findet man, damit der Faden der Erzählung nicht zu oft unterbrochen werde, in kurzen Anmerkungen unter dem Texte erläutert.

Von Kenntnissen, die Erd- und Weltbeschreibung betreffend, wird bei dieser Erzählung nur so viel vorausgesetzt, daß der junge Leser eine allgemeine Uebersicht der Erdkugel habe, und mit den Worten Länge und Breite einen richtigen Begriff verbinde. Uebrigens verlasse ich mich darauf, daß die zu diesem Behuf nachgestochene Karte während der Lesung beständig auf dem Tische liege, und bei jeder vorfallenden Gelegenheit nachgesehen werde.

Jetzt zur Geschichte selbst.

1.

Abreise von den Dünen; Ankunft zu Rio de Janeiro an der Brasilianischen Küste in Südamerika.

Es war am 21sten des Sommermonats 1764, als unsere Reisenden die Anker lichteten und aus den Dünen*) segelten. Bevor wir sie aber weiter schiffen lassen,

*) Dünen heißen überhaupt Sandhügel, welche das Meer aufgeworfen hat. Hier aber, wie überall, wo von den Dünen schlechtweg die Rede ist, wird darunter eine Gegend längs der Englischen Küste von Kent verstanden, wo sich die Schiffe vor Anker legen, und durch eine Reihe von Sandbänken gegen die Wellen des stürmischen Meeres geschützt werden.

bitte ich meine jungen Leser, erst die Karte von England, nachher die von Europa, aufzuschlagen. — So!

Da, wo Deal an der Küste der Englischen Provinz Kent liegt, sind die Dünen. Von hier aus ging unser Biron unter Segel, und steuerte gegen Südwesten durch die bekannte Meerenge zwischen Calais und Dover hin. Jetzt war er in dem Brittischen Kanale, wo er zwischen England auf der nördlichen, und zwischen Frankreich auf der südlichen Seite gerade gegen Westen segelte.

Das größere Schiff, der Delphin, hatte gleich anfangs einen verdrießlichen Zufall. Es rannte nämlich auf den Grund*), und man sah sich deßhalb genöthiget, in den Hafen Plymouth einzulaufen, um erst untersuchen zu lassen, ob es auch keinen Schaden genommen habe. Man fand es indeß unversehrt, und ging am 3ten des Heumonats wieder unter Segel.

Schon am folgenden Tage hatten sie den Kanal glücklich zurückgelegt, und befanden sich nunmehr im Atlantischen Weltmeere. Wind und Wetter waren günstig. Schnell durchschnitten sie daher das Französische, Spanische und Portugiesische Gewässer, und bekamen schon am 12ten die den Portugiesen gehörige Insel Madeira zu Gesicht. Hier bitte ich meine lieben Leser, die Karte von der Erdkugel zur Hand zu nehmen.

Die Hauptstadt dieser Insel heißt Funchal. Bei dieser legte Biron sich vor Anker, nahm hierauf einige Erfrischungen ein, und segelte den 19ten weiter.

Jetzt ging ihre Fahrt auf die Inseln des grünen Vorgebirges los, welche bekanntlich noch etwas

---

*) d. i. es gerieth auf eine so seichte Stelle, daß man den Grund berührte.

weiter gegen Süden liegen. Sie erreichten dieselben den 27sten glücklich. Es war dies gerade die Zeit, da man in dieser Gegend, bei unausstehlicher Hitze, beständig stürmisches und regnerisches Wetter zu haben pflegt. Sie hielten sich daher hier nicht länger auf, als sie nothwendig mußten, um einige frische Lebensmittel einzunehmen. Aber auch diese kamen ihnen wenig zu Statten, denn das Fleisch der Ochsen, welche sie einkauften und schlachteten, war einige Stunden nachher schon in Fäulniß übergegangen. Man kann sich hieraus ungefähr einen Begriff von dem hohen Grade der hier herrschenden Hitze machen.

Von da richteten sie ihren Lauf nach Brasilien, einer bekannten Portugiesischen Provinz in Südamerika; und nun rathe ich meinen jungen Lesern, die Karte von Amerika aufzuschlagen.

Derjenige Ort auf der Brasilianischen Küste, wohin sie steuerten, heißt Rio de Janeiro, und man findet ihn auf der Karte, wenn man an der Küste von Brasilien mit dem Finger bis in diejenige Gegend hinabfährt, wo der Wendekreis des Steinbocks, den wir Alle kennen, die Küste dieses Landes durchschneidet. Daselbst ergießt sich ein Strom ins Meer, welcher auf Portugiesisch Rio de Janeiro, auf Deutsch der Jännerstrom genannt wird, und die an dieser Stelle erbauete Stadt, wo der Statthalter oder Unterkönig von Brasilien wohnt, führt ebendiesen Namen.

Hier war es, wo unsere Reisenden den 13ten des Herbstmonats glücklich vor Anker kamen, so daß sie also die ganze weite Reise von Plymouth bis hier, mit Inbegriff derjenigen Tage, an welchen sie vor Anker gewesen waren, innerhalb zehn Wochen zurückgelegt hatten.

bitte ich meine jungen Leser, erst die Karte von England, nachher die von Europa, aufzuschlagen. — So!

Da, wo Deal an der Küste der Englischen Provinz Kent liegt, sind die Dünen. Von hier aus ging unser Biron unter Segel, und steuerte gegen Südwesten durch die bekannte Meerenge zwischen Calais und Dover hin. Jetzt war er in dem Brittischen Kanale, wo er zwischen England auf der nördlichen, und zwischen Frankreich auf der südlichen Seite gerade gegen Westen segelte.

Das größere Schiff, der Delphin, hatte gleich anfangs einen verdrießlichen Zufall. Es rannte nämlich auf den Grund*), und man sah sich deßhalb genöthiget, in den Hafen Plymouth einzulaufen, um erst untersuchen zu lassen, ob es auch keinen Schaden genommen habe. Man fand es indeß unversehrt, und ging am 3ten des Heumonats wieder unter Segel.

Schon am folgenden Tage hatten sie den Kanal glücklich zurückgelegt, und befanden sich nunmehr im Atlantischen Weltmeere. Wind und Wetter waren günstig. Schnell durchschnitten sie daher das Französische, Spanische und Portugiesische Gewässer, und bekamen schon am 12ten die den Portugiesen gehörige Insel Madeira zu Gesicht. Hier bitte ich meine lieben Leser, die Karte von der Erdkugel zur Hand zu nehmen.

Die Hauptstadt dieser Insel heißt Funchal. Bei dieser legte Biron sich vor Anker, nahm hierauf einige Erfrischungen ein, und segelte den 19ten weiter.

Jetzt ging ihre Fahrt auf die Inseln des grünen Vorgebirges los, welche bekanntlich noch etwas

*) d. i. es gerieth auf eine so seichte Stelle, daß man den Grund berührte.

weiter gegen Süden liegen. Sie erreichten dieselben den 27sten glücklich. Es war dies gerade die Zeit, da man in dieser Gegend, bei unausstehlicher Hitze, beständig stürmisches und regnerisches Wetter zu haben pflegt. Sie hielten sich daher hier nicht länger auf, als sie nothwendig mußten, um einige frische Lebensmittel einzunehmen. Aber auch diese kamen ihnen wenig zu Statten, denn das Fleisch der Ochsen, welche sie einkauften und schlachteten, war einige Stunden nachher schon in Fäulniß übergegangen. Man kann sich hieraus ungefähr einen Begriff von dem hohen Grade der hier herrschenden Hitze machen.

Von da richteten sie ihren Lauf nach Brasilien, einer bekannten Portugiesischen Provinz in Südamerika; und nun rathe ich meinen jungen Lesern, die Karte von Amerika aufzuschlagen.

Derjenige Ort auf der Brasilianischen Küste, wohin sie steuerten, heißt Rio de Janeiro, und man findet ihn auf der Karte, wenn man an der Küste von Brasilien mit dem Finger bis in diejenige Gegend hinabfährt, wo der Wendekreis des Steinbocks, den wir Alle kennen, die Küste dieses Landes durchschneidet. Daselbst ergießt sich ein Strom ins Meer, welcher auf Portugiesisch Rio de Janeiro, auf Deutsch der Jännerstrom genannt wird, und die an dieser Stelle erbauete Stadt, wo der Statthalter oder Unterkönig von Brasilien wohnt, führt ebendiesen Namen.

Hier war es, wo unsere Reisenden den 13ten des Herbstmonats glücklich vor Anker kamen, so daß sie also die ganze weite Reise von Plymouth bis hier, mit Inbegriff derjenigen Tage, an welchen sie vor Anker gewesen waren, innerhalb zehn Wochen zurückgelegt hatten.

Die Stadt Janeiro ist groß, befestiget und ungemein ansehnlich. Der daselbst hofhaltende Unterkönig herrscht so unumschränkt, als irgend ein König in Europa, und der Pomp seines Hofstaats kündiget einen wirklichen Monarchen an. Als z. B. Biron einen Besuch bei ihm ablegte, diensteten mehr als sechzig Offiziere und eine große Menge anderer wohlgekleideter Personen vor dem Palaste desselben. Der Unterkönig selbst empfing ihn, an der Spitze vieler Standespersonen, oben an der Treppe mit großem Gepränge und unter Abfeuerung vieler Kanonen. Sie traten hierauf in ein Staatszimmer. Hier erfolgte eine viertelstündige Unterredung in Französischer Sprache, worauf der Englische Befehlshaber sich beurlaubte, und unter eben so großem Gepränge wieder entlassen wurde.

Der vielen Kranken wegen, welche sich auf beiden Schiffen befanden und ans Land gebracht wurden, sah Biron sich genöthiget, einen ganzen Monat allhier liegen zu bleiben. Man versorgte sich unterdeß mit allerhand frischen Lebensmitteln, welche hier in Ueberfluß zu haben sind, und ging, sobald der Zustand der Kranken es erlaubte, wieder unter Segel. Auch hier fand man die Hitze unerträglich.

Es thut mir immer in der Seele weh, so oft ich mich genöthiget sehe, meinen jungen Lesern Etwas zu erzählen, was der Menschheit Schande macht. Gleichwol sehe ich mich hier, so oft die Gelegenheit es mit sich bringen wird, dazu gezwungen, weil Diejenigen meiner jungen Freunde, für welche diese Reisen geschrieben werden, schon in einem Alter sind, wo es anfängt, nöthig zu werden, daß sie die Welt und die Menschen, welche darin leben, nicht bloß von ihren guten, sondern auch von ihren schlimmen Seiten, oder in derjenigen

Vermischung kennen lernen, worin sie wirklich dasind. Aus dieser Ursache werde ich ihnen das Böse, welches mir vorkommen wird, eben so treu, als das zu meiner jedesmahligen Geschichte gehörige Gute beschreiben, nur daß das Mißfallen an jenem und das Wohlgefallen an diesem mich natürlicher Weise bewegen wird, mich bei dem einen länger, als bei dem andern zu verweilen.

Was zu dieser Anmerkung mich veranlaßt hat, ist folgende Nachricht unsers Birons, die er, künftigen Seefahrern zur Warnung, von den hiesigen Portugiesen giebt. »Diese Leute,« sagt er, »machen sich ein eigenes Geschäft daraus, Menschen zu stehlen. So oft ein Boot ans Land geht, sind sie bei der Hand, und suchen die Mannschaft desselben durch allerlei Kunstgriffe in ihre Dienste zu locken. Will kein anderes Mittel gelingen, so machen sie die Leute trunken, schicken sie dann sogleich ins Land hinein, und nehmen die sorgfältigsten Maßregeln, ihre Rückkehr so lange zu verhindern, bis das Schiff, zu welchem sie gehören, den Ort verlassen hat.« —

Sollten diese Leute nicht etwa bei den Europäischen Werbern in der Schule gewesen sein? — Biron fährt fort:

»Durch dergleichen Kunstgriffe verlor ich fünf von meinen, und die Tamar neun von ihren Leuten. Die meinigen habe ich niemahls wiederbekommen. Die Tamar hingegen hatte das Glück, zu erfahren, an was für einem Orte die ihrigen von den Portugiesen aufgehalten wurden; sie schickte hierauf des Nachts eine Partei aus, welche diese überraschen und jene wieder an Bord bringen mußte.«

Da ich dieses Buch nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch zum Nutzen meiner jungen Freunde schreibe,

so darf ich die Gelegenheit, die sich mir hier darbietet, Diejenigen von ihnen, welche jetzt in die große Welt treten wollen, vor der Gefahr zu warnen, die ihnen an fremden Orten von gewissenlosen Werbern und von schändlichen Seelenverkäufern *) bevorsteht, nicht ungenützt vorbeigehen lassen.

Wisse also, Jüngling! daß die List, Bosheit und Unmenschlichkeit dieser abscheulichen Leute weiter geht, als deine unschuldige Gutmüthigkeit sich vorstellen kann. Vernimm zu deiner Belehrung einige Beispiele von Menschenraub, die ich selbst erlebt habe; hundert andere wird man dir an solchen Orten und in solchen Gegenden erzählen, wo diese schändliche Räuberei vorzüglich im Schwange geht, wie zu Altona, im südlichen und westlichen Deutschland, zu Amsterdam u. s. w.

Du reisest z. B. auf der Post. Neben dir sitzt ein wohlgekleideter, rechtlicher Mann, der durch zuvorkommende Höflichkeit und Freundlichkeit sich deines gutmüthigen Herzens bemächtiget. Er erkundiget sich nach dem Orte deiner Bestimmung, und es fügt sich sonderbar, daß es gerade der nämliche ist, wohin auch er zu gehen gedenket. Aber das Fahren auf der Post ist so beschwerlich! Er, für seinen Theil, bedient sich dieser unbequemen Fuhr nur bis zu einem gewissen Orte, wo er sein eigenes Fuhrwerk, oder eine andere bequeme Gelegenheit erwartet; und er hat so unbeschreiblich viel

*) So nennt man zu Hamburg, zu Altona und in Holland jene abscheulichen Leute, welche das unmenschliche Gewerbe treiben, daß sie junge Männer von allerlei Ständen durch List oder Gewalt auf die Seite zu schaffen suchen, und sie dann bei Nacht und Nebel auf holländische Schiffe bringen, um als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien geführt zu werden.

Freundschaft für dich gewonnen, daß er nicht umhin kann, zu wünschen, du möchtest dich der nämlichen Gelegenheit bedienen, damit er deiner angenehmen Gesellschaft noch länger genießen könne. Es versteht sich, daß es dir keinen Pfennig mehr kosten werde, als wenn du auf dem unbequemen Postwagen sitzen bliebest. Du, entzückt über die unverdiente Freundschaft des Mannes, trägst keinen Augenblick Bedenken, sein großmüthiges Anerbieten dankbar anzunehmen.

Es wird Nacht. Man nähert sich dem besagten Orte, wo der liebe Mann gerade einen lieben Vetter oder eine liebe Muhme hat, bei der ihr übernachten werdet. Ihr steigt ab, die Post fährt weiter, und ihr begebt euch zu der Muhme. Man speiset, man trinkt, man lacht. Nach und nach kommt die Rede auf den Soldatenstand; man preist ihn, man sucht dir Liebe dafür einzuflößen; man weiß, daß du in kurzer Zeit dein Glück darin machen werdest; man bietet dir wol gar eine Offizierstelle an. Die Angel hängt; beißest du an, so ist die Sache mit guter Art abgemacht, und du bist morgen, deiner Meinung nach, Offizier, in der That aber nur ein gemeiner Soldat. Weigerst du dich hartnäckig, so nimmt man endlich die Larve ab. Ein paar handfeste Kerle springen hervor, verstopfen dir den Mund, binden dich, schleppen dich in ein von der Straße entferntes Loch, wo man dir so viele und so triftige Beweggründe vorzulegen weiß, daß du endlich nicht umhin kannst, ja! zu sagen. Man füttert dich z. B. mit nichts als Heringen, läßt dich dabei hinter einem wohlgeheizten Ofen sitzen, und willst du etwa einmahl trinken, so wird dir Heringslake gereicht. Solchen Beweggründen widerstehe Einer, wenn er kann!

Ein anderes Beispiel. Ein junger wohlgewachsener

Mann, aus der Gegend des Rheins — seinen eigentlichen Geburtsort habe ich vergessen — hatte sich der Gotteslehre beflissen, und war nun wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Hier gerieth er in Bekanntschaft mit einem sehr artigen Preußischen Offizier, der ihn bald ausnehmend lieb gewann. Es wollte sich lange für den jungen Mann keine Gelegenheit zur Beförderung zeigen, und sein Freund bedauerte oft, daß er nicht lieber ins Preußische ginge, wo einem Manne, wie ihm, die Pfarren dutzendweise entgegenlaufen würden. Sein Oheim, fügte er hinzu, sei Generalsuperintendent in Breslau. Dieser habe jährlich eine Menge fetter Pfarren zu vergeben; wenn ihm damit gedient sei, so wolle er an diesen einmahl schreiben, und ihn bitten, gelegentlich für ihn zu sorgen.

Ein so gütiges Anerbieten konnte nicht anders als mit dem wärmsten Danke angenommen werden. Der Offizier schrieb, und nach etwa vier Wochen zeigte er dem Kandidaten die Antwort des angeblichen Superintendenten vor. Sie lautete so:

»Es sei zwar jetzt keine vorzüglich gute Pfarre eröffnet; aber wenn es dem empfohlenen Kandidaten gefalle, etwa ein halbes oder ganzes Jahr in seinem, des Herrn Generalsuperintendenten, Hause zu leben und sich mit der Unterweisung seiner Kinder abzugeben, so solle der erste gute Pfarrdienst, welcher erledigt werden würde, der seinige sein.«

Thränen der Freude und des Danks entströmten den Augen des gerührten Jünglings. Er flog seinem Freunde in die Arme, und war unerschöpflich an Danksagungen. Jetzt war er reisefertig. Er erhielt einen Brief an den angeblichen Oheim, und fuhr auf der Post nach Breslau.

An dem Thore von Breslau wurde, wie gewöhnlich, gefragt; und kaum hatte der wachthabende Offizier den Namen des Kandidaten gehört, als er ihn ersuchte, abzusteigen, und sich in die Wachtstube zu bemühn. Der junge Mann fand die Einladung etwas sonderbar; er wollte sie ablehnen, allein da half keine Entschuldigung, weil der Offizier andeutete, daß er Befehl habe, ihn zu verhaften. Der Kandidat wurde bestürzt, stieg ab, begleitete den Offizier in die Wache, und erfuhr hier zu seinem Erstaunen und Schrecken — daß er ein Angeworbener sei.

Ich habe diesen Mann nachher in Potsdam gekannt, wo er als Grenadier bei der zweiten oder dritten Garde stand. Er hieß Mauer, und ich habe die jetzt erzählte Geschichte aus seinem eigenen Munde.

Der ergiebigste Fang für Werber und Seelenverkäufer geschieht in jenen höllischen Häusern, deren es leider! in den meisten großen Städten giebt, und welche man mit dem Schandnamen Bordelle, auf Deutsch Unzuchtshäuser, bezeichnet hat; Häuser, in welchen der scheußlichste Auswurf des andern Geschlechts lebt, Weibsbilder, welche auf alle Ehre und auf alle Scham Verzicht gethan haben, und welche junge Leute an sich zu locken suchen, um sie unter den schändlichsten Ausschweifungen, wofür die Sprache der gesitteten Menschen keine Namen hat, um Unschuld und Tugend, um Ehre und Vermögen, um Zufriedenheit, Gesundheit und Leben zu bringen. Diese Schandthiere machen nun gemeiniglich mit Werbern und Seelenverkäufern gemeinschaftliche Sache, und die Art, wie sie sich dabei nehmen, ist etwa folgende.

Du gehst des Abends auf der Straße; es begegnet dir eins von den eben erwähnten Schandthieren, viel-

leicht in hübscher, anständiger Kleidung; die Unverschämte redet dich an, bittet dich, sie nach Hause zu führen, weil ihr Begleiter vergessen habe, sie abzuholen, und noch ehe du dich von deiner Befremdung erholen kannst, hängt sie dir schon am Arme. Gehst du nun mit ihr, läßt du dich gar so sehr von ihr bethören, daß du sie bis in ihr Haus begleitest: dann fahre wohl, Unschuld, Gesundheit, Wohlergehn und Freiheit! Man berauscht dich in Wollust, und wenn du erwachst, so erblickst du in dir mit Schaudern einen Elenden, Betrogenen, Beraubten, und nicht selten einen Gefangenen!

O Jüngling, fliehe, wenn deine Tugend, dein Glück und deine Freiheit dir noch etwas werth sind, die Netze der Wollust, und präge dir tief in deine Seele ein, daß jede Abweichung von dem Wege der Unschuld auch zuverlässig eine Abweichung von dem Wege zur Glückseligkeit in den Irrgarten des Verderbens ist! — Aber laßt uns jetzt wieder zu unserer Geschichte zurückkehren.

2.

Reise von Rio de Janeiro nach Port Desiré an der Küste von Patagonien. Beschreibung dieser Gegend.

Nachdem unsere Reisenden von Rio de Janeiro wieder in See gelaufen waren, berief der Führer des Geschwaders die sämmtliche Mannschaft aufs Verdeck, und eröffnete ihnen nun erst den eigentlichen Zweck ihrer Reise, der ihnen bis dahin noch ein Geheimniß gewesen war. Eine Entdeckungsreise, also eine Reise in unbekannte Gewässer, ist allemahl mit großen Gefahren verbunden. Es stand daher zu besorgen, daß die Mannschaft über diese ihnen bis dahin verhehlte Bestimmung murren, vielleicht gar sich dagegen sträuben dürfte. Al-

lein — so sind die Menschen! kaum hatte Biron ihnen bekannt gemacht, daß sie von nun an doppelten Sold und, wenn sie sich gut aufführen würden, auch noch andere Vortheile zu erwarten haben sollten, so äußerten Alle die größte Freude, und versicherten, daß sie bereit seien, jede gefahrvolle Beschwerlichkeit zu übernehmen und den Befehlen ihres Anführers blindlings zu gehorchen. Gutes menschliches Geschöpf! Wie leicht du zu lenken und zu regieren bist, sobald deine Beherrscher es ein wenig darauf anlegen, dir zuweilen, wäre es auch nur in Kleinigkeiten, zu Gefallen zu leben! Gutes lenksames Geschöpf!

Nicht lange, so bekam das Schiffsvolk schon Gelegenheit, das Gelübde der Standhaftigkeit und der Geduld, welches sie abgelegt hatte, in Erfüllung zu bringen. Es erhob sich ein gräulicher Sturm mit so heftigen Windstößen, daß man die Masten durch Abnehmung der Bramstengen *) verkürzen, die Segel einreffen **) und, wie es in der Schiffersprache genannt wird, beilegen ***) mußte. Allein auch Dieses schien zur Rettung der Schiffe noch nicht hinreichend zu sein. Der Sturm fuhr fort, die See so entsetzlich aufzublasen, und der Delphin besonders kämpfte gegen die heranrollenden

---

*) So wird die zweite Verlängerung des großen Masts, auch die des vordern Mastbaums oder des Fockmasts genannt, die bekanntlich aus mehr als einem Stücke bestehn.

**) Von unten auf zusammenwickeln oder bis auf eine gewisse Höhe aufrollen.

***) Schiff beilegen heißt, die Segel dergestalt stellen, daß die Wirkung des einen der Wirkung des andern entgegen ist, so daß das Schiff dadurch in seinem Laufe aufgehalten wird.

Wogen so schwer, daß man sich genöthiget sah, die zwo vordersten und die zwo hintersten Kanonen über Bord zu werfen.

In diesem gefahrvollen Zustande schwebte man, nicht bloß den ganzen Tag, sondern auch die ganze darauf folgende Nacht, und der wüthende Sturm fing erst mit Anbruch des neuen Tages an, sich ein wenig zu legen. Aber nunmehr trat eine andere Mühseligkeit ein. Ungeachtet man erst bis zum 36sten Grade der südlichen Breite gekommen war, und ungeachtet es jetzt schon im Reifmonate oder November, das heißt auf dieser Halbkugel, mitten im Frühlinge war, so fand man es hier doch so kalt, als es in England gegen Anfang des Winters zu sein pflegt. Zum Unglück hatten die Bootsleute, in der irrigen Meinung, daß sie beständig unter einem heißen Himmelsstriche segeln würden, in denjenigen Häfen, wo man bisher eingelaufen war, Mittel gefunden, nicht nur alle ihre warmen Kleider, sondern auch sogar ihre Betten zu verkaufen. Da befanden sie sich nun also in großer Verlegenheit. Aber der Befehlshaber, welcher vorsichtiger, als sie, gewesen war, half derselben dadurch einigermaßen ab, daß er ihnen wärmende Jacken und andere für diesen Himmelsstrich erfoderliche Nothwendigkeiten reichen ließ.

Am 12ten hörte man die Leute auf dem Vordertheile des Schiffs plötzlich Land! Land! Gerade vor uns! rufen. Biron selbst, welcher hinblickte, glaubte eine Insel zu bemerken, die in zwei rauhen, steilen Bergen aus dem Meere hervorragte. Bald darauf glaubte er auch eine Strecke Landes zu erblicken, welche damit zusammenhing. Ein Offizier wurde auf den Mastkorb beordert, und auch dieser rief herab, daß er das Land deutlich vor sich liegen sehe. Viele vom Schiffsvolke

waren so scharfsichtig, daß sie schon bemerken konnten, wie die Wellen sich an der sandigen Küste dieses Landes brachen. Allein was geschah?

Als man ungefähr eine Stunde lang auf das vermeinte Land losgesteuert hatte, fing es plötzlich an zu verschwinden, und man bemerkte nun mit großer Verwunderung, daß es weiter nichts, als — eine Nebelbank gewesen war. Das bewiese denn wol, wenn so etwas noch eines Beweises bedürfte, daß die Sinne auf dem Weltmeere eben sowol, als auf dem festen Lande trügen können, und daß man nie auf Etwas schwören muß, was man nicht durch mehr als Einen Sinn zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat.

Den nächsten Tag um 4 Uhr Nachmittags drehete sich der Wind, bei sehr heiterm Wetter, plötzlich gen Südwesten, und fing an, stark zu wehen. Zu gleicher Zeit schwärzte sich der Himmel, und nach einigen Minuten wurden Alle, die auf dem Verdecke waren, durch ein plötzliches, ganz ungewöhnliches Getöse erschreckt, das dem Geräusche glich, mit welchem die See sich an einer Küste zu brechen pflegt. Alle standen erwartungsvoll, und der Befehlshaber gebot augenblicklich, die obersten Segel einzuziehn.

Allein ehe dieser Befehl gehörig ausgeführt werden konnte, sah man bereits die See nicht weit vom Schiffe in ungeheuern schäumenden Wogen fürchterlich heranstürmen. Der Befehlshaber war überzeugt, daß dieser Wasserstoß das Schiff, wenn er es bei ausgespannten Segeln erreichen sollte, umstürzen würde, und rief daher dem Volke zu: das Vorsegel aufzuziehn und das große Segel augenblicklich niederzulassen. Noch war man nicht ganz damit zu Stande gekommen, als der heranstürmende Wasserberg das Schiff erreichte und es

auf die Seite legte. Das große Segel warf den ersten Lieutenant zu Boden, quetschte ihn jämmerlich und schlug ihm drei Zähne aus. Keiner von der Schiffsmannschaft hatte dergleichen Wassersturz jemahls so unvermuthet und so heftig einbrechen sehen *); und hätte der Zufall sich des Nachts ereignet, so würde man, statt der vorhabenden Reise um die Welt, vermuthlich die aus dieser Welt in eine andere haben machen müssen.

Als man den Wasserstoß heranrollen sah, flogen viele hundert Vögel vor demselben her, die ihr Entsetzen durch lautes Angstgeschrei ausdruckten. Er währte ungefähr zwanzig Minuten, und legte sich alsdann nach und nach. Es stürmte indeß die ganze Nacht hindurch. Erst mit Annäherung des Morgens wurde der Wind gelinder; und als der Tag anbrach, schien die See so roth, als Blut, weil sie mit kleinen Schalthieren von dieser Farbe ganz bedeckt war. Man zog eine große Menge derselben in Körben herauf, und fand, daß sie unseren Krebsen glichen, nur daß sie kleiner waren.

Unter abwechselnden Stürmen und mancherlei Gefährlichkeiten erreichte man endlich diejenige Breite, in welcher Port Desiré, ein an der Patagonischen Küste unten in Amerika befindlicher Hafen, liegt. Meine jungen Leser können ihn auf der Karte von Amerika, ungefähr unter dem 48sten Grade südlicher Breite finden.

Unweit diesem Hafen liegt eine Insel, Penguin-Eiland genannt, welche man am 20sten November gegen Abend zu Gesicht bekam. Diese hat ihren Namen von der daselbst lebenden erstaunlichen Menge von Pen-

---

*) Der Herausgeber hat etwas Aehnliches in der Meerenge von Calais erlebt. Siehe dessen Neue Sammlung von Reisebeschreibungen, Theil 5.

guinen oder Fettgänsen, einer Art von Wasservögeln, aus dem Geschlecht der Gänse, die, statt der Flügel, auf jeder Seite ein Stück herabhängendes Leder haben, welches nicht mit Federn, sondern nur mit kurzen Borsten besetzt ist. Tausende von diesen Thieren, wie auch von Seekälbern, schwärmten um die Schiffe, als sie sich dieser von Menschen unbewohnten Insel naheten.

Am folgenden Morgen lief man in die Mündung des Hafens Port Desiré ein, welche durch einen merkwürdigen Felsen, der wie ein Thurm aus dem Meere hervorragt, kenntlich gemacht wird. Das Land ringsumher bestand, so weit man sehen konnte, aus Dünen, oder unfruchtbaren Sandhügeln, ohne Bäume und Stauden. Aber der Strand und die in dem Hafen befindlichen kleinen Inseln wimmelten dergestalt von Vögeln und Seehunden, daß man über die unzählbare Menge von beiden erstaunt war.

Unter den Vögeln war einer sehr merkwürdig. Sein Kopf glich dem eines Adlers, nur daß er mit einem großen Kamme geziert war. Rings um den Hals hatte er eine weiße Krause; die Federn auf seinem Rücken waren so schwarz, als schwarzer Agat, und eben so glänzend, als dieser, wenn er recht schön geschliffen ist. Seine Füße waren besonders stark und groß, mit Adlerklauen, und die Länge seiner ausgespannten Flügel betrug, von einem Ende derselben bis zum andern gerechnet, gegen zwölf Fuß.

Unter den hiesigen Landthieren zeichnet sich besonders das sogenannte Guanicoe, oder Guanaco, aus, welches meine jungen Leser unter dem Namen Lama oder Kameelschaf aus dem jüngern Robinson kennen, wo sich auch eine Zeichnung davon findet. Eine Beschreibung desselben ist daher hier nicht nöthig.

Sonst giebt es auf dieser Küste auch Tiger und Hasen, letztere von der Größe eines geschornen Hammels. Einer von diesen, den man schoß, wog über sechs und zwanzig Pfund. Das Fleisch desselben, welches man außerordentlich wohlschmeckend fand, war so weiß, als Schnee.

Biron nahm, nebst verschiedenen andern von der Schiffsgesellschaft, einige Mahl einen Gang von etlichen Meilen ins Land vor; allein er fand, wohin er kam, und so weit das Auge jedes Mahl reichte, Alles unfruchtbar, Alles wüst und öde. Man stieß auf ein Nest voll Straußeneier, die eine herrliche Mahlzeit gewährten. Nach trinkbarem Wasser hingegen suchte man lange vergebens; die einzige Quelle, welche man endlich fand, gewährte nur einen kleinen, dürftigen Vorrath.

Da ich der Straußeneier erwähnt habe, so vermuthe ich, daß meine wißbegierigen jungen Leser es nicht ungern sehen werden, wenn ich, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, ihnen erst eine kurze Beschreibung dieses in so mancher Hinsicht merkwürdigen Vogels mache.

Der Strauß ist unter allen bekannten Vögeln der größte. Die langen Beine und den eben so langen Hals mitgerechnet, beträgt seine Höhe ungefähr acht Fuß. Er hat zwar Flügel, aber diese sind in Vergleichung mit der Größe und Schwere seines Körpers so kurz, daß er sich damit nicht von der Erde bewegen, sondern sie nur als Ruder gebrauchen kann, um seinen Lauf zu beschleunigen.

Dieser sein Lauf ist so schnell, daß ein im stärksten Schnelllaufe jagender Reiter ihn nicht einzuholen vermag. Seine Füße, welche nur einmahl gespalten sind, gleichen denen einer Ziege; und sein Rücken hat eine kleine Erhöhung, wodurch er eine entfernte Aehnlichkeit

mit dem Kameele erhält. Deßwegen hat man ihm im Lateinischen den Namen Struthio-camelus gegeben. Er scheint übrigens, gleich der Fledermaus und dem fliegenden Eichhörnchen, zwischen dem Geschlechte der Vögel und dem der vierfüßigen Thiere in der Mitte zu stehn und Beide mit einander zu verbinden.

Sein Schnabel ist kurz, gerade und fast platt, und sein Nacken, der bis zu seinem reifen Alter völlig nackt war, wird, wenn er erwachsen ist, mit sehr schönen rothen Federn bedeckt, besonders bei dem Männchen. Der übrige Theil seines Körpers ist theils mit weißen, theils mit pechschwarzen Federn bewachsen, Brust, Bauch und Schenkel ausgenommen, welche ordentlicher Weise nackt bleiben. Am Halse herunter trägt er, statt der Federn, ein sehr weiches, weißes und glänzendes Haar, welches theils zu Hüten, theils zu feinen Wollenarbeiten gebraucht werden kann.

Sein Auge hat eine ganz eigenthümliche Gestalt; es ist fast dreieckig; und er ist der einzige Vogel, welcher Augenwimpern hat.

Der Strauß legt dreißig bis funfzig Eier, von der Größe eines kleinen Kinderkopfs, weißgrau und gesprenkelt, und dabei so hart, daß man allerlei Geschirr daraus verfertigen kann. Er legt dieselben in heißen Sand, und überläßt das Geschäft des Ausbrütens bei Tage der Sonne; zur Nachtzeit setzt er sich selbst darauf. Einen Theil dieser vielen Eier wendet er dazu an, die auskommenden Jungen damit zu füttern, weil er gemeiniglich in so kahlen und unfruchtbaren Gegenden nistet, daß weit und breit keine andere Nahrung für sie zu finden ist.

Die Gemüthseigenschaften dieses großen Vogels sind, nach der Beschreibung, die uns ein Mann davon giebt,

der ihn in seinem eigentlichen Vaterlande, Afrika, lange und sorgfältig beobachtet hat *), eben nicht sehr liebenswürdig. Ich will sie meinen jungen Lesern erzählen.

Er ist zuvörderst, trotz seiner Größe, nur eine feige Memme, und legt sich, bei dem geringsten gehörten Geräusche, sogleich aufs Laufen. Alle andere Thiere pflegen zu der Zeit, da sie brüten oder Junge haben, beherzt zu sein, und eher ihr Leben zu wagen, als daß sie ihre Brut verlassen. Nicht so der Strauß. Bei ihm scheinen Liebe zum Leben und Furchtsamkeit viel stärker, als die mütterliche Liebe, zu wirken. So oft er daher von seinen Eiern oder Jungen verscheucht wird, kommt er entweder gar nicht, oder erst nach so langer Zeit zurück, daß seine Jungen unterdeß verschmachten müssen.

Daneben ist er dumm; so wie überhaupt Feigheit und Dummheit gemeiniglich mit einander verbunden zu sein pflegen. Als einen Beweis davon erzählt man, daß er auf seiner Flucht, wenn er irgend ein kleines Gesträuch antrifft, den Kopf darin zu verbergen pflegt, und den übrigen Körper den Hunden Preis giebt, weil er sich sicher wähnt, sobald er die Gefahr nur nicht vor Augen sieht.

Aus Dummheit oder übermäßiger Gefräßigkeit weiß er auch nicht einmahl die ihm zuträglichen Nahrungsmittel von solchen Dingen zu unterscheiden, welche ihm schädlich sind, ihm wenigstens nicht zur Nahrung dienen können. Er verschluckt daher Alles, was ihm vorkommt, ohne Unterschied — alte Lumpen, Stücken Leder, Holz, Steine, Knochen, Metalle u. dergl. Glücklicher Weise hat er einen Magen, der das Alles ertragen kann. Herr Shaw hat sogar einmahl gesehn, daß

---

*) D. Shaw in seiner Morgenländischen Reisebeschreibung.

ein Strauß eine so eben gegossene und noch zischend heiße bleierne Kugel verschluckte, ohne daß es ihm schadete. Dergleichen unverdauliche Dinge sind durch den gewöhnlichen Weg kaum wieder von ihm gegangen, so schluckt er sie mit neuer Gierigkeit abermahls hinunter, um sie noch einmahl von sich zu geben. Das heiße ich gefräßig sein!

So zahm und folgsam der eingefangene Strauß sich gegen Diejenigen beträgt, die er einmahl kennt, so wild und wüthend pflegt er gegen Unbekannte zu sein. Er fällt über sie her, sucht sie zu Boden zu werfen, hackt dabei unaufhörlich mit dem Schnabel und stößt mit den Füßen, an welchen eine spitzige Klaue befindlich ist. Mit derselben ist er im Stande, einem Menschen mit einem einzigen Schlage den Bauch aufzureißen, wie Herr Shaw wirklich einmahl selbst gesehen hat.

Die Stimme der Strauße ist sehr abwechselnd. Wenn sie aufgebracht sind, lassen sie ein ergrimmtes, zischendes Geräusch von sich hören, welches sie mit aufgeblähter Kehle aus offenem Rachen hervorbringen. Haben sie aber mit einem schwachen Gegner zu thun, so scheinen sie ihre Verachtung durch einen kickernden und krakelnden Laut, der dem Gekrakel der Hühner gleicht, ausdrucken zu wollen. Zur Nachtzeit ist ihre Stimme wieder ganz anders. Dann geben sie einen schrecklichen Ton von sich, der dem Brüllen des Löwen gleicht. Ein andermahl ist ihre nächtliche Stimme brummend, so daß man einen Ochsen oder Stier zu hören glaubt. Oft fallen sie auch in einen klagenden Ton, und dann scheint ihre Stimme eine wahres Angstgeschrei zu sein, das von Marter und Todesnoth erpreßt wird.

Wenn sie sich ganz überlassen und ohne Furcht sind,

pflegt man sonderbare Geberden und Bewegungen an ihnen wahrzunehmen. Sie spielen, hüpfen, tanzen und springen mit einer bewunderungswürdigen Behendigkeit, und kommen dabei niemahls aus dem Gleichgewichte.

Noch sagt man ihnen nach, daß sie in hohem Grade eitel sein sollen. Indem sie nämlich im Sonnenscheine trotzig einherstolzen und sich mit ihren kurzen Flügeln blähen, glaubt man bei jeder Wendung, die sie machen, ihnen anzusehn, daß sie ihren eignen Schatten bewundern.

Die Straußenfedern sind sehr weich und biegsam. Man bleicht sie, und giebt ihnen hierauf welche Farbe man will. Dann werden sie zu allerlei Zierrathen gebraucht, z. B. zu Büschen auf Helmen, Hüten, Mützen und auf Thron- und Betthimmeln. Diese Federn machen daher, so wie die Eier der Strauße, einen ordentlichen Handelsartikel aus.

Das Fleisch dieses Vogels soll hart, unverdaulich und unschmackhaft sein, und daher selbst da, wo er zu Hause ist, zum Essen selten gebraucht werden. Indeß erzählt man vom Kaiser Heliogabalus, daß er einmahl bei einer einzigen Mahlzeit sechshundert Straußenköpfe habe zurichten lassen, wovon man bloß das darin befindliche Gehirn gegessen habe.

So viel vom Strauß. Jetzt kehren wir wieder zu unseren Reisenden zurück.

Ein Sergent und einige Andere, welche ans Land gegangen waren, schossen einige Guanaco's; allein sie mußten sie liegen lassen, weil sie ihnen zu schwer waren, indem jedes derselben über 300 Pfund wog. Man schickte den folgenden Tag mehr Mannschaft hin, um sie abzuholen; allein man fand nur noch die Knochen davon; das Fleisch hatten die Tiger verzehrt, die sogar

auch die Knochen aufgebissen hatten, um sich des Marks zu bemächtigen. Ein junges Guanaco wurde lebendig gefangen und nach dem Schiffe gebracht. Es war, nach Aller Urtheile, eins der niedlichsten Geschöpfe, die man sehen kann, und wurde geschwind zahm; aber es starb, aller Sorgfalt ungeachtet, in wenigen Tagen.

Auch von menschlichen Bewohnern dieser Gegend sah man zwar Spuren, aber von ihnen selbst bekam man keine zu Gesicht. Einige ans Land gegangene Bootsleute fanden einen menschlichen Hirnschädel und Knochen; das war Alles.

Biron schiffte in einem Boote eine gute Strecke lang den sich hier ergießenden Strom hinauf, welcher ungemein breit ist. Auf einer der Inseln, die derselbe bildet, fand er eine so erstaunliche Menge Vögel, daß die Luft, indem sie aufflogen, im eigentlichsten Verstande davon verfinstert wurde. Man konnte keinen Schritt thun, ohne daß man auf ihre Eier trat. Die Bootsleute tödteten viele dieser Vögel, indem sie mit Steinen und Stecken nur aufs Gerathewohl in die von ihnen angefüllte Luft warfen.

Eines Tages, da einige Leute nach der Quelle gegangen waren, um Trinkwasser zu holen, fanden zwei derselben, welche vorangingen, einen großen Tiger daselbst ausgestreckt liegen. Keiner von ihnen hatte ein Schießgewehr bei sich. Sie stutzten daher, gafften das Thier eine Zeit lang an, und wurden wieder von ihm angegafft. Es schien sie zu verachten, und blieb ruhig liegen. Dies machte sie endlich so kühn, daß sie mit Steinen nach ihm warfen. Allein auch dadurch ließ er sich nicht aus seiner gemächlichen Lage bringen. Endlich, da auch die übrigen Wasserschöpfer herkamen, erhob er sich langsam, und schlenderte weiter.

Nachdem man sich mit Wasser nothdürftig versehen, und die nöthigen Schiffsausbesserungen vollendet hatte, lichtete man den 5ten des Wintermonats gegen Abend die Anker, und steuerte mit einem frischen Landwinde wieder hinaus in die See.

3.

Abermahlige Landung an der Küste von Patagonien. Beschreibung der großen Bewohner derselben. Einfahrt in die Magellanische Meerenge.

Nach einigen Seekarten soll in derjenigen Gegend des Meers, in welcher unsere Reisenden nunmehr segelten, eine Insel liegen, die Pepys-Insel genannt. Biron hatte beschlossen, dieselbe aufzusuchen; allein seine Bemühung war vergebens. Er überzeugte sich endlich, daß die angebliche Insel gar nicht dasei; und fuhr hierauf fort, längs der Patagonischen Küste gegen Süden zu steuern.

Das Wetter war zwar anfangs heiter, aber dabei so kalt, als es in England mitten im Winter zu sein pflegt, ungeachtet es hier mitten im Sommer war. Allein am 15ten entstand ein so heftiger Sturm, daß selbst Biron, der doch schon ehemahls mit Lord Anson die Reise um den Erdball gemacht hatte, sich nicht erinnern konnte, seinesgleichen jemahls erlebt zu haben. Die Wellen stiegen zu einer fürchterlichen Höhe, und droheten, in jedem Augenblicke die Schiffe in den Abgrund zu senken. Dieser ängstliche Zustand fing gegen Abend an, und dauerte die ganze Nacht hindurch. Erst am folgenden Morgen um 8 Uhr legte sich die Wuth des Sturms, und man athmete wieder freier.

Man hielt sich nunmehr so nahe als möglich am

Lande, um einen Hafen oder Ankerplatz zu entdecken, weil der dürftige Wasservorrath, den man zu Port Desiré eingenommen hatte, bereits auf die Neige ging. Man sah von fern einen Rauch aufsteigen, steuerte darauf zu, und ankerte ungefähr zwei Meilen *) weit vom Lande. Zu gleicher Zeit bemerkte man durchs Fernglas, dem Schiffe gegenüber, eine Anzahl von Reitern, welche hin und her ritten, und mit etwas Weißem in der Hand zu winken schienen, welches man für eine Einladung hielt. Und Biron beschloß, diese Einladung anzunehmen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob das alte Gerücht von der übermenschlichen Größe der Patagonier wahr sei, oder nicht.

Demzufolge ließ er das zwölfrudrige Boot aussetzen, stieg mit einem Offizier und einem Trupp wohlbewaffneter Mannschaft hinein, und ließ sich nach dem Strande rudern. Herr Kumming, der erste Lieutenant des Schiffs, folgte in dem sechsrudrigen Boote nach.

Als sie sich nun der Küste näherten, erblickten sie auf einer steinigen Landspitze, die ziemlich weit ins Meer hervorlief, ungefähr 500 Eingeborne, einige zu Fuß, andere, und zwar die meisten, zu Pferde. Alle winkten und riefen unaufhörlich. Dieser freundschaftlichen Einladung ungeachtet, glaubte der Befehlshaber vorsichtig zu Werke gehen zu müssen. Er gab ihnen daher ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen möchten; und man gehorchte ihm augenblicklich.

---

*) So oft hier von Meilen die Rede ist, werden immer Seemeilen, und zwar Englische, verstanden, deren zwanzig auf einen Grad gehn, und wovon also jede ungefähr drei Viertel einer gewöhnlichen Deutschen Meile ausmacht.

Jetzt wurde gelandet. Biron stellte seine Mannschaft in Reihe und Glied, die Offiziere an ihre Spitze, und befahl ihnen, nicht eher aus der Stelle zu gehn, bis er ihnen ein Zeichen geben würde. Er selbst trat darauf allein vor, um sich den Patagoniern zu nähern. Da er merkte, daß diese in eben dem Maße, wie er ihnen näher kam, zurückwichen, gab er ihnen durch Zeichen zu verstehn, daß Einer von ihnen hervortreten möchte. Glücklicher Weise wurde dieses Zeichen verstanden, und Einer von ihnen, den man nachher für einen Anführer erkannte, kam dem Kommodore entgegen. Die Beschreibung, welche Biron von ihm macht, ist folgende:

Er war von riesenmäßiger Leibeshöhe, und schien das Mährchen von ehemahligen Giganten *) zu bestätigen. Um seine Schultern hing die Haut eines wilden Thiers; er selbst war mit allerlei Farben so wunderschön bemahlt, daß er einen recht scheußlichen Anblick verursachte. Um das eine Auge hatte er sich einen großen weißen Kreis, um das andere einen schwarzen gemahlt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiedenen Farben bestrichen. Biron schätzte die Höhe desselben auf sieben Fuß.

Indem nun Beide zusammentraten, murmelten sie sich einander etwas zu, welches einen Gruß bedeuten sollte. Dann gingen sie zusammen nach dem Haufen der Eingebornen, welchen Biron zuwinkte, daß sie sich setzen möchten, welches denn auch sobald geschah.

Der ganze Haufe bestand aus Männern, Weibern und Kindern. Die Weiber waren durchgängig von verhältnißmäßiger Größe; unter den Männern hingegen be-

---

*) Riesen.

merkte man wenige, welche kleiner, als der eben beschriebene Anführer, waren.

Einige alte Männer unter ihnen erhoben ihre Stimmen, und sangen in kläglichen Weisen einige unverständliche Worte mit ernsthafter und feierlicher Miene ab. Biron hielt dies für irgend einen heiligen Feiergebrauch, womit sie ihn als ihren Gast bewillkommen wollten.

Alle waren ungefähr auf einerlei Weise bemahlt und mit Fellen behangen; aber die um ihre Augen gemahlten Kreise waren bei Jeglichem von verschiedener Farbe, nämlich bei Einigen weiß und schwarz, bei Anderen weiß und roth, oder roth und schwarz u. s. w. Ihre Zähne waren weiß, wie Elfenbein, und standen vortrefflich an einander gereihet. Einige unter ihnen trugen etwas unsern Stiefeln Aehnliches an den Beinen, woran sie, in der Gegend des Absatzes, ein spitziges Holz befestiget hatten, welches ihnen zum Sporn diente.

Nachdem Biron diese Gesellschaft von Riesen lange genug angestaunt hatte, zog er einen Vorrath weißer und rother Glaskorallen hervor, und fing an, sie auszutheilen. Er hatte dabei das Vergnügen, zu sehen, daß dieses armselige Geschenk den Herren und Damen große Freude machte. Hiedurch ermuntert, langte er auch ein Stück grünes Band hervor, gab das eine Ende davon Einem von ihnen in die Hand, und ließ alle Diejenigen, die ihm zunächst saßen, so weit es reichen wollte, dasselbe anfassen. Hierauf schnitt er mit einer Scheere das Band jedesmahl zwischen zwei und zwei Anfassenden durch, so daß Jeder von ihnen eins der abgeschnittenen Stücke in der Hand behielt. Er wickelte hierauf jedes Stück Band Dem, der es bekommen hatte, um den Kopf, welches denn auch Jeder ruhig geschehen, und das Band nachher sitzen ließ.

Das Merkwürdigste hiebei war, daß dies Alles so friedlich und sittsam ablief, als wenn diese Gesellschaft von Wilden aus lauter gesitteten Leuten von feinen Gefühlen bestanden hätte. Denn ungeachtet man deutlich sah, daß das Band ihnen etwas sehr Schätzbares und Wünschenswürdiges zu sein schien, so blieb doch Jeder, auch von denen, welche nichts erhielten, ruhig sitzen, und man bemerkte nicht, daß nur ein Einziger ungehalten geworden wäre, oder versucht hätte, einem Andern Das, was ihm geschenkt war, zu entreißen. In der That ein Betragen, welches man von sogenannten Wilden kaum erwarten sollte, und welches ich meinen jungen Lesern auf ähnliche Fälle nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann. Jeder, der an seinem Empfindungsvermögen noch nicht ganz verwahrloset ist, fühlt, daß das schön und rühmlich gehandelt sei, dahingegen Unverträglichkeit, Selbsüchtigkeit und Gierigkeit überall, wo sie wahrgenommen werden, Mißfallen und Abscheu erregen. So achtet denn auf dieses eigene Gefühl, ihr jungen Freunde, und thut bei vorfallender Gelegenheit Das, was von demselben gebilligt wird, und vermeidet Das, was dieser stille Richter unsrer Handlungen für unedel oder unrecht erklärt. Das ist der sichere Weg zu jeder schönen Tugend, und das untrügliche Mittel, sich bei Gott und Menschen wohlgefällig zu machen!

Jetzt laßt mich weiter erzählen.

Einer von den Männern zeigte einen Pfeifenkopf von rother Erde vor, wobei er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er keinen Tabak habe, und gleichwol gern welchen haben möchte. Biron winkte hierauf seinen Leuten zu, die noch immer auf dem ihnen angewiesenen Platze stehen geblieben waren. Alsobald kamen drei oder

vier derselben herbeigerannt. Dies veranlaßte ein unangenehmes Mißverständniß. Die Indier nämlich, welche die von fern stehende Mannschaft immer im Auge behalten hatten, sahen kaum, daß Einige derselben sich in Bewegung setzten, als sie mit großem Geschrei aufsprangen und davon laufen wollten, vermuthlich, um ihre Waffen zu ergreifen, weil sie sich eines feindlichen Angriffs versahen.

Um den Folgen dieses Irrthums zuvorzukommen, lief Biron seinen Leuten entgegen, und rief ihnen, sobald er sie mit seiner Stimme erreichen konnte, zu, daß nur Einer von ihnen kommen, und allen Tabak, den er und seine Gefährten bei sich hätten, mitbringen solle. Dies zerstreute die Furcht der Eingebornen, und sie kehrten Alle nach und nach zu dem verlassenen Orte zurück. Aber Einer von ihnen, ein alter Mann, trat zu dem Befehlshaber, und sang ihm ein langes Lied in seiner Landessprache vor, wovon dieser jedoch natürlicher Weise auch nicht eine Silbe verstand.

Derjenige, welcher den Tabak brachte, war der Lieutenant Kumming. Dieser, welcher selbst von sehr ansehnlicher Länge war, indem er sechs Fuß und zwei Zoll maß, erstaunte nicht wenig, da er sich durch die Gegenwart dieser riesenförmigen Leute auf einmahl zum Zwerge gemacht sah *). Was die Größe dieser Menschenart noch merkwürdiger macht, ist die verhältnißmäßige Dicke derselben, welche man bei denjenigen Europäern, die sich durch eine ungewöhnliche Länge auszeichnen,

*) Das ist vermuthlich ein übertriebener Ausdruck; denn der Kapitän Wallis, der, wie aus der folgenden Erzählung erhellen wird, viele dieser Leute maß, fand keinen darunter, der über sieben Fuß hoch gewesen wäre.

selten zu bemerken pflegt. Biron versichert, daß der Kleinste unter den fünfhundert Patagoniern, welche man hier sah, wenigstens vier Zoll größer, und nach Verhältniß dicker gewesen sei, als der längste unter seiner Mannschaft.

Als der Tabak ausgetheilt war, traten vier oder fünf der Vornehmsten hervor, und baten, so viel man aus ihren Zeichen schließen konnte, daß ihre Gäste zu Pferde steigen, und mit ihnen nach ihren Wohnungen reiten möchten. Allein der Englische Befehlshaber glaubte mit Recht, daß es unvorsichtig gehandelt sein würde, in dieses Gesuch zu willigen, und gab ihnen zu verstehen, daß er nothwendig wieder nach den Schiffen zurückkehren müsse. Sie deuteten hierauf an, daß ihnen das leid thue, und setzten sich wieder nieder.

Einer der Alten versuchte indeß noch einmahl eine Einladung, durch ausdrucksvolle Zeichen. Er legte seinen Kopf einigemahl auf einen Stein, schloß seine Augen ungefähr eine halbe Minute lang, und zeigte darauf bald auf seinen Mund, bald nach den Bergen hin. Man glaubte, er wolle hiedurch andeuten, daß die Fremden, wenn sie mit ihm gehen und bei ihm übernachten würden, mit Lebensmitteln versorgt werden sollten. Allein auch diese Einladung wurde abgelehnt.

Als Biron endlich aufbrach, um wieder nach den Schiffen zurückzukehren, verlangte kein Einziger, ihn zu begleiten. Jeder blieb vielmehr, so lange man sie sehen konnte, ruhig sitzen.

Viele unter ihnen hatten Hunde bei sich. Vermuthlich bedienen sie sich derselben zur Jagd, welche ihre einzige Beschäftigung zu sein scheint. Ihre Pferde waren zwar klein und schlecht genährt, aber dabei schnell, und wohl zugeritten. Ein kleines Stückchen Holz diente

denselben zum Gebiß; daran war ein Zaum von ledernen Riemen befestiget, und statt eines Sattels trugen sie ein kleines ledernes Kissen. Weiber und Männer ritten auf einerlei Weise, und beide ohne Steigbügel. Dennoch jagten sie keck über einen Boden hin, der über und über mit großen und glatten Steinen besäet war.

Diejenige Gegend, wo diese Zusammenkunft mit den Patagoniern vorfiel, war nicht fern von der Mündung der Magellanischen Straße *), die, wie meinen jungen Lesern bekannt sein wird, die südliche Spitze von Amerika und das darunter liegende sogenannte Feuerland (Terra del fuego) von einander absondert. Ihren Namen hat dieselbe von demjenigen Portugiesischen Seefahrer, der sie zuerst entdeckte, durch sie hinfuhr, und der Erste war, welcher das große südliche Weltmeer bis nach Ostindien hin durchschiffte, oder die erste Reise um die Welt machte, ungeachtet er selbst sie nicht vollendete, weil er auf den sogenannten Diebsinseln sein Leben einbüßte. Biron steuerte nunmehr in diese Straße hinein, nicht, um dieselbe schon jetzt zu durchsegeln, sondern nur, um einen Hafen in derselben aufzusuchen, wo er sich mit Wasser und Holz versorgen könnte. Dann wollte er erst, bevor er weiter segelte, die unweit der Mündung dieser Straße liegenden Falklandsinseln aufsuchen, welche schon längst von einem Engländer entdeckt, aber noch immer nicht recht bekannt geworden waren.

Nachdem man die ersten beiden Engen dieser Straße

*) Straße, Kanal und Sund bedeuten in der Schiffersprache einen schmalen Theil des Meers zwischen zwei Ländern.

glücklich zurückgelegt hatte, steuerte man auf eine kleine Insel zu, welche in derselben liegt, und die Elisabethsinsel genannt wird. Allein da der Wind anfing, ihnen gerade entgegenzublasen, so sahen sie sich genöthiget, vor Anker zu gehen. Hier ließen sich gegen Abend sechs Indier am Strande sehen, welche ihnen winkten und zuriefen; allein da das Schiffsvolk einige Tage und Nächte sehr gearbeitet hatte, und also Ruhe bedurfte, so konnte der Befehlshaber es nicht übers Herz bringen, ihnen noch die Mühe zu machen, das Boot auszusetzen. Man ließ daher die Indier stehen; und da diese sahen, daß man auf ihre Einladung nicht achtete, so gingen sie endlich wieder weg.

Den 24. Dec. landete Biron in dem Boote auf einer Landspitze, Sandy Point (die Sandspitze) genannt. Die Küste war hier ungemein anmuthig. Hinter derselben breitete sich eine schöne flache Landschaft aus, deren Boden außerordentlich fruchtbar zu sein schien. Er war mit mancherlei Blumen bedeckt, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Das Gras war mit Erbsen untermengt, welche eben in voller Blüte standen, und es wimmelte hier von einer Art großer Vögel, die man, sowol ihrer Gestalt, als auch ihrer schönen Federn wegen, gemahlte Gänse nannte. Man traf auch verschiedene Wigwamms, d. i. Hütten der Indier, an; aber von den Bewohnern derselben bekam man keinen zu Gesicht.

Die reine und feine Luft, welche in dieser Gegend herrscht, hatte die Eßlust der Leute dermaßen geschärft, daß sie wol dreimahl mehr, als gewöhnlich, essen konnten. Es kam ihnen daher wohl zu Statten, daß Einige eine Menge Gänse, Enten und Schnepfen geschossen, Andere einen eben so ansehnlichen Fischzug gemacht hatten.

Von da segelte man weiter nach einem in der Straße gelegenen Hafen, Port Famine (der Hungerhafen) genannt, und legte sich daselbst dicht am Ufer vor Anker. Hier strömt ein Fluß in die Straße. Dieser hatte eine solche Menge Treibholz herbeigeführt, daß wol tausend Schiffe sich damit hätten versorgen können. An den Ufern dieses Stroms stehen die schönsten Bäume, welche, nach Birons Urtheile, für die ganze Brittische Seemacht die besten Masten von der Welt abgeben könnten. Zwischen den Aesten dieser Bäume wimmelte es, der Kälte des Himmelsstriches ungeachtet, von Papageien und andern Vögeln von wunderschönen Farben. Man fand auch Spuren wilder Thiere, und Hütten, von Menschen erbaut; aber man bekam weder Wild noch Menschen zu Gesicht. Hier und da stieß man auf ganz frische Feuerstellen, und einmahl, da man selbst Feuer angezündet hatte, sah man jenseit der Meerenge auf dem Feuerlande alsobald ein Gleiches geschehen. Vermuthlich sollte das irgend eine Bedeutung haben, die man aber nicht zu errathen vermochte. Die fernen Berge, welche man von hieraus entdecken konnte, waren alle erstaunlich hoch, und durchgängig mit Schnee bedeckt. Biron nahm auch eine Streiferei in die nördliche Gegend vor, und fand das Land überall ungemein angenehm. Der Boden war häufig mit Blumen bedeckt, welche unsern Gartenblumen weder an Schönheit, noch an Wohlgeruch etwas nachgaben.

Nicht weit von dem Ankerplatze des Schiffes hatte man neben einem Bache ein kleines Gezelt aufgeschlagen, worin drei Bootsmänner, welche sich mit Waschen beschäftigten, übernachten mußten. Diese wurden, bald nach Untergang der Sonne, aus dem ersten Schlafe durch das Gebrülle einiger wilden Thiere aufgeschreckt,

welches in der Finsterniß und Stille der Nacht unbeschreiblich fürchterlich klang. Zur Vergrößerung ihres Schreckens merkten die armen Leute, daß diese gräulichen Stimmen je länger je lauter und näher ertönten. Zu entfliehen war nicht möglich, und zur Vertheidigung fehlte es ihnen an Waffen; sie schienen daher verloren zu sein.

Aber Erfahrung, Vernunft und Ueberlegung schützen Den, der sie gehörig zu gebrauchen weiß, bei tausend Vorfallenheiten mehr, als den Starken seine Stärke, oder den Bewaffneten sein Geschoß. So auch hier. Diese armen Bootsmänner erinnerten sich in ihrer bedrängten Lage, einmahl gehört zu haben, daß die reißenden, wilden Thiere eine natürliche Furcht vor dem Feuer haben sollen, und sogleich beschlossen sie, von dieser Erfahrung zu ihrer Rettung Gebrauch zu machen. Sie zündeten also hurtig ein helles Feuer an, und unterhielten dasselbe sorgfältig in hohen Flammen. Und siehe! das Mittel half. Die Unthiere wagten es nicht, sich diesem Feuer zu nähern; sie begnügten sich bloß, die klugen Bootsmänner belagert zu halten, und ihnen die ganze Nacht hindurch etwas vorzubrüllen. Als endlich der Tag anbrach, schlichen sie sich davon.

Seht da, ihr jungen Freunde, ein abermahliges, lehrreiches Beispiel von dem großen Nutzen, den man davon hat, wenn man auf eigene und auf anderer Leute Erfahrungen fleißig achtet, und sich sorgfältig merkt Alles, was man hört, sieht oder lieset, auch wenn man nicht gleich absehen kann, wozu man es einmahl werde gebrauchen können. Keine Erkenntniß und keine Erfahrung, sie betreffe was sie wolle, ist so unbedeutend, daß sie uns nicht einmahl über kurz oder lang gar sehr zu Statten kommen sollte. Das lernen wir hier abermahls

an dem Beispiele dieser Bootsmänner, und das soll uns denn zum Beweggrunde dienen, auf Alles wohl zu achten, und nichts in den Wind zu schlagen, wodurch wir den Schatz unserer Erkenntniß und Erfahrung bereichern können. So werden wir immer weiser und immer glücklicher werden.

Die Benennung dieses Hafens: Port Famine, d. i. Hafen der Hungersnoth, ist durch folgende Begebenheit veranlaßt worden. Die Spanier legten hier vor ungefähr 200 Jahren eine Pflanzstadt an, die sie Philippeville nannten. Die Zahl der Menschen, die sich daselbst niederließen, belief sich auf 400. Als nun sechs Jahre nachher ein bekannter Englischer Seefahrer, Namens Cavendish, in diese Gegend kam, fand er von jener großen Anzahl von Menschen nur noch einen einzigen, welcher Hernando hieß. Von diesem erfuhr er denn, daß alle seine Landsleute, bis auf 24, aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen waren. Drei und zwanzig von diesen Uebriggebliebenen hatten sich auf den Weg gemacht, um, wo möglich, einen Spanischen Pflanzort am Plata-Strome zu erreichen; Hernando allein war geblieben. Von jenen hat man niemahls wieder etwas gehört; vermuthlich also waren sie auf ihrer langen und gefahrvollen Reise umgekommen.

Daher die Benennung des Hafens der Hungersnoth.

4.

Rückreise von Port Famine nach den Falklandsinseln. Abermahliger Eintritt in die Magellanische Straße und gänzliche Durchfahrt durch dieselbe.

Nachdem man bis zum 4ten Jänner allhier verweilt, und beide Schiffe mit Holz und Wasser hinreichend ver-

sorgt hatte, ging man wieder unter Segel, und steuerte zurück, um, bevor man weiter reisete, erst die Falklandsinseln aufzusuchen.

Auf dieser Rückreise lief der Delphin augenscheinliche Gefahr, zu scheitern. Denn, nachdem man sich mit vieler Mühe und Vorsicht aus der Meerenge wieder glücklich hinausgearbeitet hatte, und der Befehlshaber, welcher vier und zwanzig Stunden hinter einander auf dem Verdecke gewacht hatte, sich nun eben, da er das Schiff in Sicherheit glaubte, zur Ruhe begab, so wurde er plötzlich durch einen starken Stoß des Schiffes wieder aufgeschreckt. Er rannte augenblicklich aufs Verdeck zurück, und bemerkte bald mit Bestürzung, daß das Schiff auf einer Sandbank fest saß. Zum größten Glück herrschte gerade eine vollkommene Windstille, und es dauerte nur noch eine kleine Weile, so trat eben so erwünscht die Flutzeit ein. Durch Beides wurde das Schiff gerettet. Die Tamar hatte bald nachher einen ähnlichen Zufall; allein auch sie wurde glücklich wieder abgebracht.

Jetzt segelte man in offener See gegen Osten, bis zum 12ten Jänner, an welchem man die Falklandsinseln zu Gesicht bekam. Die See ist hier von Seehunden, die Luft von Vögeln belebt. Auch ließen sich verschiedene Wallfische sehen, die rings um die Schiffe herum das Wasser, gleich Strömen, von sich bliesen. Einige derselben schienen von ungeheurer Größe zu sein.

Nichts wünschte man jetzt sehnlicher, als bei einer dieser Inseln einen bequemen und sichern Hafen zu finden. Nach langem Suchen, wobei die Schiffe mehr als einmahl Gefahr liefen, an den felsigen Küsten zu scheitern, wurde ihnen dieser Wunsch endlich glücklich gewährt. Man fand eine sehr bequeme und geräumige Bucht, welche vor jedem Winde geschützt lag. Dem da-

mahligen ersten Lord des Seeraths oder der Admiralität zu Ehren, nannte man dieselbe Port Egmont.

Hier gab es Lebensmittel und Erfrischungen von allerlei Art in Ueberfluß. Da war frisches Trinkwasser die Fülle, und Gänse, Enten, Schnepfen und andere Vögel bedeckten den Strand und verfinsterten die Luft. Man brauchte nicht erst danach zu schießen; man durfte nur mit Knitteln oder Steinen aufs Gerathewohl in die Luft oder auf den Strand werfen, und man verfehlte seine Absicht fast nie. Auch Seehunde giebt es hier in so unbeschreiblicher Menge, daß der Strand damit bedeckt war, und daß man den Fuß nicht aus der Stelle setzen konnte, wenn man sie vorher nicht erst weggetrieben hatte.

Eine der wohlthätigsten Erfrischungen für Seefahrer, die am Scharbock leiden, der wilde Selleri nämlich und Sauerklee, fand sich hier gleichfalls in Ueberfluß. Nur an Holz gebricht es auf diesen Inseln gänzlich, etwas weniges Treibholz ausgenommen, welches die Meereswogen wahrscheinlich aus der Magellanischen Meerenge herbeiführen, und hie und da an den Strand werfen.

Damit aber meinen jungen Lesern dieses Land wegen der Leichtigkeit, womit man hier Seehunde und Vögel fangen kann, nicht gar zu angenehm vorkomme, so muß ich ihnen auch wol etwas von den furchtbaren Thieren erzählen, deren es hier gleichfalls in großer Menge giebt.

Dazu gehören zuvörderst die Seelöwen. Meine Leser kennen dieselben, wo nicht schon sonst, doch wenigstens aus dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen. Diejenigen, welche an den Küsten der Falklandsinseln leben, sind unbändiger und furchtbarer, als gewöhnlich. Man hielt oft lange und gefährliche Gefechte mit diesen

Thieren, und zuweilen mußten wol an zwölf Mann sich eine ganze Stunde lang mit einem einzigen derselben herumschlagen, bevor sie es erlegen konnten. Der Befehlshaber selbst wurde eines Tages ganz unvermuthet von einem solchen Seelöwen angefallen, und entging ihm nur mit genauer Noth. Sein Hund hingegen wurde bei dieser Gelegenheit durch einen einzigen Biß fast in Stücken zerrissen.

Aber dies ist nicht die einzige Art gefährlicher Thiere, vor welchen man hier auf seiner Hut sein muß. Eines Tages, da der Steuermann ausgesandt war, um die Küste zu sonden *), berichtete er bei seiner Zurückkunft, daß vier wolf-artige, grimmige Thiere bis an den Bauch ins Wasser gelaufen seien, um ihn und seine Gefährten im Boote anzugreifen, und daß man, aus Mangel einer Flinte, sich genöthigt gesehen habe, das Boot abzustoßen. Als hierauf Biron den nächsten Morgen selbst ans Land ging, stieß er mit seinen Leuten auf einen der größten Seelöwen, den man je gesehen hatte. Man ließ sich mit ihm ein; aber kaum hatte der Kampf seinen Anfang genommen, als man eins von den oberwähnten Thieren herbeirennen sah, gleichsam als wenn es dem Seelöwen zu Hülfe kommen wollte. Es wurde indeß erschossen, noch ehe es den Kampfplatz erreichte.

Eben so angreifend zeigten sich diese Thiere nachher bei jeder Gelegenheit. So oft sie einen Menschen wahrnahmen, kamen sie spornstreichs auf denselben zugerannt, um ihn anzufallen. Man erlegte auf diese Weise an dem nämlichen Tage nicht weniger als fünf.

---

*) d. i. durch Hülfe des Senkbleies die Tiefe des Wassers zu erforschen.

Das Schiffsvolk nannte sie zwar Wölfe; allein ihre Größe und die Gestalt des Schwanzes ausgenommen, schienen sie eher eine Art von Füchsen zu sein. Auch graben sie sich, wie diese, Löcher in die Erde, wobei ihnen ihre langen und scharfen Klauen treffliche Dienste thun.

Es giebt hier eine große Menge dieser Thiere. Wie sie zuerst auf diese Inseln, welche wenigstens hundert Seemeilen weit vom festen Lande abliegen, gekommen sein mögen, das läßt sich schwerlich angeben. Meine jungen Leser mögen ihre eigene Vermuthungskraft daran üben. Um ihrer los zu werden, steckte das Schiffsvolk das trockene Gras in Brand. Davon gerieth das ganze Land, so weit das Auge reichte, in Flammen, und man sah sie hierauf herdenweise die Flucht ergreifen.

Dem Schiffsvolke wurde, so lange man hier vor Anker lag, alle Morgen ein herrliches Frühstück von sogenannter Taschenbrühe (Bouillon de poche) bereitet, die, mit wildem Selleri und Habermehl vermischt, eine eben so wohlschmeckende als gesunde Speise gab. Um diese Taschenbrühe zu bereiten, kocht man in einem fest verschlossenen Topfe allerlei Fleisch so lange, bis es zu Gallert aufgelös't wird. Dann seihet man es durch; und wenn hierauf dieser Gallert kalt geworden ist, so wird er hart, und behält diejenige Form, die man ihm gegeben hat, so daß man ihn, gleich Schokoladentafeln, füglich in der Tasche tragen kann. Thut man ihn nachher in kochendes Wasser, so löset er sich wieder auf, und giebt dem Wasser den Geschmack einer frischen Fleischbrühe. Für Reisende und besonders für Seefahrende eine vortreffliche Erfindung!

Da endlich die Zeit gekommen war, daß man weiter segeln wollte, so nahm Biron im Namen Seiner Brit-

tischen Majestät von dem Hafen und allen umherliegenden Inseln feierlich Besitz, das heißt, er erklärte unter einigen, bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Gebräuchen, daß diese Inseln künftig dem Könige von Großbritannien und keinem Andern zugehören sollten. Und wider diese Besitznehmung war nun wol nichts einzuwenden, weil diese Länder bisher noch gar nicht bewohnt gewesen waren, und also Derjenige, der sie zuerst entdeckte, das nächste Recht dazu hatte. Dies war aber, wie man glaubt, ein Engländer; ungeachtet Andere dem bekannten Spanier, Amerikus Vespucius, die Entdeckung derselben zuschreiben wollen.

Allein befremdender ist es, wenn man die Herren Länderentdecker und Weltumsegler von Inseln und Ländern Besitz nehmen sieht, welche nicht allein Einwohner, sondern auch schon eine Art von bürgerlicher Verfassung haben, wie wir das in der Folge häufig sehen werden. Gleichsam als wenn man nothwendig ein Europäer sein müßte, um ein Landeigenthum zu haben, und als wenn die Indier keine Menschen wären, die etwas Eigenthümliches besitzen könnten! Allein die Mode hat dies Verfahren der Enropäischen Mächte nun schon so gewöhnlich gemacht, daß es fast Keinem mehr auffällt. Was die allgewaltige Mode doch nicht Alles vermag! Sogar Recht in Unrecht, und Unrecht in Recht verwandeln; — wunderbar!

Man ging den 27sten Jänner wieder unter Segel, und steuerte abermahls der Magellanischen Meerenge zu.

Während dieser Fahrt schwärmte eine solche Menge von Wallfischen um die Schiffe herum, daß die Schiffahrt dadurch wirklich gefährlich wurde. An einem derselben streifte man hart vorbei, und ein anderer blies sogar das Wasser bis auf das Verdeck. Diese Thiere

übertrafen an Größe alle andere, welche man jemahls gesehen hatte.

Uebrigens fiel bei der abermahligen Einfahrt in die Magellanische Meerenge nichts vor, welches meinen jungen Freunden erzählt zu werden würdig wäre. Ich überhüpfe daher einen Zeitraum von vier Wochen, und führe meine Leser gleich mitten in die Magellanische Straße, wo unsre Reisenden sich den 1sten März in einer Gegend vor Anker legten, welche der Hieronymus-Sund genannt wird.

Sie erblickten hier, dem Schiffe gegenüber, am nördlichen Strande drei oder vier Feuer; und nicht lange, so sahen sie einige Kähne, mit Indiern besetzt, herbeirudern. Sobald diese die Schiffe erreicht und eine Zeitlang um dieselben herumgerudert hatten, faßte Einer von ihnen das Herz, an Bord zu kommen. Sein elender kleiner Kahn war aus Baumrinden gemacht. Außer ihm befanden sich darin noch vier Männer, zwei Weiber und ein Knabe; Alle so armselige menschliche Geschöpfe, daß man ihres Gleichen nie gesehen hatte. Trotz der rauhen Himmelsgegend, in welcher es oft mitten im Sommer eben so kalt, als bei uns mitten im Winter zu sein pflegt, hatten diese elenden Menschen doch ganz und gar keine Bedeckung, ein stinkendes Seehundsfell ausgenommen, welches ihnen los um die Schultern flatterte. Indeß waren sie doch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sie gern für ein paar Glaskorallen vertauschten, eine Waare, worauf die Wilden fast durchgängig einen hohen Werth zu setzen pflegen.

Wer von meinen jungen Lesern etwa geneigt ist, sie deßhalb auszulachen, den bitte ich, erst zu bedenken, daß wir klügern Europäer in diesem, wie in manchem andern Stücke, nicht minder belachenswerthe Thoren sind, in-

dem wir z. B. Gold, Edelsteine und Perlen — Dinge, die an und für sich selbst eben so wenig Nutzen, als die Glaskorallen, gewähren — unter die wünschenswürdigsten Dinge zählen. Aber, werdet ihr vielleicht sagen, dafür kann man doch etwas Nützliches kaufen oder eintauschen! Richtig; aber würde man das können, wenn man diesen unnützen Dingen nicht lächerlicher Weise einen so hohen Werth beigelegt hätte? Und wer weiß, ob nicht die Wilden unter sich von den Glaskorallen den nämlichen Gebrauch zu machen wissen?

Die Pfeile dieser Indier waren ungefähr zwei Fuß lang, aus einer Art von Rohr gemacht und mit einem grünen Steine zugespitzt. Der Bogen mochte etwa drei Fuß lang sein, und die daran befindliche Schnur war ein getrockneter Darm von irgend einem, ich weiß nicht, welchem Thiere.

Da man an eben diesem Tage noch etwas weiter segelte, so kamen gegen Abend verschiedene andere Indier an Bord, die den vorigen völlig ähnlich waren, eben so armselig an Geist und Körper, wie jene. Man machte ihnen Geschenke mit Glaskorallen, Bändern und andern dergleichen Kleinigkeiten, und ihre Freude darüber war sehr groß.

Um ihren Besuch zu erwiedern, setzte sich der Befehlshaber in die Jölle *) und ließ sich ans Land fahren. Zu seiner Begleitung nahm er nur einige wenige Personen mit, weil er besorgte, daß eine größere Anzahl sie in Furcht setzen möchte. Die gutmüthigen Wilden nahmen ihn am Strande mit vielen Freundschaftsbezeigungen auf, und bewirtheten ihn mit gewissen wilden Beeren, welche diese Gegend hervorbringt,

*) Ein kleines Boot.

und welche, nebst Dem, was das Meer an Muscheln und todten Fischen auswirft, wo nicht ihre einzige, doch ihre vornehmste Nahrung auszumachen schienen.

Am folgenden Tage segelte man in der Straße weiter.

Die Fahrt in dieser Meerenge ist eine der mühsamsten und gefährlichsten, welche ein Seefahrer machen kann. Häufige Stürme, Klippen und Sandbänke setzten die Schiffe fast an jedem Tage in die äußerste Gefahr, zu scheitern, und die Luft war dabei gemeiniglich so rauh und kalt, als sie bei uns nur im Winter zu sein pflegt. Das Land an beiden Seiten ist fast durchgängig wild und öde, und Gebirge, welche sich über die Wolken erheben, und von oben bis unten mit Eis und Schnee bedeckt sind, beschränken die Aussicht. Dies Alles macht die Schifffahrt in diesem Kanale eben so unangenehm, als sie beschwerlich und gefahrvoll ist.

Eines Tages, da der Befehlshaber einen Offizier in einem Boote vorausgeschickt hatte, um die Tiefen zu untersuchen, erzählte ihm derselbe bei seiner Zurückkunft, daß er einigen Indiern begegnet sei, deren Einer ihm einen Hund geschenkt habe. Es war auch eine Frau dabei gewesen, die ein kleines Kind an der Brust hatte. Diese — man sehe, wie diese armen Menschen fast unter die Natur der Thiere herabgesunken sein müssen! — hatte dem Offizier dieses ihr eigenes Kind angeboten. Man schaudert bei dieser Vorstellung, weil sie uns die Menschen in ihrer tiefsten Erniedrigung darstellt. Wie sehr muß nicht die Seele einer Mutter an allen menschlichen Gefühlen abgestumpft sein, welche fähig ist, das Kind von ihrer Brust zu reißen, um es dem ersten dem besten Fremdling zu schenken, oder gegen ein paar Glaskorallen zu vertauschen.

Die Witterung wurde jetzt von Tage zu Tage rauher. Ein strenger Winter schien von dieser öden und fürchterlichen Gegend schon völlig Besitz genommen zu haben, ungeachtet noch nicht einmahl die Zeit des Herbstes angebrochen war. Die armen Seeleute litten daher unbeschreiblich viel von Kälte, wozu noch die große Unbequemlichkeit kam, daß sie, des häufigen Regens wegen, selten einen trockenen Faden am Leibe hatten. Der Befehlshaber ließ daher unter die halberstarrte Mannschaft beider Schiffe, die Offiziere mit eingeschlossen, ein dickes wollenes Zeug zu Wämsern austheilen, welches ihnen ausnehmend zu Statten kam.

Nach unbeschreiblich vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren erreichte man endlich das jenseitige Vorgebirge der Straße, und blickte nunmehr in die weite Südsee hin. Ein an das nördliche Ufer abgeschickter Offizier berichtete bei seiner Zurückkunft, daß er auf einige Indier gestoßen sei, die einen Nachen bei sich führten, der von denen, welche man vorher gesehen hatte, ganz verschieden, nämlich nicht von Baumrinde, wie jene, sondern von zusammengesetzten Planken gewesen sei. »Diese Leute,« sagte er, »kamen an Gestalt und Sitten dem Viehe näher, als Alle, die uns vorher zu Gesicht gekommen. Auch sie gingen, der gräulichen Witterung ungeachtet, völlig nackt, nur daß ein Seehundsfell um ihre Schultern flatterte. Ihre Speisen, die nicht leicht ein anderes Thier, als ein Schwein, angerührt haben würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem ölichten, wallfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank verursachte. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den Uebrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thiers hinunterschluckten.

Gleichwol sahen sie Dasjenige, was unsere Leute besaßen, nicht mit Gleichgültigkeit an; denn unterdeß, daß Einer von diesen schlief, schnitten sie ihm das Hinterstück seiner Jacke mit einem scharfen Feuersteine ab, dessen sie sich statt eines Messers bedienten.

Da man am folgenden Tage still lag, um Holz und Wasser einzunehmen, kamen sieben bis acht Indier in einem Kahne herbeigeschwommen, traueten sich aber nicht völlig heran, sondern landeten den Schiffen gegenüber, und machten ein Feuer an. Man lud sie durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber vergebens! Der Befehlshaber stieg darauf in die Jölle, und fuhr zu ihnen.

Nachdem er eine Zeitlang bei ihnen gewesen, und sich durch Zeichen mit ihnen unterhalten hatte, schickte er seine Leute zurück, um Schiffsbrot zu holen, und blieb unterdeß bei ihnen allein. Das Brot wurde jetzt gebracht, und Biron fing an, es unter sie zu vertheilen. So oft ein Stück davon zur Erde fiel, hatte er jedesmahl das Vergnügen, zu sehen, daß Niemand von ihnen es eher aufnehmen wollte, bis er seine Erlaubniß dazu gegeben hatte. Ein sonderbarer Zug in der Gemüthsart dieser Wilden! So ungesittet und viehisch in jeder andern Betrachtung, und dabei doch so bescheiden, so viel Herrschaft über ihre Begierden!

Eine andere eben so liebenswürdige Eigenschaft, die man an ihnen wahrnahm, stach gleichfalls stark gegen ihre sonstige Wildheit ab. Dies war ein Gefühl von Dankbarkeit, welches sie auf eine rührende Weise an den Tag zu legen suchten. Da sie nämlich bemerkten, daß die Bootsleute Gras für einige Schafe abschnitten, welche man auf dem Schiffe hatte, fingen sie augenblicklich an, alles Kraut, welches sie nur finden konnten, auszuraufen und nach dem Boote zu tragen. Biron

wurde durch diesen Beweis ihres guten Willens gar sehr gerührt, und er konnte bemerken, daß das Vergnügen, welches er darüber äußerte, ihnen Freude machte.

Diese gutmüthigen Wilden hatten ihn bald so lieb gewonnen, daß sie, da er wieder ins Boot stieg, Alle sogleich in ihren Nachen sprangen und ihn begleiteten. Man kam ans Schiff. Hier ließen sie, beim Anblick eines so großen und wunderbaren Gebäudes, vor Erstaunen und Schrecken die Ruder sinken, und blieben eine gute Weile wie versteinert. Endlich bewog man Einige derselben, wiewol mit Mühe, an Bord zu kommen.

Hier machte man ihnen allerhand kleine Geschenke, und es dauerte hierauf nicht lange, so schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu sein. Um ihnen ein Vergnügen zu machen, fing Einer der Schiffsleute an, auf der Geige zu spielen, und einige Andere tanzten. Das war eine herrliche Unterhaltung für sie! Sie wurden darüber so entzückt, und zugleich so begierig, sich dankbar dafür zu bezeigen, daß Einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel von Seehundshaut mit rother Farbe holte, und dann des Geigers Angesicht sehr emsig damit anzuschmieren begann. Er wollte hiernächst dem Befehlshaber die nämliche Ehre anthun, und dieser hatte alle Mühe von der Welt, die sonderbare Höflichkeitserweisung von sich abzulehnen, weil man seine Weigerung für übertriebene Bescheidenheit hielt. Nachdem sie einige Stunden sehr vergnügt auf dem Schiffe zugebracht hatten, gab man ihnen zu verstehen, daß es gut sein würde, wenn sie nunmehr wieder ans Land zurückgingen. Aber ihre Zuneigung gegen den Befehlshaber und das Schiffsvolk war so groß, daß es Mühe kostete, sie dazu zu bewegen.

Den 7ten des Wandelmonats oder Aprils lichtete

man zum letzten Mahle in der Straße die Anker, und da zu gleicher Zeit ein überaus günstiger Wind aufsprang, so hatte man in zwei Tagen das Glück, die öden und rauhen Küsten dieser Meerenge völlig zurückzulegen, und nunmehr in das unermeßliche große Südmeer zu stechen. Die ganze mühselige Durchfahrt hatte sieben Wochen und zwei Tage gekostet.

5.

Lauf der Schiffe von der westlichen Mündung der Magellanischen Straße bis zu den Inseln der fehlgeschlagenen Erwartung.

Nunmehr bitte ich meine jungen Leser, diejenige Karte vor sich hinzulegen, welche dieser Reisebeschreibung beigefügt ist, und worauf sie die fernere Fahrt unserer Reisenden bis nach Ostindien hin verzeichnet finden.

Als sie die Straße gänzlich zurückgelegt hatten, steuerten sie anfangs, wie aus dem auf der Karte befindlichen Striche, der den Lauf der beiden Schiffe andeutet, erhellet, gegen Westen; dann wandten sie sich, und fuhren längs der westlichen Küste von Südamerika hinauf gen Norden. Es war der 9te des Wandelmonats 1765, an welchem sie ins Südmeer einliefen. Von da bis zum 16ten sahen sie nichts, als Wasser und Himmel, und es begegnete ihnen nichts, was des Wiedererzählens würdig wäre.

An dem letztgenannten Tage erblickte man zum ersten Mahle wieder Land. Es war die Insel Masafuero, welche meine Leser auf unserer Karte angegeben finden. Die nicht weit davon liegende Insel Don Juan Fernandez blieb ihnen zur Seite liegen, und konnte, des nebeligen Wetters wegen, nicht von ihnen gesehen werden.

Man steuerte auf Masafuero los, und suchte lange vergeblich einen Platz, wo man die Schiffe mit einiger Sicherheit vor Anker legen könnte. Endlich fand man, was man suchte. Allein die Küste war überall so felsig, und die Brandung *) an derselben so stark, daß man es nicht möglich fand, mit einem Boote ans Land zu kommen. Gleichwol mußte man sich hier nothwendig mit Wasser und Holz versorgen; und so groß daher auch die Gefahr zu sein schien, so mußten doch Leute dazu beordert werden.

Zum Glück hatte der Befehlshaber sich für Fälle dieser Art mit einer Anzahl von Korkwämsern versehn, die sowol das Schwimmen erleichtern, als auch Den, der damit bekleidet ist, verwahren, daß er nicht an den Klippen zerquetscht werde. Durch dieses Hülfsmittel wurde nach und nach ein ziemlicher Vorrath von Wasser und Holz an Bord geschafft, auf den man, in Ermangelung jener Wämser nothwendig hätte Verzicht thun müssen. Man blieb nämlich mit den Böten außerhalb der Brandung liegen, und die mit Korkwämsern versehenen Bootsmänner schwammen hindurch. Dann wurden die gefüllten Wasserfässer und das gefällte Holz an Stricke gebunden, und so nach den Böten hingezogen.

Allein Diejenigen, welche sich auf diese Weise ins Wasser wagten, um ans Land zu schwimmen, schwebten, trotz ihrer Korkwämser, doch jedesmahl in großer Ge-

*) Das Aufsteigen und Brechen der Wellen an einer Küste, oder an Felsen, welche unweit der Küste unter dem Wasser verborgen liegen. Die daran sich brechenden Wogen pflegen zuweilen wie ein Mastbaum hoch in die Luft zu steigen.

fahr, ihr Leben auf die jämmerlichste Weise einzubüßen. Es gab nämlich in dieser Gegend des Meeres eine Menge sehr großer Haifische *), deren einige über zwanzig Fuß lang waren, und welche, so oft sie einen schwimmenden Menschen erblickten, sogar die Brandung nicht scheueten, sondern in dieselbe hineinschossen, um ihn zu erhaschen. Einige Bootsleute geriethen dadurch in große Gefahr, der sie nur mit genauer Noth zu entkommen das Glück hatten. Man sah die gefräßigen Seeungeheuer ganze Seehunde, die sie erhaschten, wie einen einzigen Bissen hinunterschlucken.

Man fand die Insel mit Ziegen bevölkert. Verschiedene derselben wurden erlegt, und man fand ihr Fleisch eben so wohlschmeckend, als das schönste Wildbret. Eine derselben schien schon einmahl in menschlicher Bothmäßigkeit gewesen zu sein; denn sie war am Ohr auf eine solche Weise gezeichnet, daß man wohl sehen konnte, daß es nicht zufällig geschehen war. Außerdem gab es hier einen solchen Ueberfluß an Fischen, daß man mit leichter Mühe in kurzer Zeit mehr derselben fangen konnte, als die ganze Schiffsmannschaft zu einer Mahlzeit nöthig hatte. Einige wogen 20 bis 30 Pfund, und ihr Geschmack war vortrefflich.

Indem man nun mit der Einholung des Holzes und Trinkwassers auf die eben beschriebene Weise beschäftiget war, ereignete sich folgender Vorfall.

Der Konstabel und ein Bootsmann, welche mit ans Land geschwommen waren, fanden gegen Abend, da sie zurückzukehren dachten, die Brandung so fürchterlich, daß sie es nicht wagen wollten, mit ihren Gefährten

*) Ich habe diesen furchtbaren Raubfisch in der Entdeckung von Amerika beschrieben.

wieder hindurch zu schwimmen. Sie wurden daher Beide am Lande zurückgelassen.

Am folgenden Tage fand der Befehlshaber für nöthig, die Schiffe an einer andern Stelle ankern zu lassen, welche ungefähr anderthalb Meilen weiter nordwärts lag. Er schickte daher ein Boot aus, um die beiden Zurückgebliebenen abzuholen. Nun konnte aber das Boot, wie wir wissen, der Brandung wegen nicht bis ans Land gehn. Man rief daher den beiden Männern zu, daß sie herbeischwimmen möchten. Der Konstabel wagte es, und kam glücklich an Bord; allein der Bootsmann, der kein Schwimmer war, entsetzte sich vor dem Anblicke der Gefahr und blieb abermahls zurück.

Der Befehlshaber schickte noch einmahl nach ihm aus, und ließ ihm zurufen: es stehe wahrscheinlicher Weise stürmisches Wetter bevor; dann dürften die Schiffe leicht von ihrem Ankerplatze weggetrieben werden, und dann werde er Gefahr laufen, den Rest seines Lebens auf dieser Insel allein zuzubringen. Allein der Mann blieb unbeweglich. Er sei überzeugt, sagte er, daß wenn er es versuchen wolle, nach dem Boote hin zu schwimmen, er gewiß ertrinken werde. Er wolle daher lieber bleiben, wo er sei; es möge ihm auch gehen, wie es wolle. Er nahm hierauf einen zärtlichen Abschied von den Gefährten im Boote, und wünschte ihnen alles mögliche Wohlergehn, welches diese von Herzen erwiederten.

Da nun eben das Boot im Begriff war, wieder umzukehren, und den armen Kerl seinem Schicksale zu überlassen, so ergriff einer der Unteroffiziere das eine Ende eines im Boote befindlichen Stricks, sprang damit in die See, und schwamm durch die schäumende und wogende Brandung hindurch nach dem Orte, wo der

arme Johann — so hieß der neue Robinson — in niedergeschlagener Stellung stand, und sein unglückliches Schicksal überdachte. Jener bemühete sich nun, ihm den Vorsatz, auf der Insel zurückzubleiben, durch die kräftigsten Vorstellungen auszureden; aber umsonst! Johann sah seinen Tod im Wasser, wenn er sich in die Brandung wagen wollte, als gewiß an, und war daher schlechterdings nicht zu bewegen, das Land zu verlassen.

Der Unteroffizier hatte unterdeß an seinem Stricke unvermerkt eine Schlinge geschürzt. Plötzlich warf er ihm dieselbe um den Leib, und hurtig rief er seinen Gefährten im Boote, welche das andere Ende des Strickes hielten, zu, daß sie es nach sich ziehen sollten. Man gehorchte; und so wurde der arme Johann Hals über Kopf ins Meer und durch die Brandung hingerissen. Jetzt hob man ihn ins Boot; aber ach! er schien schon ganz entseelt zu sein. Man machte sich indeß über ihn her, richtete ihn auf den Kopf, blies ihm Luft ein, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen, ihn ins Leben zurückkehren zu sehen. Der Unteroffizier schwamm auch herbei, und so kehrten Alle, vergnügt über den glücklichen Ausgang dieses Abenteuers, zurück nach dem Schiffe.

Man verließ nunmehr die Insel Masafuero und fuhr noch eine Zeitlang fort, gegen Norden zu steuern, bis man den 27sten Grad der südlichen Breite erreicht hatte, da man die Schiffe wandte, um nun gegen Westen zu segeln. Ich bitte, hier abermahls auf unserer Karte nachzusehn.

Nachdem man zehn Tage lang ununterbrochen unter Segel geblieben war, erblickte man verschiedene Vögel um das Schiff her, welche Hoffnung zu einem nahen Lande machten. Einige derselben waren vorzüglich merkwürdig. Sie flogen hoch, waren so groß, wie eine

Gans, und so weiß, wie Schnee, die Füße ausgenommen, welche schwarz waren.

Verschiedene Tage danach erblickte man zwei andere große Vögel, welche schwarz waren, nur daß sie einen weißen Hals und einen Schnabel von gleicher Farbe hatten. Ihr Flug war schwerfällig; man schloß daraus, daß sie zu langen Reisen unfähig wären; und das machte abermahls Hoffnung, daß man bald irgend ein Land zu Gesicht bekommen würde.

Je weiter man kam, desto größer wurde die Zahl von allerhand Vögeln, welche die Schiffe begleiteten; aber Land wollte sich immer noch nicht zeigen. Gleichwol hatte man täglich größere Ursache, sich danach zu sehnen, weil die Mannschaft immer mehr und mehr vom Scharbock ergriffen, und dadurch zur Arbeit unfähig gemacht wurde.

Erst am 7ten des Sommermonats entdeckte man früh Morgens eine kleine und bald darauf eine größere Insel, bei welcher man in der Dunkelheit der Nacht hart vorbeigesegelt sein mußte. Man befand sich damahls unter dem 15ten Grade südlicher Breite, und in der westlichen Länge von 145 Graden. Meine jungen Leser finden diese beiden Inseln auf unserer Karte unter dem Namen der Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung angegeben.

Man steuerte gegen die kleine Insel zu, und nahm bei weiterer Annäherung ein Land wahr, welches durch seine Anmuth in Entzücken setzte. Die Küste bestand aus dem feinsten weißen Sande, und die Insel selbst glich einem angenehmen Obstgarten. Aber rings um dieselbe her bäumten sich die Wogen in fürchterlicher Brandung.

Es währte nicht lange, so entdeckte man, daß das

Eiland auch bewohnt war. Es ließen sich nämlich verschiedene Eingeborne an der Küste sehn, und zwar mit Spießen bewaffnet, die wenigstens sechzehn Fuß lang waren. Man sah sie alsobald geschäftig, verschiedene große Feuer anzulegen; und nicht lange, so geschah auf der größern Insel ein Gleiches: ein Beweis, daß die Bewohner von beiden mit einander einverstanden sein mußten, sich in Fällen solcher Art auf diese Weise einander zu benachrichtigen.

Der Befehlshaber schickte hierauf das Boot mit einem Offiziere aus, um einen Ankerplatz zu suchen; allein zur allgemeinen Betrübniß kehrte dieses, nachdem es die ganze Insel umrudert hatte, mit der traurigen Nachricht zurück, das Meer sei rund umher so tief, daß man den Grund desselben mit dem Senkblei nicht habe erreichen können. Das war in den Ohren der ganzen Schiffsgesellschaft ein rechter Donnerschlag! Denn der Scharbock hatte nunmehr so fürchterlich um sich gegriffen, daß die Meisten schon wirklich bettlägerig waren, indeß Andere matt und krank auf dem Verdecke umherkrochen, und mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen, nach dem Paradiese hinblickten, welches die Natur für sie verschlossen hatte. Sie sahen Kokosnüsse in Menge, deren Milch für Leute in ihrer Lage vielleicht die beste Arzenei von der Welt ist; und was ihre Begierde sowol, als auch ihre Betrübniß ausnehmend vergrößerte, das waren die vielen Schildkrötenschalen, welche längs der Küste herum lagen. Das Alles sollten sie nur sehen, aber nicht genießen!

Man segelte indeß, um sich wenigstens durch den Anblick zu laben, rings um die Insel herum, und fand es überall unmöglich, sogar nur mit den Böten zu landen. So wie aber die Schiffe sich der Küste gegenüber

sehen ließen, rannten die wilden Einländer schreiend herbei, tanzten ihren Kriegstanz, schwangen dabei ihre langen Spieße, warfen sich alsdann rücklings nieder, und blieben eine Zeitlang ohne Bewegung liegen. Unsere Reisenden irrten vermuthlich nicht, indem sie dies für eine Drohung hielten, daß Derjenige, der es wagen werde, ans Land zu kommen, auf der Stelle des Todes sein solle. Man fühlte sich zwar geneigt, dieses ungastfreundschaftliche Verfahren zu mißbilligen; aber wenn man weiß, wie die gesitteten Europäer sich bisher gegen diejenigen Wilden, deren Land sie eigenmächtiger Weise in Besitz nahmen, zu verfahren pflegten, so kann man es diesen Leuten doch nicht übel nehmen, daß sie solche gefährliche Gäste von sich abzuhalten suchten, und ein menschenfreundliches Herz kann nicht umhin, ihnen Glück zu wünschen, daß die Natur selbst ihr kleines Eiland für jeden ungerechten Eroberer unzugänglich machte.

An einer Stelle der Küste bemerkte man im Vorbeisegeln, daß die Eingebornen zwei Spieße in den Sand gesteckt, und an die Spitzen derselben Etwas befestiget hatten, welches in der Luft flatterte. Vermuthlich hatte dies irgend eine gottesdienstliche Absicht; denn man bemerkte alle Augenblicke, daß einige Indier vor diesen Spießen niederknieten, vielleicht um irgend ein von ihnen göttlich verehrtes Wesen um Schutz wider die Fremden anzuflehen.

So oft ein Boot abgeschickt wurde, um sich der Küste zu nähern, erhoben die Eingebornen jedesmahl ein so fürchterliches Geheul, als man je gehört hatte. Sie ermangelten dabei auch niemahls, mit ihren Spießen zu drohen, und große Steine in Bereitschaft zu halten, um die Landenden damit zu empfangen. Vergebens machte man ihnen alle nur ersinnliche Zeichen von Freundschaft

und Zuneigung; vergebens warf man ihnen Brot und andere Dinge zu, wovon man glaubte, daß sie ihnen angenehm sein dürften: sie ließen Alles mit Verachtung liegen, und wateten vielmehr ins Wasser, um sich, wo möglich, des Bootes zu bemächtigen. Die in dem letztern befindliche Mannschaft war daher geneigt, auf sie zu feuern; allein glücklicher Weise hatte der befehligende Offizier keine Erlaubniß, Feindseligkeiten auszuüben, und man zog sich daher ohne Blutvergießen zurück.

Hier kann ich nicht umhin, dem Nachdenken meiner jungen Leser die Frage vorzulegen: ob unsere Reisenden, die, wie wir wissen, in einer so kläglichen Lage waren, daß sie vom Scharbock aufgerieben zu werden besorgen mußten, sich nicht für berechtigt halten durften, sich die zur Erhaltung ihres Lebens erfoderlichen Erfrischungen mit Gewalt zu verschaffen? Ich gebe ihnen fünf Minuten Bedenkzeit, um erst selbst darüber nachzudenken und Partei zu ergreifen; dann mögen sie weiter lesen, um zu sehen, ob mein eigenes Urtheil mit dem ihrigen übereinkomme, oder nicht?

Hier ist das meinige: allerdings waren sie dazu berechtiget, aber nur unter der dreifachen Bedingung: 1) daß die besagten Erfrischungen ihnen zur Erhaltung ihres Lebens wirklich unentbehrlich waren; 2) daß sie einen Ort fanden, wo sie landen konnten und also nicht vergebens Blut vergossen, und 3) daß es schlechterdings unmöglich war, das ihnen Unentbehrliche auf eine minder gewaltsame Weise zu erhalten. Fiel hingegen eine einzige dieser Bedingungen weg, so war es eben so grausam und strafbar, Einen dieser Wilden zu tödten, als wenn es gesittete Europäer gewesen wären. Denn waren sie nicht auch Menschen, so gut wie wir?

Mein bejahendes Urtheil gründet sich auf den un-

läugbaren Satz aus dem Rechte der Natur: daß die Sorge für die Erhaltung unsers Lebens die erste aller unserer Pflichten ist, und daß wir, wenn kein anderes Mittel dazu vorhanden ist, es sogar mit dem Leben eines Andern erkaufen dürfen. Dank sei indeß der göttlichen Vorsehung, daß nur selten ein Mensch in den traurigen Fall zu kommen pflegt, von diesem natürlichen Nothrechte Gebrauch machen zu müssen.

Jetzt möchte ich wissen, ob alle meine jungen Leser gleichförmig mit mir geurtheilt haben? Schade, daß wir uns nicht darüber besprechen können! —

Die wilden Bewohner dieser Insel waren von einer dunkeln Kupferfarbe, übrigens stark und wohlgebildet. Im Laufen waren sie so schnell, daß unsere Reisenden nie etwas Aehnliches gesehen zu haben bezeugen.

Da nunmehr alle Hoffnung, an diesem schönen Eilande zu landen, gänzlich verschwunden war, so steuerte man auf die nicht weit davon gelegene größere Insel zu. Sobald man dieselbe erreicht hatte, ließ der Befehlshaber beilegen — meine jungen Leser wissen aus der obigen Erklärung, was dieser Ausdruck sagen will — und sandte wiederum das Boot aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Kaum hatte dieses sich in Bewegung gesetzt, als man die Eingebornen in großer Menge, mit Keulen und Spießen bewaffnet, herbeirennen sah, um sich der Landung zu widersetzen. Um sie zurückzuschrecken, schoß man eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin; und dies that die erwartete Wirkung, denn sie liefen augenblicklich in den Wald zurück.

Dennoch kehrte das Boot abermahls mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß man einen Ort zum Ankern nirgends habe finden können, weil auch hier das

Meer bis nahe an die Küste hin unergründlich tief befunden wurde. Die Sehnsucht der armen Kranken nach irgend einem erfrischenden Labsal mußte also unbefriedigt bleiben. Traurig wendete man hierauf die Schiffe, um weiter gegen Westen zu segeln, und nannte diese Eilande: die Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

6.

Entdeckung der König-Georgs-Inseln, nebst einer Beschreibung derselben und einer Nachricht von verschiedenen daselbst vorgefallenen Begebenheiten.

Schon am folgenden Tage, nämlich den 9ten des Sommermonats, hatte man gegen Abend das Glück, abermahls Land zu entdecken. Es lag noch in einer Entfernung von sechs bis sieben Seemeilen. Man legte daher bei, um erst den Anbruch des nächsten Tages abzuwarten. Dennoch war man am folgenden Morgen dem Lande um vier Meilen näher gekommen, und konnte nunmehr sehen, daß es eine lange niedrige Insel war. Sie hatte übrigens ganz das schöne Ansehn der vorigen, eine weiße Küste, eine herrliche Waldung von Kokos- und andern Bäumen, und sie war rund umher, wie jene, mit rothen Korallenfelsen umgürtet, welche eine starke Brandung verursachten.

Man steuerte, sobald man ihr nahe genug gekommen war, längs der nord-östlichen Seite derselben hin, und sah auch hier die Eingebornen, mit langen Spießen bewaffnet, in Menge herbeirennen und große Feuer anzünden. Als man die südwestliche Küste des Eilandes erreicht hatte, bemerkte man einen großen Landsee, der ungefähr drei Seemeilen breit zu sein schien, und durch

eine kleine Einfahrt mit dem Meere zusammenhing. Hier hatten die Wilden, im Schatten eines lustigen Kokoswaldes, eine kleine Stadt, das heißt hier, wie überall, wo von Wilden die Rede ist, eine Anzahl von Hütten erbaut. Der Anblick dieser Gegend war so einladend, daß man sehnlichst wünschte, hier einen Ankerplatz zu finden.

Der Befehlshaber schickte daher augenblicklich die Böte zum Sonden aus; allein sie fanden unglücklicher Weise auch hier die Küste so steil, wie eine Mauer, und das Meer unergründlich tief. Man fuhr hierauf fort, längs der Küste hinzusegeln, und sah überall viele Hunderte von Wilden in der Absicht herbeilaufen, ihnen die Landung streitig zu machen. Einer derselben trug ein Stück von einer Matte, an der Spitze eines Spießes befestiget, welches vermuthlich eine Fahne sein sollte; die Uebrigen aber stellten sich, und zwar in guter Ordnung, bis an den Leib ins Wasser, wobei sie ein unaufhörliches gräuliches Geheul erhoben. Nach einer kleinen Weile sah man auch eine Menge großer Kähne den Landsee herunter kommen und sich ihnen beigesellen.

Unterdeß waren die Böte noch immer mit dem Sonden beschäftiget. Die darin befindlichen Leute erschöpften ihre Erfindungskraft, um Zeichen und Geberden zu ersinnen, wodurch sie den Indiern ihre friedfertigen Gesinnungen zu erkennen gaben. Einige von den Kähnen setzten sich hierauf in Bewegung, um sich den Böten zu nähern; und dies ließ hoffen, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung kommen würde. Doch diese Hoffnung war schlecht gegründet.

Die Wilden hatten nämlich keine andere Absicht, als die Böte ans Land zu ziehen, um sich ihrer und der darin befindlichen Mannschaft zu bemächtigen. Verschie-

dene von Denen, welche auf der Küste standen, suchten ihnen dazu behülflich zu sein, indem sie von dem Felsen hinab ins Wasser sprangen und nach den Böten hin schwammen. Einer derselben wagte es sogar, bei dem Boote der Tamar an Bord zu kommen; aber kaum war dies geschehen, als er mit einer Matrosenjacke, die er ergriff, wieder ins Wasser sprang, untertauchte und nicht eher wieder zum Vorschein kam, als bis er dicht an der Küste mitten unter seinen Landsleuten war. Ein Anderer von ihnen wollte einem Unteroffizier den Hut vom Kopfe reißen; da er aber nicht wußte, wie ein Hut abgenommen wird, so zog er ihn, statt ihn aufzuheben, aus Dummheit unterwärts, wodurch der Unteroffizier Zeit gewann, sein Eigenthum zu sichern. Die braven Schiffsleute ertrugen dies Alles mit großer Nachsicht. Darüber frohlockten die Indier und wurden immer übermüthiger.

Man fuhr unter diesen Umständen fort, die Küste zu untersuchen, bis man die westliche Spitze der Insel erreicht hatte, ohne einen Ankerplatz gefunden zu haben. Man entdeckte indeß hier eine andere Insel, welche ungefähr vier Seemeilen weit gegen Westen lag. Ehe man aber alle Hoffnung, von demjenigen Eilande, bei welchem man jetzt war, einige Erfrischungen zu erhalten, aufgab, segelte man noch einmahl nach der Oeffnung des Landsees zurück.

Die Böte hatten sich unterdeß etwas weit von den Schiffen entfernt, und man bemerkte zwei doppelte Kähne, mit ungefähr sechzig bewaffneten Wilden bemannt, nach der Gegend hinrudern, wo sie waren. Biron gab hierauf den Böten das Zeichen, daß sie mit diesen Kähnen sprechen sollten, und jene gehorchten. Aber kaum bemerkten die Wilden, daß man ihnen entgegen-

ruderte, als sie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen wurden, und eiligst die Küste zu erreichen suchten. Die Böte folgten ihnen eben so eilfertig nach. Jene setzten indeß mit ihren kleinen Fahrzeugen mitten durch die fürchterliche Brandung, erreichten den Strand und zogen ihre Kähne nach sich. Und nun machten sie sich fertig, die ihnen nacheilenden Böte mit Keulen und Steinen zu empfangen.

Das Volk in den Böten glaubte jetzt — ob mit Recht? das mögen meine jungen Leser selbst beurtheilen — in der Lage zu sein, daß sie Gewalt gebrauchen dürften. Sie gaben also Feuer, und ach! — zwei oder drei der armen Indier stürzten. Dem Einen derselben hatten drei Kugeln den Leib durchbohrt; dennoch hob er noch einmahl einen Stein auf, warf damit nach seinen Feinden und — verschied. Die beiden andern Gefallenen wurden von ihren fliehenden Gefährten augenblicklich fortgeschleppt; diesen aber ließen sie liegen, vermuthlich weil er nicht weit von den Böten gefallen war.

Die Böte bemächtigten sich hierauf der beiden doppelten Kähne, welche die Wilden im Stiche gelassen hatten, und brachten dieselben ans Schiff. Der größte von beiden war 32 Fuß lang, und sie mußten Denen, welche sie verfertigt hatten, ungemein viel Mühe gemacht haben. Sie bestanden nämlich aus Brettern, ungeachtet man kaum begreifen kann, wie Leute, welche keine eiserne Werkzeuge haben, aus Bäumen Bretter machen können; und sie waren noch obenein mit allerlei Schnitzwerk reichlich geziert. Die Bretter waren zusammengenäht, d. i. durch Hülfe kleiner Löcher, durch welche man Bindfaden gezogen hatte, an einander befestiget. Um das Eindringen des Wassers in die Fugen zu verhindern,

lag ein Streif von Schildkrötenschale darüber her, der auf eine sehr künstliche Weise befestigt war.

Je zwei und zwei lange und schmale Kähne waren, durch Hülfe zweier Balken, welche von Bord zu Bord gingen, dergestalt an einander befestigt, daß zwischen beiden ein Raum von ungefähr sechs bis acht Fuß blieb. Dann hatte man in jedem einzelnen Kahn einen Mast errichtet, und zwischen den beiden Masten des Doppelkahns hatte man das Segel befestigt. Das Segel selbst bestand aus einer Matte von so künstlicher Arbeit, daß unsern Reisenden nie etwas Schöneres der Art vorgekommen war. Eben so gut und künstlich war auch das Tauwerk dieser Kähne gearbeitet, ungeachtet es, dem Ansehn nach, nur aus der äußern zaserigen Schale der Kokosnuß bereitet war.

Meine jungen Leser werden es hoffentlich nicht ungern gesehen haben, daß ich ihnen diese Stücke so umständlich beschrieb. Was kann angenehmer und lehrreicher sein, als zu hören, wie weit die Erfindungskraft und der Fleiß der Menschen, selbst bei armen, aller eisernen Werkzeuge entbehrenden Wilden, zu gehen vermögen, sobald sie von Bedürfnissen gespornt werden, und ihre Geduld und Emsigkeit nicht früh ermüden! Mir sind solche, wie alle andern Beweise von den hohen Fähigkeiten, welche der Schöpfer seinen Menschen eingepflanzt hat, von jeher ehrwürdig und äußerst erfreulich gewesen; und ich wünsche sehr, daß dies bei Jedem meiner lieben Leser der nämliche Fall sein möge.

Nachdem man über diejenigen Wilden, welche unweit der Einfahrt in den Landsee am Strande zusammengelaufen waren, eine Kanonenkugel hingefeuert, und sie dadurch zurückgescheucht hatte, so landeten die Böte, und waren so glücklich, einige Kokosnüsse zu bekommen,

die sie an Bord brachten. Die einbrechende Nacht verhinderte sie, mehr derselben einzuholen. Man kreuzte oder lavirte *) daher, bis der Tag wieder anbrach, legte hierauf bei, und der Befehlshaber ging mit Allen, die nicht am Scharbocke bettlägerig waren, in den Böten ans Land.

Hier besuchte man verschiedene von den Einwohnern verlassene Hütten, welche niedrig und nur mit Zweigen von Kokosbäumen gedeckt waren. Sie wurden von Hunden bewacht, die vom Morgen bis zum Abend ein unaufhörliches Geheul erhoben. Diese an sich armseligen Wohnungen hatten alle eine höchstreizende Lage, indem sie in einem Lustwalde von Kokosbäumen errichtet waren. Der Kokosbaum scheint diese Leute mit den meisten Nothwendigkeiten des Lebens, besonders mit Nahrungsmitteln, Segeln, Tauwerk, Zimmerholz, Obdach und Wassergefäßen zu versorgen; und dies ist vermuthlich die Ursache, warum sie ihre Wohnungen allezeit an einem solchen Orte errichten, der von Bäumen dieser Art beschattet wird.

Als man einige dieser Hütten durchsuchte, fand man das ausgeschnitzte Obertheil eines Steuerruders, welches augenscheinlich zu einem Holländischen langen Boote gehörte, aber vor Alter schon ganz wurmstichig geworden war. Man fand auch geschmiedetes Eisen, ein Stück Metall und verschiedene eiserne Werkzeuge, welches Al-

---

*) Laviren heißt in der Schiffersprache, dem Winde entgegen arbeiten, indem man hin und her segelt, und dabei die Segel so stellt, daß der entgegenblasende Wind das Schiff nicht zurück, sondern nach der Seite hintreibt, wobei dieses allemahl auf die eine Seite zu liegen kommt.

les die Eingebornen nur von Europäern erhalten haben konnten. Ob das Schiff, wozu jenes Boot gehört hatte, hier gescheitert, oder von den Indiern erobert worden war, konnte man nicht ausfindig machen.

Nahe bei den Wohnungen der Eingebornen sah man unter dickbelaubten Bäumen Gebäude, welche man für Begräbnißörter hielt, und deren Seitenwände und Decken aus Steinen gemacht waren. Daselbst standen Kisten voller Menschengebeine, und an den Aesten der Bäume umher hing in Körben, aus Rohr verfertigt, eine Menge Köpfe und Beine von Schildkröten nebst allerlei ausgetrockneten Fischen. Das sollten vermuthlich Opfer sein, welche man den Todten, oder für dieselben gewissen Gottheiten gebracht hatte.

Dieser Tag war für die ganze Schiffsgesellschaft, worunter nicht ein Einziger war, der von Scharbock gänzlich frei geblieben wäre, ein Tag der Erquickung und des Genesens, weil man Kokosnüsse vollauf zu essen fand, und verschiedene Böte voll nach den Schiffen schicken konnte.

Der Strand war mit Korallen und mit Schalen von sehr großen Perlenaustern bedeckt. Man schloß daraus, daß sich eine der vortheilhaftesten Perlenfischereien hier würde anlegen lassen.

Von den Eingebornen bekam man Einige, aber nur von weiten zu Gesicht, weil sie sich nicht heranwagten. Man konnte indeß unterscheiden, daß die Weiber eine Schürze von Matten vom Unterleibe bis an die Knie trugen, die Männer hingegen durchgängig nackt gingen.

Eine unerträgliche Plage für die Bewohner dieser Insel müssen die Fliegen sein. Nicht nur Diejenigen von unsern Reisenden, welche ans Land gegangen waren, sondern auch die Böte, ja die Schiffe selbst waren ganz

damit bedeckt. Was müssen die armen nackten Wilden nicht erst davon auszustehen haben! Man sah große und kleine Papagaien, auch verschiedene unbekannte Vögel, und besonders eine schöne Art von Tauben, die so zahm waren, daß sie den Menschen ganz nahe kamen, ihnen sogar in die Hütten der Indier folgten.

Gegen Abend begab sich die ganze Gesellschaft wieder an Bord, und am folgenden Morgen segelte man von dannen, um die andere Insel zu besuchen, welche man von fern gesehen hatte.

Auch diese Insel hatte ganz das schöne Ansehn der vorigen, und die Bewohner derselben waren völlig von dem nämlichen Schlage, wie die von jener. Sie rannten, sobald die Schiffe sich der Insel näherten, in großer Menge an den Strand, und waren gleichfalls mit langen Spießen bewaffnet. Sie begleiteten den Lauf der Schiffe, welche längs der Küste hinsegelten, in vollem Laufe; weil aber die Hitze hier sehr groß ist, so hatten sie von Zeit zu Zeit einer Abkühlung nöthig. Man sah sie daher bald in die See springen und untertauchen, bald sich an dem Strande niederwerfen, um die Wellen über sich hinschlagen zu lassen. Dann rannten sie jedesmahl aufs neue mit den Schiffen um die Wette.

Die zum Sonden ausgesandten Böte, welche den strengsten Befehl hatten, sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten, und im Gegentheil jedes Mittel zu versuchen, um das Zutrauen und die Freundschaft der Eingebornen zu gewinnen, näherten sich so sehr, als die Brandung es zuließ, der Küste, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie Wasser verlangten. Die Indier begriffen dieses sogleich, und bedeuteten Denen in den Böten, daß sie noch eine Strecke weiter hinrudern sollten. Dies geschah; und so langte man in einer Gegend an, wo

die Einwohner eine Anzahl von Hütten erbaut hatten.

Hier versammelten sich der Eingebornen Viele. Die Böte näherten sich ihnen, so weit sie der Brandung wegen konnten, und die Schiffe legten nicht weit davon bei.

Nicht lange, so kam ein starker alter Mann mit einem langen, ehrwürdigen Barte von den Hütten an den Strand herab. Er wurde von einem jungen Manne begleitet, und schien das Oberhaupt der Uebrigen zu sein. Er gab ein Zeichen, und sogleich wichen alle übrigen Indier ein wenig zurück; er selbst trat bis ans Wasser vor. Hier faßte er seinen Bart mit der einen Hand und drückte ihn an die Brust, in der andern hielt er einen grünen Zweig, und in dieser Stellung stimmte er eine Rede, oder vielmehr einen Gesang an, der ganz angenehm zu hören war. Jedermann bedauerte gar sehr, daß man den Inhalt desselben nicht verstehen konnte; man warf ihm indeß, um ihm sein Wohlgefallen zu bezeugen, allerlei kleine Geschenke zu; allein er wollte sie weder selbst aufnehmen, noch sie von Andern aufnehmen lassen, bis er seinen Gesang vollendet hatte. Dann trat er ins Wasser, warf den Leuten im Boote den Zweig zu, und hob nun erst die Sachen auf, die man ihm zugeworfen hatte.

Jetzt gab man den Indiern zu verstehen, daß sie ihre Waffen niederlegen möchten, und die Meisten von ihnen gehorchten. Dies machte einen Schiffsunteroffizier so keck, daß er in voller Kleidung aus dem Boote ins Wasser sprang, und mitten durch die Brandung hin an den Strand schwamm. Augenblicklich versammelten sich Alle um ihn her, begafften ihn, und fingen an, seine Kleidungsstücke zu untersuchen. Besonders schienen sie seine Weste zu bewundern. Um sich nun seinen neuen Freunden gefällig zu erweisen, zog er dieselbe aus, und machte

ihnen ein Geschenk damit. Allein diese Freigebigkeit wäre ihm beinahe übel bekommen; denn nun erregten auch andere Theile seiner Bekleidung ihre Begierden. Einer von ihnen lösete ihm das Halstuch unmerklich auf, riß ihm dasselbe vom Halse und lief damit fort. Der Unteroffizier fing nunmehr an zu besorgen, daß er nach und nach rein ausgeplündert werden dürfte, und rannte, um diesem Abenteuer zuvorzukommen, so geschwind als möglich zurück nach den Böten.

Das angefangene gute Vernehmen wurde indeß hiedurch nicht gestört. Es schwammen vielmehr verschiedene Indier von Zeit zu Zeit hin nach den Böten, und brachten bald eine Kokosnuß, bald ein wenig frisches Wasser in einer Kokosschale. Was man aber am liebsten von ihnen gehabt hätte, nämlich Perlen, das konnte man ihnen auf keine Weise begreiflich machen.

Die Hoffnung, bei dieser Insel einen Ankerplatz zu finden, schlug leider! abermahls fehl. Der Befehlshaber hielt es daher nicht für rathsam, sich hier länger vergeblich aufzuhalten, und segelte weiter, nachdem er diesen beiden Inseln den Namen König-Georgs-Inseln gegeben hatte. Meine jungen Leser finden sie unter diesem Namen auf unserer Karte, nicht weit von den Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

7.

Fahrt von den Georgs-Inseln nach den Inseln Saipan, Tinian und Aguigan.

Indem man nun fortfuhr, gegen Westen zu segeln, hatte man das traurige Vergnügen, mehre dergleichen Inseln zu entdecken, ohne daß man bei einer einzigen derselben eine Stelle zum Ankern finden konnte.

Als man sich einer dieser Inseln, welche man die Bironsinsel nannte, und welche gleichfalls auf unserer Karte angegeben ist, näherte, versammelten sich mehr als tausend Eingeborne am Strande; und man sah bald darauf gegen 60 Kähne abstoßen und auf die Schiffe zurudern. Man legte also bei, um sie zu empfangen.

Jetzt kamen sie an, machten einen Kreis um die Schiffe und staunten dieselben lange an. Endlich sprang Einer der Wilden aus seinem Kahne, schwamm herbei und kletterte, gleich einer Katze, an der Seite des Schiffes hinauf und setzte sich, da er oben war, auf dem Verdecke nieder. Hier brach er in ein unbändiges Gelächter aus. Dann sprang er auf, lief auf dem ganzen Verdecke umher, und wollte Alles, was er erreichen konnte, wegmausen; allein weil er nackt war, so konnte er nichts verbergen, sein Anschlag gelang also nie.

Die Bootsleute zogen ihm ein Wamms und ein Paar Matrosenbeinkleider an, worin er sich gerade wie ein Affe geberdete, welches ihnen viel zu Lachen gab. Man gab ihm auch Brot, welches er sehr begierig hinunterschluckte. Nachdem er tausend Affenstreiche gemacht hatte, sprang er endlich mit Wamms und Beinkleidern über Bord, und schwamm nach seinem Kahne zurück.

Sein Beispiel reizte Andere zur Nachahmung. Es kamen nach und nach Mehre derselben aufs Schiff, und Alle hatten die Absicht, etwas zu mausen. Einigen glückte es auch, indem sie schnell, wie der Blitz, mit Dem, was sie erhascht hatten, über Bord sprangen und sich nach ihren Kähnen flüchteten. Man sah bei dieser Gelegenheit Einige von ihnen schwimmen, indem sie beide Hände voll hatten, und um das Naßwerden der gestohl-

nen Sachen zu verhüten, beide Arme aus dem Wasser emporhielten. Vermuthlich verrichteten diese das ganze Geschäft des Schwimmens bloß mit den Füßen.

Diese Leute waren Alle groß, wohlgebildet und von einer hellen Kupferfarbe. Ihre Gesichtszüge fand man schön, und in ihren Blicken und Mienen glaubte man eine angenehme Mischung von Muth und Lustigkeit zu bemerken. Ihr Haar ist lang und schwarz. Einige trugen dasselbe in einem hinten zusammengebundenen Busche, Andere in dreien am Hintertheile des Kopfs zusammengeschürzten Knoten. Alle gingen nackt, nur daß sie mit verschiedenen Zierrathen von Muscheln geschmückt waren, die sie um den Hals, um die Handgelenke und mitten um den Leib trugen. Ihre Ohren waren zwar durchbohrt, aber die Gehänge hatten sie zu-Hause gelassen. Diese müssen von ansehnlichem Gewichte sein, weil ihnen die Ohrlappen bis auf die Achseln hinabhingen und zum Theil durchgerissen waren.

Einer dieser Wilden, der ein gewisses Ansehn unter ihnen zu behaupten schien, trug eine Schnur von Menschenzähnen um den Leib: aller Wahrscheinlichkeit nach ein Siegeszeichen, weil er es für keinen Preis vertauschen wollte. Diejenigen, welche bewaffnet waren, trugen ein Gewehr, womit sie sehr viel Schaden anrichten müssen. Es war ein Spieß, welcher am Ende breit, und ungefähr drei Fuß in der Länge mit Seehundszähnen besetzt war, die so scharf als eine Lanzette sind. Man zeigte ihnen einige noch vorräthige Kokosnüsse, und machte ihnen begreiflich, daß man mehre davon zu haben wünschte. Aber statt diesen Wunsch zu erfüllen, bemüheten sie sich, auch noch dieser Ueberbleibsel habhaft zu werden.

Mit Schmerzen sah man sich genöthigt, auch diese

Insel zu verlassen, ohne von den erfrischenden Früchten derselben, deren man für die armen Kranken so sehr bedurfte, auch nur einiger habhaft geworden zu sein. Es ist unglaublich, wie schnell und sicher die Kokosnuß den Scharbockkranken Linderung und Heilung gewährt. Viele, deren Glieder von dieser Krankheit pechschwarz geworden waren, welche sich ganz und gar nicht mehr zu bewegen vermochten und die peinlichsten Schmerzen litten, wurden dadurch in einigen Tagen so weit wieder hergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichten, ja sogar die Masten wieder erklettern konnten.

Man näherte sich nunmehr, unter beständiger, unausstehlicher Hitze, den sogenannten Diebesinseln, deren drei Saipan, Tinian und Aguigan heißen. Auf diese, welche meine jungen Leser auf unserer Karte finden, richtete man den Lauf der Schiffe, und erreichte dieselben den 30sten Julius.

Die genannten drei Inseln liegen nur zwei bis drei Seemeilen weit von einander. Man segelte zwischen der ersten und letzten durch, und legte sich bei Tinian vor Anker.

Sobald die Schiffe gesichert waren, ging der Befehlshaber selbst ans Land, um einen Platz auszusuchen, wo man Gezelte für die Kranken aufschlagen konnte, deren es auf beiden Schiffen eine gar große Menge gab. Die Sonne stand jetzt beinahe senkrecht über dieser Gegend, und da die gewöhnliche Regenzeit zugleich eingetreten war, so fand man die Hitze, der drückenden Dünste wegen, um so viel unausstehlicher.

Nachdem man einen bequemen Platz für die Gezelte gefunden hatte, erinnerte sich der Befehlshaber der Beschreibung einer höchst anmuthigen Gegend, welche der Weltumsegler Anson auf dieser Insel fand, und wo-

von er sagt, daß sie jenseit des Gebüsches liege. Biron beschloß, diese Gegend aufzusuchen, und machte sich daher mit einigen Gefährten auf den Weg, um sich durch das Dickicht durchzuarbeiten. Alle hatten, der großen Hitze wegen, nur Schuhe, Matrosenbeinkleider und Hemden an; aber diese wenigen Kleidungsstücke wurden ihnen, da sie durch das verwachsene Gebüsch hindurchzudringen suchten, in kurzer Zeit so sehr zerfetzt, daß ihnen nur noch einzelne Lappen am Leibe hingen.

Mit unbeschreiblicher Mühe drangen sie doch endlich durch, indem sie sich, des dichtverwachsenen Gesträuchs wegen, welches sie hinderte, auch nur einige Schritte weit zu sehen, von Zeit zu Zeit einander zuriefen, um nicht von einander getrennt zu werden. Ihre größte Plage bei dem Allen waren die Fliegen, deren es hier eine so unglaubliche Menge gab, daß die Luft davon verfinstert wurde. So oft sie den Mund öffneten, um sich einander zuzurufen, stürzte ihnen ein ganzer Schwarm derselben hinein und benahm ihnen die Stimme. Sie trösteten sich indeß mit der Vorstellung von der paradiesischen Gegend, die sie bald zu erreichten hofften, und sie ertrugen in der Hoffnung, endlich schadlos gehalten zu werden, ein jedes Ungemach mit hartnäckiger Geduld.

Jetzt hatten sie das Ende des Gebüsches erreicht; aber ach! das Paradies, welches sie zu finden hofften, war verschwunden! Die ganze Gegend, welche bei Ansons Hiersein so blühend und schön gewesen war, hatte sich seitdem in einen dichten Wald von Schilf und Rohr verwandelt, worin man keinen Schritt thun konnte, ohne sich mit den Füßen darin zu verwickeln, die denn davon, wie mit Peitschenschnüren, verwundet wurden. Man hatte indeß das Glück, einen wilden Ochsen, de-

ren es auf dieser Insel viele giebt, zu Gesicht zu bekommen, und denselben zu erlegen.

Naß von Schweiß, als wären sie in Wasser eingetaucht gewesen, zerfetzt von Dornen und von Fliegenstichen, und so ermattet, daß sie kaum mehr auf den Füßen stehen konnten, gelangten sie endlich, kurz vor Sonnenuntergang, wieder an den Ort, wo man unterdeß die Gezelte aufgeschlagen hatte, und schickten sogleich eine Partei aus, um den erlegten Ochsen abzuholen. Sie selbst erquickten sich unterdeß durch Speise und Schlaf.

Der Genuß der Landluft und der Kokosnüsse, welche diese Insel gleichfalls hervorbringt, stellte die Scharbockkranken in kurzer Zeit wieder her; aber eben diese Luft war in anderer Betrachtung so ungesund, daß Viele, statt des Scharbocks, mit gefährlichen Fiebern befallen wurden. Bis dahin hatte man auf beiden Schiffen noch keinen einzigen Mann verloren: hier rafften bie bösartigen Fieber zwei dahin, und mehre lagen gefährlich krank danieder.

Und so, wie also dieses Land, nach der Beschreibung unserer Reisenden, eins der ungesundesten in der Welt sein muß, so übertraf auch der Aufenthalt daselbst an Beschwerlichkeit und Ungemach Alles, was sie bis dahin ausgestanden hatten. Die Hitze war größer, als man sie irgendwo empfunden hatte; scharfstechende Mücken und Fliegen, worunter sich besonders diejenigen auszeichneten, welche man Muskiten zu nennen pflegt, ließen ihnen nicht einen Augenblick Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht; und zur Vergrößerung ihrer Qual gab es außerdem überall noch eine Menge anderer höchstbeschwerlicher und giftiger Gezifer, besonders eine Art schwarzer Ameisen, deren Stiche fast eben so giftig, als die der Skorpionen waren, deren es gleichfalls hier in Menge gab.

Zwar bot die Insel ihnen mancherlei frische Lebensmittel, besonders Fleisch von wilden Ochsen, wilden Schweinen und von mancherlei Geflügel dar; aber die entsetzliche Hitze, verbunden mit dem unzählbaren Ungeziefer, welches jedes erlegte Stück Wild sogleich bedeckte, verdarb ihnen das Meiste, noch ehe sie es genießen konnten. Oft fand man das Fleisch eines eben erlegten Thieres eine Stunde danach schon grün von Fäulniß und lebendig von Maden. Ein Schwarzer hatte indeß die Geschicklichkeit, ein Mittel anzugeben, wie man die Schweine, deren es hier in Menge gab, lebendig fangen könne. Dies ging vortrefflich von Statten, und dadurch erreichte man den doppelten Vortheil, sowol ganz frisches Fleisch in die Töpfe zu bekommen, als auch eine Anzahl lebendiger Schweine zum Mitnehmen an Bord schicken zu können. Schade, daß man uns nicht auch das Mittel bekannt gemacht hat, dessen der schwarze Mann sich dazu bediente! Erfindungen dieser Art sollte man nicht in Vergessenheit gerathen lassen.

Vor einer Art von Fischen, welche es an der Küste dieser Insel giebt, haben Reisende Ursache, sich in Acht zu nehmen. Man fand sie so ungesund, daß Alle, welche davon genossen hatten, tödtlich krank danach wurden.

Während der Zeit, daß man hier vor Anker lag, schickte der Befehlshaber die Tamar ab, um die Insel Saipan zu untersuchen. Diese ist größer, als Tinian, hat auch höhere Berge, und wurde überhaupt viel anmuthiger befunden, als jene. Man fand Schweine und Guanakoes oder Lama's darauf, aber kein Hornvieh. Hin und wieder stieß man auf große Haufen von Perlen-Austerschalen und auf andere Merkmahle, die es wahrscheinlich machten, daß die Spanier zu gewissen

Jahrszeiten aus Ostindien hieher zu kommen pflegen, um Perlen zu fischen.

Nachdem man neun Wochen auf Tinian verweilt hatte, und die meisten Kranken ziemlich wieder hergestellt waren, schiffte man sich von neuen ein, und ging wieder unter Segel.

8.

Lauf von Tinian nach Pulo Timoan, von da nach Batavia, und von Batavia nach England.

Es war der erste des Weinmonats, an welchem man bei Tinian die Anker wieder lichtete, und von da bis zum 3ten des Reifmonats, an welchem man die Insel Pulo Timoan erblickte, fiel nichts vor, welches hier erzählt zu werden verdiente.

Bei der jetztgenannten Insel beschloß man, abermahls anzulegen, um sich, wo möglich, erst wieder mit einigen Erfrischungen zu versehen, weil man seit vier Wochen fast nichts, als eingesalzene Speisen genossen hatte, wovon der Ueberrest nunmehr verdorben war.

Die Bewohner dieser Insel sind Malaien, d. i. sie gehören zu jener ausgedehnten Indischen Völkerschaft, die nicht nur denjenigen Theil der zweiten Ostindischen Halbinsel, welcher Malakka genannt wird, bewohnt, sondern sich auch über alle südliche Inseln Asiens und über verschiedene im Südmeer ausgebreitet hat. Dieses Volk steht bei Denen, welche Verkehr mit ihm haben, in keinem guten Rufe, indem man es der Treulosigkeit und der Grausamkeit beschuldiget. Auch unsere Reisenden bezeugen ihre Unzufriedenheit über Diejenigen von ihnen, die sie auf der Insel Pulo Timoan vorfanden.

Sobald diese nämlich sahen, daß man sich ihrer Küste näherte, liefen sie in großer Menge an den Strand, indem sie in der einen Hand ein langes Messer, in der andern einen Spieß mit einer eisernen Spitze, und an der Seite einen Dolch trugen. Allein man kehrte sich an ihre kriegerischen Anstalten nicht, sondern ging dennoch ans Land, und suchte sie zum Tauschhandel zu bewegen. Aber Alles, was man von ihnen bekommen konnte, schränkte sich auf etwa zwölf Stück Geflügel, auf eine alte und eine junge Ziege ein. Man bot ihnen Messer, Beile, Hacken und andere dergleichen Werkzeuge; aber sie verwarfen das Alles mit Verachtung, und foderten Rupien *). Da man nun dergleichen Münze nicht hatte, so war man in Verlegenheit, wie man sie befriedigen solle, bis sie sich endlich gefallen ließen, unter verschiedenen Schnupftüchern die besten auszusuchen.

Man fand diese Inselbewohner klein von Wuchs, aber wohlgebildet und von dunkler Kupferfarbe. Nur Ein Einziger unter ihnen, ein Greis, ging ungefähr nach Persischer Art gekleidet, die andern Alle nackt, nur daß sie ein Schnupftuch in Form eines Turbans um den Kopf, und ein Stück Tuch um den Leib gebunden hatten. Ihre Wohnungen sowol, als auch ihre Fahrzeuge, waren sehr geschickt gebaut. Unter den letztern sah man einige größere, worin sie vielleicht nach Malakka fahren, um Handel zu treiben.

Man fand diese Insel, ihrer Berge und Waldungen

*) Eine Ostindische Münze, sowol in Silber, als auch in Gold. Jene gelten ungefähr 18 Ggr. Eine goldene Rupie gilt 13 ein viertel silberne. Ein Lak Rupien sind 100,000 Rupien oder ungefähr 12,500 Pfd. Sterling.

wegen, ungemein anmuthig. Die letztern bestanden zum Theil aus Kokosbäumen; allein die Einwohner waren nicht zu bewegen, von den Früchten derselben etwas zu vertauschen. Hier und da sah man auch schon Reißfelder auf dieser Insel. Man hielt sich übrigens hier nur einen Tag und zwei Nächte auf, und segelte alsdann weiter.

Auf der fernern Fahrt von hier nach Batavia, der Holländischen Hauptstadt in Ostindien, auf der Insel Java, begegnete ihnen ein kleines Englisches Fahrzeug. Es sah um diese Zeit um den Mundvorrath auf beiden Schiffen kläglich aus; denn alles noch übrige Fleisch stank unerträglich vor Fäulniß, und das Brot war voller Schimmel und Würmer. Kaum war der Führer des Englischen Schiffes hievon benachrichtiget, so theilte er großmüthiger Weise seinen ganzen Vorrath mit ihnen, indem er ihnen ein Schaf, zwölf Stück Geflügel, eine Schildkröte und zwei Gallons *) Arrack schickte. Und für das Alles wollte der edeldenkende Mann schlechterdings nichts, als den Dank Derer annehmen, die er dadurch erquickte. Wem unter meinen jungen Lesern thut es nicht wohl, wenn er hört, daß es auch auf der andern Seite unserer Erdkugel Menschen giebt, die so menschlich und so großmüthig handeln können?

Bald nachher segelte man bei der Insel Sumatra vorbei, und hatte endlich den 27sten November das Glück, bei der Insel Java, und zwar auf der Rhede von Batavia, wohlbehalten vor Anker zu kommen.

Da der Befehlshaber wußte, daß dieser Ort einer der ungesundesten in der Welt ist, so beschloß er, seinen

*) Vier Maß.

Aufenthalt allhier so kurz als möglich zu machen. Er selbst fuhr in die Stadt, um dem Holländischen Statthalter aufzuwarten. Da derselbe eben auf seinem Landgute war, so wurde er von einem Beamten in einem Staatswagen dahin geführt und überaus höflich empfangen.

In ganz Batavia ist nur ein einziger Gasthof, in welchem alle Fremde abtreten müssen, weil den Bürgern der Stadt bei 500 Thlr. Strafe verboten ist, Jemand auch nur eine einzige Nacht über zu beherbergen. Dieses Haus ist daher ungemein groß, und gleicht eher einem prächtigen Palaste, als einem Gasthofe. Dem Englischen Befehlshaber wurde es indeß von dem Statthalter freigestellt, sich einzumiethen, wo er Lust habe.

Alle Häuser in Batavia haben von außen ein eben so prächtiges Ansehn, als sie inwendig schön und geschmackvoll ausgeschmückt sind. Ueberhaupt herrscht hier eine große Liebe zur Pracht, zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben. Fast jeder Bürger zu Batavia hält seine eigene Kutsche, so daß es beinahe für einen Schimpf gehalten wird, zu Fuß zu gehen.

Der Ort ist groß, und hat ganz das Ansehn einer Stadt in Holland. Denn auch hier läuft durch die mehrsten Straßen ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Wassergraben.

Die Volksmenge dieses Orts ist unglaublich groß. Man sieht hier Leute aus allen Völkerschaften der Welt: Holländer, Malaien, Chineser, Perser, Japaner, Schwarze u. s. w. Die Chineser, welche hier sehr zahlreich sind, haben ihre Stadt für sich, die außerhalb den Wällen von Batavia liegt. Diese Leute treiben einen starken Handel nach ihrem Vaterlande, und ihnen verdankt die hiesige Holländische Niederlassung einen großen Theil ihrer Reichthümer.

Von Früchten, Fischen und Federvieh giebt es hier eine solche Menge und Mannichfaltigkeit, als man nicht leicht an einem andern Orte finden wird. Dagegen wimmelt es hier auch von Muskiten und anderem dergleichen schädlichen Geschmeiße, welche den Genuß dieser Naturgüter verbittern und Niemand Ruhe lassen, weder bei Tage noch bei Nacht. So ist Gutes und Böses überall beisammen; und man thut daher wohl, wenn man sich von früher Zeit an gewöhnt, Jenes mit Dankbarkeit gegen Gott zu genießen, und Dieses als Etwas, was von unserm dermahligen Leben unzertrennlich ist, mit Geduld zu ertragen.

Sobald die Schiffe mit Erfrischungen und Nahrungsmitteln hinlänglich versehen waren, eilte der Befehlshaber, wieder in See zu gehn, weil die Wirkungen des ungesunden hiesigen Himmelsstriches schon anfingen, sich durch gefährliche Faulfieber zu äußern. Drei von der Schiffsgesellschaft wurden davon hingerafft, und viele Andere lagen schon gefährlich krank. Doch diese Letzten wurden durch die gesundere Seeluft nach acht bis vierzehn Tagen wieder hergestellt.

Auf der Reise von hier bis nach dem, allen meinen jungen Lesern bekannten, Vorgebirge der guten Hoffnung, fiel nichts Erhebliches vor. Man erreichte dasselbe den 13ten Hornung 1766, und fuhr, während eines harten Sturms, in die sogenannte Tafelbai, allwo die Schiffe sich vor Anker zu legen pflegen.

Am folgenden Morgen ging der Befehlshaber ans Land, um dem Holländischen Statthalter seine Aufwartung zu machen. Dieser, ein alter und allgemein beliebter Mann, kam ihm mit Höflichkeit zuvor, und schickte einen sechsspännigen Wagen an den Strand, um ihn abzuholen. Eben so höflich bezeigte sich dieser ehrwür-

Aufenthalt allhier so kurz als möglich zu machen. Er selbst fuhr in die Stadt, um dem Holländischen Statthalter aufzuwarten. Da derselbe eben auf seinem Landgute war, so wurde er von einem Beamten in einem Staatswagen dahin geführt und überaus höflich empfangen.

In ganz Batavia ist nur ein einziger Gasthof, in welchem alle Fremde abtreten müssen, weil den Bürgern der Stadt bei 500 Thlr. Strafe verboten ist, Jemand auch nur eine einzige Nacht über zu beherbergen. Dieses Haus ist daher ungemein groß, und gleicht eher einem prächtigen Palaste, als einem Gasthofe. Dem Englischen Befehlshaber wurde es indeß von dem Statthalter freigestellt, sich einzumiethen, wo er Lust habe.

Alle Häuser in Batavia haben von außen ein eben so prächtiges Ansehn, als sie inwendig schön und geschmackvoll ausgeschmückt sind. Ueberhaupt herrscht hier eine große Liebe zur Pracht, zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben. Fast jeder Bürger zu Batavia hält seine eigene Kutsche, so daß es beinahe für einen Schimpf gehalten wird, zu Fuß zu gehen.

Der Ort ist groß, und hat ganz das Ansehn einer Stadt in Holland. Denn auch hier läuft durch die mehrsten Straßen ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Wassergraben.

Die Volksmenge dieses Orts ist unglaublich groß. Man sieht hier Leute aus allen Völkerschaften der Welt: Holländer, Malaien, Chineser, Perser, Japaner, Schwarze u. s. w. Die Chineser, welche hier sehr zahlreich sind, haben ihre Stadt für sich, die außerhalb den Wällen von Batavia liegt. Diese Leute treiben einen starken Handel nach ihrem Vaterlande, und ihnen verdankt die hiesige Holländische Niederlassung einen großen Theil ihrer Reichthümer.

Von Früchten, Fischen und Federvieh giebt es hier eine solche Menge und Mannichfaltigkeit, als man nicht leicht an einem andern Orte finden wird. Dagegen wimmelt es hier auch von Muskiten und anderem dergleichen schädlichen Geschmeiße, welche den Genuß dieser Naturgüter verbittern und Niemand Ruhe lassen, weder bei Tage noch bei Nacht. So ist Gutes und Böses überall beisammen; und man thut daher wohl, wenn man sich von früher Zeit an gewöhnt, Jenes mit Dankbarkeit gegen Gott zu genießen, und Dieses als Etwas, was von unserm dermahligen Leben unzertrennlich ist, mit Geduld zu ertragen.

Sobald die Schiffe mit Erfrischungen und Nahrungsmitteln hinlänglich versehen waren, eilte der Befehlshaber, wieder in See zu gehn, weil die Wirkungen des ungesunden hiesigen Himmelsstriches schon anfingen, sich durch gefährliche Faulfieber zu äußern. Drei von der Schiffsgesellschaft wurden davon hingerafft, und viele Andere lagen schon gefährlich krank. Doch diese Letzten wurden durch die gesundere Seeluft nach acht bis vierzehn Tagen wieder hergestellt.

Auf der Reise von hier bis nach dem, allen meinen jungen Lesern bekannten, Vorgebirge der guten Hoffnung, fiel nichts Erhebliches vor. Man erreichte dasselbe den 13ten Hornung 1766, und fuhr, während eines harten Sturms, in die sogenannte Tafelbai, allwo die Schiffe sich vor Anker zu legen pflegen.

Am folgenden Morgen ging der Befehlshaber ans Land, um dem Holländischen Statthalter seine Aufwartung zu machen. Dieser, ein alter und allgemein beliebter Mann, kam ihm mit Höflichkeit zuvor, und schickte einen sechsspännigen Wagen an den Strand, um ihn abzuholen. Eben so höflich bezeigte sich dieser ehrwür-

dige Greis auch nachher gegen ihn; denn er wollte, daß er sich, so lange er am Lande bleibe, des Hauses der Ostindischen Gesellschaft zur Wohnung, und seines Wagens zum täglichen Gebrauche bedienen solle.

Dieses Vorgebirge ist unstreitig ein herrlicher Erquickungsort für Diejenigen, welche nach Ostindien segeln, oder von daher zurückkommen. Er gewährt ihnen einen Ueberfluß an allen Arten von Erfrischungen, und die Luft daselbst ist ungemein gesund. Der Garten der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft ist ein sehr reizender Lustort. Am Ende desselben hat der Statthalter ein Thiergehege, d. i. einen Verwahrungsort für allerlei seltene Thiere, angelegt, worunter man damahls drei schöne Strauße und vier sehr große Zebra's oder Afrikanische Waldesel sah, deren Fell bekanntlich weiß und braun gestreift ist.

Die ganze Schiffsgesellschaft that sich hier, um die ausgestandenen Drangsale der zurückgelegten Reise zu verschmerzen, bis zum Uebermaße gütlich. Denn da sie wechselsweise ans Land gehen durften, so kehrte selten eine Partei zurück, ohne sich erst in Kapweine tüchtig berauscht zu haben.

Man verweilte hier drei Wochen lang. Dann ging man den 7ten März wohlgenährt und neugestärkt wieder unter Segel, um die letzte Fahrt, nämlich die von da nach England, zu vollenden.

Den 16ten März sah man die Englische Insel St. Helena in einer Entfernung von 16 Seemeilen liegen. Einige Tage danach wurde man auf dem Delphin durch einen unerwarteten Vorfall erschreckt, der aber glücklicher Weise keine schlimme Folgen hatte. Das Schiff bekam nämlich plötzlich einen so heftigen Stoß, als wenn es auf eine Sandbank, oder auf einen Felsen gelaufen

wäre. Alle geriethen darüber in die größte Bestürzung, und rannten eiligst aufs Verdeck. Hier sahen sie das Wasser rings umher mit Blut gefärbt, und schlossen daraus, daß das Schiff einen Wallfisch oder Grampus *) gestreift haben müsse, von deren keinem dasselbe einen beträchtlichen Schaden bekommen konnte; welches sich denn auch wirklich so befand.

Um diese Zeit starb zum allgemeinen Leidwesen der Unterzimmermann, ein sehr sinnreicher und arbeitsamer junger Mann, der seit der Abreise von Batavia beständig krank gewesen war.

Nachdem man den Gleicher oder Aequator durchschnitten hatte, erhielt die Tamar einen Schaden am Steuerruder. Dieser wurde zwar, so gut als es mitten auf dem Meere geschehen konnte, wieder ausgebessert, allein da es deßungeachtet bedenklich schien, das Schiff in diesem geflickten Zustande den Ueberrest der Reise vollenden zu lassen, so wurde der Befehlshaber desselben beordert, sich von dem Delphin zu trennen, und nach der Insel Antigua in Westindien zu segeln, um daselbst das Schiff erst wieder in gehörigen Stand setzen zu lassen. Dies geschah, und der Delphin vollendete nunmehr seine Reise allein.

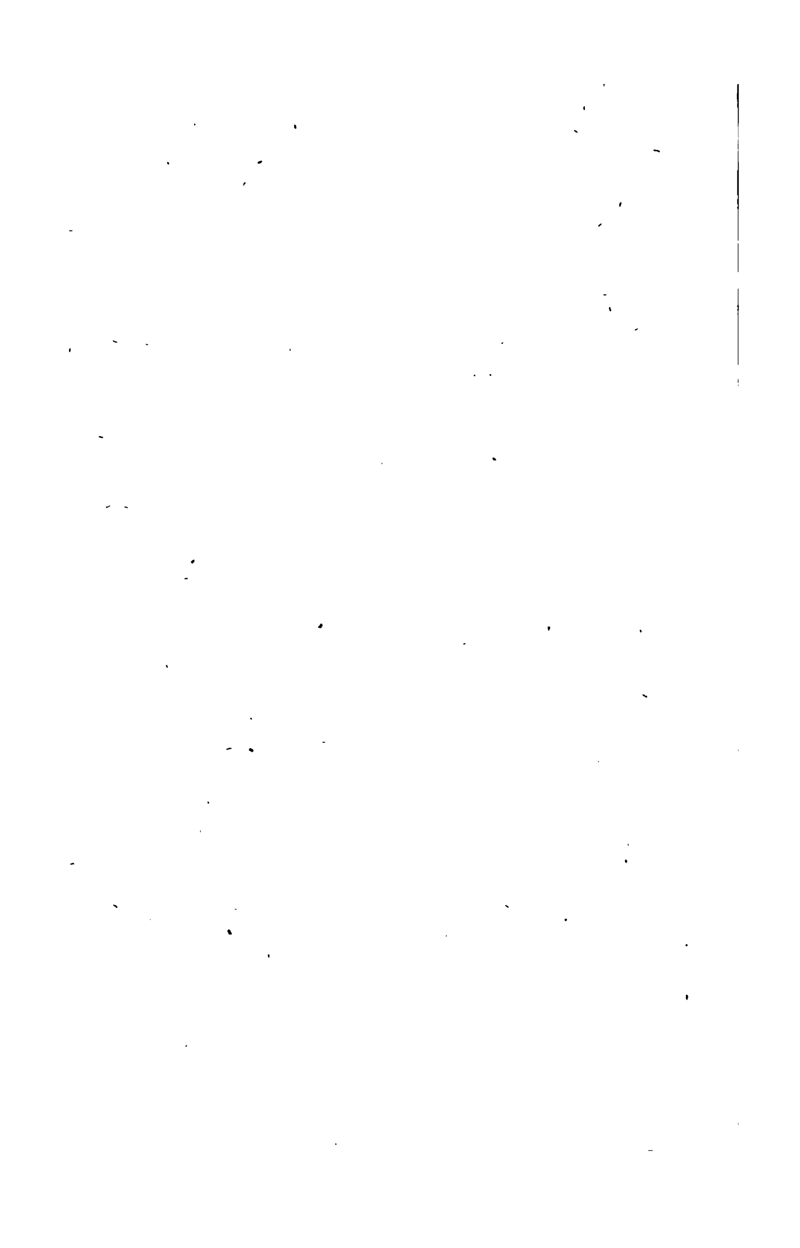
Am 7ten Mai erreichte man die Inseln Scilly;

*) Grampus, oder Nordkaper, auch Blaser und Sturmfisch genannt, ist ein wallfischartiges Seeungeheuer. Sie pflegen 35 bis 40 Fuß lang, aber nicht so dick zu sein, als ein Wallfisch. Sie blasen das Wasser, gleich Springbrunnen, in die Luft. Oft liegen ihrer bei Tausenden auf der Oberfläche des Meeres beisammen, da sie denn von fern einer niedrigen Insel gleichen, die einige Meilen im Umfange hat. Man findet sie häufig an der sogenannten Afrikanischen Goldküste.

welche bekanntlich zwischen England, Irland und Frankreich liegen; und den 9ten Mai 1766 kam man endlich da, wo man die Reise angetreten hatte, nämlich bei den Dünen, glücklich vor Anker, nachdem man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis hier gerade neun Wochen, und auf der ganzen Reise etwas mehr als ein Jahr und zehn Monate zugebracht hatte. Sobald das Schiff gesichert war, landete der Befehlshaber zu Deal, und reisete von da nach London ab.

II.

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,
angestellt
von dem
Brittischen Schiffsführer
Samuel Wallis,
in dem
Jahre 1766, und vollendet im Jahre 1768.



1.

Abreise von Plymouth. Ankunft an der Küste von Patagonien.

Als Biron von seiner Entdeckungsreise glücklich zurückgekommen war, beschloß man, das nämliche Schiff, womit er diese Reise gethan hatte, abermahls auszurüsten, und dasselbe in gleicher Absicht unverzüglich noch einmahl auszusenden. Den Befehl darüber erhielt diesmahl der Kapitän Wallis.

Den Befehlen desselben wurden noch zwei andere Schiffe untergeordnet, welche ihn begleiten sollten. Das waren die Schaluppe Swallow (Schwalbe) von 14 Kanonen, unter dem Befehle des Kapitäns Carteret, und ein Vorrathsschiff, der Prinz Friedrich genannt. Diese Schiffe versammelten sich in dem am Brittischen Kanal gelegenen, und meinen jungen Lesern vermuthlich längst bekannten Englischen Hafen Plymouth, um daselbst gehörig ausgerüstet zu werden.

Da die Absicht hiebei war, abermahls in unbekannte Weltgegenden zu segeln, um neue Entdeckungen zu machen, so füllte man, um sich gehörig zu versorgen, jeden Raum der Schiffe mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten an. Der Delphin nahm unter andern drei tausend Pfund tragbare Suppe (Soupe de poche) an Bord, die ich meinen Lesern schon in Birons Reise beschrieben habe.

Die Ausrüstung wurde mit großer Eilfertigkeit betrieben; und schon am 22sten August 1766, also nur drei

Monate nach Birons Zurückkunft, sah man sich in segelfertigem Zustande, und lichtete die Anker.

Um meine jungen Leser sogleich zu den anziehendsten Begebenheiten dieser Reise zu führen, übergehe ich die kleinen Abenteuer, die man bei der Fahrt durch das Atlantische Weltmeer erfuhr, und nehme den Faden der Geschichte erst da wieder auf, wo unsere Reisenden die Patagonische Küste erreichten. Hier werden wir Gelegenheit haben, das Geschlecht der großen Leute, womit uns Biron bekannt machte, noch näher kennen zu lernen.

Es war der 16te des Wintermonats, an welchem man sich dem an dieser Küste liegenden Vorgebirge der Jungfrau Maria (Cap Virgin Mary) näherte. Man ankerte daselbst, und sah auf dem Gipfel des Vorgebirges eine Menge Leute hin und her reiten, und durch Winken zu verstehen geben, daß man zu ihnen ans Land kommen möge. Allein da die Sorge, die Schiffe gehörig zu sichern, vorging, so konnte man dieser Einladung erst am folgenden Tage willfahren. Jene blieben indeß die ganze Nacht hindurch den Schiffen gegenüber am Strande, zündeten Feuer an, und riefen unaufhörlich.

Sobald nun der Tag wieder angebrochen war, ließ der Befehlshaber die Böte ausrüsten, bemannte sie mit bewaffneten Seesoldaten, und ließ hierauf nach der Küste zu rudern. Aus Vorsicht hatte er vorher die lange Seite des Schiffs nach dem Orte, wo er auszusteigen dachte, hinrichten, auch die Kanonen mit Kugeln laden lassen, um im Nothfall gedeckt zu werden.

Um sechs Uhr erreichte er den Strand, und noch ehe er das Boot verließ, gab er den Eingebornen ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen sollten. Diese ver-

standen ihn, und gehorchten. Man landete hierauf; die Böte wurden vor Anker gelegt, die Seesoldaten in Ordnung gestellt; der Befehlshaber trat vor und winkte den Indiern, daß sie nunmehr näher kommen möchten. Auch dies wurde verstanden und befolgt; worauf man ihnen einen halben Kreis beschrieb, und ihnen andeutete, daß sie sich darin niedersetzen sollten, welches sie gleichfalls willig und in bester Ordnung thaten.

Und nunmehr that der Befehlshaber seine Schätze auf, und beschenkte die neuen Freunde reichlich mit allerlei Europäischen Kostbarkeiten, als da sind: Scheren, Messer, Glaskorallen, Kämme und andere dergleichen Seltenheiten, welche den Beschenkten ungemein viel Freude machten. Die Patagonischen Damen machte er sich besonders durch ein Geschenk an Bändern verbindlich, welches gleichfalls mit großer Dankbarkeit angenommen wurde.

Aber nun hätte man auch gern ein Gegengeschenk von ihnen gehabt, und gab ihnen daher zu verstehen, daß man noch viel größere Kostbarkeiten, z. B. Hacken, Beile u. dgl., die man ihnen vorzeigte, auszutheilen hätte, wenn sie dagegen etwas zu leben hergeben wollten. Wallis wies hiebei auf ein Guanakoe oder Lama, welches sich eben von fern sehen ließ, und auf einige getödtete Strauße hin, welche die Patagonier neben sich liegen hatten. Allein ungeachtet sie zu den Beilen und Hacken gar große Lust zu haben schienen, so konnten oder wollten sie doch den Tauschantrag nicht verstehen. Es wurde also nichts daraus.

Die Beschreibung, welche unsere Reisenden von diesen Leuten machen, ist folgende:

Jeder von ihnen, Mann und Weib, hatte ein Pferd, mit Sattel, Zügel und Steigbügel angethan. Die Män-

ner trugen hölzerne Spornen; Einer von ihnen hatte sogar dergleichen von Metall und zwar in größter Form, auch unterschied sich dieser durch metallene Steigbügel und einen Spanischen Säbel ohne Scheide. Die Weiber trugen keine Spornen. Pferde und Hunde, deren sie eine Menge bei sich führten, schienen von Spanischer Zucht zu sein.

Man hatte zwei Meßruthen mit sich genommen, um die eigentliche Größe dieser Leute, worüber so viel Widersprechendes und Uebertriebenes erzählt worden ist, recht genau und bestimmt zu erfahren. Es wurden also die größten unter ihnen ausgesucht und gemessen, und man fand ihre Länge 6 Fuß und 7 Zoll; Andere maßen einen bis zwei Zoll weniger. Die Meisten unter ihnen waren nicht völlig 6 Fuß hoch.

Hier haben meine jungen Leser abermahls ein merkwürdiges Beispiel, woraus sie lernen können, wie mißlich es um die geschichtliche Wahrheit, sogar in solchen Schriften steht, deren Verfasser nicht gerade die Absicht hatten, ihre Leser hintergehen zu wollen. Nach Birons Erzählung konnte man nicht umhin, die Patagonier für Riesen von 8 bis 9 Fuß zu halten, weil er ausdrücklich sagt, daß sein Lieutenant, Herr Kumming, der selbst 6 Fuß und 2 Zoll maß, ganz bestürzt gewesen sei, sich diesen Riesen gegenüber auf einmahl zum Zwerg gemacht zu sehen. Andere Reisende haben noch übertriebenere Beschreibungen davon gemacht. Einige derselben versichern ausdrücklich, daß diese Leute 12 Fuß und darüber mäßen. Andere hingegen läugnen die ganze Sache, und versichern, daß die Patagonier Leute von gewöhnlicher Größe seien. Wem soll man nun glauben?

Die Wahrheit scheint hier, wie gemeiniglich, zwi-

schen den beiden äußersten Meinungen in der Mitte zu liegen, und unsers Wallis Ausmessung scheint dies entschieden zu haben. Ihr zufolge sind die Patagonier weder ungeheure Riesen von 12 Fuß, noch Leute von gewöhnlicher Länge, sondern solche, die sich, gleich der ersten Leibwache zu Potsdam, über die gemeine menschliche Höhe etwa um einen halben oder ganzen Kopf erheben. Unsere Erzählung wird durch diese Entscheidung freilich etwas minder wunderbar; denn wer hört nicht lieber von Riesen, als von Leuten erzählen, die nur etwas größer sind, als gewöhnliche Menschen? Aber es frommet doch in jedem Falle mehr, etwas Schlichtes, welches zugleich wahr ist, als etwas Wunderbares zu hören, welches unwahr ist.

Meine jungen Leser werden wohl thun, wenn sie sich hieraus die Lehre ziehn, daß man gegen alles Wunderbare und Uebertriebene in mündlichen und schriftlichen Erzählungen so lange mißtrauisch sein müsse, bis die Sache durch entscheidende Untersuchungen und Zeugnisse, welchen man vernünftiger Weise seinen Glauben nicht versagen kann, völlig ausgemacht worden ist. Dieses Mißtrauen oder diese Behutsamkeit im Glauben muß um so viel größer sein, je wichtiger die wunderbare Sache ist, die man uns erzählt, und jemehr das Glauben oder Nichtglauben derselben einen Bezug auf unser Verhalten und auf unsere Glückseligkeit hat.

Jetzt laßt uns noch etwas von unsern Patagoniern hören.

Die Farbe ihrer Haut ist die des Kupfers, nur etwas dunkler. Ihr Haar ist etwas steif und sträubig, wie Schweinsborsten, und am Hinterkopfe zusammengebunden. Beide Geschlechter gehn übrigens mit entblößtem Kopfe. Sie sind wohlgebildet und von starkem Kno-

chenbau; aber ihre Hände und Füße sind nach Verhältniß außerordentlich klein. Ihre Kleidung besteht aus zusammengenähten Lamafellen, die sie, das Rauhe einwärts gekehrt, um den Leib schlagen und mit einem Gürtel befestigen. Einige tragen auch eine Art von Tuch, aus Lamahaaren bereitet. Ein Stück desselben, worin man ein Loch für den Kopf geschnitten hat, hängt ihnen über die Schultern bis auf die Knie hinab. Verschiedene Männer trugen einen gemahlten rothen Kreis um das linke Auge; die Weiber hingegen hatten sich die Augenbrauen schwarz gefärbt. Einige unter ihnen hatten sich auch andere Theile des Gesichts und der Arme bemahlt.

Sie redeten viel, aber wer konnte verstehen, was sie sagten? Einige riefen indeß zuweilen das Europäische Wort Ka-pi-ta-ne aus; that man ihnen aber Fragen in Spanischer, Portugiesischer, Französischer oder Holländischer Sprache, so erfolgte keine Antwort, oder sie wiederholten bloß die Worte des Fragenden. Die Worte: Englishmen, come on shore! — Engländer, kommt ans Land! wiederholten sie so oft, bis sie dieselben auswendig wußten.

Ihre Waffen bestanden in einem sonderbaren Wurfwerkzeuge, welches sie am Gürtel trugen. Dies bestand aus zwei runden, mit Leder überzogenen Steinen, deren jeder etwa ein Pfund schwer sein mochte. Beide waren an einer ungefähr acht Fuß langen Schnur befestiget. Dieses Werkzeug gebrauchen sie folgendergestalt. Sie nehmen den einen Stein in die Hand, und schwingen den andern so lange über dem Kopfe im Kreise herum, bis er die nöthige Geschwindigkeit erreicht hat. Dann wissen sie ihn nach dem Gegenstande hin, den sie treffen wollen, abzuschnellen, und ihre Geschicklichkeit dabei ist

so groß, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, welches nicht größer als ein Viergroschenstück ist, selten verfehlen.

Auf der Jagd bedienen sie sich dieses Werkzeuges auf eine Weise, welche sie in den Stand setzt, ein Guanakoe oder einen Strauß lebendig damit zu fangen. Sie wissen nämlich die Steine so zu schleudern, daß die Füße des Thiers von der Schnur, woran jene befestiget sind, umschlungen und verstrickt werden, so daß sie nicht aus der Stelle können, und also dem Jäger lebendig in die Hände fallen. Es ist nicht leicht, sich von dieser Verfahrungsart eine anschauende Vorstellung zu machen, und noch schwerer würden wir es, bei aller unserer Europäischen Geschicklichkeit, finden, es ihnen nachzumachen. Man sieht auch daraus, wie sinnreich der menschliche Verstand im Erfinden ist, wenn es darauf ankommt, Mittel zur Befriedigung dringender Bedürfnisse zu ersinnen, und wie gut der Schöpfer uns bedacht hat, daß er uns so vielerlei Bedürfnisse gab, welche unsern Verstand in Bewegung setzen, und uns zu mancherlei Erfindungen und Uebungen reizen mußten! Was wären wir ohne diese Bedürfnisse? Das, was unsere Viertelbrüder, die Thiere, sind, und selbst so viel kaum!

Im Essen waren diese Leute nichts weniger als verzärtelt. Man sah einen derselben das rohe Eingeweide eines Straußes verzehren, womit er keine andere Zubereitung vornahm, als daß er das Inwendige auswärts kehrte, den Koth ein wenig abschüttelte, und sich dann das Uebrige wohl schmecken ließ. Wohl bekomme ihm die Mahlzeit!

Man verweilte ungefähr vier Stunden lang bei ihnen. Dann gab ihnen der Befehlshaber durch Zeichen zu verstehen, daß er nach den Schiffen zurückkehren und,

wenn sie Lust hätten, einige von ihnen mitnehmen wolle. Sogleich drängten sich wol hundert vor, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wollten. Allein man wählte nur acht von ihnen aus, und wies die übrigen zurück. Jene sprangen wie Kinder, die man nach dem Jahrmarkte führt, in die Böte, und weil sie sich selbst keiner feindseligen Absichten gegen ihre Führer bewußt waren, so besorgten sie auch für sich nichts Arges von diesen. Mißtrauen ist nicht selten die Frucht von dem Bewußtsein eigner Verschuldung.

Während daß die Böte fortruderten, stimmten die mitgenommenen Patagonier verschiedene ihrer Lieder an, wobei man nichts mehr bedauerte, als daß man den Inhalt derselben nicht verstehen konnte. Jeder erwartete, daß sie beim Anblicke der Schiffe eine lebhafte Verwunderung äußern würden; aber nein! sie verriethen weder Neugierde noch Erstaunen, vermuthlich weil sie der Europäischen Schiffe schon mehre gesehen hatten.

Der Befehlshaber nahm sie mit in seine Kajüte; aber auch hier betrachteten sie Alles mit ziemlicher Gleichgültigkeit, bis Einer von ihnen seine Augen von ungefähr auf einen Spiegel warf. Das veränderte den Auftritt plötzlich; denn das Wahrnehmen ihrer eigenen Figuren im Spiegel machte ihnen großes Vergnügen. Sie näherten sich demselben, sprangen wieder zurück, machten Männchen, die sie herzlich belachten, und sprachen darüber unter sich mit großer Lebhaftigkeit.

Sie aßen Alles, was man ihnen gab, aber trinken wollten sie nichts als Wasser. Die nämliche Beobachtung hat man bei vielen andern Wilden gemacht, und das scheint ein Beweis zu sein, daß unsere erkünstelten hitzigen Getränke der unverderbten menschlichen Natur zuwider sind.

Von allem Andern, was sie am Bord sahen, zog ihre Aufmerksamkeit nichts so sehr auf sich, als die Europäischen Thiere — Schweine, Schafe und Truthühner — die sie hier erblickten. Ein Einziger von ihnen, der schon alt war, wünschte etwas von unsern Kleidungsstücken zu erhalten, und man schenkte ihm ein Paar Schuhe nebst Schnallen. Außerdem verehrte man ihm einen Beutel von Kanevaß, worin man folgende Sachen gesteckt hatte: ein Messer, eine Schere, einige eingefädelte Nähnadeln, ein paar kleine Streifen Tuch, Zwirn, Glaskorallen, einen Kamm und einen Spiegel, nebst einigen Englischen Münzarten. Durch diese hatte man vorher ein Loch geschlagen, und ein Band dadurch gezogen, damit sie am Halse getragen werden könnten.

Man zeigte ihnen auch die Kanonen; sie schienen aber von dem Gebrauche derselben ganz und gar keinen Begriff zu haben. Der Befehlshaber ließ hierauf die Seesoldaten unter die Waffen treten und einige Kriegesübungen anstellen. So lange nicht Feuer gegeben wurde, ging Alles gut, aber bei der ersten Salve geriethen Alle in Bestürzung und Schrecken. Der alte Mann warf sich hin aufs Verdeck, wies auf die Flinten, schlug sich dann mit der Hand auf die Brust, schloß die Augen, und blieb eine Zeit lang ohne Bewegung liegen. Vermuthlich wollte er dadurch anzeigen, daß ihm die tödtliche Wirkung der Feuergewehre bekannt sei.

Endlich deutete man ihnen an, daß sie nunmehr wieder nach dem Lande zurückkehren müßten. Diese Nachricht war ihnen gar nicht lieb; indeß bequemten sich doch Alle, außer dem Alten nebst noch einem Andern, ins Boot zu steigen. Diese Beiden wollten gar zu gern noch länger bleiben. Der Alte stellte sich auf dem Hintertheile des Schiffes an die Kajütentreppe, und blieb

da lange, wie in Gedanken, stehn, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fing er an, etwas herzusagen oder herzusingen, welches man für ein Gebet hielt, weil er Augen und Hände dabei oft zum Himmel emporhob. Als man ihm abermahls zu verstehen gab, daß es Zeit sei, ins Boot hinabzusteigen, wies er auf die Sonne, dann nach Westen hin, und endlich nach dem Strande, wobei er dem Befehlshaber lachend ins Gesicht schauete. Es war nicht schwer zu errathen, daß er damit andeuten wolle, er wünsche bis zu Sonnenuntergang an Bord zu bleiben, und alsdann erst nach dem Lande zurückzukehren.

Da man ihm hierin nicht willfahren konnte, so bequemte er sich endlich zur Abreise, und stieg ins Boot. Im Wegrudern fingen Alle wieder an zu singen, und fuhren damit fort, bis sie den Strand erreichten. Sobald man ans Land kam, lief eine große Menge von Eingebornen herbei, in der Hoffnung, daß man sie gleichfalls mit ins Schiff nehmen würde. Allein der Offizier hatte ausdrücklich Befehl, Keinen derselben mit sich zurückzubringen, weil man sich zur Abreise fertig hielt. Er sah sich also genöthiget, sie zurückzuweisen, worüber sie ihre große Unzufriedenheit an den Tag legten.

2.

Fahrt durch die Magellanische Straße, nebst fernern Nachrichten von den Patagoniern, wie auch von den Inländern auf beiden Seiten der Meerenge.

Meine jungen Leser werden mich entschuldigen, daß ich sie noch einmahl in die unfreundliche und rauhe Himmelsgegend führe, durch welche sie in der vorhergehenden Erzählung schon den Erdumsegler Biron begleitet haben. Ich könnte sie dieser Mühe überheben, wenn ich

nicht glaubte, daß die merkwürdigen Auftritte, welche unsern dermahligen Reisenden bei dieser Fahrt bevorstehen, ihrer Aufmerksamkeit würdig wären.

Sobald das Boot wieder bei dem Schiffe angelangt war, gab der Befehlshaber das Zeichen zur Abreise, und das kleine Geschwader setzte sich in Bewegung.

Man erreichte noch an dem nämlichen Tage die Mündung der Straße, und legte sich bald nachher in einer Gegend vor Anker, wo Biron eine Zusammenkunft mit den Patagoniern gehabt hatte. Auch diesmahl stellte sich eine Menge derselben, den Schiffen gegenüber, am Strande ein, welche sämmtlich zu Pferde waren. Der Befehlshaber schickte hierauf zwar ein Boot ab, um sie in der Nähe zu beobachten, allein er verbot dem anführenden Offizier, zu landen, weil die Schiffe in zu großer Entfernung von der Küste lagen, als daß man die Landenden im Nothfall hätte schützen können.

Das Boot näherte sich daher der Küste nur so weit, daß man sich mit der Menge der daselbst versammelten Patagonier unterhalten konnte. Man schätzte die Anzahl derselben auf vierhundert, und man bemerkte unter ihnen verschiedene von Denen, welche man schon vorher gesehen hatte. Außerdem waren diesmahl auch viel Weiber und Kinder unter ihnen.

Als diese Leute sahen, daß man keine Lust habe, ans Land zu kommen, traten verschiedene derselben ins Wasser und riefen oft und laut die gelernten Worte aus: Englishmen, come on shore, Engländer, kommt ans Land! allein man konnte ihnen nicht willfahren. Die Bootsleute warfen ihnen kleine Geschenke an Brot, Taback und andern Kleinigkeiten zu; worauf verschiedene von ihnen ins Boot zu kommen suchten, welches man aber gleichfalls ihnen nicht vergönnen konnte.

Jetzt arbeitete man sich in die Straße völlig hinein, und fing an, den damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren, die wir schon aus der vorigen Reise kennen, muthig entgegen zu gehn.

Nach acht Tagen erreichte man den sogenannten Hafen der Hungersnoth (Port famine), den wir kennen, und warf daselbst, als an einem guten Erfrischungsorte, die Anker aus. Die ganze Schiffsgesellschaft sah um diese Zeit blaß und mager aus, weil Viele bereits vom Scharbock ergriffen waren, Andere aber eben auf dem Punkte standen, davon befallen zu werden. Durch einen vierzehntägigen Aufenthalt in diesem Hafen wurden Alle wieder hergestellt, welches man theils dem wilden Selleri, welcher hier in Ueberfluß wächst, theils dem Befehl verdankte, daß Jeder seine Kleider waschen, und sich täglich baden mußte.

Auch der Genuß der frischen Landluft mochte viel dazu beitragen. Denn man hatte eine Menge Gezelte aufgeschlagen, und nicht bloß die Kranken, sondern auch die Schmiede, die Segelmacher, Holzhauer und Zimmerleute, wie überhaupt Alle, welche zur Ausbesserung der Schiffe und zum Einsammeln des benöthigten Vorraths an Holz und Wasser behülflich sein konnten, ans Land geschickt.

Das Vorrathsschiff war nicht bestimmt, die ganze Reise mitzumachen, sondern sich hier von den übrigen zu trennen und nach den Falklands-Inseln zu segeln. Zu welchem Endzwecke, das will ich meinen jungen Lesern erzählen.

Seit Birons Hiersein hatte man in England den Entschluß gefaßt, auf diesen Inseln eine Niederlassung anzulegen, und man hatte dem zu Folge den Kapitän Macbride mit hinlänglicher Mannschaft, und mit Al-

lem, was zu einer Niederlassung erfodert wird, dahingesandt. Dieser legte den neuen Pflanzort bei einem westlichen Meerbusen an, und nannte ihn Port Egmont.

Allein zu eben der Zeit, da Biron von diesen Inseln Besitz nahm, that der Französische Weltumsegler Bougainville auf einer andern dieser Inseln ein Gleiches, und ließ zugleich eine Gesellschaft von Anbauern darauf zurück.

Macbride, der einst die sämmtlichen Inseln umsegelte, fand diese Französische Niederlassung zu seiner großen Verwunderung, und verlangte, daß sie sich entfernen solle. Allein die Franzosen, welche größeres Recht zu haben glaubten, als er, verlangten Ebendasselbe von ihm. Es wurde von beiden Seiten viel darüber gestritten, ohne daß der Eine den Andern dadurch verdrängen konnte.

Unterdeß hatte man in Paris für gut gefunden, diese neue Besitzung an die Spanier zu verkaufen; und nun wurde der angefangene Streit zwischen diesen und den Engländern fortgesetzt. Es fehlte nicht viel, so wären beide Völker darüber in einen Krieg verwickelt worden. Indeß legte man endlich den Zwist dergestalt bei, daß man sich in den beiden größeren Inseln theilte, so daß England die östliche, Spanien die westliche behielt.

Die Engländer verließen in der Folge diese Besitzung freiwillig, weil sie ihre Rechnung nicht dabei fanden, indem das Land größtentheils aus unfruchtbarem Torfgrunde und Felsen besteht. Ob die Spanier ein Gleiches gethan haben, ist, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

So viel von der Geschichte dieser Inseln! Jetzt laßt uns wieder nach dem Hafen der Hungersnoth zurück.

kehren, wo unsere Reisenden sich unterdeß ganz wohl befunden haben.

Das Vorrathsschiff war also nach dem Orte bestimmt, wo die Engländer damahls noch ihre neue Pflanzstadt hatten. Es sollte besonders Holz und andere Nothwendigkeiten, an welchen jene Inseln Mangel leiden, dahin bringen. Als es hiemit, und mit einer Menge junger Bäume zum Verpflanzen, die man mit der Wurzel ausgrub und in die Erde einpackte, hinlänglich befrachtet war, wurde es entlassen, und segelte nach dem Orte seiner Bestimmung ab.

Die übrigen beiden Schiffe gingen bald nachher gleichfalls unter Segel; allein widrige Winde und unsicherer Meeresgrund nöthigten sie, von Zeit zu Zeit wieder still zu liegen, so daß sie nur langsam vorwärts rückten.

Am 29sten Jänner ging man bei einer in der Straße liegenden Insel vor Anker, welche die Prinz Ruperts-Insel genannt wird, und die Böte wurden ans Land geschickt, um Trinkwasser zu suchen. Kaum waren sie daselbst angekommen, so sahen sie von der südlichen Küste her drei Kähne herbeirudern, welche 16 Eingeborne ans Land setzten. Diese näherten sich den Leuten des Boots, bis sie etwa noch 300 Fuß weit davon entfernt waren; dann standen sie still, riefen mit lauter Stimme und machten Freundschaftszeichen, welche die Engländer beantworteten. Man zeigte ihnen hierauf einige Glaskorallen, welche ihnen, wie gewöhnlich, gar sehr zu gefallen schienen. Sie druckten nämlich ihre Freude darüber durch ein lautes Jauchzen aus. Die Engländer ahmten den Ton dieses Freudengeschreies nach und jauchzten auch; worauf jene in vollem Lachen an sie herankamen.

Man schüttelte sich hierauf gegenseitig die Hände,

und die Bootsleute theilten Geschenke aus, wodurch die angefangene Freundschaft vollends besiegelt wurde.

Diese Wilden waren mit stinkenden Seehundsfellen bedeckt, und ihre Speise war verfaultes Fleisch und Fett von ebendiesem Thiere, welches sie, als Leckerbissen, mit großer Gierigkeit verschlangen. Sie waren von dunkler Kupferfarbe, aber mehr klein, als groß. Das Erste, was sie vornahmen, war, daß sie ein Feuer anzündeten, weil sie ganz erfroren waren. Dies bewerkstelligen sie auf folgende Weise. Sie schlagen Funken aus Kieselsteinen, und fangen sie in trockenem Moose oder in Flaumfedern auf, welche mit einer weißlichen Erde vermischt sind, und eben so leicht als Zunder anglimmen. Sie legen hierauf diese Masse in dürres Gras, und schwenken dasselbe so lange hin und her, bis es in Flamme geräth.

Es ist wirklich unbegreiflich, wie diese armseligen Menschen unter einem so fürchterlich rauhen Himmelsstriche überwintern können, wo man oft mitten im Sommer schon die Kälte unerträglich findet; und diese Unbegreiflichkeit wächst, wenn man hinzudenkt, daß sie weder wärmende Kleidungsstücke, noch eine wind- und wetterfeste Wohnung, noch auch endlich nahrhafte und erquickende Speisen haben, welche ihnen eine vorzügliche Körperkraft verleihen könnten.

Sie waren übrigens mit Pfeilen, Bogen und Wurfspießen bewaffnet. Letztere hatten eine Spitze von Feuerstein in Form einer Schlangenzunge, deren Bearbeitung ihnen nicht wenig Mühe machen muß. Sie schossen und warfen mit eben so großer Stärke, als Geschicklichkeit.

Eins der Böte brachte drei dieser Leute mit an Bord. Außer den Kleidungsstücken und den Spiegeln schien eben nichts ihre Aufmerksamkeit zu reizen. Die Spiegel hin-

gegen gewährten ihnen eine herrliche Unterhaltung. Bei dem ersten Blicke, den sie in einen derselben thaten, fuhren sie bestürzt zurück. Nach einer Weile wagten sie es zum zweiten Mahle, aber gleichsam verstohlener Weise, hinzublicken, und fuhren abermahls zurück. Dann sahen sie begierig hinter dem Spiegel nach, vermuthlich in der Meinung, die gesehenen Personen daselbst zu entdecken. Als sie aber nach und nach die Täuschung merkten, fingen sie an zu lächeln; und siehe! die Bilder im Spiegel lächelten auch. Das gab ihnen neuen Stoff zur Kurzweile, wobei sie endlich in das heftigste Gelächter ausbrachen.

Wer hätte nun nicht denken sollen, daß eine für sie so merkwürdige Seltenheit einen tiefen und dauernden Eindruck auf sie machen würde? Aber nein! Sie verließen nach einiger Zeit den Spiegel mit so vollkommener Gleichgültigkeit, als ob sie ihn gar nicht gesehen hätten, gleich Kindern, die das neue Spielzeug, welches ihnen eben erst die lebhafteste Freude verursachte, nach einer Weile mit Verachtung von sich werfen.

Sie aßen Alles, was man ihnen gab; aber trinken wollten sie nichts, als Wasser.

So wie diese Gegend eine der gräulichsten und unbewohnbarsten in der Welt zu sein scheint, selbst die rauhesten Theile von Schweden und Norwegen nicht ausgenommen, so kamen unsern Reisenden auch die Bewohner derselben als die armseligsten unter allen menschlichen Wesen vor. Da sie das Schiff verließen und in ihre Kähne stiegen, steckten sie ein Seehundsfell, statt des Segels, auf, und steuerten nach dem südlichen Ufer zu, wo man einige ihrer Hütten erblickte. Man bemerkte dabei mit Befremden, daß Keiner von ihnen sich auch nur ein einziges Mahl umsah; einen so vorübergehen-

den Eindruck hatten die von ihnen gesehenen Wunder auf ihr Gemüth gemacht, und so sehr scheinen sie ganz und gar an Dem, was ihnen jedesmahl gegenwärtig ist, zu kleben, ohne die geringste Fertigkeit zu haben, das Vergangene mit ihrer Vorstellungskraft fest zu halten, oder es von Zeit zu Zeit in ihre Seele zurückzurufen. Die armen, kindischen Menschen!

Man segelte weiter, und kam in eine Gegend, wo ein Landstrom, der Bachelors-Fluß genannt, sich in die Straße ergießt. Hier stieg der Befehlshaber selbst mit einigen Leuten ins Boot, um den Strom eine Strecke hinaufzufahren. Man sammelte bei dieser Gelegenheit einen schätzbaren Vorrath von Muschelfischen, Selleri und Nesseln ein. Nachdem man ungefähr drei Meilen weit hinaufgerudert war, kam man an einen sehr merkwürdigen Wasserfall. Der Strom stürzte daselbst von einem Berge herab, der mehr als 1200 Fuß hoch zu sein schien. Das Getöse dieses Falls war eben so fürchterlich, als man den Anblick desselben prächtig fand.

Um diese Zeit begegnete es den Schiffen oft, daß sie, wenn sie unter Segel gingen, von widrigen Winden und Meeresströmen in einer Stunde weiter zurückgetrieben wurden, als sie Tage lang vorwärts zu kommen sich bestrebt hatten. Bei solchen Gelegenheiten liefen sie oft die augenscheinlichste Gefahr, auf Untiefen oder gegen Felsen geworfen zu werden. Nicht selten waren sie von solchen gefährlichen Oertern, wo ihr Untergang unvermeidlich gewesen wäre, nicht weiter als eine Schiffslänge entfernt, und gemeinlich rettete sie alsdann ein bloßer Zufall, das heißt, irgend ein unvorhergesehenes Hülfsmittel, welches die göttliche Vorsehung ohne ihr Zuthun und wider ihre Erwartung herbeiführte. Es sprang nämlich oft, in dem entscheidenden Augenblicke

Zeichen zu erkennen gaben, daß man sich entfernen möchte. Die Bootsleute ruderten also etwas weiter an der Küste hinauf, und gingen sodann ans Land. Sie bemerkten zu gleicher Zeit, daß die Indier in ihre Kähne stiegen und gen Westen segelten, indem sich noch zwei andere Kähne dazu gesellten. Wohin ihre Reise galt? das konnte man nicht erfahren. Vermuthlich nach einer benachbarten, vielleicht stärker bevölkerten Insel, weil ihnen bei dem Besuche der Europäer nicht wohl zu Muthe sein mochte. Jedes ihrer Fahrzeuge war ungefähr 30 Fuß lang, 4 Fuß breit und viertehalb Fuß tief, und je zwei und zwei derselben waren, wie gewöhnlich, durch Querbalken mit einander verbunden.

Man fand, daß sie auf der Insel nichts als 4 oder 5 Kähne zurückgelassen hatten. Das Eiland war sandig, flach und voller Bäume, unter welchen der Boden mit Löffelkraut bedeckt war. Ein erfreulicher Anblick für die armen Scharbockkranken! Zur Vergrößerung ihres Vergnügens entdeckten sie auch eine Quelle, welche recht gutes Trinkwasser lieferte. Gegen Mittag kehrten sie mit diesen angenehmen Nachrichten, und zugleich mit einer vollen Ladung von Kokosnossen und Löffelkraut nach dem Schiffe zurück. Einen Ankerplatz hatte man leider! abermahls nicht finden können.

Sobald die Ladung an Bord gebracht war, wurde Herr Fourneaux von neuen ans Land geschickt, um der schönen Sachen mehr, besonders auch Wasser einzuholen. Der Befehlshaber, welcher selbst krank war, trug ihm zugleich auf, von dieser Insel im Namen seiner Brittischen Majestät Besitz zu nehmen, und sie, der Königinn zu Ehren, die Scharlotten-Insel zu nennen. Ob zu dieser Besitznehmung des Eilandes die rechtmäßigen Herren desselben auch ihre Einwilligung

geben wollten, oder nicht, danach wurde, wie gewöhnlich, nicht gefragt.

Man brachte abermahls eine Ladung von Löffelkraut und Kokosnüssen an Bord, und es wurde ein Unteroffizier nebst 20 Mann am Lande gelassen, um Fässer mit Wasser zu füllen und an den Strand zu wälzen. Der Befehlshaber schickte diesen auf acht Tage Lebensmittel, damit sie keinen Mangel litten, wofern die Witterung ihn nöthigen sollte, auf einige Tage ins Meer zu laufen.

Der folgende Tag war ein rechtes Erntefest. Die Böte gingen ab und zu, und brachten Wässer, Löffelkraut, Kokos- und Palmnüsse an Bord. Alle Kranken wurden gleichfalls ans Land geschafft, um Landluft einzuathmen und sich im Schatten der Bäume zu erquicken. Der Befehlshaber — zu seiner Ehre sei's gesagt — stellte zugleich die strengsten Befehle aus, daß Niemand weder die Hütten der Eingebornen, noch die Fruchtbäume beschädigen solle.

Am nächstfolgenden Tage fuhr man mit Einsammeln fort. Da aber das Meer unruhig zu werden schien, so berief der Befehlshaber Alle, welche am Lande waren, zurück, weil er besorgen mußte, bei einem entstehenden Sturme zu weit von ihnen verschlagen zu werden. Ehe man aber die Insel verließ, pflanzte man eine Brittische Flagge an den Strand und schrieb, sowol auf ein Brett, als auch in die Rinde verschiedener Bäume, den Namen des Schiffs, den Monatstag und die Anzeige, daß man von diesem Eilande, wie auch von der naheliegenden Pfingstinsel, im Namen Sr. Großbritannischen Majestät Besitz genommen habe. Noch hatte man die Gefälligkeit, einen kleinen Schatz von Glaskorallen, Beilen, Nägeln, gläsernen Flaschen und kleinen Englischen Münzen zurückzulassen, um die Eingebornen für die ihnen zu-

gefügte Beunruhigung einigermaßen schadlos zu halten. Diese Insel ist ungefähr 6 Meilen lang und eine breit. Meine jungen Leser finden sie auf unserer Karte in der südlichen Breite von 20 Graden, und in der westlichen Länge von 138 Graden 4 Minuten.

Indem man mit den Böten abstieß, um durch die Brandung zu fahren, hatte das eine derselben das Unglück, daß eine Welle hineinschlug und es ganz mit Wasser erfüllte. Ein Theil der Mannschaft sprang sogleich in das andere Boot, und die Uebrigen waren hurtig darüber her, das Wasser wieder auszuschöpfen. Man büßte also weiter nichts dabei ein, als die Kokosnüsse und Kräuter, welche das Boot am Bord hatte.

Man ging hierauf mit günstigem Winde unter Segel, und indem man wiederum gen Westen steuerte, hatte man noch den nämlichen Nachmittag das Vergnügen, noch eine Insel zu entdecken, welche ungefähr 15 Seemeilen weit davon lag. Gegen 4 Uhr erreichte man dieselbe, und fand, daß sie ungefähr 6 Meilen lang und 4 breit sei.

Dieses Eiland sah dem vorigen zwar ähnlich, aber es hatte keine Kokosbäume, wie jenes. Auch schien es unbewohnt zu sein. Als man aber das westliche Ende desselben erreichte, fand man daselbst die von der Scharlotteninsel geflüchteten Indier, etwa 80 an der Zahl, zusammt ihren Kähnen. Letztere waren auf den Strand gezogen; neben ihnen standen die Weiber und Kinder; die Männer aber rückten, mit ihren Spießen und mit Feuerbränden bewaffnet, muthig heran, indem sie einen entsetzlichen Lärm erhoben und auf eine possirliche Weise vorwärts tanzten. Man war indeß um so weniger geneigt, ihre Herausfoderung anzunehmen, da man weder einen Ankerplatz fand, noch irgend eine Art

von Erfrischungen entdeckte, um derentwillen es sich der Mühe verlohnt hätte, hier ans Land zu gehen. Man nannte dieses Eiland, indem man weiter segelte, die Egmonts-Insel.

Tags darauf machte man eine neue, aber gleichfalls nicht erhebliche Entdeckung. Es war wieder eine Insel, der vorigen an Ansehn und Größe ziemlich gleich, nur daß sie schmäler war. Sie war zwar voller Bäume, aber man bemerkte darunter keinen einzigen Kokosbaum. An einer Stelle des Strandes sah man zwischen einigen daselbst befindlichen Felsen ungefähr 16 Eingeborne, die mit langen Spießen und Stangen bewaffnet waren. Diese glichen ganz den vorher gesehenen Bewohnern der Scharlotten-Insel. Da es schien, daß auch hier nicht viel zu bekommen wäre, und da der Wind sehr heftig wehete, so segelte man, ohne sich länger dabei aufzuhalten, weiter, und nannte diese Insel, dem Herzoge von Gloucester zu Ehren, die Gloucester-Insel.

Jeder Tag zeichnete sich jetzt durch eine neue Entdeckung aus. Die nächste betraf eine Insel, welche, von fern gesehen, die Gestalt eines runden Hügels hatte. Es wurde Nacht, bevor man sich derselben ganz nähern konnte, und da man nachher Licht erblickte, so schloß man daraus, daß sie bevölkert sein müsse. Man hoffte daher auch, Wasser und Früchte auf ihr zu finden, und steuerte ab und zu, bis der Morgen anbrach.

Sobald es Tag war, wurden die Böte bemannt und unter Anführung des Lieutenants Fourneaux ausgesandt, um einen Ankerplatz zu suchen und mit den Eingebornen Bekanntschaft zu machen, um, wo möglich, Erfrischungen von ihnen einzutauschen. Man nahm zu diesem Behuf einen Vorrath von denjenigen Kleinigkeiten mit, auf welche die Wilden, wie wir wissen, fast

durchgängig einen eben so unermeßlichen Werth zu setzen pflegen, als die Europäer auf unnützes Gold und Diamanten, welche Jene wiederum für Kleinigkeiten halten.

Herr Fourneaux umruderte die ganze Insel; allein er hatte abermahls den Verdruß, nirgends eine Stelle zu finden, wo man das Schiff hätte vor Anker legen können. Er erblickte eine Menge von Eingebornen, und da es ihm, der starken Brandung wegen, nicht möglich war, zu ihnen ans Land zu fahren, so warf er ihnen ein Seil zu, welches sie auffingen und festhielten. Er ließ zugleich einen kleinen Anker auswerfen, und eröffnete hierauf die Unterhandlung durch Zeichensprache.

Man bemerkte mit Vergnügen, daß diese Leute keine Waffen bei sich hatten. Einige unter ihnen hatten weiße Stäbe in der Hand; und das sollte vermuthlich ein Zeichen von Befehlshaberschaft sein, denn eben diese wiesen die Uebrigen, wenn sie sich zu stark vordrängten, zurück, und man sah, daß ihnen Folge geleistet wurde.

Jetzt wurde ein kleiner Tauschhandel zu Stande gebracht. Man kaufte nämlich ein Spanferken und einen Hahn, nebst etlichen Kokosnüssen und andern Früchten ein, wofür man ein Beil nebst etlichen Glaskorallen und Kämmen gab. Kaum hatten die Weiber, welche in einiger Entfernung standen, die Kleinigkeiten erblickt, als sie mit großer Begierde herbeisprangen; allein sie wurden, zu ihrem nicht geringen Verdrusse, von den Männern wieder zurückgetrieben.

Unterdeß hatte sich Einer der Wilden unvermerkt um einen Felsen herumgeschlichen; und indem er hierauf untertauchte, so bemerkte man, daß er den Bootsanker in die Höhe hob. Der Anschlag mußte zwischen ihm und seinen Gefährten verabredet sein, denn diese fingen zu gleicher Zeit an, das Boot an dem Seile,

welches sie hielten, in die Brandung nach der Küste hinzuziehn. Allein ihr Vorhaben wurde kaum bemerkt, als man es durch einen einzigen Flintenschuß über den Kopf des Mannes hin, der den Anker losgemacht hatte, auf einmahl vereitelte. Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich beim Knall des Gewehrs der ganzen Gesellschaft, und man ließ augenblicklich Seil und Anker fahren.

Dies waren die ersten Wilden, welche man bekleidet fand. Das Zeug, woraus sie ihre Kleidung verfertigen, werden wir in der Folge kennen lernen.

Da Herr Fourneaux verschiedene große Doppelkähne am Strande gesehen hatte, so schloß er daraus, daß es in der Nähe ein größeres Land geben müsse, wohin diese Indier von Zeit zu Zeit zu segeln pflegten. Der Befehlshaber fand diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich, und beschloß, dieses größere Land, wo man hoffentlich mehr Gelegenheit finden würde, Erfrischungen einzunehmen, aufzusuchen. Man segelte also weiter, und nannte dieses Eiland, dem Bischof von Osnabrück, jetzigen Herzoge von York, zu Ehren, die Osnabrücks-Insel. Meine jungen Leser werden sie auf unserer Karte in der südlichen Breite von 17 Graden 51 Minuten, und in der westlichen Länge von 147 Graden 30 Minuten finden.

Man war in der That noch nicht eine halbe Stunde lang unter Segel, als man das vermuthete Land wirklich zu Gesicht bekam. Es ragte hoch über die Oberfläche des Meers empor, und gab sowol hiedurch, als auch durch seinen ansehnlichen Umfang, Hoffnung, daß man daselbst einen Ankerplatz, zusammt einem reichlichen Vorrath von Erfrischungen finden würde. Da man indeß trübes Wetter und heftige Windstöße hatte, so sah man sich genöthigt, beizulegen, und der Erfüllung

seiner Hoffnung erst auf den folgenden Tag entgegen-zusehen.

Meine Leser wissen schon, daß dieses Land kein anderes, als die seitdem so berühmt gewordene Insel Otaheite oder Otahiti war. In dem folgenden Abschnitte werden sie mehr davon erfahren.

4.

Nachricht von der Insel Otaheite und von verschiedenen, sowol an Bord des Schiffes, als auch am Lande vorgefallenen Begebenheiten.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, meine jungen Freunde zu bitten, ihre Aufmerksamkeit nunmehr zu verdoppeln; weil die größern und anziehendern Begebenheiten, welche jetzt folgen, schon von selbst ihre eigene Anziehungskraft auf sie äußern werden.

Der Tag, an welchem man die Insel Otaheite zum ersten Mahle erblickte, war der 18te des Sommermonats 1767. Das stürmische Meer legte sich in der darauf folgenden Nacht, und man steuerte daher mit Anbruch des Tages auf die Insel zu. Allein indem man sich derselben näherte, fiel ein so starker Nebel ein, daß man abermahls still liegen mußte.

Der Nebel fiel, und man war, sobald man wieder um sich sehen konnte, nicht wenig erstaunt, sich auf einmahl von einigen hundert Kähnen umringt zu sehen, welche sich, während des Nebels, rings um das Schiff herum in einer mäßigen Entfernung versammelt hatten. Die darauf befindliche Menge von Indiern wurde auf 800 Mann geschätzt.

Sie näherten sich dem Schiffe bis auf einen Pistolenschuß; dann hielten sie an, hefteten ihre Blicke mit

Erstaunen auf das Schiff, und theilten sich einander ihre Bewunderung mit. Man zeigte ihnen unterdeß allerlei Spielsachen, und lud sie ein, an Bord zu kommen.

Nach einer Weile trieben sie ihre Kähne zusammen, und schienen eine Berathschlagung anzustellen. Die Folge davon war, daß sie sämmtlich an das Schiff heranruderten und Freundschaftszeichen machten. Einer von ihnen hob einen Platanenzweig in die Höhe, und hielt eine Rede, die ungefähr eine Viertelstunde dauerte, aber leider! nicht verstanden wurde. Als er fertig war, warf er den Zweig ins Meer.

Die Engländer erwiederten dieses mit Freundschaftsbezeigungen, und fuhren fort, sie einzuladen, an Bord zu kommen. Endlich ließ ein ansehnlicher, starker junger Mann sich bereitwillig dazu finden. Er kletterte hinauf, und sprang, da er oben war, auf das über dem Verdecke, zur Abhaltung der Sonnenstrahlen, ausgespannte Segeltuch. Man winkte ihm, daß er auf das Verdeck herabkommen möchte, und reichte ihm allerlei kleine Geschenke hinauf. Diese lächelte er zwar an, allein er war nicht zu bewegen, etwas davon anzunehmen, bis Einige seiner Landsleute, unter Hersagung gewisser Worte, einige Platanenzweige an Bord geworfen hatten. Dies mußte wol auf erklärten Frieden deuten, denn nunmehr nahm er die Geschenke an, und gleich darauf kamen noch Mehre an Bord.

Einer von diesen hatte sich so gestellt, daß ihm eine auf dem Schiffe befindliche Ziege im Rücken war. Dieser fiel es ein, ihm von hinten zu einen Stoß mit ihren Hörnern zu versetzen. Erschrocken darüber wandte er sich um, und erblickte das Thier, welches sich eben auf den Hinterfüßen emporrichtete, um ihm zum zweiten Mahle eins zu versetzen. Dieser Anblick jagte ihm einen

solchen Schrecken ein, daß er augenblicklich über Bord in die See sprang. Alle seine Landsleute, die nicht weniger bestürzt waren, folgten ihm nach.

Es dauerte indeß nicht lange, so erholten sie sich wieder von ihrer Bestürzung, und kehrten beruhigt zurück. Man bemühete sich hierauf, sie an den Anblick der Ziegen und Schafe zu gewöhnen, und zeigte ihnen nachher auch die Schweine und das Federvieh. Bei den letzten Beiden deuteten sie an, daß sie solche Thiere auf ihrer Insel auch hätten, welches den Engländern nicht unlieb zu vernehmen war.

Der Befehlshaber theilte hierauf Nägel und andere Kleinigkeiten unter sie aus, und suchte ihnen verständlich zu machen, daß sie Schweine, Federvieh und Früchte holen möchten; allein es schien, als wenn sie seine Meinung nicht errathen könnten. Dagegen lauerten sie beständig auf Gelegenheit, irgend Etwas wegzustehlen; weil man aber auf seiner Hut war, so gelang ihnen dieses selten. Einer der Unteroffiziere büßte indeß einen neuen Tressenhut ein; denn da er sich mit Einem von von ihnen durch Zeichensprache unterhielt, so nahm ein Anderer der Gelegenheit wahr, riß ihm von hinten den Hut vom Kopfe, und sprang damit augenblicklich über Bord.

Man fing jetzt an, die Küste zu besegeln, um einen Ankerplatz oder Hafen zu suchen, und schickte die Böte zum Sonden aus.

Das Land schien eins der anmuthigsten zu sein, welche man je gesehen hatte. Gegen den Strand hin ist es flach, und mit Fruchtbäumen von allerlei Art, besonders mit Kokosbäumen bewachsen, in deren Schatten die Wohnungen der Eingebornen liegen. Weiter hin erheben sich ansehnliche Berge, mit Gehölz bedeckt, und von

den steilen Gipfeln derselben stürzen Ströme herab, und ergießen sich ins Meer.

Des Nachmittags war man einem Meerbusen gegenüber, und die Böte wurden hineingeschickt, um den Grund desselben zu untersuchen. Indem nun diese damit beschäftigt waren, bemerkte man, daß eine große Menge von Kähnen sich um dieselben versammelte. Aus Besorgniß, daß die Indier etwas Feindseliges im Schilde führten, und um allem Unheile vorzubeugen, gab der Befehlshaber den Böten das Zeichen, daß sie sich zurückziehen sollten. Er ließ auch, um den Eingebornen Ehrfurcht einzuflößen, eine neunpfündige Kugel über ihre Köpfe hinfeuern; und die Böte fingen zu gleicher Zeit an, nach dem Schiffe zurückzurudern.

Der Donner der Kanone hatte die Indier zwar erschreckt, aber sie erholten sich bald wieder von ihrer Bestürzung, und da sie sahen, daß die Böte nach dem Schiffe zurückrudern wollten, so suchten sie ihnen den Weg abzuschneiden. Dies schlug ihnen zwar fehl, indeß fingen Verschiedene von ihnen an, mit Steinen zu werfen, wodurch einige Bootsleute wirklich verwundet wurden. Der befehlende Offizier hielt sich hierauf für berechtigt, auf Denjenigen, der den ersten Stein geworfen hatte, mit einer Flinte zu feuern, die mit Schrot geladen war. Er traf ihn in die Schulter. Plötzlich sah man Alle, welche in dem nämlichen Kahne waren, in die See springen und nach dem Strande schwimmen; und die in den übrigen Kähnen ruderten gleichfalls mit großer Bestürzung und Eilfertigkeit zurück.

Die Böte wurden hierauf wieder an Bord genommen, und man wollte eben weiter segeln, als man einen großen Kahn herzurudern sah. Man vermuthete, daß vielleicht ein Oberhaupt, oder ein Abgeordneter desselben

darin befindlich wäre, und wartete seiner Ankunft. Man konnte indeß unter Denen, welche darin waren, Keinen entdecken, der etwas Unterscheidendes an sich gehabt hätte. Indeß stand Einer von ihnen auf, hielt, ungefähr fünf Minuten lang, eine Anrede, und warf hierauf einen grünen Zweig an Bord. Da man dies für ein Friedenszeichen ansah, so warf man zur Antwort einen ähnlichen Zweig in den Kahn, den die Indier bei ihrem ersten Besuche zurückgelassen hatten. Er nahm sowol diesen, als auch einige Kleinigkeiten, welche man ihm schenkte, mit sichtbarem Vergnügen an, und ruderte darauf mit seinem Kahne wieder weg.

Während der Nacht lief man etwas weiter in die See hinaus, um nicht an Klippen geworfen zu werden; mit Anbruch des Tages aber näherte man sich der Insel abermahls, und fuhr fort, längs der Küste derselben hinzusegeln. Allein so oft man das Senkblei auswarf, fand man das Meer immer grundlos; nicht, als wenn es wirklich keinen Grund gehabt hätte, sondern weil es überall tiefer war, als der Faden des Senkbleies reichte.

Abends um 6 Uhr erreichte man eine Stelle, wo ein schöner Fluß sich in das Meer ergoß. Hier hatte auch die Küste ein besseres Ansehn, als an irgend einer andern Stelle. Man hoffte daher, daß es hier vielleicht einen Ankergrund geben dürfte, und suchte sich während der ganzen Nacht durch Hin- und Hersteuern in dieser Gegend aufzuhalten. Sobald es finster geworden war, bemerkte man eine Menge Lichter längs der Küste hin.

Mit Anbruch des Tages wurden die Böte zum Sonden ausgeschickt; und o! wer vermag die allgemeine Freude zu beschreiben, welche sich durch das ganze Schiff verbreitete, da sie bald nachher ein Zeichen gaben, daß sie mit 20 Klafter Grund gefunden hatten. Das Schiff

lief augenblicklich nach dem Orte hin, und — wie jauchzete vor Freude das Schiffsvolk! — es kam mit 17 Klaftern auf einem reinen Sandgrunde vor Anker.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte beordert, die Küste links und rechts zu sonden und das Wasser des Flusses zu untersuchen. Zu gleicher Zeit schwamm eine beträchtliche Anzahl von Kähnen mit Indiern herbei, welche Schweine, Federvieh und Früchte in Menge brachten, und dies Alles gegen Europäische Spielereien vertauschten.

Man bemerkte indeß vom Schiffe aus, daß viele Doppelkähne den Böten in einer gewissen Entfernung nachruderten. Nach und nach näherten sich die erstern den letztern, und auf einmahl sah man drei der größten Kähne gegen eins der Böte rennen, um dasselbe mit Keulen und andern Werkzeugen feindlich anzugreifen. Die Mannschaft des Boots glaubte nunmehr in dem Falle der Nothwehr zu sein, und gab auf die Indier Feuer. Einer der Angreifenden wurde dadurch getödtet; ein Anderer wurde schwer verwundet. Beide stürzten über Bord; alle ihre Landsleute, die in dem nämlichen Kahne waren, sprangen ihnen nach, und die beiden andern Kähne ruderten eiligst davon. Die Böte segelten gleichfalls weiter.

Als die schwimmenden Indier sahen, daß die Böte fortsegelten, hoben sie ihre verwundeten Landsleute aus der See in den Kahn, stellten sie auf die Füße, um zu versuchen, ob sie noch stehen könnten, und da sie dies nicht konnten, versuchten sie, ob sie noch zu sitzen im Stande wären. Einer derselben hatte noch Kraft genug dazu; diesen hielten sie daher in dieser Stellung, und legten den Andern, welcher völlig todt war, in dem Kahne nieder. Dieser und einige andere Kähne ruder-

ten hierauf nach dem Lande, andere aber kamen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an das Schiff, um Handlung zu treiben. Sie zeigten dadurch, daß sie wol wußten, daß sie nichts zu besorgen hätten, so lange sie selbst sich nur ruhig hielten, und daß sie also Das, was vorgefallen war, sich selbst beizumessen hätten.

Des Nachmittags wurden die Böte ans Land geschickt, um frisches Wasser einzuholen. Es wurden ihnen zu diesem Behufe verschiedene Barekás, d. i. kleine Fässer mit einer Handhabe, woran man sie trägt, mitgegeben. Da, wo sie landeten, versammelten sich einige tausend Eingeborne, jung und alt, Männer, Weiber und Kinder. Die Mannschaft der Böte fand es nicht für rathsam, sich unter eine solche Menge zu wagen; man blieb also in den Böten, und ersuchte die Indier, das Wasser herbeizuholen. Diese ließen sich dazu auch bereit finden; allein sie brachten von den kleinen Fässern nur zwei zurück; mit den übrigen glaubten sie sich für die gehabte Mühe bezahlt machen zu dürfen. Sie wandten zugleich Alles an, die Bootsleute zu bewegen, ans Land zu kommen, allein dies war umsonst.

Am folgenden Morgen wurden die Böte abermahls ausgesandt, um Wasser zu holen, und man gab ihnen Nägel, Beile und andere dergleichen Dinge mit, um sich die Freundschaft der Eingeborenen damit zu erwerben. Unterdeß kam vom Lande her eine große Menge von Kähnen an das Schiff, und brachten allerlei Früchte, besonders Brotfrucht und Platanen, wie auch Federvieh und Schweine, die sie für Glaskorallen, Nägel und Messer verkauften. Man erhielt auf diese Weise so viel Schweinefleisch, daß die ganze Schiffsgesellschaft zwei Tage lang reichlich damit versorgt werden konnte. Die Brotfrucht ist das Gewächs einer hier sehr ge-

wöhnlichen Baumart, dem man diesen Namen deßwegen gegeben hat, weil es hier die Stelle des Brots vertritt. Es ist nämlich mehlig, etwa wie Kartoffeln, und wird theils geröstet, als Brot, theils, mit andern Früchten und Kokosmilch vermischt, wie ein Muß oder Brei genossen. Ein paar solcher Bäume sind fast hinreichend, einem Menschen auf zeitlebens Unterhalt zu gewähren.

Die Böte brachten abermahls nur sehr wenig Wasser zurück, weil der ungeheure Zulauf von Menschen die Mannschaft auch diesmahl abgehalten hatte, ans Land zu gehen. Man hatte wiederum alle mögliche Einladungen angewandt, um sie zu bewegen, die Böte zu verlassen; allein die Mannschaft widerstand der Versuchung. Endlich, da die Eingebornen sahen, daß ihre Bitten umsonst waren, verwandelten sie ihre schmeichelhaften Einladungen in Spott, warfen mit Aepfeln nach den Leuten, und ließen alle ersinnliche Merkmahle von Verachtung und Hohn gegen sie blicken. Die Engländer ertrugen dies Alles mit kalter Großmuth.

Man beschloß hierauf, das Schiff, wo möglich, näher am Lande vor Anker zu legen, damit die Böte unter dem Schutze der Kanonen künftig ungehindert landen könnten. Indem man aber in dieser Absicht unter Segel ging, wurde man vom Mastkorbe aus, in einer Entfernung von 6 bis 8 Englischen Meilen, einen Meerbusen gewahr, der zum Ankern noch weit größere Bequemlichkeiten darzubieten schien. Man segelte also dahin, und die Böte würden vorausgeschickt, um den Grund zu untersuchen. Man fand hier Alles nach Wunsch.

Allein eben da man zwischen zwei Klippenreihen hindurch in die Oeffnung des Meerbusens segeln wollte,

durchgängig einen eben so unermeßlichen Werth zu setzen pflegen, als die Europäer auf unnützes Gold und Diamanten, welche Jene wiederum für Kleinigkeiten halten.

Herr Fourneaux umruderte die ganze Insel; allein er hatte abermahls den Verdruß, nirgends eine Stelle zu finden, wo man das Schiff hätte vor Anker legen können. Er erblickte eine Menge von Eingebornen, und da es ihm, der starken Brandung wegen, nicht möglich war, zu ihnen ans Land zu fahren, so warf er ihnen ein Seil zu, welches sie auffingen und festhielten. Er ließ zugleich einen kleinen Anker auswerfen, und eröffnete hierauf die Unterhandlung durch Zeichensprache.

Man bemerkte mit Vergnügen, daß diese Leute keine Waffen bei sich hatten. Einige unter ihnen hatten weiße Stäbe in der Hand; und das sollte vermuthlich ein Zeichen von Befehlshaberschaft sein, denn eben diese wiesen die Uebrigen, wenn sie sich zu stark vordrängten, zurück, und man sah, daß ihnen Folge geleistet wurde.

Jetzt wurde ein kleiner Tauschhandel zu Stande gebracht. Man kaufte nämlich ein Spanferken und einen Hahn, nebst etlichen Kokosnüssen und andern Früchten ein, wofür man ein Beil nebst etlichen Glaskorallen und Kämmen gab. Kaum hatten die Weiber, welche in einiger Entfernung standen, die Kleinigkeiten erblickt, als sie mit großer Begierde herbeisprangen; allein sie wurden, zu ihrem nicht geringen Verdrusse, von den Männern wieder zurückgetrieben.

Unterdeß hatte sich Einer der Wilden unvermerkt um einen Felsen herumgeschlichen; und indem er hierauf untertauchte, so bemerkte man, daß er den Bootsanker in die Höhe hob. Der Anschlag mußte zwischen ihm und seinen Gefährten verabredet sein, denn diese fingen zu gleicher Zeit an, das Boot an dem Seile,

welches sie hielten, in die Brandung nach der Küste hinzuziehn. Allein ihr Vorhaben wurde kaum bemerkt, als man es durch einen einzigen Flintenschuß über den Kopf des Mannes hin, der den Anker losgemacht hatte, auf einmahl vereitelte. Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich beim Knall des Gewehrs der ganzen Gesellschaft, und man ließ augenblicklich Seil und Anker fahren.

Dies waren die ersten Wilden, welche man bekleidet fand. Das Zeug, woraus sie ihre Kleidung verfertigen, werden wir in der Folge kennen lernen.

Da Herr Fourneaux verschiedene große Doppelkähne am Strande gesehen hatte, so schloß er daraus, daß es in der Nähe ein größeres Land geben müsse, wohin diese Indier von Zeit zu Zeit zu segeln pflegten. Der Befehlshaber fand diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich, und beschloß, dieses größere Land, wo man hoffentlich mehr Gelegenheit finden würde, Erfrischungen einzunehmen, aufzusuchen. Man segelte also weiter, und nannte dieses Eiland, dem Bischof von Osnabrück, jetzigen Herzoge von York, zu Ehren, die Osnabrücks-Insel. Meine jungen Leser werden sie auf unserer Karte in der südlichen Breite von 17 Graden 51 Minuten, und in der westlichen Länge von 147 Graden 30 Minuten finden.

Man war in der That noch nicht eine halbe Stunde lang unter Segel, als man das vermuthete Land wirklich zu Gesicht bekam. Es ragte hoch über die Oberfläche des Meers empor, und gab sowol hiedurch, als auch durch seinen ansehnlichen Umfang, Hoffnung, daß man daselbst einen Ankerplatz, zusammt einem reichlichen Vorrath von Erfrischungen finden würde. Da man indeß trübes Wetter und heftige Windstöße hatte, so sah man sich genöthigt, beizulegen, und der Erfüllung

ten hierauf nach dem Lande, andere aber kamen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an das Schiff, um Handlung zu treiben. Sie zeigten dadurch, daß sie wol wußten, daß sie nichts zu besorgen hätten, so lange sie selbst sich nur ruhig hielten, und daß sie also Das, was vorgefallen war, sich selbst beizumessen hätten.

Des Nachmittags wurden die Böte ans Land geschickt, um frisches Wasser einzuholen. Es wurden ihnen zu diesem Behufe verschiedene Barekás, d. i. kleine Fässer mit einer Handhabe, woran man sie trägt, mitgegeben. Da, wo sie landeten, versammelten sich einige tausend Eingeborne, jung und alt, Männer, Weiber und Kinder. Die Mannschaft der Böte fand es nicht für rathsam, sich unter eine solche Menge zu wagen; man blieb also in den Böten, und ersuchte die Indier, das Wasser herbeizuholen. Diese ließen sich dazu auch bereit finden; allein sie brachten von den kleinen Fässern nur zwei zurück; mit den übrigen glaubten sie sich für die gehabte Mühe bezahlt machen zu dürfen. Sie wandten zugleich Alles an, die Bootsleute zu bewegen, ans Land zu kommen, allein dies war umsonst.

Am folgenden Morgen wurden die Böte abermahls ausgesandt, um Wasser zu holen, und man gab ihnen Nägel, Beile und andere dergleichen Dinge mit, um sich die Freundschaft der Eingeborenen damit zu erwerben. Unterdeß kam vom Lande her eine große Menge von Kähnen an das Schiff, und brachten allerlei Früchte, besonders Brotfrucht und Platanen, wie auch Federvieh und Schweine, die sie für Glaskorallen, Nägel und Messer verkauften. Man erhielt auf diese Weise so viel Schweinefleisch, daß die ganze Schiffsgesellschaft zwei Tage lang reichlich damit versorgt werden konnte. Die Brotfrucht ist das Gewächs einer hier sehr ge-

wöhnlichen Baumart, dem man diesen Namen deßwegen gegeben hat, weil es hier die Stelle des Brots vertritt. Es ist nämlich mehlig, etwa wie Kartoffeln, und wird theils geröstet, als Brot, theils, mit andern Früchten und Kokosmilch vermischt, wie ein Muß oder Brei genossen. Ein paar solcher Bäume sind fast hinreichend, einem Menschen auf zeitlebens Unterhalt zu gewähren.

Die Böte brachten abermahls nur sehr wenig Wasser zurück, weil der ungeheure Zulauf von Menschen die Mannschaft auch diesmahl abgehalten hatte, ans Land zu gehen. Man hatte wiederum alle mögliche Einladungen angewandt, um sie zu bewegen, die Böte zu verlassen; allein die Mannschaft widerstand der Versuchung. Endlich, da die Eingebornen sahen, daß ihre Bitten umsonst waren, verwandelten sie ihre schmeichelhaften Einladungen in Spott, warfen mit Aepfeln nach den Leuten, und ließen alle ersinnliche Merkmahle von Verachtung und Hohn gegen sie blicken. Die Engländer ertrugen dies Alles mit kalter Großmuth.

Man beschloß hierauf, das Schiff, wo möglich, näher am Lande vor Anker zu legen, damit die Böte unter dem Schutze der Kanonen künftig ungehindert landen könnten. Indem man aber in dieser Absicht unter Segel ging, wurde man vom Mastkorbe aus, in einer Entfernung von 6 bis 8 Englischen Meilen, einen Meerbusen gewahr, der zum Ankern noch weit größere Bequemlichkeiten darzubieten schien. Man segelte also dahin, und die Böte würden vorausgeschickt, um den Grund zu untersuchen. Man fand hier Alles nach Wunsch.

Allein eben da man zwischen zwei Klippenreihen hindurch in die Oeffnung des Meerbusens segeln wollte,

stieß unglücklicher Weise das Schiff mit dem Vordertheile auf den Grund, und blieb auf demselben sitzen. Augenblicklich wickelte man alle Segel ein, und warf, um das gestrandete Schiff zu erleichtern, Alles, was von Geräthschaft auf dem Verdecke war, über Bord. Allein das Schiff saß unbeweglich fest. Nunmehr brachte man das lange Boot in See, versah es mit Ankern und Tauwerk, und ließ es über die Untiefe laufen, um jenseit derselben die Anker fallen zu lassen; dann hoffte man, durch Hülfe der Schiffswinde, das Schiff über die Felsen hinzuziehen. Aber unglücklicher Weise fand sich jenseit der Untiefe kein Grund zum Ankern. Die Hoffnung, das Schiff auf diese Weise zu retten, war also dahin.

Und nun wurde die Lage unserer armen Reisenden mit jedem Augenblicke gefährlicher und hoffnungsloser. Jede Woge, welche ans Schiff schlug, warf dasselbe mit Ungestüm gegen die Felsen, und man mußte bei jedem neuen Stoße, den es erhielt, erwarten, daß es in Trümmern zerfallen würde. Viele hundert Kähne der Eingebornen umringten dasselbe, nicht, um den armen Gestrandeten Hülfe zu leisten, sondern, wie es schien, um den Augenblick abzuwarten, da das Schiff zerschellen würde. In diesem schrecklichen Zustande mußte man eine ganze Stunde lang aushalten.

Endlich sprang zum großen Glück ein rettender Landwind auf, durch dessen Hülfe das Vordertheil des Schiffs von dem Felsen heruntergeblasen wurde. Das Schiff hatte glücklicher Weise noch keinen beträchtlichen Schaden gelitten. Man entfernte sich nun von diesem gefährlichen Orte, und bevor man einen neuen Versuch, in den Busen einzulaufen, wagte, ließ man erst überall noch sorgfältiger sonden; worauf die Böte sich so

stellen mußten, daß sie dem Steuermanne zum Wegweiser dienen konnten. So lief man endlich glücklich ein; doch mußte man, weil der Abend einbrach, sich gleich vorn in der Bai vor Anker legen, und es bis auf den folgenden Tag verschieben, eine dem Lande nähere Stellung zu nehmen.

Am folgenden Morgen fing man um 6 Uhr an, das Schiff in dem Hafen hinauf zu ziehen. Zu gleicher Zeit stellte sich eine Menge von Kähnen ein, welche Schweine, Federvieh und Früchte an Bord hatten. Der Befehlshaber beorderte hierauf den Konstabel und zwei Offiziere, diese Lebensmittel gegen Messer, Nägel, Glaskorallen und andere dergleichen Waaren einzutauschen, und er verbot zugleich, damit der Markt nicht verdorben würde, daß außer den genannten Personen sich sonst Jemand im Schiffe mit dem Handel befasse.

Die Zahl der Kähne wuchs indeß zum Erstaunen. Es erschienen aber nicht bloß immer mehr, sondern auch immer größere, wovon jeder 12 bis 15 starke Männer an Bord hatte, und man sah mit Mißvergnügen, daß die meisten nicht sowol zum Handel, als vielmehr zum Kriege ausgerüstet zu sein schienen. Wallis verdoppelte daher die Wache, und befahl, daß sie beständig unter dem Gewehre bleibe; indeß er selbst mit dem übrigen Schiffsvolke beschäftiget war, das Schiff in dem Hafen weiter hinauf zu ziehn.

Nach und nach kamen die größten Kähne, welche eine Ladung Kieselsteine an Bord hatten, dem Schiffe immer näher und näher, und ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblicke. Einige darin befindliche Männer sangen mit heiserer Stimme, Andere bliesen, theils auf großen Muscheln, theils auf Flöten. Lauter Anzeigen, welche Krieg besorgen ließen.

Mittlerweile gab ein Mann, der auf einer Art von Traghimmel saß, welcher über einem der Doppelkähne befestiget war, ein Zeichen, daß er an die Seite des Schiffs zu kommen wünsche. Dies wurde ihm sogleich bewilliget. Er kam also heran, und überreichte ein Bündel rother und gelber Federn. Der Befehlshaber, welcher dies für ein Friedenszeichen ansah, nahm das Bündel mit vielen Freundschaftsbezeigungen an, und wollte eben einige Sachen zu einem Gegengeschenke holen lassen, als der Mann auf dem Traghimmel sich schnell wieder entfernte, und zu gleicher Zeit den Zweig eines Kokosbaums in die Luft warf. Auf einmahl veränderte sich die Bühne. Der in die Höhe geworfene Zweig war ein Zeichen zum Angriff gewesen; denn in dem nämlichen Augenblicke erhoben Alle ein lautes Geschrei, ruderten schnell gegen das Schiff an, und ließen von allen Seiten her einen Hagel von Steinen auf dasselbe regnen.

Nunmehr galts, sich seiner Haut zu wehren, so gut man konnte. Der Befehlshaber ließ daher zuvörderst die Wache Feuer geben; dann befahl er, zwei auf dem Verdecke befindliche Kanonen abzubrennen, welche mit kleinen Kugeln geladen waren. Dies machte die Indier zwar bestürzt; aber es währte nicht lange, so hatten sie sich schon wieder erholt, und wagten einen zweiten Angriff. Hierauf ließ der Befehlshaber das grobe Geschütz losbrennen, welches größere Wirkung that. Die Kähne flogen auseinander und ergriffen die Flucht.

Wallis ließ hierauf alsobald mit Schießen einhalten, weil er hoffte, daß sie jetzt hinlänglich überzeugt sein würden, wie sehr man ihnen überlegen war. Aber darin irrte er sich. Die zerstreueten Kähne stießen in einer gewissen Entfernung wieder zusammen, und lagen eine

Zeit lang still, vermuthlich um erst Kriegsrath zu halten. Plötzlich sah man einen weißen Wimpel — vermuthlich ein Kriegeszeichen — aufstecken und von neuen gegen das Schiff heranrudern. Sobald sie nahe genug gekommen waren, fingen sie abermahls an, eine Menge Steine auf das Verdeck zu werfen. Jeder dieser Steine wog ein paar Pfund; Mancher wurde dadurch verwundet, und sie würden noch größeren Schaden angerichtet haben, wenn nicht glücklicher Weise ein Segeltuch, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, über das ganze Verdeck ausgespannt gewesen wäre. Man sah sich also wider Willen abermahls genöthiget, das grobe Geschütz spielen zu lassen; und da fügte es sich, daß ein Kanonenschuß gerade denjenigen Kahn traf und in Stücken schoß, worauf Einer von ihren Anführern stand und das Zeichen zum Angriffe gab. Sobald die übrigen diesen Unfall sahen, ergriffen sie die Flucht, und zwar so eilig, daß nach einer halben Stunde kein einziger Kahn und kein einziger Mensch mehr zu sehen war.

Nunmehr konnte man das Schiff in Ruhe vor Anker legen.

Als dies geschehen war, ließ der Befehlshaber die sämmtlichen Böte bemannen, und befahl ihnen, unter der Anführung des Lieutenants Fourneaux, dem Schiffe gegenüber zu landen und von der Insel im Namen seiner Brittischen Majestät Besitz zu nehmen. Dies geschah, indem Herr Fourneaux eine Stange mit einem Wimpel aufrichtete, einen Rasen umkehrte, aus dem Flusse, welcher sich hier in den Busen ergoß, Wasser schöpfte, etwas Rum darunter goß, und dann, nebst allen Anwesenden, auf die Gesundheit seines Königs trank. Dadurch ward nach einem, aber wohlverstanden! nur unter Königen üblichen Rechte, welches für

uns andere Erdensöhne keineswegs gültig ist, Se. Majestät der König von Großbritannien der rechtmäßige Besitzer dieses Landes!

Der Fluß, bei welchem dies vorfiel, war nur ungefähr 36 Fuß breit, und so seicht, daß man hindurchwaten konnte. Jenseit desselben erblickte man zwei alte Männer, die, sobald sie sich entdeckt sahen, eine flehentliche Stellung annahmen und sehr erschrocken zu sein schienen. Man winkte ihnen, daß sie herüber kommen sollten, und Einer derselben ließ sich bereit dazu finden. Sobald er den Fuß aus dem Flusse setzte, kroch er auf Händen und Füßen gegen Herrn Fourneaux heraus, welcher ihn aufhob, und ihm einige von den Steinen zeigte, die man ins Schiff geschleudert hatte. Er bemühete sich dabei, ihm begreiflich zu machen, daß seine Landsleute Das, was vorgefallen sei, sich selbst zuzuschreiben hätten, und daß ihnen Keiner etwas zu Leide thun würde, wenn sie selbst sich nur ruhig halten wollten.

Der alte Mann hatte sich unterdeß von seiner Furcht erholt, und Herr Fourneaux schenkte ihm, zur Bestätigung seiner Freundschaftsversicherungen, ein Beil, etliche Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten. Dann stieg er mit seinen Leuten wieder in die Böte, und ließ den Wimpel wehend am Lande zurück.

Sie hatten sich kaum davon entfernt, so sah man den alten Mann verschiedene Mahle um die Stange herumtanzen. Hierauf entfernte er sich, kehrte aber in kurzer Zeit mit einigen grünen Zweigen zurück, die er neben die Stange warf, worauf er abermahls fortlief, und nach einiger Zeit mit zwölf andern Eingebornen zurückkehrte, welche sämmtlich sich dem Wimpel in einer demüthigen Stellung näherten. Zufälliger Weise setzte

gerade ein aufstoßender Wind denselben in Bewegung, so, daß er anfing zu flattern. Hierüber — ich weiß nicht warum — bestürzt, flohen sie Alle erschrocken zurück, und standen eine Zeit lang von fern. Dann liefen sie hin, zwei lebendige Schweine zu holen, die sie gebunden unter die Stange legten; und hierauf fingen sie an zu tanzen. Nachdem auch diese Feierlichkeit, deren Bedeutung nicht füglich zu errathen ist, geendigt war, brachten sie die Schweine an den Strand, und legten sie in einen Kahn. Der Alte, welcher, im Vorbeigehn gesagt, einen großen weißen Bart hatte, setzte sich daneben und brachte sie an das Schiff.

Als er bei demselben ankam, hielt er eine, freilich unverständliche, aber feierliche Anrede, überreichte alsdann einige grüne Platanenblätter, eins nach dem andern, und sprach jedesmahl in einem langsamen, feierlichen Tone ein paar Worte aus; worauf er die Schweine selbst übergab. Er drehte sich hierauf um, und wies aufs Land. Man wollte ihm ein Gegengeschenk machen, allein er war nicht zu bewegen, etwas anzunehmen. Er stieß vielmehr vom Schiffe ab, und ruderte wieder zurück ans Land.

Es war hierüber Abend geworden, und sobald die Finsterniß eintrat, hörte man das Getöse vieler Trommeln, Muscheln und anderer Blasewerkzeuge. Auch sah man längs der Küste hin eine Menge Lichter zum Vorschein kommen. Uebrigens blieb das Schiff die ganze Nacht hindurch in Ruhe.

Gegen Morgen war Alles still, und von den Eingebornen keiner weiter zu sehen. Man bemerkte indeß, daß die Stange mit dem Wimpel weggenommen war. Der Befehlshaber schickte hierauf abermahls die Böte ans Land, um Wasser einzuholen; er selbst, der seit 14

Tagen so krank und schwach war, daß er kaum auf das Verdeck kriechen konnte, nahm ein Fernglas zur Hülfe, um vom Schiffe aus zu beobachten, was auf dem Lande vorginge.

Gleich anfangs erschien der Greis, den man gestern kennen gelernt hatte, jenseit des Flusses mit einigen seiner Landsleute. Letztere blieben daselbst stehn, er selbst aber watete durch den Fluß, und brachte einige Früchte und etwas Federvieh. Außer diesen ließ sich lange keiner von den Eingebornen blicken. Allein gegen 9 Uhr veränderte sich der Auftritt.

Wallis nahm nämlich durch Hülfe seines Fernglases wahr, daß eine große Menge Menschen über einen Berg hergeschritten kam, der von dem Wasserplatze kaum eine Viertelmeile entfernt sein mochte. Zu eben der Zeit entdeckte er eine große Anzahl von Kähnen, welche um die westliche Landspitze herumkamen und sich dicht an der Küste hielten. Er blickte hierauf nach dem Wasserplatze hin, und bemerkte hinter demselben, wo die Aussicht frei war, einen Zusammenlauf von Eingebornen, welche sich hinter dem Gebüsche hinschlichen. An einer andern Stelle erblickte er gleichfalls einige tausend Menschen, die durch die Waldung nach der Wasserstelle eilten, und um die östliche Landspitze herum sah er noch mehr Kähne mit großer Eilfertigkeit herbeirudern. Er erschrak über die sichtbare Gefahr, worin seine Leute auf dem Lande schwebten, und schickte augenblicklich ein Boot ab, um den befehlenden Offizier davon zu benachrichtigen.

Dieser hatte indeß schon selbst bemerkt, was vorging, und da keine Zeit zu verlieren war, so zog er sich mit seinen Leuten in größter Eile und mit Zurücklassung der Wassergefäße nach den Böten zurück. Die In-

dier stürzten zu gleicher Zeit aus dem Gebüsch und aus den Wäldern hervor, die herzueilenden Kähne beschleunigten ihren Lauf, und eine unzählbare Menge von Weibern und Kindern liefen einen Berg hinan, von wannen sie den Meerbusen und den Strand übersehen konnten. Hier setzten sie sich, um dem Schauspiele des bevorstehenden Treffens beizuwohnen. Die Böte waren unterdeß glücklich nach dem Schiffe zurückgekommen.

Jetzt sah man die Kähne immer mehr und mehr Indier aufnehmen, deren viele mit Säcken beladen waren, worin sie, wie sich nachher fand, Steine herbeischleppten. Und nunmehr näherte sich die ganze Indische Seemacht dem Schiffe, um das beschlossene Treffen anzufangen.

Wallis sah nun wol, daß es ohne Blutvergießen nicht abgehen werde, und beschloß daher, die thörichten Leute ihre einige Schwäche und seine Uebermacht ein für allemahl so stark empfinden zu lassen, daß ihnen die Lust, den ungleichen Kampf zu erneuern, für immer vergehen solle. Er ließ daher zuvörderst unter die Menge der sich nähernden Kähne mit solchem Nachdruck feuern, daß diese augenblicklich zur Flucht genöthiget wurden. Dann ließ er die Kanonen auf den Wald richten, welches die darin befindlichen Indier zwang, ihre Sicherheit auf dem Berge zu suchen, wo die Weiber und Kinder sich gelagert hatten. Um sie aber zu überzeugen, daß man sie, selbst in dieser Entfernung, sobald man wolle, ablangen könne, ließ er einige Kanonenschüsse auch noch dahin richten. Diese machten unter allen den stärksten Eindruck. Zwei von den dahin abgefeuerten Kugeln schlugen nahe bei einem Platze nieder, wo eine Menge sich gelagert hatte, und erfüllte dieselben mit Schrecken und Entsetzen. Eine solche Wirkung

in einer solchen Entfernung ging über alle ihre Vorstellungen. Sie ergriffen daher augenblicklich die Flucht; und nach einigen Minuten war keine Seele mehr von ihnen zu sehen.

5.

Aufenthalt zu Otaheite. Fortgesetzte Beschreibung merkwürdiger Vorfälle.

Eine friedliche Stille herrschte nunmehr zu Land und zu Wasser. Die Eingebornen waren verschwunden, und hatten ihre Kähne zum Theil am Strande zurückgelassen. Um ihnen das Mittel zu einem neuen Angriffe zu benehmen, falls sie jemahls wieder Lust dazu bekommen sollten, schickte der Befehlshaber die Zimmerleute in wohlbemannten Böten aus, und gebot ihnen, die Kähne sämmtlich in Stücken zu hauen. Der Befehl wurde ausgeführt, und in kurzer Zeit lagen über 50 Fahrzeuge, deren viele 60 Fuß lang und 3 breit waren, in Stücken da. Die meisten waren mit Steinen und Schleudern angefüllt; nur in zweien fand man einige Früchte, etwas Federvieh und ein paar Schweine.

Erst um zwei Uhr Nachmittags sah man ungefähr zehn Indier aus dem Walde gegen die Küste hervortreten. Sie trugen grüne Zweige in den Händen, die sie in die Erde steckten, und alsdann wieder zurückgingen. Es dauerte nicht lange, so erschienen sie zum zweitenmahl, und brachten etliche Schweine und einige andere Thiere, die man vom Schiffe aus nicht unterscheiden konnte, mit gebundenen Füßen; worauf sie abermahls zurückgingen und einige Bündel von einem Zeuge holten, wovon in der Folge mehrmahls die Rede sein wird. Dies Alles legten sie am Strande nieder, riefen und

winkten hierauf, daß man kommen möchte, um es abzuholen, und traten sodann zurück.

Denjenigen Thieren, welche man vom Schiffe aus nicht erkennen konnte, waren nur die Vorderfüße über den Hals zusammengebunden. Man sah sie daher auf die Hinterfüße treten und, gleich tanzenden Affen, eine kleine Strecke forthüpfen. Man hielt diese Geschöpfe für eine ganz unbekannte Art von Thieren, und war begierig, sie kennen zu lernen. Es wurde daher sogleich ein Boot ans Land geschickt, um sich ihrer zu bemächtigen; aber da man hinkam, fand es sich, daß es Hunde waren. Außerdem lagen neun wohlgemästete Schweine, und die oben erwähnten Stücke von Otaheitischem Zeuge da.

Die Engländer, welche nicht wußten, was sie mit den Hunden machen sollten, löseten ihnen die Vorderfüße, und ließen sie laufen. Die Schweine hingegen, die sie gar wohl zu gebrauchen wußten, brachten sie ins Boot, und zu dem Zeuge, welches sie gleichfalls zurückließen, legten sie ein Gegengeschenk von Beilen, Nägeln und andern Kleinigkeiten. Sie winkten hierauf den Indiern, welche von fern standen und zusahen, daß sie dies Alles nehmen möchten, und brachten die Schweine nach dem Schiffe.

Nach einer Weile sah man die Indier abermahls zwei Schweine bringen, und abermahls winken, daß man sie abholen möchte. Dies geschah; aber die hingeschickten Leute fanden, daß ihr Gegengeschenk noch unangerührt dalag. Man schloß hieraus, daß sie empfindlich darüber wären, daß man das Zeug nicht auch genommen habe. Der Befehlshaber ließ daher auch dieses abholen; und gleich darauf sah man die Indier ein Gleiches Demjenigen thun, was man ihnen zum Ge-

schenke zurückgelassen hatten, und welches ihnen recht große Freude zu machen schien.

Am folgenden Morgen wurde eine Wache ans Land geschickt, um Diejenigen zu decken, welche Wasser schöpfen sollten. Der erste von den Eingebornen, den diese wieder zu Gesicht bekamen, war ihr guter Freund, der Alte, der jenseit des Flusses erschien, und eine lange Anrede in seiner Landessprache hielt. Nach Endigung derselben kam er, voll Zutrauen, durch den Fluß und nahete sich dem Offizier. Dieser zeigte ihm die Steine, die seine Landsleute, wie Kanonenkugeln, am Strande aufgehäuft hatten, auch einige mit Steinen angefüllte Säcke, die man in den Kähnen gefunden hatte, und bemühete sich, dem Alten begreiflich zu machen, daß seine Landsleute der angreifende Theil gewesen wären, und daß sie also die Schuld von Dem, was vorgefallen wäre, sich selbst zuzuschreiben hätten. Der Greis schien in Ansehung des angreifenden Theils nicht einerlei Meinung mit ihm zu sein; doch wandte er sich gegen seine Landsleute, welche von fern standen, hielt eine feurige Anrede an sie, zeigte auf die Steinklumpen und Schleudern, und seine Geberden und seine Stimme wurden dabei einigemahl ganz wüthend und fürchterlich. Der Offizier reichte ihm hierauf die Hand, und indem er ihn mit verschiedenen Kleinigkeiten beschenkte, suchte er ihm begreiflich zu machen, daß man Lebensmittel von ihnen einzutauschen wünschte. Auch gab er ihm durch Zeichen zu verstehn, daß es gut sein würde, wenn seine Landsleute nicht in zu großer Anzahl herkämen, und beständig jenseit des Flusses blieben. Beides wurde begriffen; der Alte begab sich vergnügt hinweg, und nicht lange, so sah man beide Parteien in vollem Handel begriffen, indem die Eingebornen Schweine, Feder-

vieh und Früchte brachten, und von den Engländern dafür allerlei Europäische Kleinigkeiten empfingen, die, wie wir wissen, die Begierde der Indier vorzüglich zu erregen pflegen.

Am folgenden Tage schickte der Befehlshaber die Kranken ans Land, und übergab sie der Aufsicht des Schiffsarztes und des Konstabels. Es wurden zu diesem Behuf Gezelte aufgeschlagen, und um alle Unordnungen und Ungerechtigkeiten beim Tauschhandel mit den Eingebornen zu vermeiden, erhielt der Konstabel ausschließlich den Auftrag, Alles allein einzukaufen. Wer von dem Schiffsvolke überwiesen werden konnte, diese Anordnung übertreten zu haben, der wurde nachdrücklich dafür bestraft; und dadurch erreichte man in der That den Zweck, daß Alles so ruhig und friedlich zuging, als wenn Freunde mit Freunden handelten.

Während dieses Geschäfts sah der Konstabel eine wilde Ente herbeifliegen. Flugs ergriff er seine Flinte, schoß, und die Ente fiel mitten unter die Indier herab. Dieser Anblick verursachte ihnen eine solche Bestürzung, daß sie alle davon laufen wollten. Aber der Konstabel bedeutete ihnen, daß sie bleiben und ihm die Ente bringen möchten. Endlich wagte es Einer von ihnen, sein Verlangen zu erfüllen, indem er über den Fluß kam, und die Ente, wiewol mit Zittern und Beben, zu seinen Füßen niederlegte. In eben dem Augenblicke sah man verschiedene andere Enten herbeifliegen. Der Konstabel schoß abermahls, und hatte das Glück, drei derselben herunterzuschießen. Dieser Vorfall machte auf die Indier einen erstaunlichen Eindruck. Sie lernten daraus die großen und wunderbaren Wirkungen des Feuergewehrs noch deutlicher kennen, und das flößte ihnen eine solche Furcht davor ein, daß nachher Tausende von ihnen,

wie eine Herde wehrloser Schafe die Flucht ergriffen, so oft man ihnen eine Flinte wies.

Es zeigte sich indeß immer mehr und mehr, daß die Eingebornen von der Schändlichkeit und Strafbarkeit des Diebstahls ganz und gar keinen Begriff hatten. So oft sie konnten, entwandten sie Alles, was ihnen vorkam; aber gemeiniglich war eine bloße Drohung mit der Flinte hinreichend, sie zu bewegen, das Gestohlne wiederzubringen.

Eines Tages schlich Einer von ihnen sich unvermerkt durch den Fluß, und stahl ein Beil. Der aufmerksame Konstabel bemerkte den Verlust desselben bald, gab dem Alten, den er fast immer bei sich hatte, Nachricht davon, und schickte sich zu gleicher Zeit an, mit seiner ganzen Mannschaft auszugehn, um den Dieb zu suchen. Der Alte bedeutete ihm, daß er diese Mühe sparen könne, lief selbst augenblicklich fort, und kehrte nach einer kleinen Weile mit dem entwandten Beile zurück. Allein der Konstabel drang darauf, daß auch der Dieb ihm ausgeliefert werden müsse. Dazu konnte der ehrliche Alte sich zwar anfangs nicht entschließen; endlich aber, als er sah, daß man durchaus darauf bestand, bequemte er sich doch, ihn herbei zu schaffen.

Der Konstabel erkannte in demselben einen Kerl, der sich schon mehrer Verbrechen dieser Art schuldig gemacht hatte. Er glaubte daher, daß eine abschreckende Strafe an ihm vollzogen werden müsse, und schickte ihn gefangen an Bord. Allein der Befehlshaber war großmüthig genug, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Die Eingebornen, welche ihn schon für verloren gehalten hatten, waren eben so erstaunt als erfreut, da sie ihn zurückkehren sahen, und führten ihn unter lautem Frohlocken mit sich fort in die Wälder. Er selbst kehrte am

folgenden Tage zurück, und brachte dem Konstabel einen ansehnlichen Vorrath von Brotfrucht und ein gebratenes Schwein, zum Beweise, daß er sein Vergehn bereue, und eine völlige Verzeihung desselben zu erhalten wünsche.

Nachdem der Handel mit den Eingebornen mehre Tage hinter einander ruhig und glücklich von Statten gegangen war, fingen sie nach und nach an, weniger Lebensmittel zu Markte zu bringen, und statt derjenigen Nägel, womit sie sich bisher begnügt hatten, größere zu verlangen. Man forschte lange umsonst nach der Ursache hievon; endlich fand man sie in folgender unangenehmen Entdeckung.

Die Bootsleute, welchen alles Handeln mit den Indiern scharf verboten war, hatten gleichwol Mittel gefunden, die Wachsamkeit ihrer Vorgesetzten zu vereiteln, indem sie so viele Nägel, als sie nur konnten, aus dem Schiffe zu ziehn suchten, um dafür irgend Etwas heimlich einzutauschen. Hieraus entstand ein doppelter Schade, nämlich der, daß das Schiff dadurch litt, und der, daß die Indier durch die größern Nägel, die sich auf diese Weise unter sie verbreiteten, die kleineren verachten lernten. Der Befehlshaber stellte die genaueste Untersuchung darüber an, allein vergebens; vermuthlich weil das Schiffsvolk in einerlei Schuld war, und daher Keiner den Andern verrathen durfte.

Wallis, der bis dahin immer krank gewesen war, fing um diese Zeit an zu genesen; allein er war so schwach, daß er noch immer nicht ans Land gehen konnte. Eines Tages besuchten ihn verschiedene Indier, die, ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, Leute von Stande zu sein schienen. Er nahm sie höflich auf, und da er ihnen gern Etwas schenken wollte, was ihnen angenehm wäre, so legte er ihnen einige Goldmünzen,

ein paar Thalerstücke, etwas Scheidemünze, und einige große Nägel vor, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie davon nehmen möchten, was ihnen am meisten gefiele. Und wonach griffen Jene? Zuerst und am begierigsten nach den Nägeln, dann nach den Halbpfennigstücken; die goldenen und silbernen Münzen hingegen — ließen sie liegen.

Am folgenden Tage führte der Konstabel ihm eine Indische Frau zu, die unter allen, die man bis dahin gesehen hatte, die vornehmste zu sein schien. Man hatte bemerkt, daß alle andere Indier ihr die größte Ehrfurcht erwiesen, und der Konstabel hatte daher geglaubt, ihr Verlangen, an Bord zu gehn und das Schiff in Augenschein zu nehmen, erfüllen zu müssen.

Sie war groß, und schien in einem Alter von ungefähr 45 Jahren zu sein. Mit einer angenehmen Gesichtsbildung verband sie einen wirklich majestätischen Anstand, und sie äußerte bei ihrem Eintritte ins Schiff weder Mißtrauen, noch Aengstlichkeit. Ihr Betragen war vielmehr so ungezwungen und freimüthig, als man es an Personen gewohnt ist, welche sich ihrer Würde und ihres Uebergewichts über andre Menschen bewußt sind. Der Befehlshaber beschenkte sie mit einem großen blauen Mantel, den er ihr selbst umhing und mit Bändern festband. Außerdem gab er ihr einen Spiegel, Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten, die sie auf eine anständige Weise annahm, und ihr Vergnügen darüber bezeigte. Sie bemerkte, daß Wallis krank gewesen war, und wies nach dem Lande hin, vermuthlich, um ihm zu verstehen zu geben, daß er sich dahin begeben möchte, um sich völlig wieder herzustellen. Wallis erwiederte, gleichfalls durch Zeichen, daß er ihren Rath befolgen, und am nächsten Morgen sich dahin

verfügen wolle. Der Konstabel mußte sie hierauf wieder ans Land begleiten. Er führte sie sogar bis nach ihrer Wohnung zurück, die er größer und schöner, als die übrigen, und mit einer Art von Leibwache und Bedienten angefüllt fand.

Der Befehlshaber kam am folgenden Morgen seinem Versprechen nach, und ließ sich ans Land setzen. Nicht lange, so erschien auch die Königinn (denn dafür hielt man nunmehr die Dame, welche ihn zuvor besucht hatte) und zwar mit einer zahlreichen Begleitung. Da sie merkte, daß Wallis noch sehr schwächlich war, so befahl sie ihren Leuten, daß sie ihn auf die Arme nehmen, und so nach ihrer Wohnung hintragen sollten. Eine gleiche Ehre widerfuhr auch dem ersten Lieutenant und dem Schiffszahlmeister, welche gleichfalls krank gewesen waren. Eine Wache von Schiffssoldaten folgte nach.

Unterwegs drängte sich eine Menge Volks heran, um dem Schauspiele dieses sonderbaren Zuges beizuwohnen; allein die Königinn brauchte nur mit der Hand zu winken, und augenblicklich wichen Alle ehrerbietig zurück. Man kam bei ihrer Wohnung an; und hier trat eine Menge von Leuten beiderlei Geschlechts hervor, welche sie ihrem Gaste als ihre Verwandtschaft vorstellte. Sie ergriff dabei die Hand desselben, und ließ sie von der ganzen Gesellschaft küssen.

Ihr Haus hatte 327 Fuß in der Länge und 42 in der Breite. Es bestand aus Pfosten, die von der Erde bis zum Dache ungefähr zwölf Fuß hoch waren, und auf welchen ein Dach von Palmzweigen, ruhete. Die Fächer zwischen diesen Pfosten waren offen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß dieses Haus, in Vergleichung der viel kleineren Hütten der übrigen Eingebornen, den Namen eines Palastes verdiente.

Sobald man hineingetreten war, nöthigte sie ihre Gäste zum Niedersitzen. Sie rief hierauf einige ihrer Leute, und ließ sich von ihnen helfen, dem Herrn Wallis Schuhe, Strümpfe und Rock auszuziehen. Dann befahl sie Jenen, daß sie ihm die Haut hinabwärts streichen und sanft reiben sollten. Dem Lieutenant und dem Schiffszahlmeister ließ sie ein Gleiches thun; die Uebrigen von der Gesellschaft hatten das Zusehn. Unsere Reisenden rühmen, daß ihnen das Reiben ausnehmend wohlgethan habe.

Während dieser Handlung fiel ein lächerlicher Zwischenauftritt vor. Der Schiffsarzt, welcher vom Gehen erhitzt war, nahm, um sich ein wenig abzukühlen, die Perücke vom Kopfe. Einer der Eingebornen, welcher dieses zuerst bemerkte, erhob ein lautes Geschrei; und augenblicklich waren Aller Augen dahin gerichtet, und Alle starrten vor Erstaunen ob dem Wunder, daß ein Mensch sich das Haar vom Kopfe nehmen könne. Die Verwunderung dieser Leute über ein, für sie so sonderbares Schauspiel hätte nicht größer sein können, wenn der Mann ein Glied nach dem andern von seinem Körper abgelegt hätte. Es währte lange, ehe man sich von dem Erstaunen erholen konnte. Endlich fing man wieder an zu reiben und zu streicheln, und nachdem man diese Arbeit eine halbe Stunde lang fortgesetzt hatte, suchte man Diejenigen, welche so bedient waren, wieder anzukleiden. Der Leser kann denken, wie ungeschickt sie sich dabei anstellten!

Jetzt ließ die gute Königinn ein Stück von demjenigen Zeuge bringen, welches diese Indier aus Baumbast zu verfertigen wissen, und bekleidete sowol den Befehlshaber, als auch seine Gesellschaft, nach der Mode ihres Landes, d. i. mit einem weiten Umwurfe von die-

sem Zeuge. Man ließ sich auch dieses gefallen, um ihr nicht zuwider zu sein.

Da man endlich wieder zurückkehren wollte, ließ sie eine große trächtige Sau nach dem Boote schaffen. Sie befahl hierauf ihren Leuten, daß sie den Herrn Wallis zurücktragen sollten; da dieser aber, sowol durch das Reiben, als auch durch die heilsame Landluft, sich so gestärkt fühlte, daß er lieber gehen wollte, so führte sie selbst ihn beim Arme, und hob ihn, so oft sie an eine Pfütze kamen, eben so leicht hinüber, als bei uns ein Mann ein Kind zu heben pflegt.

Am folgenden Morgen schickte ihr Hr. Wallis durch den Konstabel 6 Beile, eben so viele Schnittmesser und verschiedene andere Dinge zum Geschenk. Dieser traf sie bei einem großen Gastmahle an, welches sie eben einer erstaunlichen Menge von Menschen gab. Seiner Aussage nach waren der Gäste nicht weniger als tausend. Die Bedienten, welche die Speisen zubereitet hatten, trugen dieselben in Kokosschalen herbei; sie selbst aber vertheilte sie unter ihre Gäste, welche rund im Hause herum in Reihen saßen. Nachdem sie hiemit fertig war, setzte sie sich selbst auf einen etwas höheren Sitz, und ließ sich hierauf von zwei Frauenspersonen, die sich ihr zu beiden Seiten hinstellten, dergestalt füttern, daß sie selbst nur den Mund öffnete, um die ihr gereichten Speisen anzunehmen.

Als sie den Konstabel erblickte, ließ sie auch ihm sogleich eine Mahlzeit bringen. Er konnte nicht recht unterscheiden, was es war; er hielt es indeß für klein gehacktes Hühnerfleisch, mit geschnittenen Aepfeln und Salzwasser zugerichtet, und fand es ungemein schmackhaft. Sie nahm die Geschenke, die er ihr brachte, mit vielem Vergnügen an.

6.

Fortsetzung von Otaheite. Abreise von da.

Eines Tages, da der Konstabel auf seinem gewöhnlichen Handelsplatze war, erblickte er jenseits des Flusses eine alte Frau, welche einen Strom von Thränen vergoß. Sobald sie merkte, daß man die Augen auf sie gerichtet hatte, schickte sie einen Jüngling mit einem Platanenzweige in der Hand durch den Fluß. Dieser näherte sich dem Konstabel, hielt eine lange Anrede, und legte alsdann den Zweig zu seinen Füßen. Hierauf kehrte er wieder zurück, und brachte die alte Frau auch herüber. Ein anderer junger Mann schleppte zu gleicher Zeit zwei gemästete Schweine herbei. Die alte Frau sah Jedem nach der Reihe ins Gesicht, und brach hierauf von neuen in bittre Thränen aus; und als der Jüngling, welcher sie herbeigeführt hatte, in des Konstabels Gesicht Mitleid und Erstaunen bemerkte, hielt er eine zweite, noch längere Anrede, wodurch man aber nicht mehr belehrt wurde, als durch die erste. Die Alte bemühete sich hierauf selbst, durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß ihr Mann und drei von ihren Söhnen in dem neulichen Gefechte mit dem Schiffe umgekommen seien.

Während dieser Erklärung wurde sie so stark bewegt, daß sie den beiden jungen Männern, die vermuthlich ihre noch übrigen Söhne, wenigstens sehr nahe Blutsverwandte von ihr waren, ohnmächtig in die Arme sank. Diese schienen beinahe in eben dem Zustande zu sein. Der Konstabel gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu trösten, und wollte ihr, da sie wieder zu sich selbst gekommen war, ein Gegengeschenk machen, welches zehnmahl mehr werth war, als die Schweine auf dem Markte

gekostet haben würden; allein sie war durchaus nicht zu bewegen, das Geringste von ihm anzunehmen. Sie reichte ihm bloß, zum Zeichen ihrer Freundschaft, die Hand, und ließ sich wieder fortführen.

Wie gefällt meinen jungen Lesern dieses Betragen einer Indierinn gegen Leute, die ihr das allerbitterste Herzeleid zugefügt hatten? War es nicht schön und liebenswürdig?

Um das Land an mehren Stellen kennen zu lernen, schickte der Befehlshaber einen Offizier mit 60 Mann in den Böten aus, mit dem Auftrage, eine gewisse Strecke lang die Küste zu befahren, und alsdann zu landen. Da, wo dies geschah, fand man das Land eben so anmuthig, als bei dem Wasserplatze, und eben so sehr bevölkert; aber obgleich die Bewohner dieser Gegend einen Ueberfluß an Schweinen, Federvieh und Früchten hatten, so schienen sie doch eben nicht geneigt zu sein, Etwas davon zu verkaufen. Zuletzt bequemten sie sich indeß, neun Schweine, etwas Federvieh und einige Kokosnüsse abzustehn. Man fand verschiedene derselben beschäftiget, Kähne zu bauen, und die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienten, bestanden bloß aus Steinen, Muschelschalen und Knochen. Metall und metallene Werkzeuge fand man nirgends bei ihnen. Alle vierfüßige Thiere dieser Insel schienen in Schweinen und Hunden zu bestehn, und das Fleisch dieser Thiere zu backen oder zu braten, scheint ihre ganze Kochkunst auszumachen. Geschirre, worin sie Wasser sieden könnten, fehlen ihnen gänzlich; sie haben daher eben so wenig einen Begriff von heißem, als von gefrornem Wasser. Ihre Unwissenheit in diesem Stücke veranlaßte eines Tages ein gar lächerliches Schauspiel.

Herr Wallis hatte die Königinn zum Frühstück an

Bord geladen. Da nun die Gesellschaft in der Kajüte versammelt war, bemerkte Einer von ihrem Gefolge, den man für einen Priester hielt, daß der Schiffsarzt den Hahn an einer Theemaschine umdrehte, um einen Theetopf anzufüllen. Nachdem er dies mit vieler Aufmerksamkeit und Neugierde angesehn hatte, ging er, um die Sache noch näher zu untersuchen, selbst hin, drehte den Hahn um, und ließ sich das siedende Wasser in die Hand laufen. Schmerz, Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich seiner in dem nämlichen Augenblicke in einem solchen Grade, daß er schreiend und springend die ausschweifendsten und lächerlichsten Geberden machte. Die übrigen Indier, welche schlechterdings nicht begreifen konnten, was ihm fehlte, standen, wie versteinert vor Verwunderung und Entsetzen, und es währte lange, ehe sie davon zurückkommen konnten. Der Wundarzt, welcher die unschuldige Ursache dieses Unfalls gewesen war, legte dem armen Verbrannten ein kühlendes Mittel auf, und besänftigte dadurch nach und nach seinen Schmerz und seine schreckhaften Empfindungen.

Man fuhr nun fleißig fort, so viele Lebensmittel einzukaufen, als der tägliche Markt gewährte, und die Geschenke der Königinn trugen nicht wenig dazu bei, den Vorrath davon ansehnlich zu vermehren. Denn so oft sie einen Besuch ablegte, ermangelte sie niemahls, ein Geschenk an Schweinen und Früchten darauf folgen zu lassen, welches von dem Befehlshaber jedesmahl durch ein Gegengeschenk erwiedert wurde. Eines Tages schickte sie sogar 48 große und kleine Schweine, eben so viel Stück Federvieh und eine fast unzählige Menge von Früchten auf einmahl. Etwas zu verkaufen, schien sie unter ihrer Würde zu halten.

Einmahl, da sie ein Verlangen bezeigte, daß Herr

Wallis sie nach ihrer Wohnung begleiten möchte, schien sie recht darauf gesonnen zu haben, wie sie ihm eine auszeichnende Ehre erweisen könne. Sobald sie nämlich angekommen waren, hieß sie ihn und die ihn begleitenden Offiziere sich niedersetzen, nahm ihm hierauf den Hut ab, und steckte einen Busch von bunten Federn darauf, dergleichen außer ihr, so weit man beobachten konnte, auf der ganzen Insel Niemand trug, und welcher wirklich nicht häßlich stand. Auch band sie um eben diesen Hut, wie auch um die Hüte der Uebrigen, eine geflochtene Haarschnur, wobei sie zu verstehen gab, daß sowol das Haar, als auch die Arbeit von ihr selbst seien. Diesem feinen Geschenke fügte sie noch einige künstlich geflochtene Matten, nebst einer großen trächtigen Sau und eine Menge von Früchten hinzu. Gegen Abend begleitete sie selbst die Gesellschaft an den Strand zurück.

Beim Abschiednehmen gab Herr Wallis ihr durch Zeichen zu verstehn, daß er in sieben Tagen abzureisen gedenke. Sie begriff seine Meinung alsobald, und erwiederte gleichfalls durch Zeichen, daß er wenigstens noch 20 Tage bleiben möge. Jener aber bedeutete ihr abermahls, daß es nicht thulich sei; worüber sie plötzlich in eine solche Thränenflut ausbrach, daß es Mühe und Kunst kostete, sie wieder zu beruhigen.

Am folgenden Tage schickte der Konstabel nicht weniger, als 20 eingekaufte Schweine und einen beträchtlichen Vorrath von Früchten, an Bord. Die Verdecke waren nunmehr ganz mit Schweinen und Federvieh angefüllt. Man schlachtete nur die kleinsten davon, weil man die größeren lebendig mitzunehmen wünschte; allein man hatte bald den Verdruß, zu sehen, daß diese Thiere nicht leicht etwas Anderes, als die dasigen Lan-

desfrüchte fressen wollten. Man mußte sich also bequemen, die meisten abzuschlachten und einzusalzen; indeß brachte man doch zwei dieser Thiere, eine Sau und einen Eber, glücklich nach England, wo die erstere Junge warf, und bald darauf verschied.

Um das Innere des Landes etwas genauer kennen zu lernen, beorderte Wallis einen seiner Offiziere mit einer guten Partei bewaffneter Leute, längs des Flusses, so weit er könne, hinzuziehen, und über Alles, was ihm vorkommen werde, sorgfältige Beobachtungen anzustellen. Auf den Fall, daß er von den Eingebornen angegriffen würde, sollte er alsobald ein Feuer anzünden lassen, dessen aufsteigender Rauch dem Befehlshaber zum Zeichen dienen sollte.

Den Tag vorher schickte man der Königinn ein ansehnliches Geschenk, welches aus zwei Welschen Hähnen, drei Chinesischen Fasanen, zwei Gänsen, einer trächtigen Katze, etwas Porzellan, einigen Spiegeln, gläsernen Flaschen, Hemden, Nadeln, Zwirn, Tuch, Erbsen, Bohnen, verschiedenen Arten von Gartensämereien, nebst einer Schaufel, und einer großen Menge von Messern, Scheren und ähnlichen Eisenwaaren bestand. Es erfolgte dafür ein Gegengeschenk von 18 Schweinen und verschiedenen Früchten.

Am folgenden Tage, da die Partei ihren Zug anstellen sollte, verfügte sich Wallis selbst zur Königinn, um sie, nebst andern Standespersonen, einzuladen, den Tag an Bord des Schiffes zuzubringen. Er that dies vornehmlich zur Sicherheit des ausgesandten Trupps, weil er hoffen durfte, daß man gegen diesen nichts unternehmen werde, sobald man wisse, daß die Königinn und die Vornehmsten des Landes in seiner Gewalt seien.

Da er so eben eine, früh Morgens sich ereignete,

Sonnenfinsterniß beobachtet hatte, so nahm er das dazu gebrauchte Fernrohr mit. Er zeigte es der Königinn, und nachdem er ihr den Gebrauch davon durch Zeichen begreiflich gemacht hatte, so richtete er es auf verschiedene weit entfernte Gegenstände, die ihr zwar bekannt waren, aber welche sie mit bloßen Augen von ihrer Wohnung ab nicht unterscheiden konnte. Er ließ sie hierauf durch dasselbe hinsehn. Sobald sie jene Gegenstände so nahe und so deutlich vor sich sah, sprang sie vor Erstaunen zurück. Sie richtete hierauf ihre Augen nach der Gegend hin, wo jene Dinge sich befanden, und stand eine Zeit lang unbeweglich still. Dann sah sie zum zweiten Mahle hindurch, und bemühete sich von neuen, wiewol abermahls vergeblich, die Gegenstände, welche sie durch das Fernglas erblickt hatte, mit bloßen Augen ausfindig zu machen. Ihre Mienen und Geberden druckten dabei ein Gemisch von Erstaunen und Entzücken aus, welches keine Sprache beschreiben kann.

Man verfügte sich hierauf nach dem Schiffe. Hier ließ Herr Wallis eine gute Mahlzeit zurichten, wovon die ganze Gesellschaft mit Vergnügen aß, nur die Königinn nicht. Diese war nicht zu bewegen, irgend Etwas zu genießen, vermuthlich, weil die Betrübniß über die nahe Abreise ihrer Freunde, der Engländer, ihr alle Eßlust benommen hatte.

Gegen Abend kehrte der ausgeschickte Trupp zurück; und die Königinn wurde mit ihren Begleitern nun auch wieder ans Land geschickt.

Beim Weggehen fragte sie den Befehlshaber durch Zeichen, ob er seinen Vorsatz, schon so bald abzureisen, noch nicht geändert habe? und da dieser erwiederte, daß er zu der einmahl festgesetzten Zeit die Insel nothwendig verlassen müsse, so brach sie wieder in einen Strom

von Thränen aus, und konnte lange nicht beruhigt werden. Endlich, da sie sich ein wenig gefaßt hatte, gab sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie morgen wiederum an Bord kommen wolle; und darauf ließ sie sich ans Land rudern.

Der mit der Mannschaft ausgeschickt gewesene Offizier stattete dem Befehlshaber über den Erfolg seiner Unternehmung folgenden Bericht ab:

»Bei unserer Abreise, welche des Morgens um 4 Uhr geschah, ging ich zuerst zu unserm alten Manne, und bat ihn, uns zu begleiten. Dann theilte ich meine Leute in zwei Parteien, und ließ die eine diesseits, die andere jenseits des Flusses gehn. Wir kamen bald in ein breites und langes Thal, wo wir viele Wohnungen mit Gärten fanden. Die letztern waren mit einem Walle von Erde umgeben, und um die erstern wimmelte es überall von Schweinen und Federvieh. Das Erdreich dieser Gegend schien ungemein fett und fruchtbar zu sein.«

»Nachdem wir zwei Englische Meilen zurückgelegt hatten, wurde das Thal sehr enge; das eine Ufer des Flusses erhob sich zu einer schroffen Anhöhe, und wir sahen uns daher genöthiget, Alle auf dem andern Ufer einherzugehen. An einem Orte, wo der Fluß von einem Berge herabstürzte, hatten die Eingebornen Wasserleitungen angelegt, um ihre Gärten und Obstwälder zu bewässern. Das Erdreich war hier n gewissen Abtheilungen ordentlich umzäunt, welches die Aussicht über diese Gegend hin recht sehr anmuthig machte. Die Äpfel- und Brotfruchtbäume standen an den abhängigen Seiten der Berge in schönen Reihen, die Kokos- und Platanenbäume hingegen, welche einen feuchteren Bo-

den erfodern, in der Ebene. Ueberall wuchs sehr gutes Gras, aber kein Gesträuch.«

»Weiterhin machte der Fluß unzählige Krümmungen, und die Hügel erhoben sich nunmehr an beiden Seiten desselben zu hohen Bergen, aus welchen überall große Felsenklumpen hervorragten, und über unsern Köpfen hingen. Das Gehen wurde von da an sehr beschwerlich, weil man fast unaufhörlich klimmen mußte. Wir wurden dadurch so abgemattet, daß wir uns niedersetzen mußten, um ein wenig auszuruhen, und uns erst durch ein gutes Frühstück zu erquicken.«

»Aber kaum hatten wir uns gelagert, als wir durch einen großen Lärm und durch ein lautes Geschrei vieler vereinigten Stimmen erschreckt wurden. Wir sprangen auf, griffen nach den Waffen, und erblickten eine Menge von Männern, Weibern und Kindern oberhalb auf einem Berge, an dessen Fuße wir uns gelagert hatten. Unser Alter lief augenblicklich nach ihnen hin, indem er uns zuwinkte, daß wir ruhig sitzen bleiben sollten. Sobald er zu ihnen kam, legte sich der Lärm augenblicklich, und es währte nicht lange, so waren Alle verschwunden.«

»Sie kehrten indeß nach einiger Zeit zurück, und brachten ein großes gebratenes Schwein, nebst einem reichlichen Vorrathe von Brotfrucht und andern Erfrischungen. Dies Alles überlieferten sie dem Alten, und dieser theilte es unter unsere Leute aus. Ich hingegen beschenkte sie dafür mit Nägeln, Glaskorallen und ähnlichen Sachen, welche ihnen viel Vergnügen machten.«

»Wir verfolgten hierauf das Thal, so weit wir konnten, indem wir alle Wasserbäche, die aus den Bergen flossen, auf das sorgfältigste untersuchten, ob wir etwa irgend eine Spur finden könnten, daß es hier Me-

talle oder Erze gebe. Allein unsere Nachforschungen blieben fruchtlos.«

»Als wir im Fortgehn einen Berg erreicht hatten, den wir ersteigen mußten, gab unser alter Führer uns zu verstehn, daß er müde sei, und nun wieder nach Hause zu gehen wünsche. Aber ehe er uns verließ, bewog er einige Eingeborne, uns, statt seiner, zu begleiten und unser Gepäck zu tragen. Dann trat er seinen Rückweg an; wir aber begannen, den Berg hinaufzusteigen.«

»Wir bemerkten, daß der ehrliche Alte sich von Zeit zu Zeit nach uns umsah; und als wir an eine Stelle gekommen waren, wo Gesträuch und Dornen das Hinanklettern äußerst beschwerlich machten, so sahen wir ihn bis so weit zurückkommen, daß er uns mit seiner Stimme erreichen konnte. Hier rief er seinen Landsleuten zu; und diese liefen hierauf alsobald voran, um uns erst den Weg zu bahnen. Sie reichten uns auch von Zeit zu Zeit Erfrischungen, bald an Wasser, bald an Früchten, und erleichterten uns das Klettern, indem sie uns an den steilsten Orten die Hände boten. So sehr mußte uns der gute Alte ihnen empfohlen haben.«

»Als wir den Gipfel erreicht hatten, setzten wir uns abermahls nieder, um ein wenig auszuruhen. Wir hatten gehofft, an dieser Stelle die ganze Insel übersehen zu können; aber jetzt, da wir da waren, sahen wir uns mit andern, ungleich höhern Bergen umringt, in Ansehung welcher wir nur in einem Thale zu sein schienen. Nach derjenigen Seite hin, wo das Schiff vor Anker lag, war die Aussicht bis zum Entzücken schön. Die Berge rund umher waren mit Holz bewachsen; sie hatten ein mahlerisches Ansehn, und die Seiten derselben waren überall mit Dörfern besetzt. Einen noch

reizendern Anblick gewährten die noch stärker bevölkerten Thäler zwischen den Bergen; und, so weit unser Auge reichte, sahen wir nirgends einen unfruchtbaren oder öden Fleck.«

»Wir fanden hie und da Zuckerrohr, welches wild wuchs; auch Ingwer. Außerdem bemerkte ich einen Baum, der einem Strunke von Farrenkraute ähnlich, aber dabei 14 bis 15 Fuß hoch war. Um den natürlichen Reichthum dieser anmuthigen Insel an Früchten und Gewächsen vermehren zu helfen, steckte ich hie und da Kerne von Pfirsichen, Kirschen, Pflaumen, Zitronen und Pomeranzen in die Erde, und streuete allerlei Gartensämereien an solchen Stellen aus, wo ich glaubte, daß sie am besten fortkommen würden.«

»Bei unserer Rückkehr nach dem Schiffe machten wir je zuweilen einen kleinen Abstecher in anmuthige Thäler, und wurden von unsern Indischen Führern überall begleitet. Gegen Abend kamen wir wohlbehalten zurück, beschenkten unsere Wegweiser reichlich, und entließen sie hierauf mit großer Zufriedenheit auf beiden Seiten.«

Am folgenden Morgen gegen 10 Uhr kam die Königinn mit einem Geschenke von Schweinen und Federvieh an Bord, hielt sich aber diesmahl nicht lange auf, sondern kehrte bald wieder zurück ans Land. Auch der Markt auf dem Wasserplatze war an diesem Tage sehr ergiebig; und der Konstabel sah sich im Stande, ungefähr 30 Schweine, eine Menge Federvieh und sehr viele Früchte an Bord zu schicken. Man sammelte jetzt auch fleißig Holz und Wasser ein, und machte Alles fertig, um wieder in See zu gehn.

Nachmittags um drei Uhr kam die Königinn abermahls, und zwar im größten Staate und in Begleitung

eines sehr zahlreichen Gefolges an Bord. Sie brachte auch einige vortreffliche Früchte mit, und als sie dieselben übergeben hatte, erneuerte sie ihre Bitte, daß der Befehlshaber seine Abreise noch um zehn Tage aufschieben möchte; wobei sie zu verstehen gab, daß sie alsdann ins Land reisen, und eine Menge Schweine, Federvieh und Früchte mitbringen wolle. Wallis bezeigte ihr für so viel Freundschaft und Güte die größte Dankbarkeit, fügte aber hinzu, daß er den folgenden Morgen unfehlbar abreisen müsse. Darüber brach sie abermahls in bittere Thränen aus.

Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, erkundigte sie sich durch Zeichen, wann er wieder zurückkommen würde? und er bedeutete ihr die Zahl von 50 Tagen. Sie gab hierauf durch Gegenzeichen zu verstehen, daß er doch nur 30 Tage ausbleiben möchte; da aber Jener unerbittlich war, und immer bei der Zahl 50 blieb, so schien sie endlich damit zufrieden zu sein. Sie blieb, bis es Nacht wurde, an Bord; und auch da kostete es noch Mühe, sie zu bewegen, sich wieder ans Land zu verfügen. Als man ihr sagte, daß das Boot auf sie warte, warf sie sich auf eine Kiste hin, und weinte lange mit so unmäßiger Betrübniß, daß sie auf alle Bemühungen, sie zu beruhigen, gar nicht zu achten schien. Endlich bequemte sie sich, wiewol höchst ungern, ins Boot zu steigen, und man brachte sie ans Land.

Der alte Mann, dieser treue und behülfliche Freund unserer Reisenden, hatte oft den Wunsch geäußert, daß sein Sohn, ein Bursche von ungefähr 14 Jahren, sie bei ihrer Abreise begleiten möchte, und dieser schien es auch zufrieden zu sein. Allein seit zwei Tagen war er jetzt unsichtbar geworden. Man erkundigte sich nach ihm, und der Alte gab zu verstehn, daß er ihn ins Land

geschickt habe, um ihn von seinen Freunden Abschied nehmen zu lassen. Allein dies mochte wol eine Ausrede sein. Vermuthlich war dem Vater, da die Stunde der Trennung sich nahete, das Herz schwer geworden, und er hatte den Knaben auf die Seite geschafft, um sein Wort mit guter Art zurückzunehmen. Und wer konnte dem väterlichen Herzen das verübeln?

Beim Anbruch des folgenden Tages schickte man die Böte zum letzten Mahle ans Land, um noch diejenigen Wasserfässer anzufüllen, welche wieder leer geworden waren. Als sie sich der Küste näherten, sahen sie mit Erstaunen den ganzen Strand mit Eingebornen bedeckt. Man fand es bedenklich, sich unter eine solche Menge zu wagen, und wollte schon wieder umkehren, als die Königinn hervortrat, der Menge ein Zeichen gab, daß sie sich über den Fluß zurückziehen solle, und hierauf den Leuten in den Böten winkte, daß sie landen möchten. Man folgte ihr.

Unterdeß, daß die Leute die Wasserfässer füllten, ließ sie Schweine und Früchte in die Böte bringen; und als man wieder abstoßen wollte, verlangte sie noch einmahl mit an Bord genommen zu werden. Allein der befehlende Offizier hatte gemessenen Auftrag, keinen der Eingebornen zurückzuführen, und mußte ihr also eine abschlägige Antwort geben. Sogleich ließ sie einen ihrer eigenen Kähne aufs Wasser bringen, und ihre Leute mußten sie nach dem Schiffe hinrudern. Eine Menge anderer Kähne folgte ihr nach.

Sobald sie beim Schiffe angelangt war, stieg sie sogleich an Bord; sie konnte aber vor Wehmuth nicht sprechen, sondern setzte sich nieder und weinte bitterlich. Dieser traurige Auftritt dauerte ungefähr eine Stunde, worauf sich ein günstiger Wind erhob, und man die

Anker lichtete. Als sie nun sah, daß es nothwendig geschieden sein müsse, umarmte sie Alle auf das zärtlichste und unter vielen Thränen; worauf sie in ihren Kahn geführt wurde. Ihr ganzes Gefolge stimmte in ihre Betrübniß ein.

Kaum hatte man die Segel ausgespannt, als der Wind sich schon wieder legte, und das Schiff an seiner Stelle liegen blieb. Wallis ließ hierauf die Böte vorspannen, um das Schiff zu schleppen oder zu bugsiren (meine Leser wissen aus dem Vorhergehenden, was dies sagen will). Als die Indier in den Kähnen dies bemerkten, kehrten sie wieder zurück, und die Königinn ließ ihren eigenen Kahn an das Schiff befestigen. Dann setzte sie sich selbst vorn in ersterm nieder, und weinte ganz untröstlich.

Der Befehlshaber beschenkte sie noch mit allerhand Sachen, von welchen er glaubte, daß sie ihr angenehm sein würden. Sie nahm Alles stillschweigend an, betrachtete aber nichts davon mit einiger Aufmerksamkeit. Gegen zehn Uhr hatten die Böte das Schiff glücklich über die Reihe von Klippen hinausgeschleppt, und als sich zu gleicher Zeit ein frischer Wind erhob, so nahmen die Indier, und besonders die Königinn, noch einmahl einen so beweglichen Abschied, daß Alle dadurch gerührt wurden. Der Befehlshaber selbst mußte sich eine Thräne der Wehmuth aus den Augen wischen.

7.

Fahrt von Otaheite nach Tinian; von da über Batavia nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Rückreise nach England.

Ich übergehe, was unsere Reisenden von den Sitten, Gebräuchen und Künsten der Bewohner von Ota-

heite aufgezeichnet haben, um nicht in den Fall zu gerathen, einerlei Sachen zweimahl erzählen zu müssen. Denn da ich nächstens Gelegenheit haben werde, meine jungen Leser noch einmahl nach dieser merkwürdigen Insel, und zwar in einer Gesellschaft zurückzuführen, welche mehr Zeit und Gelegenheit haben wird, Bemerkungen zu machen, so sei es mir vergönnt, Alles, was die Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Bewohner betrifft, bis dahin zurückzuhalten. Es war mir dermahlen bloß darum zu thun, meine Leser nur erst vorläufig aufmerksam darauf zu machen, und ihnen den Wunsch einzuflößen, künftig umständlicher darüber unterhalten zu werden. Diese Absicht aber glaube ich durch das Gesagte schon erreicht zu haben. Ich verlasse daher für diesmahl Otaheite, und fahre fort, zu erzählen, was unsern Reisenden auf ihrer fernern Fahrt begegnet ist.

Es war am 27sten des Heumonats 1767, als man wieder unter Segel ging, nachdem man bei dieser eben so angenehmen als gesegneten Insel etwas über einen Monat vor Anker gelegen hatte. Man steuerte, um den Lauf um die Erdkugel zu vollenden, von neuen gegen Westen, und entdeckte nach und nach verschiedene andere, aber größtentheils so unbeträchtliche Inseln, daß ich es der Mühe nicht werth achte, meine jungen Leser mit einer Beschreibung derselben aufzuhalten.

Nur einer Bemerkung muß ich erwähnen, welche man bei der fünften neuentdeckten Insel, die Keppelsinsel genannt, zu machen Gelegenheit hatte, weil sie einen Umstand betrifft, der in die Geschichte der Menschheit gehört. Man beobachtete nämlich allda, daß den sämmtlichen Einwohnern, welche übrigens denen auf Otaheite völlig ähnlich zu sein schienen, das

vordere Gelenk des kleinen Fingers fehlte, und man glaubte deutlich wahrzunehmen, daß es durch einen Schnitt absichtlich genommen wäre. Die Ursache davon konnte man nicht erfahren. Vielleicht war es bloß eine von jenen albernen und ungereimten Moden, wodurch man den menschlichen Körper in verschiedenen Ländern und auf verschiedene Weise zu verunstalten die Thorheit hat, in der Meinung, ihn dadurch schöner zu machen, als der Schöpfer ihn zu bilden wußte; vielleicht auch, daß der Grund dieses unvernünftigen Gebrauchs in gewissen Glaubensvorurtheilen lag, wodurch die Menschen oft zu noch viel größern Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten verleitet worden sind. So wie es Zeiten gab, wo man dem Gotte der Liebe einen Dienst zu erweisen glaubte, wenn man ihm zu Ehren seine Brüder schlachtete oder lebendig verbrannte, so mochten jene armen Inselbewohner vielleicht auch in dem kindischen Wahne stehn, daß ihrer Gottheit ein Gefalle damit geschehe, wenn sie ihren eigenen Körper verstümmelten. Wer vermag die Grenze der tollen Ausschweifungen anzugeben, zu welchen Aberglaube und Schwärmerei die armen unerleuchteten Menschen zu verleiten pflegen! O meine jungen Freunde! beklagt, so oft euch künftig Beispiele dieser Art vorkommen werden, die unglücklichste aller Verirrungen des menschlichen Geistes, die, daß er gerade Das, was unser größter Segen sein könnte, die Gotteslehre, durch Zusätze von Irrthum und verderblichen Vorurtheilen oft in den größten Fluch für uns verwandelt hat! Bestrebt euch, so viel an euch ist, eure Begriffe von dem höchsten Wesen durch vernünftiges Nachdenken von allen unwürdigen menschlichen Vorurtheilen zu läutern; legt dabei beständig die unwidersprechlich wahre Hauptvorstellung

zum Grunde, daß dieses erhabene Wesen die allumfassende Liebe ist, und also nichts von uns fodern kann, als was auf unsere eigene und unserer Brüder wahre Glückseligkeit abzweckt. Dann werdet ihr Verirrungen jener Art für euch selbst zu vermeiden wissen, und, wenn ihr sie an Andern bemerkt, es für eine heilige Pflicht halten, solche unglückliche Menschen, wofern ihr könnt und dürft, eines Bessern zu belehren. —

Jetzt wieder zurück zu unsern Reisenden!

Da man den 176sten Grad der westlichen Länge zurückgelegt hatte, steuerte man, wie meine Leser auf unserer Karte sehen können, gen Nordwesten, weil man die Absicht hatte, die uns schon bekannte Insel Tinian aufzusuchen, um allda wieder neue Erfrischungen einzunehmen, und das Schiff, welches nachgerade baufällig zu werden anfing, so viel möglich auszubessern. Man erreichte dieselbe den 9ten des Herbstmonats, und warf daselbst die Anker aus.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte ans Land geschickt, um Gezelte aufzuschlagen, und einige Erfrischungen zu holen. Diese kehrten gegen Mittag zurück, und brachten Kokosnüsse, Zitronen und Pomeranzen mit. Hierauf wurden zuvörderst die Kranken, 40 an der Zahl, nebst dem Schiffsarzte ans Land gebracht. Wallis selbst und sein erster Lieutenant gehörten mit dazu. Auch die Schmiede nebst den Werkzeugen der Zimmerleute wurden dahingeschafft, um Alles, was zur Ausbesserung des Schiffs erfoderlich war, mit größerer Bequemlichkeit auf dem Lande zu verarbeiten. Von den Gesunden nahm der Befehlshaber zwölf Mann, nebst einem Offizier, mit, um dieselben tiefer ins Land auf die Büffeljagd zu schicken. Denn daß es auf dieser Insel wildes Rindvieh und wilde

Schweine giebt, das haben wir bereits durch die vorhergehende Erzählung erfahren.

Schon am folgenden Tage, da die Jäger einen schönen jungen Stier erlegt hatten, der ungefähr vier Zentner schwer sein mochte, sah man sich im Stande, die ganze Mannschaft zu Lande und an Bord mit frischem Fleische, Brotfrucht, Zitronen und Pomeranzen zu versorgen. Diese erfrischenden Nahrungsmittel, verbunden mit dem Genuß der Landluft, äußerten bald eine heilsame Wirkung auf die Kranken, und machten sie genesen. Man war nun auch fleißig darüber her, die baufälligen Stellen des Schiffes aufzusuchen und auszubessern. Ein Theil der Mannschaft war täglich mit Jagen beschäftiget, und ein anderer mußte Früchte, Holz und Wasser einsammeln. Die Jagd war indeß mit großer Beschwerlichkeit verbunden, denn das Vieh war so scheu geworden, daß es Künste kostete, ihm nahe zu kommen; und die Insel war an den meisten Stellen mit so dichtem Gesträuche bewachsen, daß man unbeschreiblich viel Mühe hatte, sich hindurchzuarbeiten. Man denke sich die brennende Sonnenhitze, welcher man dabei ausgesetzt war, hinzu, und man wird sich ungefähr einen Begriff von den Mühseligkeiten machen können, die mit dieser Jagd verbunden waren.

Man blieb beinahe einen vollen Monat hier, weil die nöthigen Schiffsausbesserungen nicht früher vollendet werden konnten. Dann ging man neugestärkt wieder unter Segel, und machte zum nächsten Bestimmungsorte die Hauptstadt Batavia auf der den Holländern gehörigen Insel Java in Ostindien.

Diese neue Fahrt war mit neuen, sehr großen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden. Man hatte häufig mit den fürchterlichsten Stürmen zu kämpfen,

und es fand sich bald, daß das Schiff, der sorgfältigsten Ausbesserung ungeachtet, noch mehr Wasser einließ, als zuvor. Ungeheure Wogen brachen sich zuweilen über dem Verdecke des Schiffs, führten Manches, sogar eins der Böte, hinweg, und zerbrachen das Steuerruder zusammt den Klappen an den Schießscharten. Es regnete dabei heftig, der Donner brüllte, die Blitze leuchteten, und oft war der Himmel in so schwarze Wolken gehüllt, daß man mitten am Tage nicht von einem Ende des Schiffs zum andern sehen konnte. An einem dieser grauenvollen Tage wurde der Schiffsschneider vermißt; und es blieb unentschieden, ob der Sturm ihn hinweg geblasen hatte, oder ob er vielleicht, um sich Herz zu machen, ein wenig zu viel getrunken haben mochte, und in diesem Zustande über Bord getaumelt war.

Nach unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren erreichte man endlich den 30sten des Reifmonats Batavia, und legte sich dabei vor Anker.

Der Befehlshaber schickte alsobald ans Land, und ließ den Statthalter um die Erlaubniß bitten, Erfrischungen einkaufen zu dürfen, wobei er sich erbot, ihn zu begrüßen, wenn er den Gruß mit einer gleichen Anzahl von Kanonenschüssen erwiedern wolle. Der Statthalter willigte in Beides ein. Man begrüßte ihn daher mit 13 Kanonenschüssen, welche von der Festung aus mit 14 beantwortet wurden. Meine jungen Leser müssen nämlich wissen, daß die seefahrenden Völker in Ansehung dieses Gebrauchs höchstpünktlich, und auf die Beobachtung desselben äußerst aufmerksam sind. Ein Ehrenschuß mehr oder weniger wird für eine Sache von großer Wichtigkeit gehalten, und es kann darüber oft zu Feindseligkeiten kommen; so wie mitten auf dem

Meere zwischen zweien oder mehren sich einander begegnenden Kriegsschiffen von verschiedenen Völkerschaften oft unangenehme Auftritte wegen der Frage entstehen: welches Schiff das andere zuerst begrüßen soll?

Der Befehlshaber berief hienächst das Volk aufs Verdeck, und belehrte es, welche gefährliche Folgen in dem ungesunden Himmelsstriche dieser Gegend Unmäßigkeit und Trunkenheit zu haben pflegen. Er machte sodann den Befehl bekannt, daß Keiner, der ans Land geschickt werden würde, sich daselbst betrinken, oder irgend ein starkes Getränk mit an Bord bringen solle, und setzte auf die Uebertretung dieses Gesetzes eine schwere Strafe.

Unter andern zur Fortsetzung der Reise unentbehrlichen Sachen, welche man hier einzukaufen wünschte, war auch ein Anker, weil man deren zwei verloren hatte. Allein Diejenigen in Batavia, welche dergleichen zu verkaufen hatten, wollten sich die Noth, worin sie die Fremden glaubten, zu Nutze machen, und foderten so unbescheiden, daß Wallis es für schimpflich hielt, sich einer solchen Auflage zu unterwerfen, und sich lieber ohne den Anker behelfen wollte. Er kaufte also gar keinen, und Jene verloren einen billigen Gewinn, weil sie nach einem unbilligen getrachtet hatten.

Man fand zu Batavia ein Englisches Schiff, Falmouth genannt, welches schon seit vielen Jahren in den kläglichsten Umständen hier gelegen hatte und gänzlich unbrauchbar geworden war. Es hatte immer auf Verhaltungsbefehle aus England gewartet, und diese waren immer ausgeblieben. Die Offiziere wandten sich jetzt an Herrn Wallis, und baten ihn inständigst, daß er sie und die übrige Mannschaft ihres verfallenen Schiffs mit nach England nehmen möchte. Sie stellten vor,

daß sie hier doch schlechterdings nichts thun könnten, was den Dienst des Krieges beträfe; daß der Konstabel des Schiffs seit geraumer Zeit todt sei; daß sie ihr Pulver auf Befehl der Holländer hätten in die See werfen müssen; daß ihre übrigen Vorräthe verdorben seien; daß der Oberbootsmann vor Kummer und Aerger wahnsinnig geworden sei, und in einem Holländischen Krankenhause sich befinde; daß der Schiffszimmermann todtkrank und der Schiffskoch ein verwundeter Krüppel sei. Man sei ihnen, fügten sie hinzu, nun schon seit zehn Jahren ihren Sold schuldig, und sie wären unter dieser Zeit alt und elend geworden; allein sie wollten jetzt lieber Alles einbüßen und in den niedrigsten Diensten nach Hause gehn, als das Elend ihres jetzigen Zustandes noch länger ertragen, weil sie auf Befehl der Holländer nicht eine einzige Nacht am Lande verweilen dürften, sondern immer auf dem Wrack ihres Schiffes bleiben müßten, wo, wenn sie krank wären, Niemand sie besuche, und wo sie in beständiger Gefahr ständen, von den Malaien ermordet zu werden.

Wallis wurde von Mitleid gegen diese seine unglücklichen Landsleute stark gerührt; allein, da ein Mann im Dienst des Staats bei Vorfällen dieser Art nicht sein Herz, sondern seine Verhaltungsbefehle zu Rathe ziehen muß, und da die seinigen ihm nicht zu erlauben schienen, das von ihm begehrte Werk der Menschlichkeit zu verrichten, so antwortete er mit Bedauern, daß es nicht in seinem Vermögen stehe, ihren Wunsch zu erfüllen, daß er aber bei seiner Zurückkunft in England nicht ermangeln werde, ihre traurige Lage dringend vorzustellen, um ihnen schleunige Hülfe auszuwirken. Die Unglücklichen verließen ihn hierauf mit weinenden Augen.

Ich habe dieses Vorfalls deßwegen hier erwähnt, damit meine jungen Leser, deren viele vermuthlich auch zu wichtigen Staatsämtern gelangen werden, frühzeitig lernen mögen, daß es Fälle giebt, wo man den Antrieb der schönsten Tugend, der des Mitleids und der Menschlichkeit, bei sich unterdrücken, und sich lediglich auf Das einschränken muß, was unser bestimmter Beruf von uns fodert. Es ist für ein empfindliches Herz immer schwer und höchsttraurig, diese harte Foderung in Erfüllung zu bringen; aber eben deßwegen muß man zum voraus darauf gefaßt sein, und sich geübt haben, in Fällen dieser Art mehr seiner Vernunft, als seinen Empfindungen, Gehör zu geben, so wohlgegründet die letztern auch immer sein mögen.

Da der Befehl in Ansehung der Enthaltsamkeit von starken Getränken strenge befolgt wurde, so hatte Wallis das Vergnügen, nach 8 Tagen, da man wieder unter Segel ging, sein gesammtes Schiffsvolk, bis auf einen schon lange kränkelnden Bootsmann, völlig gesund zu sehen.

Die nächste Fahrt ging nun nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und auf dieser erfuhren sie verschiedene sehr unangenehme Widerwärtigkeiten. Ein Bootsmann stürzte von der Raa *) des großen Masts herab, und verwundete im Herabfallen zwei Andere dergestalt, daß Einer davon starb, der Andere aber mit einer leichten Quetschung davon kam. Er selbst blieb auf der Stelle todt.

Auch Krankheiten, und zwar von der gefährlichsten Art, nämlich Durchfälle und Faulfieber, nahmen nunmehr auf dem Schiffe überhand. Drei wurden davon

*) Querstange.

nach einander hingerafft, und nicht weniger als 40 Andere lagen gefährlich darnieder. Der Gehülfe des Schiffsarztes war selbst unter dieser Zahl, und diejenigen Bootsleute, welche man zu Krankenwärtern ernannte, wurden nach einigen Tagen gemeiniglich selber krank. Zur Vergrößerung dieses Unglücks wurde das Schiff jetzt so leck, daß es während jeder Schiffswache, das ist, alle 4 Stunden, mehr als 3 Fuß hoch Wasser einließ, so daß fast unaufhörlich gepumpt werden mußte, um das Schiff nur flott zu erhalten und nicht sinken zu lassen. Auch das ganze Obergebäude desselben war sehr lose und leck, so daß das Wasser, so oft die See hoch ging, an mehren Orten zugleich eindrang.

Dennoch ließ man den Muth nicht sinken, sondern fuhr unverdrossen fort, jedes Hülfsmittel anzuwenden, welches die Vernunft ersann und die Umstände an die Hand gaben. Die Vorsehung segnete ihre ausdauernde Geduld; es gelang ihnen, sich und das Schiff zu erhalten, und nach einer Fahrt von acht Wochen hatten sie das Vergnügen, das Vorgebirge zu erreichen, und in dem dabei befindlichen Busen, die Tafelbai genannt, vor Anker zu kommen.

Um dasjenige zu bestätigen, was ich oben von dem Seegebrauch in Ansehung der Begrüßung durch Kanonenschüsse sagte, kann ich nicht umhin anzumerken, daß unser Wallis es hier abermahls der Mühe werth hielt, in sein Tagebuch einzutragen, wie viel Ehrenschüsse er beim Vorgebirge gethan, und wie viel man ihm dafür zurückgegeben habe. Es lagen nämlich in der Tafelbai verschiedene andere Schiffe vor Anker, worunter ein Französischer Ostindienfahrer und ein Englisches Packetboot oder Postschiff war. Wallis begrüßte zuvörderst den Statthalter mit 13 Kanonen, und dieser erwie-

derte den Gruß mit eben so vielen Gegenschüssen. Dann begrüßte das Englische Packetboot, als ein kleineres Schiff, den Delphin mit 11 Schüssen, und Wallis dankte ihm mit neun. Hierauf kam die Reihe an das Französische Schiff, welches gleichfalls zuerst, und zwar mit neun Schüssen, grüßte, und dafür eine Danksagung, aber nur von sieben Gegenschüssen erhielt, vermuthlich weil es kein eigentliches Kriegsschiff, sondern nur ein Kauffahrteischiff, war.

Nachdem man diese wichtige Angelegenheit in Ordnung gebracht hatte, ließ Wallis den Statthalter um die Erlaubniß ersuchen, sich hier mit Erfrischungen versehen zu dürfen, und er erhielt dieselbe ohne Umstände. Auch vergönnte ihm der höfliche Statthalter, an einem von der Stadt etwas entlegenen Orte Gezelte aufzuschlagen und seine Kranken dahin schaffen zu lassen, damit sie der heilenden Landluft genießen möchten. Der Befehlshaber war abermahls selbst unter dieser Anzahl. Er ließ sich daher auch ans Land bringen, und blieb daselbst, jedoch ohne Erleichterung, so lange das Schiff hier vor Anker lag. Alle andere Kranken genasen in kurzer Zeit, und die gesunde Luft dieser Gegend bekam Vielen so wohl, daß sie ein besseres Ansehen erhielten, als sie damahls hatten, da sie aus England reiseten.

Man war nun fleißig darüber aus, das Schiff zu kalfatern *), und jede schadhafte Stelle desselben, so weit es thulich war, auszubessern. Auch versorgte man sich mit jeder Art von Schiffsbedürfnissen; und da man mit Allem fertig war, ging man neugestärkt

*) Die Ritzen mit Werg auszustopfen, und dann mit Pech und Theer zu überschmieren.

und voll Hoffnung, den Rest der langen Reise glücklich zu endigen, wieder unter Segel.

Nach einer glücklichen Fahrt von 14 Tagen erreichte man die Englische Insel St. Helena, die meine jungen Leser entweder schon kennen, oder auf jeder Karte von Afrika, dem untern Theile dieses Landes gegenüber, leicht werden finden können. Unsere Reisende wurden von dem Statthalter sehr liebreich aufgenommen, und das Schiffsvolk hatte Gelegenheit, außer verschiedenen andern Erfrischungen, auch einen ansehnlichen Vorrath von Portulak einzusammeln, welcher auf dieser Insel in großer Menge wächst.

Man verweilte allda nur bis zum dritten Tage, und nach einer abermahligen Reise von 8 Wochen, auf welcher sich eben nichts ereignete, was erzählt zu werden verdiente, kam das Schiff am 20sten Mai 1768 bei den Dünen wohlbehalten vor Anker, nachdem man die ganze lange und gefahrvolle Reise in 637 Tagen glücklich zurückgelegt hatte.

III.

Beschreibung

einer

Reise um die Erdkugel,

angestellt

von dem

Brittischen Schiffshauptmanne

Philipp Carteret,

im Jahre 1766,

und vollendet im Jahre 1769.

1.

Fahrt von Plymouth nach Madera, und von da durch die Magellanische Straße.

Diese Reise zeichnet sich von den vorhergehenden durch eine Kette von Gefahren und Mühseligkeiten aus, welche meine jungen Leser nicht ohne mitleidige Theilnehmung, hin und wieder nicht ohne Erstaunen werden lesen können. Aber Begebenheiten dieser Art hört man, wenn ich von meinem eigenen Gefühle auf die Empfindungen Anderer schließen darf, am liebsten von Denjenigen erzählen, welche selbst darin verwickelt waren. Ich finde daher für gut, mich diesmahl hinter den Schirm zu stellen, und den Held dieser Geschichte persönlich vortreten zu lassen. Aufmerksamkeit wird er sich wol ohne mein Zuthun zu erregen wissen; er mag also nur sogleich das Wort nehmen. Carteret redet.

Bald nachdem ich von der Reise um die Welt zurückgekommen war, auf welcher ich den Befehlshaber Biron begleitet hatte, wurde ich zum Führer der Königl. Schaluppe Swallow (die Schwalbe) ernannt, und erhielt Befehl, mich zu einer abermahligen Reise anzuschicken. Diese Schaluppe war ein altes Schiff; sie hatte bereits dreißig Jahre lang gedient, und war

daher schon so baufällig geworden, daß sie zu einer langen Reise nicht mehr tauglich zu sein schien.

Ohne mir den Ort und die Gegend meiner Bestimmung anzuzeigen, hatte man mir bloß zu verstehen gegeben, daß ich mit dem Delphin aussegeln solle. Wohin? und auf wie lange? das blieb mir ein Geheimniß. Ich schloß zwar aus der sorgfältigen Ausrüstung des Delphins, daß dieser zu einer abermahligen Reise um die Welt bestimmt sein dürfte; allein die klägliche Beschaffenheit der Swallow und der geringe Vorrath von alltäglichen Nothwendigkeiten, womit man dieselbe versah, machten es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß auch sie zu einer so langen und gefährlichen Reise ausersehen wäre.

Ich versuchte indeß auf allen Fall, was ich durch eine Vorstellung ausrichten könnte, und hielt um eine Schmiede, um einen kleinen Vorrath von Eisen, um ein kleines Boot, und um verschiedene andere Dinge an, von welchen ich aus eigener Erfahrung wußte, daß sie auf einer langen Reise unentbehrlich sind. Allein mein Gesuch wurde abgewiesen, und ich erhielt bloß zur Antwort, daß das Schiff für seine Bestimmung hinreichend ausgerüstet sei, und weiter nichts bedürfe. Dies mußte mich nothwendig in der Meinung bestärken, daß ich den Delphin nur bis zu einer gewissen Höhe begleiten, und alsdann wieder umkehren solle.

In dieser Ungewißheit segelte ich den 22sten August 1766, in Begleitung des Delphins und eines Proviantschiffes, Prinz Friedrich genannt, von Plymouth ab. Unser nächster Bestimmungsort war die Insel Madera. Diese erreichten wir, ohne merkwürdige Vorfälle, den 7ten des Herbstmonats, an welchem Tage wir auf der dortigen Rehde die Anker fallen lie-

ßen. Aber noch erfuhr ich nicht, wohin ich eigentlich bestimmt war.

Am zweiten Morgen nach unserer Ankunft allhier meldete mir der Lieutenant, daß während der Nacht neun unserer besten Leute das Schiff heimlich verlassen hätten und ans Land geschwommen wären. Sie hatten ihre Kleider zurückgelassen, und nur ihre Baarschaft in um den Leib gebundenen Schnupftüchern mitgenommen. Die ganze Gesellschaft war auf diese Weise bis an die Brandung geschwommen, welche sich hier sehr hoch gegen den Strand bricht. Durch das Getöse derselben erschreckt, war Einer von ihnen wieder umgekehrt und nach dem Schiffe zurückgekommen. Die Uebrigen hatten es gewagt, sich durch den Wogenbruch hindurch zu arbeiten und waren fort.

Der Verlust dieser Leute würde mir sehr empfindlich gefallen sein. Ich setzte mich daher augenblicklich hin, um dem auf der Insel befindlichen Englischen Handelsaufseher oder Konsul zu schreiben, mir zur Wiedererlangung derselben behülflich zu sein. Allein noch ehe ich den Brief geendiget hatte, ließ mir dieser bereits melden, daß man meine Abenteurer, zum großen Erstaunen der Einwohner, nackt am Strande gefunden und sie in Verhaft genommen habe, um sie mir wieder auszuliefern. Ich fertigte also gleich ein Boot ab, und ließ sie holen.

Sobald mir gemeldet wurde, daß sie wieder an Bord seien, ging ich aufs Verdeck. Hier hatte ich das Vergnügen, in ihrem ganzen Anstande so viel Scham und Reue zu bemerken, daß ich in meinem Herzen ihnen alsobald vergab, und nur die Sache so zu finden wünschte, daß ich ihnen auch die Strafe erlassen dürfe. Ich fragte sie, was sie doch immer habe bewegen können,

das Schiff und den Dienst ihres Vaterlandes zu verlassen, und sich in Gefahr zu begeben, entweder von Haifischen verschlungen, oder von der Brandung an der Küste zerschmettert zu werden? und sie antworteten, es sei ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, davon zu laufen; sie seien vielmehr fest entschlossen, das Schiff, so lange es nur noch schwimmen könne, nie zu verlassen; aber weil zu vermuthen stehe, daß sie eine lange und gefährliche Reise vor sich hätten, und doch Niemand sagen könne, wer unterdeß leben oder sterben möchte, so sei es ihnen sehr hart vorgekommen, daß sie nicht wenigstens Freiheit und Gelegenheit haben sollten, ihr eigenes Geld nach Belieben zu verzehren. Sie hätten daher den Anschlag gefaßt, sich die Haut nur noch einmahl recht voll zu trinken, dann aber auch nach dem Schiffe zurückzuschwimmen; und sie hätten gehofft, dies früher zu bewerkstelligen, als man sie auf dem Schiffe vermissen würde.

Da ich, wie gesagt, schon vorher gewünscht hatte, ihnen die Strafe erlassen zu können, so untersuchte ich ihre Entschuldigung eben nicht sehr strenge. Ich stellte ihnen bloß vor, wie unbedachtsam sie gehandelt hätten, und daß ich hoffe, sie würden ihr Leben künftig nur bei wichtigern Gelegenheiten aufs Spiel setzen, und mir durch ihre Aufführung nicht noch einmahl Ursache geben, über sie zu klagen; in der Hoffnung wolle ich ihnen diesmahl die Strafe schenken, und mich mit der Reue und Beschämung begnügen, die sie, wie ich merkte, über ihr Vergehen fühlten. Uebrigens fügte ich hinzu, da ich auf dieser Reise vermuthlich gute Schwimmer nöthig haben würde, so sei es mir lieb, nunmehr zu wissen, an wen ich mich bei vorfallender Gelegenheit zu wenden habe.

Das gesammte Schiffsvolk gab mir durch ein lautes Murmeln seinen Beifall zu erkennen, und ich fand mich in der Folge für die diesmahl bewiesene Gelindigkeit reichlich belohnt; denn unter allen Beschwerlichkeiten und Gefahren unserer nachherigen Reise konnte ich von diesen Leuten Alles fodern, und sie thaten es mit einem Eifer, der ihnen selbst zur Ehre, mir aber zum größten Nutzen gereichte. Ein abermahliges Beispiel, daß Gelindigkeit auf gutgeartete Gemüther besser wirkt, als Strenge.

Am 12ten des Herbstmonats gingen wir wieder unter Segel, und nun erst eröffnete uns der Befehlshaber Wallis die Absicht unserer Reise, indem er mir eine Abschrift von seinen Verhaltungsbefehlen mittheilte. Ich sah nunmehr mit Bedauern, daß ich wirklich auf eine Unternehmung ausgeschickt war, zu welcher weder das Schiff, noch die Ausrüstung desselben im geringsten taugten. Allein was war zu thun? Wir mußten Folge leisten, und es darauf ankommen lassen, wie und wo wir unsern Untergang finden würden. Ich sah uns nunmehr als wahrscheinliche Opfer des Gehorsams an, beschloß indeß, meine Schuldigkeit zu thun, so lange ich könne.

Ich übergehe, was von den Vorfällen auf unserer ferneren Reise schon in der vorhergehenden Erzählung gemeldet worden ist.

Als wir die Magellanische Straße erreicht hatten, wurde ich beordert, vor dem Delphin hinzusegeln, um die Untiefen zu erforschen und ihm den Weg zu weisen, weil ich diese Reise schon einmahl gemacht hatte. Allein mein Schiff segelte so erbärmlich, daß dies äußerst langsam von Statten ging; und der Delphin durfte meisten-

theils nur die eingerefften Topsegel *) gebrauchen, indeß die Swallow mit allen Segeln, die sie nur ausspannen konnte, sich schwerfällig und langsam fortarbeitete.

Nachdem wir auf diese Weise, unter unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren, ungefähr die Hälfte der Straße zurückgelegt hatten, versuchte ich es, Herrn Wallis über die erbärmliche Beschaffenheit meines Schiffes Vorstellungen zu thun. Ich zeigte ihm, wie sehr er selbst dadurch aufgehalten werde, und wie unvermögend wir seien, irgend etwas zu thun, was die Absicht seiner Reise befördern könne, und ersuchte ihn daher, zu überlegen, was für den Dienst des Königs am besten sein dürfte, uns weiter mit sich zu nehmen, oder zu entlassen? Ich that den Vorschlag, daß er die Swallow in irgend einer Bucht zurücklassen möchte, und ich erbot mich auf diesen Fall, ihn mit den Böten derselben durch die Straße zu begleiten, welches, allem Ansehn nach, geschwinder und besser von Statten gehn würde, als wenn er sich durch mein Schiff noch ferner aufhalten ließe. Um diesen Vorschlag noch annehmlicher zu machen, setzte ich hinzu: er könnte seinen Vorrath an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen aus meinem Schiffe ersetzen. Ja, ich erbot mich sogar, ihm die besten meiner Leute gegen diejenigen von den seinigen abzutreten, welche etwa krankheitshalber zu der bevorstehenden Reise untüchtig wären. Sollte er es aber durchaus für nöthig halten, daß ich selbst, wegen der auf meiner ersten Reise erlangten Kenntniß von der Südsee, die Reise mitmache, so ersuchte ich ihn auf diesen

*) Die obersten kleinen Segel an den Spitzen der Masten. Einreffen heißt, das Segel von unten auf zusammenziehen, damit es weniger Wind fasse.

Fall, den Befehl über die Swallow seinem ersten Lieutenant anzuvertrauen, und erbot mich, alsdann unter ihm an Bord des Delphins zu dienen, und die Stelle des Lieutenants zu vertreten. Endlich fügte ich hinzu, wofern er selbst Lust habe, die Swallow nach Europa zurückzuführen, so sei ich auch bereit, die Führung des Delphins zu übernehmen, und die Reise allein zu vollenden.

Alle diese Vorschläge wurden verworfen. Herr Wallis setzte ihnen jedesmahl die Antwort entgegen, die Admiralität habe einmahl befohlen, daß beide Schiffe die Reise in Gesellschaft machen sollten: dieser Befehl müsse also befolgt werden, so lange es möglich sei. — Und so setzten wir denn unsere mühselige Reise in Gesellschaft fort.

Bisher war ich immer vorausgesegelt. Jetzt aber, da wir uns dem westlichen Ende der Straße näherten, kam uns der Delphin vor. Es war gerade Abend, da dies geschah, und ungeachtet ich die ganze Nacht über unter Segel blieb, so gefährlich dies auch für uns war, so lief der Delphin gleichwol so weit vor uns voraus, daß wir am andern Morgen nur noch die Topsegel desselben am fernen Horizonte entdecken konnten. Gegen neun Uhr war er endlich ganz verschwunden. Von diesem Augenblicke an gab ich alle Hoffnung auf, ihn vor unserer Rückkunft in England jemahls wieder zu sehn; und der Erfolg zeigte, daß ich mich darin nicht geirrt hatte.

Unsere Lage war nunmehr in der That höchst traurig. Alles, was zu einer solchen Reise, als die unsrige war, nothwendig erfodert wird, war am Bord des Delphins, und dieser war damit in die weite Welt gesegelt. Außer den übrigen Schiffsbedürfnissen hatte er

auch unsern Antheil von wollenen Tüchern und andern Zeugen, von Leinwand, Glaskorallen, Scheren, Messern und andern Eisenwaaren an Bord, und es war mir noch nichts davon ausgeliefert worden, ungeachtet wir beinahe neun Monate mit einander in Gesellschaft gesegelt waren. Alle diese Dinge waren uns gleichwol unentbehrlich, wenn wir von den Indiern Erfrischungen eintauschen wollten. Nicht einmahl mit einer Schmiede und mit einem Vorrathe von Eisen waren wir versehn, ungeachtet wir wahrscheinlicher Weise in Umstände gerathen mußten, worin wir zu Erhaltung des Schiffs weder des Einen noch des Andern entrathen konnten. Man denke sich zu diesem Mangel noch die klägliche Verfassung des Schiffs hinzu, und man wird sich ungefähr einen Begriff von der Mißlichkeit unserer Lage machen.

Ich hatte indeß bei allen diesen Widerwärtigkeiten den Trost, daß meine braven Leute nicht die geringsten Merkmahle von Niedergeschlagenheit blicken ließen. Indem ich ihnen meinen Beifall darüber zu erkennen gab, suchte ich sie noch mehr aufzumuntern, und sagte ihnen: daß ich in ihrem Muthe, in ihrer Geschicklichkeit und in ihrem Wohlverhalten einen hinlänglichen Ersatz für die Gebrechen und den Mangel des Schiffs fände. Und so setzten wir unsere Reise in Gottes Namen fort.

Die nächste Nacht brachten wir unter beständigem Sturm und in steter Gefahr hin, gegen die Küste geworfen und zertrümmert zu werden. Erst am folgenden Abend glückte es uns, eine Stelle zu finden, wo wir das Schiff vor Anker legen konnten. Sobald dies geschehen war, ging ich in meine Kajüte hinab, um ein wenig auszuruhen. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt, so entstand ein allgemeines lautes Geschrei auf dem Verdecke, welches mich nicht wenig erschreckte. Ich

sprang augenblicklich zum Bette hinaus, und als ich aufs Verdeck kam, hörte ich das Volk mit vereinigtem Jubelgeschrei mir entgegen rufen: der Delphin! der Delphin! Alle waren vor Erstaunen und Freude außer sich und schienen fast von Sinnen gekommen zu sein. Allein was wars? Nachdem das allgemeine Entzücken einige Minuten gewährt hatte, fand sichs, daß Dasjenige, was sie für ein Segel gehalten hatten, weiter nichts, als Wasser war, welches durch einen heftigen Windstoß in die Höhe getrieben und in der Luft umher geschleudert wurde. Auf eine so große, aber ungegründete Freude folgte etwas Niedergeschlagenheit; aber nicht lange, so kehrte ihre gewöhnliche Standhaftigkeit zurück, und noch ehe ich wieder in meine Kajüte hinabging, waren schon Alle wieder so aufgeräumt und lustig, als zuvor.

Noch zwei Tage mußten wir mit allen Gefahren und Mühseligkeiten kämpfen, welche die Schifffahrt unter einem so rauhen Himmelsstriche und in einer so gefährlichen Meerenge mit sich führt. Am dritten erreichten wir endlich das letzte südliche Vorgebirge. Die See ging eben sehr hoch, und der Wind, der bis jetzt östlich gewesen war, drehte sich plötzlich nach Süden. Er blies mit einem Mahl so ungestüm, und die plötzliche Wendung desselben verursachte so fürchterlich hohe Wogen, daß eine Menge Wasser auf das Verdeck stürzte und wir dadurch in die äußerste Gefahr geriethen, zu sinken. Dabei mußten wir aus allen Kräften arbeiten, um zu verhindern, daß das Schiff nicht gegen die nördliche Küste getrieben würde, in welchem Fall unser Untergang unvermeidlich gewesen wäre. Allein so sehr wir uns auch bestrebten, dieser drohenden Gefahr auszuweichen, so trieben Wind und Wellen das Schiff doch sehr schnell gegen jene Küste hin. In dieser dringenden Noth

ließ ich in allen unsern Wasserfässern, welche auf und zwischen den Verdecken standen, die Böden einschlagen, damit das Schiff ein wenig leichter würde und dann etwas besser segeln möchte. Durch diese Aufopferung einer der ersten und unentbehrlichsten Nothwendigkeiten gelang es uns endlich, wiewol nur mit genauer Noth, der Gefahr zu entkommen und uns aus der Straße endlich ganz herauszuarbeiten.

Unsere Rettung ereignete sich gerade in dem entscheidendsten Augenblicke. Ein paar Minuten später, und wir wären ohne Hülfe verloren gewesen. Denn kaum hatten wir die Mündung der Straße zurückgelegt, so drehte sich der Wind abermahls und lief nach Südwesten. Wäre dies einige Augenblicke früher geschehn, so war unser Untergang unvermeidlich, weil wir in diesem Falle unmöglich hätten verhindern können, gegen die Küste geworfen zu werden und unser Schiff zertrümmert zu sehn. Aber es gefiel der Vorsehung, unser Leben diesmahl für noch größere Mühseligkeiten zu erhalten, die unser in der Ferne warteten.

2.

Fahrt von der westlichen Mündung der Magellanischen Straße nach der Insel Masafuero.

Jetzt segelten wir in die unermeßliche Südsee hinein; wir konnten etwas freier athmen, und ich fing an, über unsern bedenklichen Zustand ernsthafte Betrachtungen anzustellen.

Die meisten Sorgen machte mir der Mangel an Wasser. Wir hatten einen ansehnlichen Vorrath desselben, um das Schiff zu erleichtern, auslaufen lassen; und was uns von demselben nun noch übrig war, das

schien zu einer so weiten Reise, als uns nunmehr bevorstand, nicht hinlänglich zu sein. Ich beschloß daher, erst die Inseln Juan Fernandez und Masafuero aufzusuchen, um bei diesen, wo möglich, einen größern Vorrath davon einzunehmen. Wir steuerten also nordwärts.

Aber es sollte nun einmahl unser Schicksal auf dieser ganzen Reise sein, daß wir theils mit dem Mangel, theils mit den Weltstoffen oder Elementen, theils mit andern Widerwärtigkeiten unaufhörlich kämpfen mußten. Der Wind lief plötzlich nicht nur nach Nord-Nord-Westen um und blies uns also gerade entgegen, sondern es stürmte nun auch fast ununterbrochen, und die ungestümen Windstöße, welchen wir ausgesetzt waren, wurden nicht bloß von einem starken Regen, sondern auch von einer Menge Hagel, oder vielmehr Stücken halbgeschmolzenen Eises, und von Blitzen und Donnerschlägen begleitet, die wir so fürchterlich noch nie erlebt hatten. Die Wogen schwollen dabei zu einer unglaublichen Höhe an, und brachen sich von Zeit zu Zeit über dem Verdecke des Schiffes mit solcher Wuth, daß wir jedesmahl ganz unter Wasser gesetzt wurden, und mehr als einmahl schon verzweifelten, daß wir das Tageslicht je wieder erblicken würden. Dieser gräuliche Zustand dauerte vom 18ten des Wandelmonats bis zum 8ten Mai fast unaufhörlich fort. Um diese Zeit bekamen wir endlich die Insel Masafuero, und bald nachher auch die Insel Juan Fernandez zu Gesicht.

Wir steuerten auf die letzte zu. Allein bei unserer Annäherung fand ich, daß die Spanier daselbst eine Feste und eine Niederlassung angelegt hatten. Da ich es nun für bedenklich hielt, mich diesen Leuten zu erkennen zu geben, so gab ich lieber den Wunsch, uns hier mit Erfrischungen zu versorgen, auf, und segelte nach Masafuero.

Hier waren wir zwar anfangs so glücklich, vor Anker zu kommen; allein kaum hatten wir ein Boot ans Land geschickt, um Trinkwasser zu holen, als ein heftiger Sturmwind uns schon wieder losriß und in die See trieb. Es fehlte wenig, so hätten wir unsere Anker dabei eingebüßt. Wir versuchten verschiedene Tage hinter einander, aber immer vergebens, noch einmahl zu ankern, und mußten daher alle unsere Bemühungen nur darauf einschränken, uns an jedem Tage so sehr, als möglich, dem Strande zu nähern, um es den Böten zu erleichtern, uns von Zeit zu Zeit eine Ladung Wasser zuzuführen. Auf diese Weise erhielten wir, wiewol mit unbeschreiblicher Mühe, einen ziemlichen Vorrath davon, doch immer noch nicht so viel, als wir bei der Ungewißheit, ob und wann wir wieder Land erreichen würden, nöthig hatten.

Es erbot sich daher der Lieutenant Gower, dessen Muth und Geschicklichkeit in allen unsern Gefahren und Nöthen ich nicht genug preisen kann, noch einmahl mit dem Boote in einer Gegend ans Land zu rudern, wo das Regenwasser sich in Lachen gesammelt hatte, weil wir von dem eigentlichen Wasserplatze, wo man einige unserer Leute zurückgelassen hatte, jetzt gar zu weit weggetrieben waren. Der Tag fing um diese Zeit schon an, sich zu neigen, und kaum war das Boot eine Stunde abwesend gewesen, als das fürchterlichste Gewitter, dergleichen man in Europa gar nicht kennt, mit einem wüthenden Sturme einbrach und uns Allen den Untergang drohete. Die Nacht rückte indeß heran, und ein ununterbrochener Platzregen stürzte aus der Luft herab. Ich ließ zu wiederholten Mahlen Kanonenschüsse thun und Feuerzeichen machen, um das Boot dadurch zu leiten, dessen zweifelhaftes Schicksal mir die

größte Angst verursachte. Umsonst! Das unglückliche Boot blieb aus, und es war nur gar zu wahrscheinlich, daß es, zusammt der darauf befindlichen wackern Mannschaft, zu Grunde gegangen sei. Meine Betrübniß darüber war sehr groß.

Aber noch größer war denn auch meine Freude, als es endlich gegen 7 Uhr, da wir bereits alle Hoffnung, es wieder zu sehn, aufgegeben hatten, dennoch wieder zu uns kam. Mit unbeschreiblichem Entzücken eilten wir, Mannschaft und Boot sogleich an Bord zu nehmen, und wohl bekam es uns und ihnen, daß wir damit geeilt hatten! Denn man war kaum damit zu Stande gekommen, als ein so fürchterlicher Windstoß uns erreichte, daß, wenn wir nur eine Minute gezaudert hätten, Boot und Mannschaft ohne Rettung verloren gewesen wären.

Herr Gower erzählte mir hierauf, daß, da er nicht habe landen können, drei seiner Leute mit Wasserfässern ans Land geschwommen seien, um sie anzufüllen; daß aber gleich darauf der Wogenbruch am Strande so stark geworden sei, daß sie sich nicht getraut hätten, wieder nach dem Boote zurück zu schwimmen. Da er nun sich nicht habe entschließen können, die armen Leute, besonders da sie vom Kopfe bis zu den Füßen nackt gewesen seien, in einer so fürchterlichen Nacht zurückzulassen, so habe er so lange auf sie gewartet, bis die augenscheinlichste eigene Gefahr ihn endlich bewogen habe, nach dem Schiffe zurückzukehren.

Das Schicksal dieser armen Leute war jetzt ein neuer Gegenstand der Sorge und der Beängstigung für uns. Sie waren nackt, auf einer unbewohnten Insel, weit von der Wasserstelle weg, wo einige ihrer Gefährten wenigstens ein Gezelt zur Bedeckung hatten, und ohne alle Lebensmittel! Es war überdas Nacht, und

unter heftigem und anhaltenden Regen donnerte und blitzte es dermaßen, daß meine Europäischen Leser sich gewiß keine Vorstellung davon machen können. Aber Noth ist sinnreich. Die armen Nackten hatten das einzige ihnen noch übrige Mittel, sich vor einer gänzlichen Erstarrung zu sichern, angewandt, indem sie wechselsweise sich einander mit ihren Körpern deckten. Auf diese Weise hatten sie die fürchterlichste Nacht ihres Lebens glücklich überstanden; und sobald es Tag geworden war, hatten sie, bald durch Laufen, bald durch Schwimmen, denjenigen Platz erreicht, wo einige unserer Leute mit dem Gezelte zurückgeblieben waren.

Diese ihre Gefährten nahmen sie mit Erstaunen und Freude auf, und theilten augenblicklich ihre Lebensmittel und ihre Kleider mit ihnen. Sobald sie von da aus an Bord kamen, befahl ich, sie aufs beste zu erquicken, und ließ sie die ganze folgende Nacht hindurch in ihren Hangematten *) bleiben. Sie sahen hierauf wieder so gesund und munter aus, als ob ihnen nichts begegnet wäre. Dies waren übrigens drei von Denen, welche bei Madera von dem Schiffe ans Land geschwommen waren, um sich noch einmahl die Haut voll zu trinken.

Wir hielten uns fast unter beständigen Stürmen und Windstößen noch einige Tage an der Küste dieses Landes auf, und es glückte uns, wiewol mit unbeschreiblicher Mühe und Gefahr, fast alle unsere Wasserfässer nach und nach voll zu bekommen. Diejenigen

---

*) Auf den Schiffen schlafen die Bootsleute nicht in Bettstellen, sondern auf einem in der Luft schwebenden Stück Leinewand, welches mit seinen vier Zipfeln an Stricken hängt, und deßwegen eine Hangematte genannt wird

unserer Leute, welche am Lande waren, versorgten uns auch einige Mahl mit einer Menge von gewissen Vögeln, die sie auf eine sonderbare Weise fingen. So oft sich nämlich des Nachts ein Sturm erhob, kamen diese Vögel scharenweise nach dem Feuer hingeflogen und stürzten sich blindlings in dasselbe hinein. Auf diese Weise hatte man deren in einer Nacht nicht weniger als 700 Stück bekommen.

Der letzte Tag unsers hiesigen Aufenthalts wäre beinahe der unglücklichste für uns geworden. Die Böte waren nämlich zum letzten Mahl ans Land gegangen, um das daselbst gefällte Holz nebst dem Gezelte abzuholen, als auf einmahl ein so heftiger Sturmwind erwachte, daß es unmöglich war, ihm zu widerstehn, und wir in die See getrieben wurden. Die Gewalt des Windes war so groß, daß er das Wasser häufig in die Höhe führte, und es weit über unsere Mastkörbe hin durch die Luft schleuderte. Die Nacht brach darüber ein, und von unsern Böten war noch nichts zu sehn; ein Umstand, der mich sehr bekümmert machte, weil, außer dem Lieutenant, 28 meiner besten Leute sich darin befanden. Endlich, da es schon finster zu werden begann, hatten wir die unverhoffte Freude, das eine derselben in der Dämmerung durch die hohen Wogen nach uns her arbeiten zu sehn. Wir bemüheten uns, es in einem günstigen Augenblicke an Bord zu nehmen; allein so sorgfältig wir auch dabei zu Werke gingen, so wurde es dennoch sehr beschädiget.

Dieses Boot hatte nur zehn von meinen Leuten an Bord, die sich dadurch noch gerettet hatten, daß sie die eingenommene Ladung von Holz über Bord warfen. Was aus dem andern Boote mit dem Offizier und den übrigen 18 Mann geworden war, das wußten sie nicht. Wir

zitterten für ihr Leben. Die Nacht war schon völlig eingebrochen, und es war daher mehr als wahrscheinlich, daß sie entweder schon zu Grunde gegangen wären, oder, wenn sie noch auf dem Meere umherschwankten, in der Finsterniß der Nacht zuverlässig untergehen würden.

Um indeß von meiner Seite nichts unversucht zu lassen, wodurch ein so schmerzlicher Verlust noch verhindert werden könnte, ließ ich die ganze Nacht hindurch gegen das Land hin arbeiten. Es wurde wieder Tag, und da wir um diese Zeit der Küste ziemlich nahe gekommen waren, so sahen wir uns mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem Boote um; aber ach! zu unserer unaussprechlichen Betrübniß war es leider! nirgends zu sehen. Wir ließen indeß nicht nach, sondern bemüheten uns, der Küste immer näher zu kommen. Endlich, da es schon Mittag war, hatten wir die unbeschreibliche Freude, es hart am Lande vor einem kleinen Anker liegen zu sehn; und durch Hülfe unserer Ferngläser bemerkten wir, daß die Mannschaft in dasselbe einstieg. Um drei Uhr kam es endlich glücklich bei uns an Bord; aber die Leute waren so entkräftet, daß sie kaum in das Schiff hinaufsteigen konnten.

Sie hatten während der Nacht versucht, das Schiff zu erreichen, aber kaum hatten sie sich von der Küste entfernt, als ein plötzlicher Windstoß das Boot mit Wasser anfüllte, und sie in die größte Gefahr setzte, unterzusinken. Mit genauer Noth waren sie dieser Gefahr entgangen, und hatten hierauf die Nacht in großer Noth und Angst zugebracht. Mit Anbruch des Tages hatten sie sich fleißig nach dem Schiffe umgesehn; aber da sie dasselbe nirgends entdecken konnten, so hatten sie vermuthet, daß es im Sturme zu Grunde gegangen wäre. So schrecklich indeß diese Vorstellung auch für sie war,

so hatten sie doch noch Gegenwart des Geistes genug behalten, um solche Maßregeln zu nehmen, welche ihrer Lage angemessen waren. Sie fingen nämlich an, das Erdreich am Strande hin von Gesträuch zu reinigen, und einige Bäume umzuhauen, um Walzen daraus zu machen, durch welche sie das Boot leichter ans Land zu ziehen hofften, um es in Sicherheit zu bringen. Dann war ihr Plan, den Sommer zu erwarten, und hienächst zu versuchen, ob sie die Insel Juan Fernandes erreichen könnten. Nunmehr aber, da sie sich wieder bei uns befanden, war ihnen besser zu Muthe, und über die Freude, einer so großen Gefahr glücklich entkommen zu sein, vergaßen sie eine Zeit lang, daß wir deren wol noch mehre vor uns haben könnten.

Ich eilte nunmehr, diese stürmische Gegend zu verlassen, und schätzte mich sehr glücklich, daß ich hier weiter nichts, als das Brennholz eingebüßt hatte.

Die Insel Masafuero ist bergig und hoch. Sie hat eine dreieckige Gestalt und ungefähr sieben bis acht Seemeilen im Umkreise. Es kostet unglaubliche Mühe, bei ihr zu landen, weil überall sehr viele Steine und große Felsenklumpen von den Bergen herabgestürzt sind, an welchen die Wellen sich mit großem Ungestüm zu brechen pflegen. Man kann deßwegen hier nicht anders ans Land kommen, als daß man das Boot außerhalb der Brandung vor Anker legt, und alsdann hindurch schwimmt. Holz und Wasserfässer, welche man einnehmen will, muß man vom Lande bis ans Boot mit Seilen ziehn.

Die Insel ist mit wilden Ziegen bevölkert. Die See ist rings um die Insel ungemein fischreich, so, daß man mit einigen Angeln in kurzer Zeit Fische genug fangen kann, um die ganze Schiffsmannschaft damit zu

speisen. Wir schossen hier auch einen Wasservogel, der seines großen, schönen Ansehns und seiner Nahrung wegen der Königsfischer genannt worden ist. Er wog nicht weniger, als 87 Pfund, und war fünf und einen halben Fuß lang. Die Haifische waren hier so gefräßig, daß, da einsmahls das Senkblei ausgeworfen wurde, einer derselben es verschluckte, und es nicht eher wieder von sich gab, als bis wir ihn damit aus dem Wasser zogen. Es gibt hier auch eine entsetzliche Menge von Seekälbern, und man könnte einige Tausende derselben tödten, ohne daß der Abgang merklich wäre. Wir mußten eine Menge von ihnen umbringen, um nur Ruhe vor ihnen zu haben; denn so oft wir am Strande gingen, liefen sie beständig mit einem gräulichen *Getöse* auf uns zu. Diese Thiere geben vortrefflichen Thran; ihre Herzen und Geschlinge sind sehr gut zu essen, und schmecken fast eben so, als diese Theile von einem Schweine. Ihre Haut ist mit dem feinsten Haar bedeckt.

3.

Fahrt von Masafuero nach den Scharlotteninseln, und von da nach Neu-Britannien.

Wir steuerten bei unserer Abfahrt von Masafuero anfangs etwas nördlich, dann westlich. Es war nunmehr in dieser Weltgegend um die Mitte des Winters, und wir hatten heftige Winde und hohe Wogen. Das Wetter war damahls fast immer trübe, neblicht und kalt. Donnerwetter, Schnee und Regen wechselten mit einander ab. Die Nächte waren, des trüben Wetters wegen, fürchterlich finster; ein Umstand, der nicht bloß unangenehm, sondern auch sehr gefährlich war, weil er uns hinderte, Sternbeobachtungen anzustellen, um die

jedesmahlige Gegend unsers Aufenthalts zu bestimmen. Deßungeachtet mußten wir Tag und Nacht so viel Segel führen, als wir nur aufspannen konnten, wenn wir bei unserm knappen Vorrathe von Lebensmitteln nicht Gefahr laufen wollten, in Hungersnoth zu gerathen.

Wir segelten auf diese Weise bis in die sechste Woche, bevor wir wieder Land erblickten. Das erste, welches uns zu Gesichte kam, war eine kleine Insel, bei der wir aber, ihrer hohen Brandung wegen, nicht landen konnten.

Um diese Zeit fing unser Schiff, welches immer baufälliger wurde, an, eine Menge Wasser einzulassen. Unsere Segel waren gleichfalls schon so abgenutzt, daß sie alle Augenblicke rissen, und daß der Segelmacher mit der Ausbesserung gar nicht mehr fertig werden konnte, sondern unaufhörlich zu thun hatte. Das Volk war bis jetzt gesund geblieben; nunmehr aber fing es an, am Scharbock zu erkranken. Unsere Drangsale nahmen daher mit jedem Tage zu.

Wir entdeckten nach und nach einige unbeträchtliche Inseln; aber bei keiner derselben wollte es uns gelingen, einen Ankerplatz zu finden. Der Scharbock nahm unterdeß immer mehr und mehr überhand, und selbst diejenigen von unsern Leuten, welche noch nicht krank waren, fühlten sich so matt und kraftlos, daß sie kaum mehr Dienste thun konnten. Das Schiff segelte nicht bloß elend und langsam, sondern es war auch durch die häufigen Stürme so erbärmlich zugerichtet, daß es sich fast gar nicht mehr wollte lenken lassen.

Am zehnten August, ungefähr zwei und einen halben Monat nach unserer Abreise von Masafuero, wurde unser Zustand noch drohender und betrübter; das Schiff bekam nämlich einen neuen starken Leck, und zwar an

einer Stelle unter Wasser, wo wir demselben auf offener See unmöglich beikommen konnten. Unsere armen, abgematteten Leute mußten also wechselsweise unaufhörlich pnmpen.

So sah es mit uns aus, als wir bei Anbruch des Tages Land entdeckten. Die plötzliche Entzückung, in welche dieser Anblick uns versetzte, kann nur der Missethäter schätzen, dem in dem Augenblicke, da er den letzten Streich erwartet, „Gnade" zugerufen wird.

Das Land bestand in mehren zusammenliegenden Inseln, welchen ich in der Folge den Namen der Königinn Scharlotteninseln gab, und die man auf der, diesem Werke beigefügten Karte, unter dem 11ten und 12ten Grade der südlichen Breite, und in der westlichen Länge von 195 Graden finden wird.

Wir kamen bald bei einer derselben vor Anker. Da aber die Küste in dieser Gegend dicht verwachsen war, und keine eßbare Kräuter oder Früchte zu versprechen schien, so schickte ich den Schiffer nebst 15 Mann, sämmtlich wohlbewaffnet, in einem Boote aus, um einen bequemen Ankerplatz zu suchen. Ich gab ihm einige Glaskorallen, Bänder und ähnliche Kleinigkeiten, die sich von ungefähr an Bord befanden, auf den Fall mit, daß er etwa mit den Eingebornen zusammentreffen sollte; wobei ich ihm auf das nachdrücklichste befahl, jeden Anlaß zu Feindseligkeiten, so wie jede Gefahr, auf das sorgfältigste zu vermeiden, nie mehr, als zwei Leute, auf einmahl ans Land gehen zu lassen, und mit den übrigen immer bereit zu sein, diesen vom Boote aus den nöthigen Beistand zu leisten. Ihm selbst gebot ich, auf jeden Fall das Boot nie zu verlassen, es möchte sein, aus welcher Ursache es immer wolle. Endlich empfahl ich ihm auf das dringendste, daß er bloß auf seinen Dienst bedacht

sein und sich um nichts Anderes bekümmern solle; und ich beschwor ihn, daß er, sobald er sich seines Auftrages entledigt haben werde, mit der größten Eilfertigkeit an das Schiff zurückkehren möge.

Durch diese Verhaltungsbefehle glaubte ich allem Unheile, welches etwa entstehen könne, hinlänglich vorgebaut zu haben; aber darin hatte ich mich geirrt. Denn als das Boot nach einigen Stunden zurückkam, so zeigte es sich gleich beim ersten Anblicke, auf eine für mich sehr traurige Weise, daß man meine Befehle schlecht beobachtet hatte; denn das Erste, welches mir in die Augen fiel, war der Schiffer selbst, dem drei lange Pfeile im Leibe steckten. Es bedurfte keiner andern Anklage gegen ihn.

Drei seiner Gefährten waren leider! gleichfalls auf eben die Weise, und zwar tödtlich verwundet. Er selbst suchte sich zwar zu rechtfertigen, und die größte Schuld auf die Eingebornen zu schieben, aber von der übrigen Mannschaft erhielt ich folgenden Bericht, welcher seine Verschuldung außer Zweifel setzte. Man war gelandet, und hatte sich einigen in der Nähe befindlichen Wohnungen genähert. Die Indier begegneten ihnen mit Zutrauen und Freundschaft, bis ihnen von Seiten des Schiffers eine gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gegeben wurde. Er befahl nämlich, einen Kokusbaum umzuhauen, ungeachtet sie ihr Mißvergnügen darüber zu erkennen gaben. Sobald der Baum niederfiel, liefen die Indier, bis auf Einen, der eine Person von Wichtigkeit zu sein schien, Alle davon. Bald darauf bemerkte ein Unteroffizier, der gleichfalls mit ans Land gegangen war, daß eine große Anzahl der Eingebornen sich zwischen den Bäumen versammelte; er machte den Schiffer aufmerksam darauf, und äußerte die Besorgniß, daß diese

Menge vielleicht etwas Feindseliges im Sinne haben dürfte. Allein der unvorsichtige und bethörte Mann schlug diese Warnung in den Wind, und anstatt, daß er sogleich nach dem Boote hätte zurückkehren sollen, schoß er noch mit einer seiner Pistolen nach einem gewissen Ziele hin; worauf denn auch derjenige Indier, welcher bis dahin bei ihnen geblieben war, sich augenblicklich zu den übrigen verfügte.

Deß allem ungeachtet fuhr der Schiffer in einer fast unbegreiflichen Verblendung fort, seine Zeit am Lande zu vertändeln, und es fiel ihm nicht eher ein, nach dem Boote zurückzukehren, bis die Indier, 3 bis 400 an der Zahl, von allen Seiten angreifend hervorsprangen. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, wovon *jene* über sechs, diese über vier Fuß lang waren. Sie schossen damit truppweise und beinahe eben so regelmäßig, als wohlgeübte Soldaten in Europa zu feuern pflegen. Jetzt galt es, sich zu wehren, so gut man konnte. Das Feuer unserer Leute, die sich nach dem Boote zurückzogen, tödtete ihrer Viele; aber jene ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhren fort, den Unsrigen tapfer zuzusetzen. Zum Unglück fand man, da man das Boot erreichte, den Anker in das Tau verwickelt; dis hielt abermahls auf, und bei dieser Gelegenheit wurden die Meisten von der Gesellschaft, und zwar einige tödtlich verwundet. Man hieb endlich den Strick ab, und eilte, so geschwind man konnte, davon; aber auch das machte dem Kampfe noch kein Ende. Die Indier sprangen bis an den Hals in die See und schickten ihnen einen Regen von Pfeilen nach, ungeachtet man unabläßig mit großen Musketen unter sie feuerte, in welche der Schiffer jedesmahl acht bis zehn Pistolenkugeln einladen ließ. Viele verfolgten die Unsrigen in Kähnen,

bis diese endlich einen derselben in Grund bohrten, und die Andern so heftig feuerten, daß viele von den darin befindlichen Indiern todtgeschossen wurden; worauf sie denn endlich Alle nach dem Lande zurückkehrten.

Der Schiffer und drei meiner besten Bootsleute starben nachher an ihren Wunden; ein Verlust, den die ganze traurige Lage, worin wir uns befanden, doppelt schmerzhaft machte.

Durch diesen unglücklichen Versuch, einen bessern Ort für das Schiff zu finden, abgeschreckt, beschloß ich, eine Probe zu machen, was an dem Orte, wo wir vor Anker lagen, ausgerichtet werden konnte. Ich ließ zuvörderst das Schiff auf die Seite legen, um es, so gut es gehen wollte, zu kalfatern, und am folgenden Tage schickte ich eins der Böte wohlbemannt und bewaffnet ans Land, um, dem Schiffe gegenüber, aus einem daselbst befindlichen Bache Wasser zu schöpfen. Es stand zu erwarten, daß die Eingebornen, die wir die Nacht zuvor zwischen den Bäumen wahrgenommen hatten, auch heute nicht weit sein würden, und ich ließ daher, um sie fortzuscheuchen, erst einigemahl vom Schiffe aus in den Wald feuern. Hierauf ließ ich den Lieutenant mit einer Anzahl bewaffneter Leute in das andere Boot steigen, um die Wasserholer zu decken. Diesem befahl ich, daß er mit seiner Mannschaft nicht aus dem Boote gehn, sondern sich hart an die Küste legen solle, um jene zu beschützen; und dieser Befehl wurde genau vollzogen.

Das Gestade war so steil, daß die Böte ganz nahe bei dem Orte, wo das Wasser geschöpft wurde, liegen konnten; aber noch ehe Jemand ans Land stieg, ließ der Offizier die ganze Mannschaft drei- oder viermahl in den Wald feuern. Dann erst landeten die aus dem ersten Boote, und gingen an ihre Arbeit.

Aber kaum waren diese eine Viertelstunde am Lande gewesen, als plötzlich, und noch ehe sie das geringste gemerkt hatten, ein Hagel von Pfeilen aus dem Gebüsch auf sie abgedrückt wurde. Einer von ihnen wurde dadurch gefährlich in die Brust verwundet. Augenblicklich ließ der Lieutenant verschiedene Salven nach derjenigen Gegend des Waldes feuern, aus welcher die Pfeile kamen; ich aber ließ vom Schiffe aus die Kanonen, die mit Trauben*) geladen waren, nach der nämlichen Gegend richten und mehrmahls abbrennen. Wir sahen hierauf ungefähr 200 Mann in der größten Eile aus dem Walde hinaus längs dem Strande hinrennen. Eine große Anzahl derselben versammelte sich bald nachher von neuen auf der westlichen Spitze der Bai, wo sie vermuthlich sicher zu sein glaubten. Um sie nun vom Gegentheile zu überzeugen, ließ ich eine große Kugel dahin abfeuern. Diese strich hart am Wasser hin, erhob sich alsdann, und fiel mitten unter sie. Hiedurch erschreckt, rannten sie in größter Eile und Bestürzung auseinander, und wurden nachher nicht wieder gesehn.

Ungeachtet ich schon lange an einem hitzigen Gallenfieber krank gewesen war, so hatte ich doch bisher mich noch immer auf dem Verdecke aufgehalten. Jetzt aber nahm meine Krankheit überhand, und ich mußte mich bequemen, das Bett zu hüten. Der Lieutenant wurde gleichfalls gefährlich krank, und 30 andere meiner Leute nebst dem Konstabel lagen auch danieder. In so traurigen Umständen mußten wir diese Insel verlassen, ohne irgend eine andere Erfrischung, als einige Tonnen Wasser, von

---

*) Traubenschüsse sind zusammengestrickte Kugeln in einem Sacke von Segeltuch, in Gestalt einer Traube.

ihr erhalten zu haben. Man denke sich unsere ganze Lage, und man wird sie schauderhaft finden. Der Lieutenant und ich waren jetzt, nach dem Tode des Schiffers, die einzigen Personen an Bord, die so viel Kenntniß von der Schiffahrt hatten, daß sie sich getrauen durften, das Schiff nach Europa zurückzuführen; und wir waren Beide gefährlich krank! Was sollte, wenn wir mit Tode abgingen, aus den Uebrigen werden? So viele niederschlagende Widerwärtigkeiten, welche unsern Muth nun schon lange auf die grausamste Probe stellten, brachten unsere Leute endlich beinahe zur Verzweifelung. Allein was war zu thun? Geduld, Hoffnung und Muth waren die einzigen Mittel zu unserer Erhaltung, die uns noch übrig gelassen waren; wir bemüheten uns, dieselben anzuwenden, und segelten weiter.

Indem wir längs der Küste hinfuhren, kamen wir derjenigen Stelle gegenüber, wo die Indier den Schiffer angegriffen hatten, und ich nannte den daselbst befindlichen Busen die Blutbai. Wir sahen allda viele regelmäßig gebauete Wohnungen der Eingebornen. Hart am Gestade stand ein Gebäude, welches viel länger und zugleich schöner gebaut war, als die übrigen alle. Wir hielten es für ein öffentliches Versammlungshaus. Dis war eben das Haus, worin die Indier unsere Leute aufgenommen hatten. Sowohl die Wände, als auch der Fußboden desselben, waren mit einer Art feiner Matten bedeckt gewesen, und es hatte in demselben eine große Menge von Pfeilen, in Bündel zusammengebunden, umhergehangen.

In ebendieser Gegend sah man auch viele Gärten, die mit steinernen Mauern umgeben und mit Kokos- und andern Fruchtbäumen besetzt waren. Ungefähr fünf Seemeilen westwärts von diesem Dorfe lag eine ziem-

lich weitläufige Stadt, welche gegen die Küste hin mit einer steinernen Brustwehr versehen war, die meist vier Fuß hoch zu sein schien, und nicht in gerader Linie gebaut war, sondern aus lauter Winkeln bestand, und daher eine Aehnlichkeit mit unsern Europäischen Festungswerken hatte.

An einer andern Stelle sahen wir eine zweite, gleichfalls weitläufige Stadt, welche von Einwohnern zu wimmeln schien. Als das Schiff bei derselben vorbeisegelte, kam eine unglaubliche Menge derselben an den Strand gelaufen. Sie hielten etwas in den Händen, welches einem Büschel grünen Grases ähnlich sah; mit diesem schienen sie einander zu streicheln, wobei sie tanzend im Kreise herumrannten. Vermuthlich war dis ein Kriegestanz, wodurch sie uns zum Kampf herausfoderten.

Die Bevölkerung dieser Insel muß erstaunlich groß sein; denn ein wenig weiter hin erblickten wir abermahls eine ansehnliche Stadt, welche gleichfalls mit einer Brustwehr umgeben war. Auch hier rannten die Eingebornen gegen den Strand herab, und tanzten auf die eben beschriebene Weise. Es währte nicht lange, so stießen sie einige ihrer Kähne in See und ruderten gegen uns heran. Wir legten augenblicklich bei, in der Hoffnung, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung mit ihnen kommen dürfte. Aber die Hoffnung schlug fehl; denn in einer gewissen Entfernung hielten sie still, staunten uns mit großen Augen an, und waren nicht zu bewegen, näher zu kommen. Wir segelten also weiter.

Die letzte Gegend der Insel, welche wir im Vorbeifahren zu beobachten Gelegenheit hatten, schien unter allen am meisten bevölkert zu sein. Die ganze Küste machte hier gleichsam nur Eine große Stadt aus. Da wir in dieser Gegend ein Boot zum Sonden ausgeschickt

hatten, so stießen viele bewaffnete Indier in Kähnen ab, um dasselbe anzugreifen, und drückten, sobald sie sich bis auf einen Bogenschuß genähert hatten, ihre Pfeile darauf ab. Man erwiederte diesen Angriff vom Boote aus mit einer Salve aus dem kleinen Gewehr; einer der Indier wurde dadurch getödtet, und ein anderer verwundet. Zu gleicher Zeit wurde vom Schiffe aus ein Traubenschuß aus einer Kanone dahin gethan, und dieser brachte sie augenblicklich zum Weichen. Derjenige Kahn, welcher den ersten Angriff gemacht hatte, fiel mit den darin befindlichen Verwundeten den Unsrigen in die Hände, und sie brachten ihn ans Schiff.

Ich ließ den verwundeten Indier an Bord nehmen und seine Wunden durch den Schiffsarzt besichtigen. Dieser fand, daß er einen Schuß in den Kopf bekommen, und daß der andere ihm den Arm zerschmettert hatte. Er erklärte die erste Wunde für tödtlich. Ich ließ hierauf den Unglücklichen wieder in seinen Kahn setzen, worauf er, so elend er auch war, wieder nach dem Lande zurückruderte.

Dieser Indier war ein junger Mann von schöner Gesichtsbildung, der übrigens einem Afrikanischen Schwarzen glich. Sein Haar war nämlich wollicht, seine Haut schwarz; aber an seinem Kinne keimte ein wenig Barthaar hervor. Er war dabei von gewöhnlicher Leibesgröße, und ging, wie seine Landsleute alle, so viel wir deren gesehn hatten, durchaus nackt. Uebrigens sind diese Leute ungemein hurtig, stark und geschäftig; und es schien, als wenn sie eben so gut im Wasser, als auf dem Lande leben könnten. Denn sie sprangen alle Augenblicke, bald aus den Kähnen in die See, bald aus dieser wieder in die Kähne. In dem eroberten Kahne fanden wir zwei Bogen und einige Bündel Pfeile. Mit

diesen wissen sie in einer unglaublichen Entfernung zu treffen, und die Gewalt, womit die Pfeile abgeschnellt werden, kann man daraus abnehmen, daß einer derselben durch ein Brett flog, und deßungeachtet noch Kraft genug hatte, einen Unteroffizier gefährlich in den Schenkel zu verwunden. Diese Pfeile waren mit Feuersteinen zugespitzt.

Wir verließen nunmehr dieses für uns so unglückliche Land, welches einen gar großen Reichthum an Schweinen, Federvieh und Früchten zu haben schien, mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

Das widrige Schicksal, welches uns bisher verfolgt hatte, begleitete uns noch immer. Einer unserer Leute, und zwar gerade einer von den Wenigen, die noch gesund und stark genug waren, ihren Dienst zu verrichten, hatte das Unglück, vom Schiffe hinab in die See zu fallen. Man warf ihm zwar augenblicklich den von den Wilden erbeuteten Kahn nach, legte bei, und setzte, um ihn zu retten, so geschwind als möglich eins der Böte aus, aber umsonst! Der arme Kerl ging plötzlich zu Grunde, und wurde nicht wieder gesehn. Vielleicht, daß ein Haifisch ihn verschlungen hatte.

Wir entdeckten verschiedene Inseln hinter einander; allein wir waren nicht so glücklich, bei einer einzigen derselben vor Anker gehn, oder irgend eine Erquickung davon erlangen zu können. Endlich erreichten wir Neu-Britannien, ein Land, welches ich auf der beigelegten Karte nachzusehen bitte, und kamen daselbst den 28sten August vor Anker.

4.

Aufenthalt bei Neu-Britannien. Entdeckung einer Straße, welche dieses Land in zwei Inseln theilt. Fahrt von da bis nach Mindanao.

Die ausgesandten Böte kehrten zu unserer großen Freude mit 150 Kokosnüssen und mit der Nachricht zurück, daß sie einen für unsere Absichten bequemeren Hafen gefunden hätten. Um nun dahin zu segeln, wollten wir den ausgeworfenen Anker wieder einnehmen; aber die vereinigten Kräfte des gesammten Schiffsvolks reichten dazu nicht mehr hin. Mit Bekümmerniß über diesen auffallenden Beweis unserer Schwäche, nahmen wir unsere Zuflucht zu einem mechanischen Hülfsmittel; allein ungeachtet ein Jeder, der sich nur noch rühren konnte, mit Hand anlegte und aus allen Kräften arbeitete, so konnten wir doch den Anker nicht aus der Stelle bringen. Das Kabeltau*) zu kappen wäre das letzte Mittel gewesen; aber Anker und Tau waren ein zu unersetzlicher Verlust für uns. Ich konnte mich daher unmöglich dazu entschließen. Wir hörten also, obgleich sehr ungern, für dismahl auf zu arbeiten, um erst neue Kräfte zu sammeln. Am folgenden Morgen erreichten wir endlich unsere Absicht; aber da der Anker zum Vorschein kam, fand es sich, daß der eine Zahn desselben abgebrochen, und er also nicht weiter zu gebrauchen war.

Sobald wir den neuen Ankerplatz erreicht hatten, fingen wir sogleich an, Holz und Wasser einzunehmen. Es gab hier Schildkröten, und die See wimmelte von

---

*) Dickes Ankerseil.

lich weitläuftige Stadt, welche gegen die Küste hin mit einer steinernen Brustwehr versehen war, die meist vier Fuß hoch zu sein schien, und nicht in gerader Linie gebaut war, sondern aus lauter Winkeln bestand, und daher eine Aehnlichkeit mit unsern Europäischen Festungswerken hatte.

An einer andern Stelle sahen wir eine zweite, gleichfalls weitläuftige Stadt, welche von Einwohnern zu wimmeln schien. Als das Schiff bei derselben vorbeisegelte, kam eine unglaubliche Menge derselben an den Strand gelaufen. Sie hielten etwas in den Händen, welches einem Büschel grünen Grases ähnlich sah; mit diesem schienen sie einander zu streicheln, wobei sie tanzend im Kreise herumrannten. Vermuthlich war dis ein Kriegestanz, wodurch sie uns zum Kampf herausfoderten.

Die Bevölkerung dieser Insel muß erstaunlich groß sein; denn ein wenig weiter hin erblickten wir abermahls eine ansehnliche Stadt, welche gleichfalls mit einer Brustwehr umgeben war. Auch hier rannten die Eingebornen gegen den Strand herab, und tanzten auf die eben beschriebene Weise. Es währte nicht lange, so stießen sie einige ihrer Kähne in See und ruderten gegen uns heran. Wir legten augenblicklich bei, in der Hoffnung, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung mit ihnen kommen dürfte. Aber die Hoffnung schlug fehl; denn in einer gewissen Entfernung hielten sie still, staunten uns mit großen Augen an, und waren nicht zu bewegen, näher zu kommen. Wir segelten also weiter.

Die letzte Gegend der Insel, welche wir im Vorbeifahren zu beobachten Gelegenheit hatten, schien unter allen am meisten bevölkert zu sein. Die ganze Küste machte hier gleichsam nur Eine große Stadt aus. Da wir in dieser Gegend ein Boot zum Sonden ausgeschickt

hatten, so stießen viele bewaffnete Indier in Kähnen ab, um dasselbe anzugreifen, und drückten, sobald sie sich bis auf einen Bogenschuß genähert hatten, ihre Pfeile darauf ab. Man erwiederte diesen Angriff vom Boote aus mit einer Salve aus dem kleinen Gewehr; einer der Indier wurde dadurch getödtet, und ein anderer verwundet. Zu gleicher Zeit wurde vom Schiffe aus ein Traubenschuß aus einer Kanone dahin gethan, und dieser brachte sie augenblicklich zum Weichen. Derjenige Kahn, welcher den ersten Angriff gemacht hatte, fiel mit den darin befindlichen Verwundeten den Unsrigen in die Hände, und sie brachten ihn ans Schiff.

Ich ließ den verwundeten Indier an Bord nehmen und seine Wunden durch den Schiffsarzt besichtigen. Dieser fand, daß er einen Schuß in den Kopf bekommen, und daß der andere ihm den Arm zerschmettert hatte. Er erklärte die erste Wunde für tödtlich. Ich ließ hierauf den Unglücklichen wieder in seinen Kahn setzen, worauf er, so elend er auch war, wieder nach dem Lande zurückruderte.

Dieser Indier war ein junger Mann von schöner Gesichtsbildung, der übrigens einem Afrikanischen Schwarzen glich. Sein Haar war nämlich wollicht, seine Haut schwarz; aber an seinem Kinne keimte ein wenig Barthaar hervor. Er war dabei von gewöhnlicher Leibesgröße, und ging, wie seine Landsleute alle, so viel wir deren gesehn hatten, durchaus nackt. Uebrigens sind diese Leute ungemein hurtig, stark und geschäftig; und es schien, als wenn sie eben so gut im Wasser, als auf dem Lande leben könnten. Denn sie sprangen alle Augenblicke, bald aus den Kähnen in die See, bald aus dieser wieder in die Kähne. In dem eroberten Kahne fanden wir zwei Bogen und einige Bündel Pfeile. Mit

daß der Passatwind*) noch von Osten herwehete, nach Batavia kommen würden, oder nicht. Ich mußte daher eilen, so sehr ich immer konnte, mir diesen Wind zu Nutze zu machen. Nachdem ich also im Namen Sr. Großbritannischen Majestät von diesem Lande Besitz genommen hatte, so lichtete ich den 9ten des Herbstmonats die Anker, um unsere mühselige Reise fortzusetzen.

Ich machte bei unserer Abreise die Entdeckung, daß Neubritannien durch einen Kanal in zwei Inseln getheilt wird, deren eine gegen Norden, die andere gegen Süden liegt. Wir schifften durch diesen Kanal hin, und ich nannte die nördliche Insel, zur Unterscheidung von der südlichen, Neu-Irland (Nova Hibernia).

Des Nachts hörten wir ein unaufhörliches Getöse am Lande, welches dem Lärm vieler Trommeln glich, und am andern Morgen sahen wir von der Küste von Neu-Irland ungefähr zehn Kähne abstoßen und nach uns herrudern. Sie hatten etwa 150 Mann an Bord, und kamen uns so nahe, daß wir einige Kleinigkeiten mit einander tauschen konnten; aber zu uns in das Schiff wollte Keiner von ihnen kommen.

Ihre Kähne waren sehr lang und schmal, und dabei ziemlich zierlich gebaut. Einer konnte nicht weniger als 90 Fuß lang sein, denn er war nicht viel kürzer, als unser Schiff; deßungeachtet schien er nur aus einem Baume gemacht zu sein. Diese Leute sind, gleich den Afrikanern, schwarz, ihr Haar ist auch eben so wollicht, aber die platte Nase und die dicken Lippen haben sie

---

*) In gewissen Gegenden wehet zu gewissen Jahrszeiten der Wind allemahl aus einer und ebenderselben Himmelsgegend, und solche regelmäßige Winde nennt man Passatwinde.

nicht. Sie gingen übrigens durchaus nackt, nur daß sie einige aus Muscheln verfertigte Zierrathen um die Arme und um die Beine trugen.

Eins fanden wir an ihrem Putze sehr merkwürdig, dieses nämlich, daß sie nicht bloß ihr schwarzes wollichtes Haar, sondern auch zugleich den Bart weiß gepudert hatten. Außerdem hatten sie den Kopf mit einer Feder, die den Schwanzfedern eines Hühnerhahns glich, geziert, indem sie dieselbe gerade über dem einen Ohre befestigt hatten. Ihre Waffen schienen bloß in langen Spießen zu bestehn. Nachdem sie sich eine Zeit lang bei uns aufgehalten hatten, erhob sich ein Wind, worauf sie nach dem Lande zurückkehrten.

Nachdem wir die Meerenge, welche ich den Georgenkanal nannte, zurückgelegt hatten, stießen wir nach und nach auf verschiedene Inseln, deren Bewohner außerordentlich streitsüchtig sein müssen, weil sie, ohne die mindeste Veranlassung, Händel mit uns suchten, ob wir gleich in einer beträchtlichen Entfernung bei ihnen ruhig vorbeisegelten. Etliche hundert von ihnen kamen in Kähnen herbeigerudert, und weil sie uns allerhand Zeichen machten, so ahmten wir dieselben sorgfältig nach, um ihnen zu verstehen zu geben, daß wir eben so gegen sie gesinnt seien, wie sie gegen uns. Sie ruderten hierauf dem Schiffe näher, und ich schmeichelte mir schon, daß sie an Bord kommen würden. Aber sobald sie uns nahe genug gekommen waren, warfen sie ihre Wurfspieße mit großer Gewalt gerade nach dem Orte auf dem Verdecke hin, wo wir am dicksten standen.

Um des Menschenbluts nicht mehr zu vergießen, als zu unserer Vertheidigung nöthig war, ließ ich nur aus kleinem Gewehr unter sie feuern; und als sie sahen, daß Einige von ihnen dadurch getödtet oder verwundet wur-

den, so zogen sie sich zurück. Ich ließ hierauf, um ihnen noch mehr Ehrfurcht einzuflößen und sie von einem zweiten Angriffe abzuschrecken, eine sechspfündige Kugel dergestalt über sie hinschießen, daß sie über ihre Kähne fliegen und jenseits derselben ins Wasser schlagen mußte. Dies hatte die gehoffte Wirkung.

Es dauerte indeß nicht lange, so kam eine andere Anzahl von Kähnen aus einer noch entlegenern Gegend sehr schnell gegen uns herangerudert. Da sie in einer kleinen Entfernung von unserm Schiffe Halt machten, so gaben wir uns alle ersinnliche Mühe, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, indem wir ihnen allerlei zeigten, was, unserer Meinung nach, ihnen angenehm sein konnte, dabei die Arme gegen sie ausbreiteten, und sie einluden, bei uns an Bord zu kommen. Aber alle unsere Bemühungen waren umsonst! Denn sobald sie sich dem Schiffe bis auf einen Steinwurf genähert hatten, ließen sie einen Hagel von Wurfspießen auf uns regnen, welche jedoch glücklicher Weise keinen Schaden anrichteten. Wir feuerten hierauf mit Musketen unter sie, wodurch wir Einen von ihnen tödteten. Die Uebrigen, welche mit Diesem in einem Kahne waren, sprangen hierauf vor Bestürzung ins Wasser, und schwammen nach den Andern hin. Alle ruderten sodann mit größter Eilfertigkeit wieder dahin zurück, wo sie hergekommen waren; wir aber bemächtigten uns des zurückgelassenen Kahns.

Dieser war über 50 Fuß lang, ungeachtet er einer der kleinsten unter denen war, die wir gesehn hatten. Er bestand aus einem einzigen ausgehöhlten Baume. In demselben fanden wir sechs schöne Fische und eine Schild-

kröte, einige Yamwurzeln*), eine Kokosnuß und einen Beutel voll von einer Art von Pflaumen, welche süßlich von Geschmack, aber nicht groß, und sehr mehlig waren. Noch fanden wir in demselben zwei irdene Töpfe, worin sie, an einem in dem Kahne gemachten Feuer, ihre Speisen gesotten hatten. Dieser Umstand schien uns sehr merkwürdig, weil die Wilden sonst gar keinen Begriff vom Kochen zu haben pflegen. Als wir unsere Neugierde mit Besichtigung des Kahns hinlänglich befriedigt hatten, hieben wir ihn zu Brennholz in Stücken.

Diese Indier waren übrigens von der Art, als die auf Neu-Irland. Auch waren sie, gleich Jenen, gepudert, und sie hatten sich überdies das Gesicht mit weißen Streifen bemahlt; so viel ich aber sehen konnte, hatten sie keine Bärte. Ihre Lanzen waren mit Feuersteinen zugespizt.

Indem wir hierauf unsern Lauf fortsetzten, stießen wir auf eine Anzahl zusammenliegender Inseln, deren wir zwischen 20 und 30 zählten. Sie sind von beträchtlicher Größe, besonders eine darunter, die für sich allein ein Königreich ausmachen könnte; denn die südliche Seite derselben, an der wir hinsegelten, fanden wir 18 Seemeilen lang. Wie weit sie sich gegen Norden erstreckt, kann ich nicht bestimmen. Ich nannte diese Inseln alle mit einander die Admiralitäts-Inseln.

Sie gewährten einen sehr reizenden Anblick, und ich würde sie nur gar zu gern näher in Augenschein genommen haben, wenn die elende Beschaffenheit des Schiffs

---

*) Ein Indisches Wurzelgewächs, welches geröstet die Stelle des Brotes vertritt.

und der gräuliche Mangel an allen denjenigen Dingen, womit man sich die Freundschaft der Indier erwerben kann, mich nicht daran gehindert hätten. Das Land ist mit dem schönsten Grün bekleidet, die Wälder sind hoch und groß; zwischendurch sah man Stellen, wo das Holz ausgereutet und das Erdreich angebaut war. Die Zahl der Eingebornen scheint sehr groß zu sein, und ihre Wohnungen liegen in anmuthigen Wäldern von Kokosbäumen.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß diese Inseln schätzbare Handlungswaaren, besonders Gewürze, hervorbringen. Denn sie liegen in eben der Breite und unter eben dem Himmelsstriche, worin die Molukkischen Inseln liegen; und da ich den Muskatennußbaum schon auf der Küste von Neu-Irland fand, so vermuthe ich, daß er hier noch viel besser gedeihen müsse.

Ich übergehe einige unbeträchtliche Entdeckungen, und will nur einer davon erwähnen, bei der wir zum ersten Mahl das Glück hatten, von den Eingebornen auf einen freundschaftlichen Fuß besucht zu werden. Es war nämlich am 25sten des Herbstmonats, als wir kurz vor Abend drei kleine und niedrige Inseln bemerkten. Es währte nicht lange, so ruderten verschiedene Kähne, mit Indiern stark bemannt, gegen uns heran. Sie machten Zeichen, daß sie nichts Böses im Sinne hätten, und kamen hierauf alsobald, ohne Furcht und Mißtrauen, bei uns an Bord.

Alles, was sie bei sich hatten, bestand in einigen Kokosnüssen, die sie uns gegen ein Stückchen von einem alten eisernen Reifen mit tausend Freuden überließen. Man konnte wol sehen, daß ihnen dieses Metall nicht unbekannt war; sie nannten es Parram, und gaben durch Zeichen zu verstehn, daß ein Schiff, wie das un-

frige, je zuweilen zu ihnen komme, um Erfrischungen einzunehmen.

Ich schenkte Einem von ihnen drei Stückchen eines alten eisernen Reifs, deren jedes ungefähr vier Zoll lang war; darüber gerieth er in eine Entzückung, die ihn fast närrisch machte. Ich konnte mich nicht enthalten, an dieser Freude Theil zu nehmen; und es war ein wahres Vergnügen, zu sehn, wie sonderbar seine Gesichtszüge sich dabei veränderten, und durch was für seltsame Geberden er seine Wonne auszudrucken suchte. Ich bin überzeugt, daß diese Leute uns für Eisen, wenn wir damit versehen gewesen wären, Alles gegeben haben würden, was ihre Insel hervorbringt; so außerordentlich hoch schienen sie ein Metall zu schätzen, welches allerdings an Nutzbarkeit jedes andere übertrifft.

Diese Leute waren von der unter jenem Himmelsstriche gewöhnlichen Kupferfarbe. Sie hatten dabei schönes langes Haar, aber nur wenig von einem Barte, vermuthlich deßwegen, weil sie, wie wir bemerkten, das Haar von dem Kinne von Zeit zu Zeit mit sammt der Wurzel ausrissen. Ihre Gesichtszüge sind angenehm, ihre Zähne ungemein weiß und eben. An Hurtigkeit und Geschwindigkeit hatten wir kaum ihres Gleichen gesehen. Sie rannten z. B. viel geschwinder, als unsere eigenen Leute, bis zum Mastkorbe hinauf. Ihre Gemüthsart war offenherzig und ohne Mißtrauen; sie aßen und tranken Alles, was man ihnen gab, gingen ohne Bedenken überall in dem Schiffe umher, und thaten mit dem Schiffsvolke so aufgeräumt und vertraut, als wenn sie alte Bekannte gewesen wären. Sie gingen zwar nackt, doch hatten sie den Unterleib mit einem schmalen Stücke feiner Matten bedeckt.

Ihre Kähne sind gut und zugleich sehr artig gebaut;

Fischen; aber wir hatten den Verdruß, keine davon fangen zu können. Ob die Schuld an unserer Ungeschicklichkeit, oder vielmehr daran lag, daß das Wasser hier außerordentlich klar und der Grund felsig war, lasse ich unentschieden. Es ging uns daher, wie dem Tantalus in der Fabel; wir sahen die Gegenstände, nach welchen wir schmachteten, beständig vor Augen, aber wir konnten sie nicht erreichen.

Auf dem Lande wurde mehr ausgerichtet. Man holte von daher Kokosnüsse und den Gipfel dieser Baumart, welcher Kokoskohl genannt wird. Dieser Kohl ist ein weißes, krauses und saftiges Wesen, welches roh genossen, fast wie Kastanien schmeckt, wenn es aber gekocht wird, einen noch viel lieblichern Geschmack *erhält*. Wir schnitten es klein, vermischten es mit der Brühe, die wir aus tragbarer Suppe machten, und verdickten solche alsdann mit etwas Habermehl. Dis gab ein eben so wohlschmeckendes, als nahrhaftes Gericht. So oft wir indeß dergleichen Kohl zu haben wünschten, sahen wir uns genöthiget, den Baum, worauf er war, umzuhauen. Dis that uns unendlich leid; allein *die* Noth hat kein Gesetz, und die unsrige war in der That sehr hoch gestiegen.

Der Genuß dieses Krauts, und besonders der in der Kokosnuß befindlichen Milch, that unsern Kranken unbeschreiblich wohl. Sie gelangten dadurch bald wieder zu Gesundheit und Kräften. Eben so sehr kam uns auch die gesunde und wohlschmeckende Frucht eines andern Baums zu Statten, der eine Art von Pflaumen trug. Schade, daß es deren nur sehr wenige gab.

Das Land ist hoch und bergig, und mit mancherlei Arten von Bäumen bedeckt. Unter diesen fanden wir

auch den Muskatenbaum, and zwar in großer Menge. Dagegen waren ganz und gar keine Kräuter zu finden, die genießbar gewesen wären. In den Wäldern gibt es eine Menge von Tauben, Dohlen, Papageien, einen großen schwarzgefiederten Vogel, dessen Geschrei dem Bellen eines Hundes gleicht, und noch viele andere Arten, die ich weder nennen noch beschreiben kann. Von vierfüßigen Thieren sah man nur zwei, die unsere Leute für Hunde hielten. Sie sagten, daß diese Thiere ungemein scheu gewesen, und in dem Augenblicke, da man sie wahrgenommen habe, davongelaufen seien. Wir sahen auch allerhand giftiges Gezifer und Schlangen; aber keine Menschen. Zwar stießen wir auf einige verlassene Hütten, woneben Schalen von Muschelfischen lagen, aber die Bewohner derselben bekamen wir nicht zu sehn. Wenn man indeß von der elenden Beschaffenheit ihrer Wohnungen auf sie selbst schließen darf, so müssen sie zu der niedrigsten und armseligsten Klasse von Wilden gehören, denn es waren die erbärmlichsten Hütten, die wir je gesehen hatten.

Ich ließ unser Schiff jetzt auf die Seite legen, um dem Lecke beizukommen, und der Zimmermann verstopfte denselben so gut er konnte. Der ganze Schiffsboden war sehr übel zugerichtet, und von Würmern ganz zerfressen. Man kalfaterte denselben, so weit man ihm beikommen konnte.

Gern wäre ich hier so lange geblieben, bis meine Leute durch Ruhe und Erfrischung wieder gänzlich wären hergestellt gewesen; allein je länger ich mich hier aufgehalten hätte, desto mißlicher und gefährlicher würde es mit unserer Rückreise ausgesehen haben. Unser Aller Leben hing leider! davon ab, ob wir in der Zeit,

und der gräuliche Mangel an allen denjenigen Dingen, womit man sich die Freundschaft der Indier erwerben kann, mich nicht daran gehindert hätten. Das Land ist mit dem schönsten Grün bekleidet, die Wälder sind hoch und groß; zwischendurch sah man Stellen, wo das Holz ausgereutet und das Erdreich angebaut war. Die Zahl der Eingebornen scheint sehr groß zu sein, und ihre Wohnungen liegen in anmuthigen Wäldern von Kokosbäumen.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß diese Inseln schätzbare Handlungswaaren, besonders Gewürze, hervorbringen. Denn sie liegen in eben der Breite und unter eben dem Himmelsstriche, worin die Molukkischen Inseln liegen; und da ich den Muskatennußbaum schon auf der Küste von Neu-Irland fand, so vermuthe ich, daß er hier noch viel besser gedeihen müsse.

Ich übergehe einige unbeträchtliche Entdeckungen, und will nur einer davon erwähnen, bei der wir zum ersten Mahl das Glück hatten, von den Eingebornen auf einen freundschaftlichen Fuß besucht zu werden. Es war nämlich am 25sten des Herbstmonats, als wir kurz vor Abend drei kleine und niedrige Inseln bemerkten. Es währte nicht lange, so ruderten verschiedene Kähne, mit Indiern stark bemannt, gegen uns heran. Sie machten Zeichen, daß sie nichts Böses im Sinne hätten, und kamen hierauf alsobald, ohne Furcht und Mißtrauen, bei uns an Bord.

Alles, was sie bei sich hatten, bestand in einigen Kokosnüssen, die sie uns gegen ein Stückchen von einem alten eisernen Reifen mit tausend Freuden überließen. Man konnte wol sehen, daß ihnen dieses Metall nicht unbekannt war; sie nannten es Parram, und gaben durch Zeichen zu verstehn, daß ein Schiff, wie das un-

frige, je zuweilen zu ihnen komme, um Erfrischungen einzunehmen.

Ich schenkte Einem von ihnen drei Stückchen eines alten eisernen Reifs, deren jedes ungefähr vier Zoll lang war; darüber gerieth er in eine Entzückung, die ihn fast närrisch machte. Ich konnte mich nicht enthalten, an dieser Freude Theil zu nehmen; und es war ein wahres Vergnügen, zu sehn, wie sonderbar seine Gesichtszüge sich dabei veränderten, und durch was für seltsame Geberden er seine Wonne auszudrucken suchte. Ich bin überzeugt, daß diese Leute uns für Eisen, wenn wir damit versehen gewesen wären, Alles gegeben haben würden, was ihre Insel hervorbringt; so außerordentlich hoch schienen sie ein Metall zu schätzen, welches allerdings an Nutzbarkeit jedes andere übertrifft.

Diese Leute waren von der unter jenem Himmelsstriche gewöhnlichen Kupferfarbe. Sie hatten dabei schönes langes Haar, aber nur wenig von einem Barte, vermuthlich deßwegen, weil sie, wie wir bemerkten, das Haar von dem Kinne von Zeit zu Zeit mit sammt der Wurzel ausrissen. Ihre Gesichtszüge sind angenehm, ihre Zähne ungemein weiß und eben. An Hurtigkeit und Geschwindigkeit hatten wir kaum ihres Gleichen gesehen. Sie rannten z. B. viel geschwinder, als unsere eigenen Leute, bis zum Mastkorbe hinauf. Ihre Gemüthsart war offenherzig und ohne Mißtrauen; sie aßen und tranken Alles, was man ihnen gab, gingen ohne Bedenken überall in dem Schiffe umher, und thaten mit dem Schiffsvolke so aufgeräumt und vertraut, als wenn sie alte Bekannte gewesen wären. Sie gingen zwar nackt, doch hatten sie den Unterleib mit einem schmalen Stücke feiner Matten bedeckt.

Ihre Kähne sind gut und zugleich sehr artig gebaut;

der Boden besteht aus einem ausgehöhlten Baume, und die Seitenwände sind ordentlich aus Brettern verfertiget. Sie führen auch Segel von feinen Matten, und sowol ihre Stricke, als auch ihre Fischnetze, waren gut gearbeitet.

Diese guten Leute baten uns sehr, daß wir mit ihnen ans Land gehen möchten; und sie erboten sich, versteht sich durch Zeichen, daß sie eine gleiche Anzahl von ihren Leuten, als Geißeln, an Bord des Schiffes lassen wollten. Gern hätte ich diese Einladung angenommen, aber es stand nicht in meiner Macht; denn der Seestrom, welcher in dieser Gegend sehr stark nach Westen lief, trieb mich in kurzer Zeit weit von ihrer Insel weg.

Da sie endlich Abschied von uns nahmen, bestand Einer von ihnen auf der Bitte, daß wir ihn mitnehmen möchten. Alle Gegenvorstellungen, die wir ihm deßwegen machten, blieben fruchtlos. Da ich es nun eben nicht für unwahrscheinlich hielt, daß dieser Indier uns zu anderweitigen Entdeckungen nützlich werden könnte, so gab ich endlich meine Einwilligung dazu. Wir erfuhren nach und nach von ihm, daß es nach Norden hin noch andere Inseln gebe, deren Bewohner Eisen hätten, und seine Landsleute, so oft sie dieselben auf der See anträfen, allezeit ermordeten. Weil dieser ehrliche Kerl so viel Bereitwilligkeit, mit uns zu gehen, geäußert hatt, so nannte ich ihn Joseph Freewill (Freiwillig). Ich hatte aber bald Ursache, es zu bereuen, daß ich ihn mitgenommen hatte. Der arme Schelm wurde nämlich bald krank und immer kränker, je weiter wir fuhren. Endlich starb er, zu unserer Aller herzlichem Leidwesen.

Da uns die Sonne jetzt senkrecht über dem Kopfe stand, so steuerte ich, um der brennenden Sonnenhitze etwas auszuweichen, nordwärts. Wir entdeckten auf

dieser Fahrt noch ein Paar andere Inseln, bei welchen wir uns aber nicht aufhalten durften. Am 27sten des Weinmonats bekamen wir endlich die schon längst bekannte Insel Mindanao zu Gesicht, ein Land, welches gegen 200 Deutsche Meilen in Umfang hat, und auf welcher die Spanier verschiedene Niederlassungen angelegt haben.

5.

Aufenthalt bei Mindanao. Abreise von da nach der Insel Celebes.

Da ich jetzt abermahls eine Menge Kranke an Bord hatte, die sich nach Erfrischungen sehnten, so segelte ich an der Küste dieses Landes hin, und ließ den Lieutenant mit dem Boote vorauslaufen, um einen Hafen zu suchen. Dieses wollte uns lange nicht gelingen. Endlich erblickte der Offizier eine kleine Bucht, an deren innerstem Gestade eine Stadt mit einer kleinen Beifeste lag. Kaum war man auch seiner daselbst ansichtig geworden, so feuerte man eine Kanone ab, und setzte drei stark bemannte Böte in See. Da nun der Lieutenant zur Gegenwehr zu schwach war, so lief er alsobald nach dem Schiffe zurück, und die Böte verfolgten ihn, bis sie das Schiff zu Gesicht bekamen. Bei diesem Anblicke verging ihnen die Lust, ihre Jagd fortzusetzen; sie wandten sich, und ruderten wieder nach der Stadt zurück.

Um mich nicht unnöthiger Weise in Feindseligkeiten einzulassen, fuhr ich fort, an der Küste hinzusegeln, um einen andern Platz zum Ankern zu suchen, den mir Niemand streitig machte. Nach einigen Tagen war ich so glücklich, einen solchen zu finden, und zwar in einer Gegend, wo sich ein Fluß ins Meer ergoß. Die Böte

wurden ausgeschickt, und sie brachten uns zwei Ladungen Wassers mit der Nachricht zurück, daß sie von Menschen in dieser Gegend keine Spur gesehen hätten. Unterdeß erschien doch in einiger Entfernung ein Kahn, welcher abgeschickt zu sein schien, um Erkundigung einzuziehn, wer wir wären? Ich ließ sogleich die Englische Flagge aufstecken, und hoffte, daß er hierauf zu uns an Bord kommen würde. Allein nachdem er uns hinlänglich beobachtet hatte, ruderte er, ohne sich uns weiter zu nähern, wieder davon. Darüber brach die Nacht ein.

Gegen neun Uhr wurden wir plötzlich durch einen entsetzlichen Lärm erschreckt, welcher sich, dem Schiffe gegenüber, auf dem Lande erhob. Es war eine große Anzahl von Menschenstimmen, und der Lärm, den sie machten, glich dem Kriegsgeschrei, welches die Amerikanischen Wilden in dem Augenblicke des Angriffs machen, und wovon Alle, die es gehört haben, gestehn, daß es etwas ungemein Fürchterliches und Entsetzliches sei.

Bei einem so kriegerischen Anscheine mußten wir auf unserer Hut sein. Ich ließ daher das Schiff zum Schlagen einrichten; und ungeachtet wir am folgenden Morgen nichts von den Leuten sahen, welche in der vergangenen Nacht uns durch ihr Gebrülle erschreckt hatten, so gebrauchte ich doch, indem ich die Böte abermahls ans Land schickte, um Wasser zu holen, alle mögliche Vorsicht. Der Erfolg zeigte, daß ich nicht unrecht daran gethan hatte. Denn kaum waren unsere Leute ans Land gestiegen, als man aus dem nahen Walde eine Menge bewaffneter Leute hervorrennen sah, unter welchen Einer etwas Weißes emporhielt, welches wir für ein Friedenszeichen ansahen.

Hier hatte ich abermahls Ursache, mich über die klägliche Ausrüstung meines Schiffs zu beklagen. Ich

hatte nämlich keine weiße Flagge an Bord. Um mir indeß zu helfen, so gut ich konnte, ließ ich eins von meinen Tischtüchern, statt einer Flagge, wehen und schickte dieselbe ans Land. Sobald der Offizier mit diesem Friedenszeichen ausgestiegen war, kam der Indische Fahnenträger, von einem Andern begleitet, unbewaffnet an den Strand, und man begrüßte sich gegenseitig mit Freundschaftsbezeigungen. Der Indier redete die Unsrigen auf Holländisch an; da aber Keiner unter ihnen diese Sprache verstand, so brachte er einige Wörter in Spanischer Sprache hervor, worin Einer von unsern Leuten ziemlich weit gekommen war. Allein der Indier redete es so schlecht, daß es ihm schwer fiel, sich verständlich zu machen, und daß er die Zeichensprache zu Hülfe nehmen mußte. Vielleicht war seine Geschicklichkeit im Holländischen nicht viel größer. So viel brachte man indeß heraus, daß er den Namen des Skippers, womit er den Befehlshaber meinte, zu wissen verlangte, und sich erkundigte: ob wir Holländer seien? ob unser Schiff ein Kauffahrtei- oder Kriegsschiff sei? wie viele Kanonen es führe, und ob es nach Batavia gehe?

Als man ihm diese Fragen beantwortet hatte, gab er zu verstehn, daß wir nach der Stadt segeln sollten; daselbst wolle er uns dem Raja, d. i. dem König oder Statthalter, vorstellen. Der Lieutenant antwortete hierauf: man sei dazu bereit; aber da er nothwendig erst etwas Wasser einnehmen müsse, so bitte er, daß die mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Indier sich so lange zurückziehn möchten. Der Indische Fahnenträger, der ein Mann von Ansehen zu sein schien, erfüllte dieses Verlangen; doch schien er eine Vergeltung dafür zu erwarten, indem er das seidene Schnupftuch, welches

der Lieutenant um den Hals trug, mit aufmerksamen Blicken beobachtete. Dieser verstand ihn sogleich, knüpfte es los und machte ihm ein Geschenk damit; wogegen Jener ihn ersuchte, ein anderes Tuch von ihm anzunehmen, welches aus grobem baumwollenen Zeuge bestand. Unsere Leute nahmen hierauf ungehindert Wasser ein, und kehrten damit nach dem Schiffe zurück.

Wir hofften jetzt, daß es zu einem friedlichen Umgange zwischen uns und den Einwohnern dieses Landes kommen würde, und freueten uns schon zum voraus auf die Lebensmittel und Erfrischungen, die wir von ihnen zu erhalten wünschten. Allein nach einigen Stunden veränderte sich der Auftritt. Wir sahen nämlich mit eben so großer Verwunderung, als Betrübniß, daß zwischen den Bäumen, dem Schiffe gegen über, viele hundert bewaffnete Leute zusammenliefen und sich in Ordnung stellten. Sie waren mit Musketen, mit Pfeilen und Bogen, zum Theil auch mit langen Spießen und einer Art von Hirschfängern bewaffnet und mit Schilden versehen.

Dieser Anblick ließ schon nichts Gutes vermuthen; es folgten bald auch andere Anzeigen, welche gleichfalls auf feindselige Absichten deuteten. Diese Leute brachten nämlich den ganzen Tag damit zu, daß sie bald aus dem Walde heraus-, bald wieder in denselben zurückrannten, als ob sie sich übten, Ausfälle auf einen Feind zu thun. Bald schossen sie ihre Pfeile ab, und warfen ihre Wurfspieße in die See gegen das Schiff hin, bald hoben sie wieder ihre Schilde in die Höhe, und schwangen ihre Schwerter in drohenden Geberden gegen uns.

Wir waren unterdeß an Bord des Schiffes auch nicht müßig, sondern suchten Alles zu einem vielleicht unvermeidlichen Gefechte in Bereitschaft zu setzen. Wir

holten zu diesem Behufe die Kanonen herauf, besserten das Tauwerk unserer Masten aus, und brachten noch vor Abend Alles in Ordnung.

Hierauf wollte ich einen Versuch machen, zu erfahren, was doch wol die Gesinnung dieser Leute so plötzlich verändert haben könne? In dieser Absicht ließ ich die Böte wohl bewaffnen und bemannen, und schickte den Lieutenant mit der Friedensflagge, d. i. mit dem wehenden Tischtuche, an einer Stelle ans Land, die von Holz und Gebüschen frei war, doch mit dem ausdrücklichen Befehle, daß weder er, noch einer seiner Leute das Boot verlassen solle.

Als die Indier sahen, daß die Böte sich an den Strand legten, ohne daß Jemand aus denselben herauskommen wollte, trat Einer von ihnen mit einem Bogen und Pfeilen in der Hand aus dem Walde hervor und winkte, daß man hinkommen solle, wo er stand. Allein der Offizier schlug diese Einladung aus, weil er allda nicht einen Bogenschuß weit von dem Hinterhalte gewesen wäre. Er wartete hierauf noch eine Zeit lang; aber da die Indier weiter keinen Schritt thaten, und er ganz und gar kein Mittel fand, in eine freundschaftliche Unterhandlung mit ihnen zu treten, so kehrte er endlich nach dem Schiffe zurück.

Ich beschloß hierauf, nach der obenerwähnten Stadt zurückzusegeln, und zu versuchen, ob ich nicht aus dieser einige Erfrischungen erhalten könnte; aber indem ich mich derselben näherte, wurde die Witterung so rauh und ungestüm, daß ich mich genöthiget sah, die offene See zu suchen. Da ich nun überdas keine Zeit zu verlieren hatte, so richtete ich meinen Lauf nach Westen, damit ich Batavia noch vor Ablauf der guten Jahrszeit erreichen möchte.

Wir erreichten hierauf die Straße zwischen Borneo und Celebes. Hier verursachten heftige Seeströme und Stürme, welche uns unaufhörlich zu kreuzen nöthigten, unserm schon an sich langsam segelnden Schiffe so viel Aufenthalt, daß wir in 14 Tagen nicht mehr als 28 Seemeilen zurücklegten. Unsere Schwäche nahm dabei mit jedem Tage zu, indem von den Wenigen, die noch gesund waren, sich täglich Mehre legten, und von den vielen Kranken auch Mancher dahinstarb. Wir bestrebten uns daher täglich, uns irgendwo dem Lande zu nähern und dann vor Anker zu gehen; aber vergeblich! Wind und Seeströme waren uns immer so zuwider, daß wir weder bei Borneo noch bei Celebes irgend einen Erfrischungsort erreichen konnten.

Der Scharbock hatte um diese Zeit dergestalt um sich gegriffen, daß auch nicht ein Einziger unter uns davon verschont geblieben war. Die Seele litt mit dem Leibe, und eine allgemeine Niedergeschlagenheit blickte nunmehr aus Aller Augen hervor. Ich zweifle, ob jemahls Seefahrer sich in einer kläglichern, gefährlichern Lage gefunden haben, als wir. Schwächlich, krank und sterbend sahen wir das Land täglich vor uns liegen, und konnten es nicht erreichen. Wir hatten mit reißenden Strömen und Stürmen zu kämpfen, welchen wir nicht widerstehen konnten, und doch, so viel uns immer möglich war, zu widerstehen uns bestreben mußten. Wir litten Mangel, und lechzten nach Erquickungen, die wir vor Augen sahen und nicht erreichen konnten. Das Unglück schien Alles, was von Widerwärtigkeiten sich erdenken läßt, an uns erschöpft zu haben, und doch sollten unsere Trübsale noch immer höher steigen.

Es war noch Ein Unglück übrig, welches wir bis jetzt noch nicht erfahren hatten, dieses, von Seeräubern

angefallen zu werden. Auch dieses mußte uns hier begegnen; und damit diese unerwartete Begebenheit desto fürchterlicher sein möchte, so mußte sie sich gerade um Mitternacht in der dicksten Finsterniß ereignen. Der Feind überraschte uns so schnell und unerwartet, daß er uns bereits zu e n t e r n*) suchte, ehe wir noch wußten, daß wir angegriffen würden. Aber gerade das Unerwartete und die Größe dieser neuen Gefahr weckten unsern gesunkenen Muth. Wir schlugen den Seeräuber glücklich ab; und da es hier zum Feuern mit dem groben Geschütze kam, so wirkte das unsrige so nachdrücklich, daß Jener sank, und die armen Elenden, die er an Bord hatte, sämmtlich untergingen. Der Lieutenant und einer meiner Leute waren verwundet, doch glücklicher Weise nicht gefährlich. Dies und einige Verletzungen an unserm Tauwerke, war der einzige Schaden, den wir davon trugen.

Zur Vergrößerung unsers Elends traf nunmehr der Zeitpunkt ein, da der Passatwind, der bis dahin immer aus Osten wehete, sich umsetzte und nun aus Westen zu blasen begann. Von diesem Augenblicke an war es entschieden unmöglich, unsere Reise nach Batavia fortzusetzen, weil uns der Wind nunmehr gerade entgegenblies. Aber die See konnten wir auch nicht länger mehr halten. Denn 13 von unsern Leuten hatten wir begraben, d. i. in die See geworfen; 30 Andere, unter welchen sich alle meine Unteroffiziere befanden, lagen auf den Tod; der Lieutenant und ich waren äußerst schwach und entkräftet, weil wir Tag und Nacht den ganzen Dienst im Schiffe allein versehen mußten. Unsere Natur erlag unter so vielen und langen Wider-

*) Ein Schiff an das andere befestigen.

wärtigkeiten. Das einzige Mittel, welches zur Rettung des Schiffs und unsers Lebens übrig war, bestand darin, daß wir versuchen mußten, ob wir Makassar, eine Stadt und einen Hafen der Holländer auf der Insel Celebes, erreichen könnten.

Nachdem wir vier Wochen lang beinahe mit der Verzweiflung gekämpft hatten, gelang es uns endlich, unserm Ziele näher zu kommen. Wir bekamen die Stadt Makassar zu Gesicht, und da wir uns derselben bis auf einige Meilen genähert hatten, ließen wir die Anker fallen. Dies geschah kurz vor Einbruch der Nacht.

Gegen Mitternacht kam ein Holländer an Bord, den der Statthalter abgeschickt hatte, um sich zu erkundigen, wer wir wären? Da er hörte, daß das Schiff ein Englisches Kriegsschiff sei, schien er darüber bestürzt zu werden, weil ein solches noch niemahls hierher gekommen war. Auch konnte ich ihn nicht bewegen, mit mir in meine Kajüte zu gehn; doch schieden wir, dem Ansehen nach, als gute Freunde von einander.

Mit Anbruch des Tages schickte ich den Lieutenant nach der Stadt, und ersuchte den Statthalter in einem Briefe um Erlaubniß, in den Hafen einlaufen, und uns gegen baare Bezahlung mit Erfrischungen versorgen zu dürfen. Bei seiner Ankunft verlangte derselbe vor den Statthalter geführt zu werden, um ihm den Brief eigenhändig zuzustellen; allein man wollte ihn durchaus nicht ans Land treten lassen; er sah sich daher genöthiget, den Brief hinzuschicken, und in Erwartung einer Antwort, 5 lange Stunden in der schrecklichsten Sonnenhitze, ohne alle Erquickung, in dem Boote zuzubringen. Endlich kam er mit zwei Herren vom Lande zurück, welche mir einen in Holländischer Sprache geschriebenen Brief von ihrem Statthalter überreichten und mir

auf Französisch daraus verdolmetschten: »daß ich mich unverzüglich aus dem Hafen entfernen, auch an keiner andern Stelle der Küste ankern, noch Jemand von meinen Leuten erlauben solle, an irgend einem Orte, der unter seiner Botmäßigkeit stehe, ans Land zu gehn.«

Ehe ich hierauf antwortete, zeigte ich den beiden Herren die Menge meiner Kranken, welche in einer gänzlichen Entkräftung und aus Mangel an irgend einer Erquickung dahinstarben, und der Anblick schien sie zu rühren. Dann berief ich mich auf das allgemeine Recht der Natur, und auf die besondern Verbindungen, welche zwischen der Englischen und Holländischen Völkerschaft damahls Statt hatten; allein ihre Antwort war: daß ihre Herren ihnen nun einmahl unbedingt verboten hätten, irgend ein Schiff, es sei welches es wolle, in diesem Hafen aufzunehmen, und es gezieme ihnen, diesen Befehlen blindlings und ohne Ausnahme zu gehorchen.

Ich versetzte hierauf, daß Leute in unsern Umständen nichts Schlimmeres zu besorgen hätten, als was sie bereits litten, und daß ich daher mit dem ersten günstigen Winde, trotz allen Drohungen und ihrer ganzen Macht, hart an die Stadt hinlaufen und mich daselbst vor Anker legen würde; und sollte ich alsdann nicht im Stande sein, sie zu zwingen, meinem gerechten und von der Noth erpreßten Gesuche Gehör zu geben, so würde ich mit dem Schiffe an ihren Wällen auf den Strand rennen, mein und meiner Leute Leben so theuer als möglich verkaufen, und den entehrenden Vorwurf auf sie bringen, daß sie einen Freund und Bundesgenossen in solche Verzweiflung gestürzt hätten.

Hierüber schienen sie zu erschrecken; denn unsere ganze Lage überzeugte sie, daß ich in Ernst redete. Sie

ersuchten mich daher inständigst, nur so lange auf dieser Stelle zu verharren, bis ich abermahls Antwort vom Statthalter bekommen würde. Hierein willigte ich, doch unter der Bedingung, daß diese Antwort zu einer bestimmten Stunde des morgenden Tages erfolgt sein müsse.

Der Eine dieser Abgeordneten war ein Fähnrich von der Besatzung, Namens le Cerf, der Andere, Herr Douglas, Einer von den Oberbuchhaltern der Holländischen Ostindischen Gesellschaft.

Wir brachten nun den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht in einer mit Unwillen vermischten ängstlichen Erwartung hin. Am folgenden Morgen hatten wir den Verdruß, zu sehn, daß ein paar bewaffnete Schiffe von der Stadt her kamen, und sich in einer kleinen Entfernung von uns rechts und links vor Anker legten. Ich schickte sogleich ein Boot dahin ab, um mit ihnen zu sprechen; allein man wollte auf unsere Fragen keine Antwort geben.

Die festgesetzte Stunde erschien, ohne daß ich vom Statthalter weiter etwas vernommen hatte; ich ging also, meiner Erklärung gemäß, unter Segel, um meine gestrige Drohung wahr zu machen. Die beiden bewaffneten Schiffe lichteten ebenfalls die Anker; doch begnügten sie sich damit, nur unsere Bewegungen zu beobachten und uns zu begleiten.

Nicht lange, so sahen wir ein niedliches Schiff, mit einem Trupp Tonspieler und verschiedenen Herren an Bord, auf uns zueilen. Sie näherten sich, wollten aber nicht eher zu uns kommen, bis wir die Anker wieder gesenkt hätten. Wir senkten sie also, und nun kamen sie an Bord.

Sie bezeigten mir ihr Erstaunen, daß ich unter Segel gegangen wäre, und fragten mich: was ich denn hätte thun wollen? Weder mehr noch weniger, war meine Antwort, als was ich gestern erklärt hätte, weil ich entschlossen wäre, lieber mit allen meinen Leuten in einem rechtmäßigen Gefecht, als durch Schiffbruch, Krankheit und Hunger umzukommen. Sie entschuldigten sich hierauf, daß sie mit der Antwort nicht eher hätten zurückkommen können, und überlieferten mir, nebst einem Schreiben vom Statthalter, einige Lebensmittel, die sie mitgebracht hatten.

In dem Briefe fand ich nun abermahls, zu meinem großen Verdrusse, einen Befehl, den Hafen zu verlassen. Zur Rechtfertigung dieser Unmenschlichkeit berief man sich auf einen Vertrag, den die Ostindische Gesellschaft mit den Königen und Beherrschern des Landes getroffen, und vermöge dessen sie sich anheischig gemacht habe, kein fremdes Schiff in diesem Hafen, oder an irgend einem andern Orte der Insel zu dulden. Die Abgeordneten thaten mir hierauf verschiedene Vorschläge, die ich alle verwarf, weil sie alle meine Abreise zur Bedingung machten. Ich zeigte ihnen zugleich den Leichnam eines meiner Leute, der aus Mangel an Erfrischungen so eben gestorben war, und wiederholte meine Drohung.

Hierauf zogen sie etwas gelindere Saiten auf, und sagten, daß es zwar den ausdrücklichen Befehlen ihrer Obern zuwiderlaufe, uns hier zu dulden, daß sie uns aber gleichwol vergönnen wollten, in eine nicht weit von hier gelegene Bucht einzulaufen, wo wir für unser Schiff hinlänglichen Schutz und für uns selbst Lebensmittel und Erfrischungen finden würden. Hierein willigte ich denn sehr gern, und es wurde verabredet, daß man mich am folgenden Tage dahin führen sollte.

Da ich mein Mißvergnügen ausdruckte, daß ich den Herren nichts, als ein Glas Wein, vorsetzen könne, ließen sie eine sehr niedliche Mahlzeit, die auf ihren Fahrzeugen zubereitet war, an Bord bringen, und wir speiseten hierauf mit einander auf eine sehr vergnügte und freundschaftliche Weise.

Am folgenden Tage erhielt ich die versprochene schriftliche Bestätigung vom Statthalter durch den Herrn le Cerf, der nebst einem Geheimschreiber des Staatsraths und einem Lootsen uns nach Bonthain — so hieß der Ort, wohin wir uns begeben sollten — begleitete.

6.

Aufenthalt zu Bonthain auf der Insel Celebes. Sonderbarer Vorfall daselbst. Abreise nach Batavia, und von da nach England.

Bei meiner Ankunft zu Bonthain besuchte ich zuvörderst den Residenten, Herrn Swellingrabel, welcher gebrochen Englisch redete. Von ihm wurde mir ein Haus für meine Kranken angewiesen, welches nahe am Strande, neben einer mit Schanzpfählen umgebenen kleinen Feste von acht Kanonen lag. Sobald unsere Leute Besitz davon genommen hatten, wurde ihnen eine Wache von 36 Mann, nebst vier Unteroffizieren, alle unter dem Befehle des Fähnrichs le Cerf, gegeben. Keiner von den Unsrigen durfte sich über 90 Fuß weit von diesem Krankenhause entfernen; auch durfte Niemand von den Einwohnern des Landes so nahe zu ihnen kommen, daß er ihnen Etwas hätte verkaufen können. Alles also, was unsere Leute haben wollten, mußte durch die Hände der Holländischen Soldaten gehn, welche diese Anordnungen auf eine schändliche Weise mißbrauchten.

So oft nämlich Einer der Eingebornen Etwas zum Verkaufe brachte, so nahmen sie es ihm weg, und fragten dann erst nach dem Preise. Gemeiniglich erhielt der arme Eigenthümer nur den vierten Theil des Gefoderten. Machte er Einwendungen dagegen, so

schwenkten Jene ihm den Säbel drohend über den Kopf, und mehr bedurfte es gemeiniglich nicht, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachher verkaufte der Soldat Das, was er auf diese Weise an sich gerissen hatte, an die Unsrigen, und zwar mit einem Gewinnste, der oft mehr als 1000 vom Hundert, betrug. Ich beschwerte mich über dieses, für die Eingebornen so grausame und für uns so nachtheilige Verfahren; man gab hierauf den Soldaten zwar einen Verweis, aber mit so geringem Nachdrucke und Erfolge, daß man sich der Vermuthung nicht enthalten konnte, daß der Fähnrich selbst an dem unmäßigen Gewinne unter der Hand Antheil nehme.

Nachdem wir ungefähr zwei Monate hier gelegen hatten, wurde der Fähnrich le Cerf, und bald darauf ein Theil der Holländischen Soldaten nach Makassar zurückberufen. Nicht lange danach ließ der Statthalter sich erkundigen, wann ich nach Batavia absegeln würde? Dies Alles, besonders die Anfrage des Statthalters, befremdete mich sehr; denn dieser wußte ja wol, daß ich eher nicht unter Segel gehen konnte, bis der östliche Passatwind sich wieder eingestellt haben würde. Dies geschieht aber erst im Monat Mai, und wir waren jetzt in den ersten Tagen des Märzmonats.

Einige Tage nachher ereignete sich ein anderer Vorfall, der uns noch bedenklicher vorkam. Unsere Leute bemerkten nämlich, daß zur Nachtzeit ein Kahn sich zu verschiedenen Mahlen unserm Schiffe näherte, und gleich wieder verschwand, sobald die darin befindliche Mannschaft merkte, daß von den Unsrigen sich Jemand rühre. Der Argwohn, der hiedurch bei mir entstand, wurde durch einen an mich gerichteten Brief, den ein Schwarzer von einem Ungenannten brachte, ungemein vergrößert. Damit man aber den Inhalt dieses Briefes verstehen möge, so ist zu wissen, daß die Insel Celebes in verschiedene Kreise getheilt ist, welche verschiedenen inländischen unabhängigen Fürsten oder Königen unterworfen sind. Die Stadt Makassar liegt in einem Kreise gleiches Namens, und der König desselben steht mit den Holländern in Bündniß. Ein anderer Kreis wird von einem Volke bewohnt, welches den Namen

der Bugguesen führt. Des Briefes Inhalt war folgender:

»Die Holländer und der König von Makassar hätten den Anschlag gefaßt, uns aus dem Wege zu räumen; doch würden die Erstern dabei nicht öffentlich thätig sein. Man habe die Ausführung der Meuchelei dem Sohne des Königs aufgetragen, der, außer einem Geschenke, auch die Beute, die er im Schiffe machen würde, dafür zur Belohnung bekommen solle. Dieser Prinz befinde sich deßhalb mit 800 Mann bereits wirklich zu Bonthain. Ein Argwohn, daß wir vielleicht mit den Bugguesen eine Verbindung treffen und die Holländer über kurz oder lang von Celebes verdrängen möchten, sei der Beweggrund zu diesem Anschlage gewesen.«

In wie fern dieser Brief Wahrheit oder Unwahrheit enthielt, konnten wir nicht beurtheilen. Ich glaubte indeß so handeln zu müssen, als wenn ich von der Wahrheit der mir gegebenen Nachricht vollkommen überzeugt gewesen wäre. Ich traf daher sogleich alle mir nöthig scheinende Vertheidigungsanstalten.

Zu den vorbesagten Umständen, welche meinen Argwohn rechtfertigten, kam auch noch dieser, daß der Resident, Herr Swellingrabel, sich gerade um diese Zeit auf 20 Meilen weit entfernt hatte. Ich schickte daher nach der Feste, und verlangte, daß man ihm einen Boten mit der Nachricht senden solle, daß ich über Dinge von der äußersten Wichtigkeit mit ihm zu reden habe. Drei Tage nachher schrieb ich ihm selbst und wiederholte die Bitte um seine schleunige Zurückkunft auf die dringendste Weise; worauf er den folgenden Tag bei uns an Bord kam.

Ich hatte kaum einige Minuten lang mit ihm gesprochen, so wurde ich überzeugt, daß ihm von der ganzen Sache nichts bekannt sein müsse. Er versprach mir indeß, eine genaue Untersuchung anzustellen; ich aber fuhr fort, uns auf jeden Fall in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen.

Nach einigen Tagen berichtete mir Herr Swellingrabel, er habe in Erfahrung gebracht, daß Einer der Prinzen des Königes von Makassar in verstellter

Kleidung wirklich dagewesen sei; aber von den 800 Mann, welche zugleich mit ihm gekommen sein sollten, könne er keine Spur entdecken. Bald hernach erhielt ich ein Schreiben von dem Statthalter, dessen Inhalt, unter vielen feierlichen Verwahrungen gegen die Beschuldigungen des Ungenannten, darauf hinauslief, daß ich den Brief ausliefern möge, damit man den Urheber danach erkennen und zur Verantwortung ziehen könne. Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mich dazu nicht werde verstanden haben.

Wir blieben indeß unangefochten, und gingen endlich, da der östliche Passatwind wieder eingetreten war, den 22sten Mai abermahls unter Segel. Wir hatten uns nun mit Lebensmitteln hinreichend versehen; denn man kann hier Rindfleisch, besonders aber Reiß, Geflügel und Früchte, in Ueberfluß bekommen. Auch giebt es eine Menge wilder Schweine in den Wäldern, die man wohlfeil kaufen kann, weil die Eingebornen, welche Muhamedaner sind, dergleichen nicht essen dürfen. Man versah uns hier auch von Zeit zu Zeit mit Schildkröten, die, eben so wie das Schweinefleisch, ein Leckerbissen sind, den sie selbst nie anrühren. Die hiesigen Ochsen sind von derjenigen Art, welche einen Höcker auf dem Rücken hat. Außerdem zieht man hier auch Pferde, Büffel, Ziegen und Schafe.

Unsere Fahrt von hier nach Java ging glücklich von Statten. Wir vollendeten dieselbe in zehn Tagen, und warfen am elften auf der Rhede von Batavia die Anker aus. Es war indeß hohe Zeit, daß wir hier ankamen; denn während dieser Fahrt ließ das Schiff so viel Wasser ein, daß wir mit zwei Pumpen, woran unaufhörlich gearbeitet wurde, es mit genauer Noth vom Sinken retten konnten.

Des Nachmittags machte ich dem Statthalter meine Aufwartung. Ich beschrieb ihm den Zustand meines Schiffes, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, es hier gehörig ausbessern zu lassen. Seine Antwort war: daß ich mich deßhalb mit einer Bittschrift an den Staatsrath wenden müsse. Ich that dies, und bediente mich darin des Ausdrucks: daß ich hoffe, sie würden mir den Gebrauch der hiesigen nöthigen Werften und Vor-

rathshäuser erlauben. An diesen Ausdruck hatten die Herren sich gestoßen, weil er ihnen nicht ehrerbietig genug zu sein schien.

Ich erhielt hierauf eine Bothschaft zurück, wodurch ich zunächst ersucht wurde, den mir zu Bonthain geschriebenen namenlosen Brief auszuliefern, damit der Urheber desselben zur Strafe gezogen würde. Ich lehnte dieses ab, und als ich mich hierauf nach der Antwort des Staatsraths auf mein Ansuchen erkundigte, erfuhr ich, daß man meinen Ausdruck »ich hoffe« übel bemerkt habe, weil dergleichen Schreiben in Form einer Bittschrift abgefaßt werden müsse. Ich entschuldigte mich deßhalb, mit der Versicherung, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, Jemand zu beleidigen.

Einige Tage darauf erhielt ich abermahls eine Gesandtschaft, von der ich aufgefodert wurde, eine schriftliche Versicherung von mir zu stellen, daß ich die zu Bonthain mir gegebene Nachricht für falsch und verleumderisch hielte. Allein ich hatte meine guten Gründe, auch diese Zumuthung abzulehnen. Es verstrichen hierauf abermahls einige Tage, ohne daß ich auf meinen Brief eine Antwort erhielt; dann wurde mir angezeigt, daß der Staatsrath wider mein Verfahren zu Makassar und wider meine Weigerung, die verlangte Erklärung von mir zu stellen, als gegen eine ihnen zugefügte Beschimpfung und als gegen eine ihrer Völkerschaft angethane Ungerechtigkeit, eine Verwahrung niedergelegt habe. Ich erwiederte hierauf, daß ich mir nicht bewußt sei, irgend Etwas gethan zu haben, welches für die Holländer beleidigend, oder dem Amte, mit welchem ich die Ehre hätte bekleidet zu sein, zuwider wäre, ungeachtet ich nicht glaubte, von dem Statthalter zu Makassar als der Unterthan eines Freundes und Bundesgenossen behandelt zu sein. Ich fügte hinzu, daß, wenn man eine Klage gegen mich habe, man dieselbe vor den König, meinen Herrn, bringen möge, außer dem ich Niemand in der Welt für meinen Richter erkenne.

Da ich auch am folgenden Tage noch immer keine Antwort auf meinen Brief erhielt, so schrieb ich abermahls an den Staatsrath, stellte die großen und dringenden Bedürfnisse meines Schiffes vor, und wiederholte

meine Bitte, worauf ich denn endlich die Erlaubniß erhielt, die nöthigen Ausbesserungen an einem mir dazu angewiesenen Orte vornehmen zu lassen.

Der Statthalter zu Batavia steht zwar im Dienste seines Freistaats, allein er macht in gewissen Stücken mehr Figur, als irgend ein unumschränkter Beherrscher in Europa. So oft er ausfährt, begleitet ihn eine Leibwache zu Pferde, und vor seiner Kutsche gehn zwei Schwarze als Läufer her. Jeder derselben trägt ein langes Spanisches Rohr in der Hand, womit sie nicht nur Platz machen, sondern auch Jeden nachdrücklich züchtigen, der dem Statthalter nicht diejenige Ehrfurcht beweiset, welche von Einheimischen und Fremden, ohne Unterschied des Standes, durchgängig gefodert wird. Wenn ihm z. B. Jemand in einem Wagen begegnet, es sei in der Stadt, oder auf der Landstraße, so ist er nicht nur gehalten, auszuweichen, sondern er muß auch stillhalten, aussteigen und gegen die vorbeifahrende Kutsche des Statthalters eine tiefe Verbeugung machen. Kommt ihm Jemand nachgefahren, so darf er nicht voreilen, sondern muß hinten bleiben, und wären seine Geschäfte auch noch so dringend. Auch die Glieder des Staatsraths, edle Herren genannt, verlangen ähnliche, nur nicht so demüthigende Ehrenbezeigungen. Wer ihnen im Wagen begegnet, der darf zwar nicht aussteigen, aber er ist doch gezwungen, anzuhalten, aufzustehen und eine Verbeugung zu machen. Auch darf man eben so wenig bei ihnen vorbeifahren. Uebrigens läuft vor diesen edlen Herren nur Ein Schwarzer her.

Einige Tage nach meiner Ankunft berichtete mir der Wirth: er habe Befehl, mir anzudeuten, daß mein Wagen eben so gut, als alle andere, anhalten müsse, wenn der Statthalter oder Jemand vom Rathe bei mir vorbeifahre. Ich ersuchte ihn, in meinem Namen zu antworten, daß ich mich zu solchen Förmlichkeiten nie bequemen würde; und da er hierauf etwas von den Stäben der Schwarzen murmelte, so versicherte ich ihm, daß ich wissen würde, wie ich mich in solchem Falle zu verhalten hätte, wobei ich auf meine Pistolen wies, welche eben auf dem Tische lagen. Er ging darauf weg. Nach einigen Stunden kam er wieder und sagte: der

Statthalter lasse mir melden, daß ich es mit den Ehrenbezeigungen halten könne, wie es mir beliebe.

Ich verblieb hier über drei Monate lang. Während dieser Zeit hatte ich nur zweimahl die Ehre, den Statthalter zu sprechen: das erste Mahl, gleich bei meiner Ankunft, auf einem seiner Landhäuser, das andere Mahl in der Stadt, da er eben vor seinem Palaste lustwandelte. Das erste Mahl erwies er mir nicht die Höflichkeit, mir die geringste Erfrischung anzubieten, und das letzte Mahl nöthigte er mich nicht einmahl, in seinen Palast zu treten.

Indeß erzeigte er mir doch einst die Ehre, mich zu einem Gastmahle einladen zu lassen. Ich hatte aber gehört, daß einmahl ein Englischer Befehlshaber bei einer ähnlichen Gelegenheit erfuhr, er müsse die Mitglieder des Staatsraths über sich sitzen lassen, worauf er alsobald den Saal verließ und von den sämmtlichen Offizieren seines Geschwaders begleitet wurde. Um nun nicht in den nämlichen Fall zu gerathen, ließ ich mich, bevor ich die Einladung annahm, erst nach dem Platze erkundigen, der mir angewiesen werden würde; und da es sich fand, daß man mir den Rang vor den Mitgliedern des Staatsraths nicht verwilligen könne, so lehnte ich die ganze Sache ab. Ich bitte die Leser, hiebei zu bedenken, daß es mir nicht um meine eigne Ehre, sondern um die Ehre eines Englischen Befehlshabers zu thun war.

Am 15ten des Herbstmonats 1768, da unser altes Schiff so gut als möglich wieder ausgebessert war, gingen wir von neuen unter Segel, und langten den 28sten des Reifmonats bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo wir bis zum 6ten Jänner 1769 liegen blieben. Von da setzten wir unsern Lauf nach Europa fort, und hatten darauf, ohne anderweitige merkwürdige Vorfälle zu erleben, am 20sten März die Freude, uns wieder in unserm Vaterlande, und zwar zu Spithead, vor Anker zu sehen, nachdem wir beinahe drei Jahre abwesend gewesen waren.



